This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

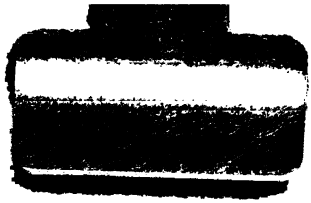
UC-NRLF
$B 14 571

Gabriel & Supprian

Goldener Hausschatz.

Ein deutsches Lesebuch
mit
Bildern.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.
GIFT OF
Dr. Litman
854
Class G118



LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Karl der Große auf der Jagd.

Goldener Hausschatz.

Ein deutsches Lesebuch mit Bildern.

Herausgegeben

von

H. Gabriel und **K. Supprian.**

Bielefeld und **Leipzig.**

Verlag von Velhagen & Klasing.

1880.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Inhaltsverzeichnis.

Ein Stern (*) neben der Nummer bezeichnet Gedichte.

Nr.		Seite
1.	*Das walte Gott. . . Betichius.	1
2.	Mit Gott! . . . . . Colshorn.	1
3.	Deutsche Treue. . . . . Luther.	2
4.	Wie es um Christi Geburt in einem deutschen Hause ausgesehen hat. Runkwitz.	2
5.	Die Hermannsschlacht. Nach Duller u. Pierson.	4
6.	Der hörnerne Siegfried. Heldensage. — Nach dem Volksbuch.	8
7.	Der Zaunkönig und der Bär. Märchen. Brüder Grimm.	12
8.	Der Bär. . . . . R. Meyer.	14
9.	Vom Kranich und Wolfe. Fabel. Luther nach Aesop.	16
10.	Der Wolf auf dem Todbette. Fabel. Lessing nach Aesop.	16
11.	*Die Stufenleiter. . . . . Pfeffel.	17
12.	*Aus „Reineke Fuchs". Uebertr. von Soltau.	17
13.	Der Fuchs. . . . . Masius.	20
14.	*Ochs und Esel. . . . . Pfeffel.	24
15.	Bonifacius. . . . . Klopp.	25
16.	*Der gerettete Jüngling. . Herder.	28
17.	Muhamed und seine Religion. Nach Welter.	29
18.	*Pipin der Kurze. . . . . Baur.	31
19.	Karl der Große. Nach Einhart u. Schröder.	32
20.	*Roland Schildträger. . . Uhland.	35
21.	*Wie Kaiser Karl Schulvisitation hielt. . . . . Gerok.	37
22.	Die feuerspeienden Berge. Nach Jubitz.	38
23.	Der Ausbruch des Vesuv 1868. Nach Börnstein.	40
24.	Kaiser Heinrich I. . . Nach Becker.	43
25.	Seltsamer Spazierritt. . Hebel.	46
26.	Von der Stadtmaus und Feldmaus. Fabel. Luther nach Aesop.	46
27.	*Die Kaiserwahl. . . . . Uhland.	47
28.	*Künftiger Fr[illegible]. . . Uhland.	48
29.	*Hoffnung. . . . . Geibel.	48
30.	*Die Frösche. . . . . Goethe.	49
31.	*Wanderlust. . . . . Geibel.	49
32.	Der Bote im Junius. . Claudius.	49
33.	*Sommergesang. . . . . Gerhardt.	50
34.	*Einkehr. . . . . Uhland.	50
35.	*Winterlied. . . . . Krummacher.	51
36.	*Nußsäcklein . . . . . Güll.	51
37.	*Ein Lied hinterm Ofen zu singen. Claudius.	51
38.	Jerusalem. Berthelt nach Schulz, Plitt u. A.	52
39.	*Schwäbische Kunde. . . . Uhland.	54
40.	Die Karawanen der Sahara. Nach d. Lesb. v. Bumüller u. Schuster.	55
41.	Aegyptische Bauwerke. . . Welter.	58
42.	Die Eidechsen. . . . . Hebel.	60
43.	Der Strauß. . . . Dr. K. Vogel.	63
44.	Der Löwe. . . . . Brehm.	65
45.	*Der Handschuh. . . . . Schiller.	69
46.	Der sterbende Löwe. . . . Lessing.	70
47.	*Barbarossa. . . . . Rückert.	71
48.	Ritterleben. . . . . Welter. 1. Erziehung eines Ritterknaben. 2. Die Turniere.	72 73
49.	*Die Rache. . . . . Uhland.	75
50.	*Der Schenk von Limburg. Uhland.	75
51.	Der hart geschmiedete Landgraf. . . Sage. Brüder Grimm.	76

172887

Nr.		Seite
52.	Landgraf Ludwig der Eiserne baut eine Mauer. Sage. Brüder **Grimm.**	77
53.	*Der treue Eckart. . . . **Goethe.**	78
54.	*Erlkönig. . . . . **Goethe.**	79
55.	*Der wilde Jäger. . . . **Bürger.**	79
56.	*Das Riesen-Spielzeug. **Chamisso.**	82
57.	Die Wartburg im 13. Jahrhundert. Nach **Lechstein.**	83
58.	*Der Sänger. . . . . **Goethe.**	85
59.	*Der Kampf mit d. Drachen. **Schiller.**	85
60.	Der Dom zu Köln. **Hästers'** Lesеb.	88
61.	*Willegis. . . . . **Kopisch.**	91
62.	*Lorelei. . . . . **Heine.**	91
63.	*Der Graf von Habsburg. **Schiller.**	92
64.	Rudolf von Habsburg. . . **Stacke.**	94
65.	*Schützenlied. . . . . **Schiller.**	97
66.	Wilhelm Tell. . . Sage. **Bäßler.**	98
67.	Der Gemsenjäger. . . . . **Rösselt.**	99
68.	Alpenwirthschaft. Nach **Bumüller** u. **Schacht.**	103
69.	Die deutschen Nordseemarschen. . . . . **Kohl.**	105
70.	*Der frohe Wandersmann. **Eichendorff.**	107
71.	*Reisesprüchlein. . . **Moscherosch.**	107
72.	Frisch gewagt ist halb gewonnen. **Hebel.**	107
73.	Columbus. . . . . Nach **Gude.**	107
74.	Die Indianer der Prairien. **K. Andree.**	110
75.	Der Affe. Nach **Curtman, Walter** u. **Martius.**	113
76.	Das Ei des Columbus. **Heinsius.**	116
77.	Macht des Gebets. **Flieg. Blätter** a. d. Rauhen Hause.	116
78.	Der Elefant. Nach **Grube** u. **Brehm.**	117
79.	Der Tiger. . . . . **Brehm.**	120
80.	China. . . . . Nach **Daniel.**	125
81.	Buch und Schrift. . . **Kl. Harms.**	127
82.	Gutenberg, der Erfinder der Buchdruckerkunst. . Nach **Kiernatzki.**	129
83.	Nürnberg, eine alte deutsche Stadt. Nach **Meyer.**	131
84.	*Morgenlied. (Pförtnerlied.) **Schiller.**	134
85.	Die Glieder des Leibes. **Campe.**	134
86.	*Sprüche. . . . . **Rückert.**	135
87.	Undank ist der Welt Lohn. **Melanchthon.**	135
88.	*Wächterruf. . . . . Nach **Hebel.**	136
89.	*Der reichste Fürst. . . . **Kerner.**	137
90.	Luther auf dem Reichstage zu Worms 1521. . . **K. A. Hase.**	137
91.	Vom Worte Gottes. . . **Luther.**	141
92.	*Wohl dem, der den Herrn fürchtet. **Luther.**	141
93.	Segen und Unsegen eines Hauses. . . . . **Pestalozzi.**	142
94.	*Eine Frage. (Alemannisch und Hochdeutsch.) . . . . . **Hebel.**	143
95.	Von den Vögeln und Blumen. **Luther.**	144
96.	Bauerngedanken über Gottes Vorsorge. . . . . **Möser.**	146
97.	*Der Liebe Dauer. . **Freiligrath.**	147
98.	*Sprüche. . . . . **Luther.**	147
99.	*Die fromme Magd. **Ringwaldt.**	147
100.	*Beruf des Weibes. . . **Goethe.**	148
101.	*Trost. . . . . **Fouqué.**	148
102.	*Dr. Luther bei dem Tode seines Lenchen. . . . **Sturm.**	148
103.	*Es ist ein Schnitter, der heißt Tod. . . . . **Volkslied.**	150
104.	Das Todtenhemdchen. Märchen. Brüder **Grimm.**	150
105.	*Aussprüche über die Auferstehung. **Luther.**	150
106.	*Morgengebet. . . . **Eichendorff.**	151
107.	*Aus dem Wald. . . . **Geibel.**	151
108.	Der Specht. . . . . **Wagner.**	152
109.	*Ich geh' durch einen grasgrünen Wald. **Volkslied** u. **Kletke.**	154
110.	Betrachtung über ein Vogelnest. **Hebel.**	154
111.	Die Vögel. . . . . **Lenz.**	156
112.	*Heidenröslein. . . . **Goethe.**	159
113.	Der Hirsch. . . . . **Lenz.**	159
114.	*Johannes Kant. . . . **Schwab.**	161
115.	Herr Baron von Münchhausen erzählt einige Jagdgeschichten. (**Raspe.**)	163
116.	*Der Jäger Abschied. **Eichendorff.**	164
117.	Die deutsche Hansa. . . **Jerrer.**	164
118.	Der Walfisch. . Nach **Cantabich, Zimmermann** u. **Brehm.**	165

Nr.		Seite
119.	Der Lappländer und das Rennthier. . . . . Mügge.	169
120.	Die Hunde auf Kamtschatka. Grube.	171
121.	Der Eisbär. Nach Curtman, Walter u. Brehm.	174
122.	Herr Baron von Münchhausen erzählt einige Reise- und Reitergeschichten. . . . . (Raspe.)	175
123.	*Der Bauer u. sein Sohn. Gellert.	176
124.	Kurzweilige Fragen. Volksthümlich.	178
125.	*Reiters Morgengesang. . Hauff.	179
126.	Aus dem dreißigjährigen Kriege. Kohlrausch.	
	1. Das Lager bei Nürnberg.	179
	2. Die Schlacht bei Lützen 1632.	180
127.	*Der gute Kamerad. . . Uhland.	183
128.	*Zu Straßburg auf der Schanz. Volkslied.	183
129.	Wann die Noth am größten, ist Gott am nächsten. Stern nach Barth.	184
130.	*Danklied für den Frieden (1648). Gerhardt.	186
131.	*Sprüche. . . . . Logau.	186
132.	Die Stammburg Hohenzollern. A. d. Lesebuch v. Böckler u. Fritze.	186
133.	Der große Kurfürst v. Brandenburg.	
	1. Das Standbild. Leseb. v. Wetzel.	188
	2. Lebensbild. . . . Deinhardt.	189
134.	Von der Fruchtbarkeit u. schnellen Verbreitung der Pflanzen. Hebel.	191
135.	Die Obstbaumzucht. Nach Grünewald u. Bodenmüller.	193
136.	Der Maikäfer. . . . . Lüben.	196
137.	*Räthsel. . . . . Schiller.	198
138.	Ein Brief über einen Regen. Nach G. Jahn.	198
139.	*Der Szekler Landtag. Chamisso.	199
140.	*Räthsel. . . . . Schiller.	200
141.	Predigt der Garben. . Kl. Harms.	201
142.	*Das Gewitter. . . . . Schwab.	202
143.	*Das Hafermus. . . Nach Hebel.	202
144.	*Der Wanderer in der Sägemühle. Kerner.	204
145.	Der Maulwurf. . . . . Hebel.	205
146.	Die Wohlthaten. . . . Lessing.	206
147.	*Räthsel. . . . . Hebel.	206
148.	Die Bienen. . . Nach Conscience.	206
149.	*Die Milchfrau. . . . . Gleim.	208
150.	Thörichtes Murren. Lesebuch für hessische Volksschulen.	209
151.	Es ist nicht alles Gold, was glänzt. Hebel.	211
152.	*Abendlied. . . . . Claudius.	211
153.	*Räthsel. . . . . Hebel.	212
154.	Herr Baron von Münchhausen erzählt einige Begebenheiten aus seinem Leben. . . . . (Raspe.)	212
155.	*Die Tabakspfeife. . . . Pfeffel.	213
156.	Peter Paasch in den Händen der Türken. . . . . L. Harms.	214
157.	Das Hallische Waisenhaus. N. d. würtemb. Leseb.	215
158.	*Freundschaft. . . . . Dach.	218
159.	*Sprüche. . . . . Schiller.	219
160.	*Johanna Sebus. . . . Goethe.	219
161.	*Das Lied vom braven Mann. Bürger.	220
162.	*Das treue Herz. . . Flemming.	221
163.	*Der Postillon. . . . . Lenau.	221
164.	Schulprüfung König Friedrich Wilhelms I. . . . Nach Hilti.	222
165.	Nützliche Lehre. . . . Hebel.	226
166.	Wo nichts ist, kommt nichts hin. Was nicht ist, das kann werden. . . . . Hebel.	227
167.	*Zimmerspruch. . . . . Uhland.	227
168.	Selber essen macht fett. . Hebel.	227
169.	Altes Gold. . . W. O. v. Horn.	227
170.	*Der Schatzgräber. . . . Goethe.	228
171.	Der rechte Steuermann. Caspari.	229
172.	*Die alte Waschfrau. . Chamisso.	230
173.	Kannitverstan. . . . . Hebel.	230
174.	Die Schlacht bei Roßbach 1757. Archenholtz.	232
175.	*Der Choral von Leuthen. Besser.	234
176.	*Der alte Zieten. . . . Fontane.	235
177.	Die Cantons-Revision. Rochow.	236
178.	Es war nicht das meinige. Caspari.	236
179.	Anekdoten v. Friedrich dem Großen. 1. Frühaufstehen. 2. Der alte Zieten. 3. Das Tedeum.	236
180.	König Friedrich u. sein Nachbar. . . . . Hebel.	238
181.	Ein guter Sohn, der im Glücke u. s. w. . . Pustkuchen-Glanzow.	239

Nr.		Seite
182.	Die Krönung. . . . **Glaubrecht.**	239
183.	Belehrung über das Wetterglas. **Hebel.**	242
184.	Der Wettermacher. . . . **Hebel.**	244
185.	Betrachtungen über das Weltgebäude. . . . . **Hebel.**	
	1. Die Erde und die Sonne.	245
	2. Der Mond.	248
186.	*Zwei Räthsel. . . . . **Schiller.**	250
187.	Wie es Oberlin mit den arbeitsscheuen Bettlern gemacht hat. . . . . **Stöber.**	251
188.	Der Straßenbau im Steinthal. **Schubert.**	252
189.	Einmal ist keinmal. . . . **Hebel.**	253
190.	Geiz ist die Wurzel alles Uebels. . . . . **Ahlfeld.**	253
191.	Der Schneider in Pensa. **Hebel.**	254
192.	*Bürgerliches Leben. (A. d. Liede v. d. Glocke) **Schiller.**	257
193.	*Der Aufruhr. (A. d. Liede v. d. Glocke) **Schiller.**	258
194.	Friedrich Wilhelm III. u. Luise. Nach **Adami.**	259
195.	*Scheiden. . . . **Feuchtersleben.**	261
196.	*Trost für mancherlei Thränen. **Overbeck.**	261
197.	*Segen der Trübsal. . . **Goethe.**	262
198.	*Wandrers Nachtlied. — Ein Gleiches. . . . . **Goethe.**	262
199.	*Die Feuersbrunst. (A. d. Liede v. d. Glocke) **Schiller.**	262
200.	*Der Tod der Mutter. (A. d. Liede v. d. Glocke) **Schiller.**	263
201.	*Bei dem Grabe meines Vaters. **Claudius.**	263
202.	*Wenn du noch eine Mutter hast.	263
203.	*Die Kreuzschau. . . . **Chamisso.**	264
204.	*Die Auferstehung. . . **Klopstock.**	265
205.	Jena und Tilsit . . . . **Stacke.**	265
206.	*Treue. . . . . **Novalis.**	267
207.	Preußens Erneuerung. Nach **Pertz** u. **L. Hahn.**	267
208.	Von Soldatenehre. . . . **Arndt.**	270
209.	*Deutscher Trost. . . . . **Arndt.**	270
210.	Von Freiheit und Vaterland. **Arndt.**	270
211.	*Des Sängers Fluch. . **Uhland.**	271
212.	*Belsazar. . . . . **Heine.**	272
213.	*Lied zur Einsegnung des preuß. Freicorps 1813. . . . **Körner.**	273
214.	*Soldaten-Morgenlied. **Schenkendorf.**	274
215.	Die Völkerschlacht b. Leipzig. 18. u. 19. Oktober 1813. Nach **Kohlrausch.**	274
216.	*Das Lied vom Feldmarschall. **Arndt.**	279
217.	*Blücher am Rhein. . . **Kopisch.**	280
218.	Die Schlacht b. Belle-Alliance. Nach **Varnhagen v. Ense.**	280
219.	*Ein Wort vom alten Blücher. **Heskiel.**	284
220.	*Dem Könige. . . . . **Harries.**	284
221.	*Frühlingsgruß an das Vaterland. 1814. . . . . **Schenkendorf.**	285
222.	*Der Wegweiser. . . . **Hebel.**	286
223.	Der Wirth muß vorauf. **Möser.**	286
224.	Unterschied zwischen Sparsamkeit und Geiz. **Rochow.**	287
225.	Bescheidene Ehrlichkeit. **Glaubrecht.**	288
226.	*Der alte Landmann. **Hölty.**	289
227.	*Der Prozeß. . . . . **Gellert.**	289
228.	*Aufgelöste Räthselfragen. **Rückert.**	290
229.	*Gelübde. . . . . **Maßmann**	291
230.	*Das Lied der Deutschen. **Hoffmann v. Fallersleben.**	292
231.	*Die Muttersprache. **Schenkendorf.**	292
232.	*Min Moderspraak. (Ditmarsisch u. Hochdeutsch.) . . . **Groth.**	292
233.	*Das Schifflein. . . . **Uhland.**	293
234.	Friedrich Wilhelm IV. Nach **Pierson** u. **Stacke.**	293
235.	Hamburg. . . . . **Thomas.**	296
236.	Das Seeschiff. . Nach **Wollner.**	298
237.	*Der Lotse. . . **L. Giesebrecht.**	301
238.	Die Meerestiefe. Nach **Fr. Körner.**	302
239.	*Abschied von der Heimat. **Disselhoff.**	304
240.	*Die Auswanderer. **Freiligrath.**	305
241.	Ein Gesang über den Wassern. **Schöler** i. d. Hunsrücker Chronik.	305
242.	Der deutsche Auswanderer im fernen Westen. . . Nach **Gerstäcker.**	307

Nr.		Seite
243.	Die Baumwolle. Buch der Erfindungen.	309
244.	London. . . . . Nach Daniel.	311
245.	Brief eines preußischen Soldaten an seinen Vater. . . Auerbach.	313
246.	Um Schleswig-Holstein 1864. Nach Bender.	316
247.	Die Schlacht von Königgrätz 1866. Bender.	317
248.	Berlin. . . . . Nach Daniel.	321
249.	Eine Grubenfahrt in Clausthal am Harz. . Grube nach Düval.	323
250.	*Räthsel. . . . . Schiller.	326
251.	Das Eisen, seine Gewinnung und Verarbeitung. Nach Bücker.	
	1. Gewinnung des Roheisens auf dem Hochofen.	326
	2. Verwendung des Gußeisens.	327
	3. Gewinnung des Schmiedeeisens.	328
	4. Bereitung des Gußstahls. . .	328
	5. Walzen der Eisenbahnschienen.	330
252.	Die Eisenbahn. . Nach Thomas.	331
253.	Das Dampfschiff. . Nach Thomas.	335
254.	*Sonntagsfrühe. . . . . Hebel.	339
255.	Sonntagsfeier. . . Grenzboten.	340
256.	*Schäfers Sonntagslied. Uhland.	341
257.	Du sollst den Feiertag heiligen. Flieg. Blätter a. d. Rauhen Hause.	341
258.	*Der 19. Juli 1870. . Hesekiel.	342
259.	*Die Wacht am Rhein. Schneckenburger.	343
260.	Die Schlacht von Gravelotte am 18. August 1870. . . . Stacke.	344
261.	Die Schlacht bei Sedan. 1870. Brief des Königs Wilhelm.	347
262.	Der Telegraph. Nach Crüger u. A.	349
263.	Napoleon und Bismarck nach der Schlacht von Sedan. Brief Bismarcks.	352
264.	*O Straßburg. . . . Volkslied.	354
265.	Der Luftballon. . Nach Thomas.	355
266.	Der Kaisertag in Versailles. Nach R. König.	357
267.	*Barbarossa. . . . . Quandt.	360
268.	Unter dem rothen Kreuz. Nach R. König.	361
269.	Einiges vom Bau des menschl. Körpers und von der Pflege desselben. . Nach Prof. Bock u. a.	
	1. Das Knochengerüst.	363
	2. Die Muskeln.	363
	3. Die Blutgefäße.	364
	4. Die Lungen.	365
	5. Die Verdauung.	367
	6. Die Sinneswerkzeuge. . .	370
270.	Lebensregel. . . . . Luther	371
271.	*Sprüche. . . . . Goethe.	371
272.	*Hoffnung. . . . . Schiller.	372
273.	Wanderung ins Leben. W. O. v. Horn.	372
274.	Des Vaters Vermächtnis. Claudius.	373
275.	*Abschiedsworte eines Vaters an seinen Sohn. . . . . Sturm.	374
Anhang	I. Sprichwörter.	375
Anhang	II. Einige nützliche Vorlagen und Formulare.	
	1. Vorlagen zu Brief-Adressen.	389
	2. Rechnung, Quittung, Schuldschein.	390
	3. Kontrakt, Zeugnis.	391
	4. Ein Blatt aus dem Wirthschaftsbuche e. Arbeiterfamilie.	391

Auflösung der Räthsel.

137 Der Pflug. 140. Der Regenbogen. 147. Der Bienenstock. 153. Das Bett. 186. Das Weltgebäude. — Der Mond und die Sterne. 250. Der Funke.

Beantwortung der Fragen Nr. 124.

38. Die Nägel in den Stiefeln haben. 3. In die Suppe. 36. Unter freiem Himmel. 5. Den linken Handschuh auf die rechte Hand ziehen. 34. Bis zur Mitte, dann

geht er wieder hinaus. 7. Ins dreizehnte. 32. Der Seiler. 9. Der öfter fährt. 30. Das Wörtlein und. 11. Weil es mehr weiße gibt. 28. Die Störchin. 13. Eins. 26. Weil man es größer bäckt. 15. Wenn er Federn hätte, würde man ihn rupfen. 24. Die kleinsten. 17. Der Frühling, weil da der Salat schießt und die Bäume ausschlagen. 22. Eine Grube. 19. Im Februar. 20. Betrübnisse und Gefängnisse. 41. Die Gurke ist eingemacht und der Satz ist ausgemacht. 1. Der Bote. 40. Der Bettelstab. 2. Beim Stiel. 39. Eine Lüge. 4. Seines Gleichen. 37. Sie brennen beide kürzer. 6. Wäre er bei ihnen gewesen, so hätte er es ihnen mündlich sagen können. 35. Wenn die Hunde ihn beißen. 8. Man sitzt nicht, man geht. 33. Das Kalb. 10. Die die kürzesten Tage haben. 31. Der andere ist mein Vater. 12. Weil er Zehen an den Füßen hat. 29. Damit sie dieselben aufsetzen. 14. Der letzte nimmt seines sammt der Schüssel. 27. Der zweite. 16. Weil es ihre Voreltern auch gern gefressen haben. 25. Man muß zween Säcke über einander ziehen und den innersten füllen. 18. Ich mache eine Faust aus der Hand. 23. Der Stockfisch, denn der Kopf ist in Holland und der Leib gar weit davon. 21. Ueber ein gutes Gewissen geht nichts und über einen gesunden Leib geht die Haut.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

1. Das walte Gott!

(Betichius.)

Das walte Gott, der helfen kann!
Mit Gott fang' ich mein' Arbeit an;
mit Gott nur geht es glücklich fort;
drum ist auch dies mein erstes Wort:
Das walte Gott!

All' mein Beginnen, Thun und Werk
erfordert Gottes Kraft und Stärk';
mein Herz sucht Gottes Angesicht;
drum auch mein Mund mit Freuden spricht:
Das walte Gott!

Er kann mich segnen früh und spat,
bis all' mein Thun ein Ende hat;
er gibt und nimmt, macht's wie er will;
drum sprech' ich auch fein in der Still':
Das walte Gott!

2. Mit Gott!

(Colshorn.)

Ich weiß zwei Wörtlein; wenn die in deinem Herzen wohnen für und für, so hast du Ruh' im Leben, Trost am Grabe und Hoffnung über das Grab hinaus. Die beiden Wörtlein heißen: „Mit Gott!"

Mit Gott steh auf, so wird der Tag ins Buch des Lebens geschrieben; mit Gott schlaf ein, so schlummerst du sanft und kummerlos. Mit Gott zur Schule, so lernst du Worte des Lebens. Mit Gott in die Fremde, so kehrst du fröhlich und wohlbehalten heim. Mit Gott fang an, so gelingt dein Werk; mit Gott hör auf, so folgt es dereinst dir nach. Mit Gott in Freuden, so sind sie dir doppelt und ewig süß; mit Gott in Leiden, so sind sie ertragbar und segensreich. Mit Gott in den Tod, so wird er ein friedlicher Heimgang zum Vater; mit Gott ins Grab, so ruhst du im Herrn bis zur fröhlichen Auferstehung.

3. Deutsche Treue.

(Luther.)

Uns Deutsche hat keine Tugend so hoch gerühmt und (wie ich glaube) bisher so hoch erhoben und erhalten, als daß man uns für treue, wahrhaftige, beständige Leute gehalten hat, die da haben Ja — ja, Nein — nein lassen sein, wie des viel Historien und Bücher Zeugen sind. Wir Deutschen haben noch ein Fünklein (Gott woll's erhalten und anblasen) von derselben alten Tugend, nämlich, daß wir uns doch ein wenig schämen und nicht gern Lügner heißen, nicht dazu lachen, wie die Welschen und Griechen, oder einen Scherz daraus treiben. Und obwohl die welsche und griechische Unart einreißt (Gott erbarm's!), so ist dennoch gleichwohl noch das übrig bei uns, daß kein ernster, greulicher Scheltwort jemand reden oder hören kann, denn so er einen Lügner schilt oder gescholten wird. Und mich dünkt, daß kein schädlicher Laster auf Erden sei, denn Lügen und Untreu' beweisen, welches alle Gemeinschaft der Menschen zertrennt. Denn Lügen und Untreue zertrennt erstlich die Herzen; wenn die Herzen zertrennt sind, so gehen die Hände auch von einander; wenn die Hände von einander sind, was kann man da thun oder schaffen? Wenn Kaufleute einander nicht Glauben halten, so fällt der Markt zu Grunde. Wenn Mann und Weib einander nicht treu sind, so läuft sie hinten aus, der Mann vorn aus, und geht, wie jener sagt: Wehre, liebe Else, wehre, daß wir reich werden; zerbrich du Krüge, so zerbreche ich Töpfe. Wenn ein Bürgermeister, Fürst, König nicht Geleit treulich hält, da muß die Stadt verderben, Land und Leute untergehen. Darum ist auch im welschen Lande solch schändlich Trennen, Zwietracht, Unglück. Denn wo Treue und Glaube aufhöret, da muß das Regiment auch ein Ende haben. Christus helfe uns Deutschen.

4. Wie es um Christi Geburt in einem deutschen Hause ausgesehen hat.

(Runkwitz.)

Mitten im weiten Walde steht ein Haus, es ist das einzige auf eine halbe Stunde im Umkreise; denn den alten Deutschen war nichts mehr zuwider, als das Leben in den Städten, sie nannten diese große Gefängnisse und verglichen sie mit Höhlen, welche mit Netzen umstellt wären. Das Haus ist aus Baumstämmen gebaut, die Fugen sind mit Moos ausgestopft und mit Lehm verklebt; die vordere Seite, an welcher sich die Thür befindet, ist mit verschiedenen Arten glänzender Erde bestrichen, so daß sie von weitem sich ausnimmt, als wäre sie mit den schönsten Farben bemalt. Rings um das Haus herum liegen die Felder; ein Theil derselben ist mit Gerste, der andere mit Hafer bestellt. Eben ist ein Knecht beschäftigt, einen Acker zu pflügen. Zwei starke Ochsen sind an einen Balken ohne Räder gespannt; an dessen unterem Ende ist mit Riemen die Pflugschar befestigt, ein Stein, welcher in seiner Gestalt einige Aehnlichkeit mit der eisernen Schar hat, die heutigen Tages unsere Bauern brauchen. Hinter den Feldern ziehen sich tief in den Wald hinein schöne Wiesen, auf denen Herden von starken Pferden und guten Rindern weiden.

Treten wir in das Haus hinein. Es ist ein einziger Raum ohne Zwischenwände und Unterschiede, mit dem Strohdache als Decke und der festgetretenen Erde als Fußboden, weit genug, den Hausherrn mit Weib und Kindern, Knechten und Mägden und den Hausthieren zu beherbergen, welche die Lust anwandelt, einmal zu sehen, wie es in einem Hause geht und steht. Unter

den Bewohnern fällt uns zuerst die Frau des Hauses in die Augen. Sie ist eine große, stattliche Gestalt mit glänzenden blauen Augen, weißer Hautfarbe und rothen Backen; ihr goldgelbes Haar fällt lose bis über die Hüften herunter. Sie ist leicht kenntlich an ihrem leinenen Kleide, das mit bunten Bändern und mit Purpurstreifen geziert ist. Vor acht Tagen erst war der Händler aus Italien da und hat ihr für ein paar Knechte etliche Ellen dieses kostbaren Zeuges abgelassen. Sie zankt eine der Mägde aus, daß sie nicht auf das Feuer, das mitten im Hause auf einem großen Steine zu brennen pflegt, Acht gehabt hat und dieses nun ausgelöscht ist. Sogleich springt die Magd nach dem Feuerzeuge; es ist ein eichenes, in der Mitte mit einem Loche versehenes Brett, an dem an einem Bastfaden ein Aspenpflock hängt. Die Magd versteht, was ihres Amtes ist. Sie steckt den Pflock in das Loch und dreht ihn vermittelst des Fadens rasch um. Nach einer mühsamen Arbeit von ein bis zwei Stunden bildet sich durch die Reibung Kohlenpulver, das zuletzt glühend wird. Sie fängt die Funken mit einem Stücke Feuerschwamm auf und steckt diesen in ein Büschel Stroh, welches sie durch Blasen und Schwingen in Brand setzt. Die auflodernde Flamme erfüllt das Haus mit Rauch; doch kümmert dies die Leute nicht; sie sind daran gewöhnt.

Am wenigsten lassen sich durch ihn die vier oder fünf Männer stören, welche um eine ungeheure, auf gewaltigen Klötzen ruhende Steinplatte herumsitzen. Es sind mächtige Gestalten. Ihren blitzenden Augen und gebräunten Gesichtern merkt man es an, daß sie keinen Feind fürchten und weder Wind noch Wetter scheuen. Sie sind nackt bis auf ein Bären- oder Wolfsfell, das ihnen als Mantel dient und am Halse durch einen fingerlangen Dorn des Schlehenstrauches oder des wilden Zwetschenbaumes zusammengehalten wird. Wäre das menschliche Antlitz nicht, und nicht die menschliche Stimme und das volle, strohgelbe Haar, das bis über den halben Rücken herunter hängt, so könntest du leicht auf den Gedanken kommen, du wärest in einer Gesellschaft wilder Thiere; denn statt der Mützen haben die einen Kopfhäute von Bären auf, und von den Häuptern der andern grinsen dich weit aufgespannte Wolfsrachen an, oder neigen sich drohend die Hörner des Auerochsen nach dir hin. Jedem der Männer zur Linken lehnt sein Schild, er ist mannshoch und aus Weidenruthen geflochten; zur Rechten steckt der Spieß im Fußboden. Was die Männer treiben, kannst du aus den Würfeln sehen, welche bald aus der einen, bald aus der andern Faust über den steinernen Tisch dahin rollen: sie spielen. Und was ist der Preis, um den es sich handelt? Nicht Geld; denn du hättest damals das Land auf viele Meilen im Umkreise durchlaufen können, du hättest nicht die kleinste Münze gefunden und hätte sie auch nur den Werth eines Pfennigs gehabt. Die Männer spielen um ihre Pferde und Rinder, und wenn diese verloren sind, um ihre Knechte und Mägde; sind diese hin, um ihre Kinder und ihr Weib, und zuletzt setzen sie selbst ihre eigene Person auf einen Wurf ihrer Hand. Siehe, jetzt wäre beinahe der Mann mit der Hörnermütze der Sklave seines Nachbarn zur Linken geworden; ein Glück für ihn, daß der Wurf nicht galt, weil der Würfel an dem Fuße eines der Hörner, welche auf dem Tische stehen, zurückprallte. Diese sind Hörner des Wisent oder Wildstieres, sie werden als Trinkgefäße gebraucht. Ein Knecht, von den übrigen leicht durch die kurzen verschnittenen Haare zu unterscheiden, hat volle Arbeit, um die Trinkhörner mit einem aus Gerste und Hafer gebrauten und mit Eichenrinde gewürzten Biere wieder und immer wieder zu füllen.

Das Spiel ist zu Ende, aber die Männer bleiben sitzen, um zu essen. Eine der Mägde trägt eine große thönerne Schüssel mit Hafermus auf; das Hauptgericht sind die Keulen eines ungeheuren Bären. Gestern haben ihn die Männer erlegt, nachdem sie über Berg und Thal seiner Fährte stundenlang nachgegangen waren. Eben jetzt ist der leckere Braten durch etliche Knechte zubereitet worden; an großen Holzspießen haben sie am hellen Feuer die großen Stücke hin und her gewendet, das herunter tröpfelnde Fett mit Birkenschale aufgefangen und mit demselben das Fleisch immer begossen, so daß es saftig und mürbe geworden ist. Als Teller dienen kleine Bretter, als Messer Feuersteine, welche zugespitzt und geschärft in einem Stücke Hirschgeweih stecken, als Gabeln die Finger. Die Männer verschlingen Portionen, mit denen unser einer auf ein paar Tage genug haben würde. Weil aber zu einem guten Bissen auch ein guter Trunk gehört, so machen die Wisenthörner fleißig die Runde. Sie sind mit Meth gefüllt, einem aus Honig und Wasser bereiteten Trunke, welcher dem besten Süßweine gleichkommt, wenn die Hausfrau ihn gut zu bereiten und zu pflegen verstanden hat.

Ein schwerer Kopf studirt nicht gern, und bei vollem Magen arbeitet es sich schlecht. Darum wissen jetzt die Männer nichts Besseres anzufangen, als sich in die Wolfs- oder Bärenfelle zu wickeln und in der Ecke des Hauses die ganze Nacht und den halben Tag zu verschlafen.

Noch hat der Wirth mit seinen Gästen sich nicht ganz aus dem Gähnen, Recken und Strecken der Glieder herausgefunden, als ein Mann hereintritt, in der einen Hand einen Stab, in der andern einen Pfeil. Es ist ein Bote; der Herzog schickt ihn und fordert die Männer auf, mit ihm in den Krieg zu ziehen. Ein wilder Jubelruf unterbricht seine Rede; denn nächst der Jagd war den alten Deutschen der Krieg die liebste Beschäftigung.

5. Die Hermannsschlacht.

(Nach Duller und Pierson.)

Die Römer wußten sehr gut, daß die Kraft eines Volkes in seinen Sitten und Einrichtungen wurzelt; daher versuchten sie, nachdem sie durch Waffengewalt in Deutschland Fuß gefaßt hatten, die Germanen dadurch dauernd zu unterjochen, daß sie deren Gebräuche und Verfassung römisch machten. Der Mann, der diesen Versuch unternahm, war Quintilius Varus. Aber dieser übermütige und lasterhafte Mann spannte den Bogen zu stark. Dem einfachen Gemeinwesen der Deutschen suchte er die Einrichtungen des ausgebildeten römischen Staates aufzudrängen und vor allem den schlichten Leuten ihr gutes altes Recht zu entwinden. Während sonst die Gauversammlung die einfachen Streitigkeiten nach Vernunft und Herkommen schlichtete, saß jetzt der Römer, mit allen Zeichen der Gewaltherrschaft angethan, zu Gericht, urtheilte nach den römischen Gesetzen, welche der Anschauungsweise der Deutschen ganz fremd waren, und diktirte entehrende, in diesem Lande bisher unerhörte Strafen. Wie Knechte behandelte er die freien Männer, nahm ihnen ihr Hab und Gut und beschimpfte sie noch dazu. Die römische Steuerverfassung, deren Zöllner in allen Theilen des Reiches verrufen und verhaßt waren, wurde jetzt auch in Deutschland eingeführt; wie der Sklave seinem Herrn, sollte der Deutsche den Römern eine Abgabe vom Ertrage seiner Hufe geben.

Dieser ungewohnte Druck regte nun die Deutschen zu ingrimmigem Hasse auf. Keiner aber empfand die Unterdrückung mit größerer Scham und heißerem

Zorn als der edle Cherusker Hermann (Armin), der Sohn Siegmars (Segimers), ein Jüngling voll kühnen Mutes, voll Einsicht und Vaterlandsliebe, ausgerüstet mit allen Gaben, welche dem Führer eines Volkes noththun. Er war mit anderen deutschen Jünglingen unter Römern erzogen, hatte sie auf ihren Feldzügen begleitet, Bürgerrecht und Ritterwürde von Rom erhalten. Doch war sein deutsches Herz rein und unverderbt geblieben, während sein Bruder fort und fort den Römern diente und sogar seinen ehrlichen deutschen Namen aufgab. Hermann lebte in Varus' nächster Umgebung, der ihn als einen römisch Gesinnten betrachtete und in sein Vertrauen zog. Um so rascher erkannte der junge Deutsche die Absichten des römischen Statthalters und das traurige Ende, welches der deutschen Freiheit drohte. Er beschloß, sein Vaterland zu retten. Doch mit offner Gewalt allein war nichts zu erreichen. Denn die Römer waren im Besitze der festen Plätze, und auch im freien Felde hatten sie ihre Uebermacht über die Deutschen oft bewiesen, die zwar todesmutig aber in der Kunst des Krieges ganz unerfahren waren. Die meisten Schwierigkeiten zu einem solchen Plane fand aber Hermann im eigenen Volke. Da war jeder Mann, jede Hundertschaft, jeder Gau stolz und eifersüchtig auf seine Selbständigkeit und daher jeder Unterordnung unter die Befehle eines anderen abgeneigt. Auch hatten nicht einmal alle den gleichen Haß gegen die fremden Unterdrücker. Viele, darunter nahe Verwandte Hermanns, erwarteten von der römischen Herrschaft eine neue glückliche Zeit, Reichthum, Wohlleben und Frieden. Das Haupt der letzteren im Stamme der Cherusker war Segestes, ein persönlicher Feind Hermanns, dessen Ansehen er beneidete; er haßte ihn um so bitterer, weil seine Tochter Thusnelda, eine schöne, hochsinnige Jungfrau, dem jungen Helden gegen den Willen ihres Vaters zugethan war. Als nun Hermann im Geheimen die benachbarten Brukterer, Marsen und andere Stämme mit den Cheruskern zu einer Eidgenossenschaft auf Noth und Tod zu vereinigen strebte, warnte Segest den Varus vor diesen Umtrieben. Zum Glücke dünkte sich der römische Feldherr klüger und verachtete den Rath, den er für bloße Erdichtung des Hasses hielt. So schlug ihn Gott mit Blindheit, bis das Gericht kam.

In seinem Sommerlager an der Weser saß Varus, als er die Kunde erhielt: ein deutscher Stamm an der Ems habe sich erhoben und alle Römer, die in seinen Marken wohnten, erschlagen. Also war's verabredet gewesen zwischen den Eidgenossen. Denn Hermann hatte zuvor bedacht, daß Varus in solchem Falle nicht säumen werde, mit aller Macht ins Feld zu ziehen. Und so kam es auch. Der Römer beschloß, ohne Verzug aufzubrechen und Rache zu nehmen. Beim Abschiedsmahl im Lager waren Hermann und Segest zu Gast, und Segest warnte noch einmal. Doch Varus glaubte ihm abermals nicht und gebot vielmehr dem Hermann, daß dieser den Heerbann der Deutschen aufbiete und sie den Römern als Bundesgenosse schleunig zuführe. Dann brach er stolzen Mutes mit drei erprobten Legionen auf und zog in die Berge an der Weser, in die Gegend, wo jetzt Herford und Salzufeln liegen. Rasch bot Hermann den Heerbann auf, und freudig griffen die Eidgenossen zu den Schwertern, die Freiheit zu rächen. Auf wohlbekannten kürzeren Wegen führte Hermann sie hinter den Römern her und fiel plötzlich deren Nachhut an. Noch ahnte Varus nicht den ganzen Umfang der Gefahr und hielt für Uebermut einzelner, was Plan und kluge Vorsicht war. Denn Hermann wollte die römische Heeresmacht zuerst schwächen und zerbröckeln, um dann

die Trümmer desto sicherer zermalmen zu können. Die Rächer kamen und schwanden wie Schatten der Nacht. Jetzt hier, jetzt dort fiel ein Römer im Engpaß. Die Todten zu zählen, die im Dunkel des Waldes verröchelten, vermochte Varus nicht. Da befahl er, geschlossenen Marsch zu halten; doch war's in der Wildnis unmöglich. Endlich neigte sich der Tag, und Varus gebot dem Heere: Halt zu machen, sich zu verschanzen, so gut es ginge, und zu verbrennen, was von Gepäck überflüssig sei und im Zug nur hindern könne. — Am anderen Tage rückte das Heer, immer von den Deutschen umschwärmt, doch in besserer Ordnung, in der Ebene weiter, die sich an der Werre ausbreitet, und kam in das dichtbewaldete sumpfige Thal, das die Berlebecke durchrinnt, in die Gegend von Detmold. Da ward auf einmal jeder Busch lebendig, aus jeder Bergschlucht raschelte es wie viele hundert Schlangen empor, und die uralten Bäume schüttelten, wie sonst nach dem Wetter Regentropfen, jetzt Pfeile ohne Zahl auf die Römer herab. Der Himmel wollte auch nicht feiern und half den Deutschen mit Sturm und Regen. Von den Güssen unterwühlt, sank die deutsche Erde unter des Römers Füßen ein. Schritt für Schritt kämpft der Feind um den Boden, auf dem er steht, um den Weg, um jeden Baum, um jeden Stein, und kommt nicht eher zu Athem, als bis die Nacht hereinbricht. Da läßt Varus abermals Lager schlagen, und ermattet sinken die Römer hin; in jedem Augenblick scheucht das Kriegsgeheul der Deutschen sie aus der kurzen Nachtruhe empor. — Als der dritte Tag anbrach, entdeckten sie erst, wie licht es in ihren Reihen geworden. Mann an Mann geschlossen, brechen sie auf und kommen aufs offene Land, das die Senne heißt. Da sehen sie mit Grausen die ganze Macht aller Eidgenossen vor sich entfaltet. Ringsum Deutsche, nirgends einen Ausweg! Für alle Tapferkeit ist nichts mehr feil als der Tod. Jauchzend stürzen jetzt die Eidgenossen in die starren Reihen der verzweifelten Römer. Wie die Saat unter Hagelschloßen, sinken die Tapfersten unter deutschen Hieben hin. Des Feindes Scharen sind zersprengt, nur wenige wilde Haufen ragen noch aus dem Meere der Schlacht empor. Jetzt wird die Flucht allgemein; doch wer sich retten will, rennt wie blind in die Spieße der Deutschen. Da faßt den Varus Verzweiflung, und um sein Unglück nicht mit Schmach überleben zu müssen, stürzt er sich in sein Schwert. Nur wenige von dem großen Römerheer entrinnen glücklich nach der Feste Alisо; die meisten liegen auf dem Wahlplatz.

Wer in die Gefangenschaft kam, ward entweder den Göttern geopfert, zum Dank für die wiedererrungene Freiheit, oder zu gemeinem Frohndienst in die Gauen der Eidgenossen geschleppt. Am grausamsten rächte sich das Volk an den Sachwaltern und Schreibern, die ihm statt des guten alten Rechtes das spitzfindige neue aufgedrängt hatten. Einem, den es gefangen, riß es die Zunge aus und rief: „Jetzt zisch einmal, Natter, wenn du kannst!“ —

Das war die große Schlacht im Teutoburger Walde, die geschlagen ward am 9., 10. und 11. September des Jahres 9 nach Christi Geburt. Ganz Rom war voll Entsetzens vor den Deutschen und glaubte mit jedem Tage, sie kämen in ungeheueren Heerscharen nach Italien heran. Aber die Furcht war grundlos. Sie begnügten sich, das Joch abgeworfen zu haben, und verfolgten ihren Sieg nicht weiter.

Die Hermannsschlacht.

6. Der hörnerne Siegfried.

(Heldensage. — Nach dem Volksbuch, bearb. von Keck.)

1. Wie Siegfried hörnern ward.

In Niederland wohnte in uralter Zeit ein König, Namens Siegmund, der weithin berühmt war durch seine große Macht. Dessen Sohn hieß Siegfried; der Knabe war aber von unbändiger Kraft, und all sein Trachten ging dahin, daß er in die Fremde zöge, um Abenteuer zu bestehen. Endlich gab der König dem Wunsche seines Sohnes nach und ließ ihn ziehen.

Siegfried kam bald in ein Dorf, das vor einem Walde lag. Dort verdang er sich bei einem Schmied, um sich Waffen schmieden zu lernen. Aber er schlug so gewaltig auf das Eisen, daß dieses zersprang und der Ambos in die Erde getrieben ward. Der Meister fürchtete sich deshalb vor ihm und suchte des wilden Gesellen sich wieder zu entledigen. Er schickte ihn daher in den nahen Wald zu einem Köhler; aber unterwegs mußte Siegfried an der Höhle eines greulichen Drachen oder Lindwurms vorbei, und dieser, dachte der Meister, würde den jungen Helden tödten. Wirklich fuhr der Drache auf den nichtsahnenden Wanderer los, aber Siegfried wehrte sich und erschlug ihn. Darauf ging er weiter und gerieth bald in eine Wildnis, in welcher es von Drachen, Kröten und anderem giftigen Gewürm wimmelte. Ohne sich zu besinnen, riß er eine Menge der stärksten Bäume aus der Erde, warf sie auf die Unthiere und zündete dann den ganzen Holzstoß an. Aber von der Glut begann die Hornhaut der Ungethüme zu schmelzen, und ein Strom von dieser Masse floß unter dem brennenden Haufen hervor. Neugierig tauchte Siegfried seinen Finger hinein, und siehe da: als er erkaltet war, hatte ihn eine undurchdringliche Hornhaut überzogen. Da bestrich sich der Held den ganzen Leib aus diesem trägen Strom, und so ward er ganz mit Horn überzogen, also, daß ihn kein Schwert verwunden konnte; nur zwischen den Schultern blieb auf dem Rücken eine Stelle, die er nicht zu erreichen vermochte. An dieser sollte er frühzeitig den Tod empfangen.

2. Wie Siegfried Kriemhilden suchte.

Hierauf zog Siegfried auf weitere Abenteuer in die Ferne und kam nach Worms am Rheine, wo Gibich, König der Burgunden, herrschte. Derselbe hatte drei Söhne und eine wunderschöne Tochter, Namens Kriemhild. Gern hätte Siegfried diese als seine Gemahlin heimgeführt, und auch sie war dem herrlichen jungen Helden gewogen; aber eines Mittags, als sie, in Gedanken verloren, in einem offenen Fenster stand, kam ein riesiger Drache durch die Luft daher geflogen und entführte sie, um sie zu seiner Gemahlin zu machen. Von dem Feuer, welches er ausathmete, ward die Burg so hell erleuchtet, als ob sie in Flammen stünde. Er trug sie aber weit, weit weg in eine ungeheure Berghöhle, wo er sie mit Speise und Trank reichlich versorgte und ihr alle Liebe und Freundlichkeit erwies; aber die Jungfrau weinte und klagte und sehnte sich nach ihrem elterlichen Hause, und dabei fürchtete sie sich vor dem greulichen Ungethüm, denn wenn es athmete, so zitterte und bebte der Berg unter ihm.

Der König Gibich schickte Boten aus nach allen Richtungen, um seine verlorene Tochter zu suchen, aber keiner fand eine Spur von ihr. Darüber war viele, viele Tage lang großes Trauern und Klagen in der Königsburg.

Siegfried aber ward indessen ein gewaltiger Held von solcher Stärke, daß er Bären lebendig erjagte und zum Spott an die Bäume hing. Doch auch er fand trotz seines rastlosen Suchens nirgends die geraubte Jungfrau. Da verfolgte einmal sein treuester Hund eine seltsame Spur, und Siegfried jagte ihm eifrig nach, ohne an Schlaf oder Trank und Speise zu denken, bis er endlich am vierten Tag in einen wilden, unwegsamen Wald gerieth und sich völlig verirrte. Hier wäre er wohl verloren gewesen trotz aller seiner Stärke; aber als er laut über sein Mißgeschick klagte, kam der Zwergkönig Eugel auf kohlschwarzem Rosse daher. Sein Kleid war von weißer Seide und mit Gold durchwirkt; auf dem Haupte trug er eine prachtvolle Krone mit so glänzenden Edelsteinen, daß der dunkle Wald davon erleuchtet ward. Er begrüßte Siegfried freundlich, als ob er ihn lange gekannt hätte, dann aber gebot er ihm schnell zu fliehen, weil ganz in der Nähe ein Drache hause, der eine schöne Jungfrau gefangen halte; „wenn dieser dich erblickt," sagte er, „so mußt du dein junges Leben in diesem Walde verlieren." Da freute sich Siegfried, der gefangenen Kriemhild so nahe zu sein, und er erklärte dem Zwerge, daß er gerade gekommen sei, um sie zu befreien; aber erschrocken rief Eugel: „Du willst dich solches Dinges unterfangen? Hättest du auch den halben Erdkreis bezwungen, so würde dir das doch nichts helfen; die Jungfrau müßtest du hier auf dem Felsen lassen. Denn den Schlüssel zu demselben bewahrt der Riese Kuperan, und ehe du auf die Höhe gelangtest, müßtest du mit ihm einen Kampf bestehen, wie er auf Erden noch nicht gekämpft worden ist." Gerade dies aber lockte den kühnen Siegfried, und was auch der gute Eugel sagte, um ihn zu warnen, so blieb er doch fest entschlossen, die geraubte Kriemhild aus allen Gefahren zu erretten.

3. Wie Siegfried den Riesen besiegte.

Nun führte der Zwerg den Helden an die Seite des Felsens, wo des Riesen Behausung war. Siegfried rief laut in die Höhle hinein. Sofort trat Kuperan hervor, bewaffnet mit einer weit über die Bäume hinausragenden Stange von Stahl, deren vier Kanten messerscharf waren, und die einen Klang gab wie eine Kirchenglocke. „Was willst du, junger Bursch, in diesem Walde?" sprach der Riese. „Ich will die Jungfrau erlösen," antwortete Siegfried, „welche auf diesem Felsen gefangen sitzt." „Hoho!" sagte jener, „du kleiner Wicht, da müßtest du erst noch einige Ellen wachsen."

Jetzt holte der Riese mit seiner Stange aus, um Siegfried niederzuschlagen; aber dieser sprang schnell und gewandt fünf Klafter weit zurück, und sausend fuhr die Stange tief in die Erde hinein. Ehe Kuperan sie aber wieder herausgezogen hatte, sprang Siegfried hinzu und schlug ihm mit seinem scharfen Schwerte fürchterliche Wunden. Von Schmerz überwältigt, ließ der Riese seine Stange fahren und floh in die Höhle zurück.

Aber bald trat er schrecklich gewaffnet wieder hervor. Ein goldener Harnisch deckte seine Brust; an der Seite trug er ein riesiges, scharfes Schwert, in der Linken aber einen Schild, so groß wie ein Thor und einen Schuh dick, und auf dem Haupte hatte er einen Helm von hartem Stahl, der leuchtete wie der Glanz der Sonne auf den Meereswellen. Und nun begann wieder der harte Kampf zwischen den beiden. Laut hallten die Schläge durch den dunklen Wald, und die Funken stoben aus den Helmen, daß die Finsternis davon erhellt ward. Aber Siegfried unterlief das lange Schwert des Riesen

und hieb ihm den Panzer in Stücke und brachte dem Unhold sechzehn tiefe Wunden bei, so daß ihm das Blut vom Leibe troff. Da flehte Kuperan um sein Leben, und Siegfried sagte: „Gern will ich es dir schenken, wenn du mir schwörst, mir die Jungfrau gewinnen zu helfen.“ Das schwur der Riese, und so war zwischen beiden Friede gemacht; Siegfried riß sich selbst sein Untergewand vom Leibe und verband mitleidig seines Feindes Wunden damit.

4. Wie der Riese wegen seiner Treulosigkeit getödtet ward.

Als der siegreiche Held auf den Felsen hinauf eilte, um Kriemhild zu suchen, nahm der tückische Riese, der hinter ihm her ging, die günstige Gelegenheit wahr und schlug ihn unversehens mit einem Faustschlage zu Boden. Da lag der edle Siegfried betäubt unter seinem Schilde; rothes Blut quoll ihm aus Mund und Nase, und er schien todt zu sein. Ehe sein Feind ihn aber vollends mordete, sprang schnell der Zwerg Eugel, der immer in der Nähe geblieben war, herbei und deckte über Siegfried eine Tarnkappe, die die wunderbare Eigenschaft hatte, jeden, den sie umhüllte, unsichtbar zu machen. Kuperan tobte vor Wut, daß sein Gegner verschwunden war, aber wie er auch von Baum zu Baum suchte, er vermochte ihn nicht wiederzufinden.

Inzwischen suchte der gute Zwerg den bewußtlosen Helden wieder zu beleben. Als er die Augen endlich wieder aufschlug und seinen Retter neben sich sah, sprach er: „Lohne dir Gott, du kleiner Mann, was du an mir gethan hast.“ — „Ja,“ erwiderte der Zwerg, „da hätte es dir schlimm ergehen können. Aber nun folge auch meinem Rathe und gib es auf, die Jungfrau zu befreien.“ — Da sagte Siegfried: „Nimmermehr! Und wenn ich tausend Leben hätte, so wollte ich sie alle um die Jungfrau wagen.“

Sobald er sich also einigermaßen erholt hatte, warf er die Tarnkappe fort und stürmte von neuem auf den Riesen ein. Wieder schlug er ihm acht tiefe Wunden, bis er um Gnade flehte. Wohl hätte der Treulose sie nicht verdient, aber Siegfried bedachte, daß er ohne ihn nicht an den Drachenstein gelangen könnte, und so schenkte er ihm abermals das Leben, jetzt aber war er vorsichtiger und ließ ihn vorangehen.

So gelangten sie endlich an den Drachenstein. Ein unterirdischer Gang führte zu der Thür desselben; der Riese schloß sie auf, und Siegfried steckte den Schlüssel zu sich. Bald waren sie oben auf dem Felsen. Der Drache war zum Glück ausgeflogen, die Jungfrau aber erkannte den Helden und fing vor Freuden an zu weinen und sprach: „Willkommen, du edler Siegfried! Wie geht es meinem Vater und meiner Mutter zu Worms, und wie leben meine Brüder?“ Siegfried erzählte ihr alles, und daß er gekommen wäre, sie zu befreien. Indessen trat der Riese heran und sagte: „Hier in der Erde liegt ein Schwert, mit welchem allein es möglich ist, den Drachen zu bezwingen.“ Das war freilich Wahrheit, aber die Absicht, die der Riese bei diesen Worten hatte, war eine schlimme. Denn als Siegfried sich bückte, um das Schwert in der Erde zu suchen, sprang jener herzu und versetzte ihm einen fürchterlichen Schlag in den Rücken. Zornig wandte sich der Held um, und nun begann ein Ringen der beiden, daß der Fels erbebte. Siegfried riß dabei dem Riesen die alten Wunden mit Gewalt wieder auf, so daß ihm das Blut in Strömen herunterlief; endlich bat der Unhold wieder um Gnade, aber Siegfried rief: „Das kann nicht sein. Ich bedarf deiner nicht mehr, und nun soll dir deine Untreue vergolten werden.“ Mit diesen Wor-

ten gab er dem Riesen einen Stoß, daß er vom Rande des Felsens hinab taumelte und in der Tiefe zerschmettert ward.

5. Wie Siegfried mit dem Drachen kämpfte.

Kriemhild hatte bei diesem schrecklichen Kampfe die Hände gerungen und zu Gott um Hilfe gerufen; auch jetzt noch zitterte und weinte sie, aber Siegfried trat zu ihr und sprach: „Nun sei getrost, holdselige Jungfrau; noch bin ich unbezwungen, und mit Gottes Hilfe werde ich auch wohl dich befreien.“ Aber Kriemhild sagte: „Ich fürchte, daß noch schwerere Kämpfe dir kommen, als bisher.“ „Ja,“ erwiderte Siegfried, „schlimm wär' es, wenn ich jetzt sogleich mit dem Drachen streiten sollte, denn es ist heute der vierte Tag, daß ich nicht gegessen und getrunken, noch auch geschlafen habe.“ Das hörte der Zwerg Eugel, und sogleich ließ er durch eine Schar seines Volkes köstliche Speisen und Getränke auftragen.

Aber kaum hatte Siegfried zu essen angefangen, da erhob sich ein Getöse, als stürzten die Berge zusammen. Aengstlich fuhren die Zwerge auseinander, sich zu verstecken, und Kriemhild sprach: „Jetzt, edler Held, wird es unser Ende sein. Nun naht der Drache heran, von seinem Schnauben kommt das Getöse.“ Aber Siegfried blieb getrost und ermutigte auch die Jungfrau. Da sah man einen hellen Feuerschein, der kam aus dem Rachen des noch meilenweit entfernten Ungeheuers. Aengstlich zog Kriemhild den Jüngling in eine Höhle herein, um hier das Weitere zu erwarten. Da erschien der Drache; wie er an den Felsen heranflog, bebte die ganze Erde ringsumher. Sofort trat Siegfried aus der Höhle, mit der Rechten das Schwert führend, das ihm der Riese gezeigt hatte. Fürchterliche Schläge versetzte er dem Drachen, aber dieser riß ihm mit seinen Krallen den Schild weg, und so fühlte er immer schrecklicher die Glut, die aus dem Rachen des Ungethüms hervorgehaucht ward; sie erhitzte den Felsen so, als wär' er glühendes Eisen. Unerträglich ward endlich die Qual, immer gieriger züngelten rothe und blaue Flammen ihm entgegen. Endlich mußte er fliehen, doch vergaß er nicht Kriemhildens; schnell zog er sie mit in eine kleine Höhle hinein, in welche der Drache ihnen nicht folgen konnte. Hier erblickte er einen unendlichen Schatz von Gold und Edelgestein; es war der Hort des unterirdischen Zwergvolkes, der Nibelungen, welche vor dem Getöse des Kampfes ängstlich geflohen waren; Siegfried aber meinte, daß es der Schatz des Drachen sei.

Nach einiger Zeit, als er sich erholt hatte, ergriff er wieder sein Schwert und begann den Kampf von neuem. Die Glut der blauen und rothen Flammen, die das Unthier gegen ihn spie, brachte ihn wieder in große Noth; er mußte auf die Seite springen, aber nun versuchte das Ungeheuer mit seinem Schwanze ihn zu umringeln, und nur mit genauer Noth entging er diesen Umarmungen. Von den wiederholten Schlägen aber und von der gewaltigen Hitze begann allmählich die Hornhaut des Drachen weich zu werden; als Siegfried das merkte, nahm er alle seine Kraft zusammen und führte einen so gewaltigen Hieb auf das Thier, daß er es von oben bis unten mitten hindurch spaltete und die eine Hälfte vom Rande des Felsens in die Tiefe sank.

6. Wie Siegfried und Kriemhilde heimkehrten.

So war Kriemhild gerettet, und freudenvoll eilte sie auf ihren Befreier zu. Aber der war von der ungeheueren Anstrengung bis zum Tode erschöpft;

ohnmächtig sank er zusammen, und lange lag er bewußtlos da. Darüber erschrak Kriemhild so, daß auch ihr die Sinne vergingen und sie wie eine Todte neben dem Helden lag. Endlich nach langer Zeit schlug Siegfried die Augen auf; als er aber die Jungfrau wie todt neben sich sah, brach er in laute Klagen aus und rief: „O weh mir, daß ich dies erleben soll! Die ich in Freuden ihrem Vater wieder heimführen wollte, die muß ich nun todt ihm bringen? Des werd' ich ewig klagen müssen."

Das hörte der Zwerg Eugel, der sich inzwischen, wie es stille auf dem Felsen geworden war, wieder herangewagt hatte. Schnell kam er herbei und sagte: „Sei nur getrost! ich will der Jungfrau ein Kraut eingeben, daß sie bald wieder gesund wird." So that er, und alsbald schlug sie die Augen wieder auf. Da fiel sie freudenvoll ihrem Retter Siegfried um den Hals und küßte ihn auf den Mund. Eugel aber sprach: „Du hast uns Zwerge von dem bösen Riesen, dem wir dienen mußten, befreit; dafür wollen wir nun auch dir dienen und dir helfen, wo wir können." Darnach führte er Siegfried und Kriemhild in seine Wohnung, und hier erholten sie sich bei köstlichen Speisen und Getränken vollends von den überstandenen Mühen und Aengsten. Dann nahmen sie Abschied von dem guten Zwerg, um gen Worms zu reiten; denn sein treues Roß fand Siegfried noch unten am Fuße des Berges.

Als sie aber eine kurze Strecke geritten waren, fiel Siegfried ein, daß der Schatz, den er im Berge gesehen hatte, ihm als dem Besieger des Drachen gehöre; denn er wußte ja nicht, daß es der Hort der Nibelungen, des guten Zwergvolkes, sei. So ritt er zurück und lud den Schatz auf sein Roß. Derselbe brachte ihm aber kein Glück.

Am Hofe zu Worms wurden nun Siegfried und Kriemhild mit großen Freuden empfangen, und bald ward ihre Vermählung mit aller Pracht gefeiert. Es war ein herrliches Königspaar, und sie regierten mit großer Weisheit und Gerechtigkeit; mit ihrem Golde linderten sie, wo sie konnten, jede Noth der Armut.

Aber ihr großes Glück erregte bald den Neid von Kriemhildens Brüdern. Sie stifteten den grimmigen und düsteren Hagen an, Siegfried zu ermorden. Einst forderte Hagen ihn auf, mit ihm einen Wettlauf zu machen; Siegfried kam zuerst an das Ziel, einen kühlen Brunnen im Walde, und da er sich bückte, um zu trinken, durchbohrte ihn hinterrücks der böse Hagen an der einzigen Stelle, zwischen den Schultern, wo er verwundbar war. So endete der herrliche Siegfried. Den Nibelungenschatz aber versenkte Hagen heimlich in den Rhein; an dessen Grunde soll er noch heutzutage liegen.

7. Der Zaunkönig und der Bär.

(Märchen. — Brüder Grimm.)

Zur Sommerszeit gingen einmal der Bär und der Wolf im Wald spazieren, da hörte der Bär so schönen Gesang von einem Vogel und sprach: „Bruder Wolf, was ist das für ein Vogel, der so schön singt?" „Das ist der König der Vögel," sagte der Wolf, „vor dem müssen wir uns neigen;" es war aber der Zaunkönig. „Wenn das ist," sagte der Bär, „möchte ich auch gern seinen königlichen Palast sehen, komm und führ mich hin." „Das geht nicht so, wie du meinst," sprach der Wolf, „du mußt warten, bis die Frau Königin kommt." Bald darauf kam die Frau Königin und hatte Futter im Schnabel, und der Herr König auch, und wollten ihre Jungen ätzen. Der Bär wäre gerne nun gleich hinterdrein gegangen, aber der Wolf hielt ihn am Aermel und sagte:

„Nein, du mußt warten, bis Herr und Frau Königin wieder fort sind.“ Also nahmen sie das Loch in acht wo das Nest stund, und trabten ab. Der Bär aber hatte keine Ruhe, wollte den königlichen Palast sehen und ging nach einer kurzen Weile wieder vor. Da waren König und Königin richtig ausgeflogen, er guckte hinein und sah fünf oder sechs Junge, die lagen darin. „Ist das der königliche Palast?“ rief der Bär, „das ist ein erbärmlicher Palast, ihr seid auch keine Königskinder, ihr seid unehrliche Kinder.“ Wie das die jungen Zaunkönige hörten, wurden sie gewaltig bös und schrieen: „Nein, das sind wir nicht, unsere Eltern sind ehrliche Leute; Bär, das soll ausgemacht werden mit dir.“ Dem Bär und dem Wolf ward angst, sie kehrten um und setzten sich in ihre Höhlen. Die jungen Zaunkönige aber schrieen und lärmten fort, und als ihre Eltern wieder Futter brachten, sagten sie: „Wir rühren kein Fliegenbeinchen an, und sollten wir verhungern, bis ihr erst ausgemacht habt, ob wir ehrliche Kinder sind oder nicht, der Bär ist da gewesen und hat uns gescholten.“ Da sagte der alte König: „Seid nur ruhig, das soll ausgemacht werden.“ Flog darauf mit der Frau Königin dem Bär vor seine Höhle und rief hinein: „Alter Brummbär, warum hast du meine Kinder gescholten? das soll dir übel bekommen, das wollen wir in einem blutigen Krieg ausmachen.“ Also war dem Bär der Krieg angekündigt, und ward alles vierfüßige Gethier berufen, Ochs, Esel, Rind, Hirsch, Reh, und was die Erde sonst alles trägt. Der Zaunkönig aber berief alles, was in der Luft fliegt, nicht allein die Vögel groß und klein, sondern auch die Mücken, Hornissen, Bienen und Fliegen mußten herbei.

Als nun die Zeit kam, wo der Krieg angehen sollte, da schickte der Zaunkönig Kundschafter aus, wer der kommandirende General des Feindes wäre. Die Mücke war die listigste von allen, schwärmte im Wald, wo der Feind sich versammelte, und setzte sich endlich unter ein Blatt auf den Baum, wo die Parole ausgegeben wurde. Da stund der Bär, rief den Fuchs vor sich und sprach: „Fuchs, du bist der schlaueste unter allem Gethier, du sollst General sein und uns anführen!“ „Gut, sagte der Fuchs, aber was für Zeichen wollen wir verabreden?“ Die Thiere wußten es nicht. Da sprach der Fuchs: „Ich hab' einen schönen langen buschigen Schwanz, der sieht aus fast wie ein rother Federbusch; wenn ich den Schwanz in die Höhe halte, so geht die Sache gut, und ihr müßt drauf los marschiren; laß ich ihn aber herunter hängen, so lauft, was ihr könnt.“ Als die Mücke das gehört hatte, flog sie wieder heim und verrieth dem Zaunkönig alles haarklein.

Als der Tag anbrach, wo die Schlacht sollte geliefert werden, hu, da kam das vierfüßige Gethier daher gerannt mit Gebraus, daß die Erde zitterte; Zaunkönig mit seiner Armee kam auch durch die Luft daher, die schnurrte, schrie und schwärmte, daß einem angst wurde, und gingen sie da von beiden Seiten aneinander. Der Zaunkönig aber schickte die Hornisse herab, sie sollte sich dem Fuchs unter den Schwanz setzen und aus Leibeskräften stechen. Wie nun der Fuchs den ersten Stich bekam, zuckte er, daß er das eine Bein aufhob, doch ertrug er's und hielt den Schwanz noch in der Höhe; beim zweiten Stich mußte er ihn einen Augenblick herunterlassen; beim dritten aber konnte er sich nicht mehr halten, schrie und nahm den Schwanz zwischen die Beine. Wie das die Thiere sahen, meinten sie, alles wäre verloren, und fingen an zu laufen, jeder in seine Höhle; und hatten die Vögel die Schlacht gewonnen.

Da flog der Herr König und die Frau Königin heim zu ihren Kindern,

und riefen: „Kinder, seid fröhlich, eßt und trinkt nach Herzenslust, wir haben den Krieg gewonnen.“ Die jungen Zaunkönige aber sagten: „Noch essen wir nicht, der Bär soll erst vors Nest kommen und Abbitte thun und soll sagen, daß wir ehrliche Kinder sind.“ Da flog der Zaunkönig vor das Loch des Bären und rief: „Brummbär, du sollst vor das Nest zu meinen Kindern gehen und Abbitte thun und sagen, daß sie ehrliche Kinder sind, sonst sollen dir die Rippen im Leibe zertreten werden.“ Da kroch der Bär in der größten Angst hin und that Abbitte. Jetzt waren die jungen Zaunkönige erst zufrieden, setzten sich zusammen, aßen und tranken und machten sich lustig bis in die späte Nacht hinein.

8. Der Bär.

(R. Meyer.)

Aus seinem langen Winterschlafe erwacht der Bär, streckt sich und brummt, weil ihn die Frühlingssonne schon so bald in seinen Träumen stört. Abgemagert tritt er aus seiner entlegenen Höhle hervor und sieht sich zunächst nach einem guten Frühstücke um. Er schleppt sich langsam und schwerfällig durch die finstere Waldung; seine breiten Tatzen haben sich gehäutet, und jeder Schritt kommt ihm sauer an. Den finstern Blick wirft er ins Gebüsch, ob nicht ein Reh zu erspähen sei, oder ein Hase. Er horcht auf das Summen der Bienen und sehnt sich nach dem Honig, achtet auf den Lauf der Ameisen, deren Säure seinen Gaumen besonders kitzelt, schnüffelt zugleich am Boden nach schmackhaften Kräutern, nimmt aber am Ende mit Gras und Wurzeln fürlieb, wenn er nichts Besseres findet. Kaum vermag ein guter Fang seine mürrische Stimmung etwas zu erheitern.

Zur düstern Gemütsart des Bären schickt sich sein Körperbau; er ist kurzbeinig und plumpen Leibes, steckt Sommer und Winter in dichter, zottiger Wildschur. Sein Hals ist dick, breit der Kopf, die Stirn platt; aber die Schnauze vorgestreckt; stark sind das Gebiß und die Klauen seiner Tatzen. Das kleine, schiefe Auge zeigt einen mißtrauischen Blick, und das aufgerichtete, kurze Ohr erspürt von fern den Laut; die feine Nase leitet ihn auf den Fang. Der Künste treibt er mancherlei, geht oft aufrecht, doch wackelnd, klettert geschickt auf Bäume, versucht, ob sie ihn wohl tragen, reißt mit den Tatzen die Aeste an sich, mit den Zähnen pflückt er die Früchte; ist er aber satt, so läßt er sich am Stamme herunterrutschen und kommt sicher wieder auf die Füße. Genießt der Bär von Jugend auf das Glück einer guten Erziehung, so bringt er es weit in schönen Künsten; er tanzt nach dem Schlage der Trommel und nach der Pfeife die Menuett in abgemessenen Schritten, reitet sein Steckenpferd, setzt mit Anstand den Hut auf, macht Bücklinge und streckt seinem Tanzmeister dankend die Pfote dar. Alles dies thut er unter beständigem Brummen; allein Maulkorb und Stock verbieten ihm, den Gelüsten zu folgen, und die Kette hält fortwährend seine Aufmerksamkeit gespannt. Im Bärengraben schreitet er auf und nieder; wie ein Landvogt auf den Thron setzt er sich zuweilen auf die Tanne und schaut die Umstehenden an. Wirft man ihm eine Abgabe in Natura hin, seien es Aepfel oder Brot, er weiß sie geschickt zu fangen, indem er, aufrecht sitzend, den Leib hin und her wiegt und nach dem Zugeworfenen schnappt.

Der Bär scheint seiner Vorzüge sich wohl bewußt und hält die eignen

Kinder für die schönsten und artigsten. Es sind kleine, dicke Fettklumpen und stockblind, wenn sie zur Welt kommen; er leckt sie aber beständig mit seiner glatten Zunge und wälzt sie mit der Tatze hin und her. Schnell wachsen sie groß und gleichen dann vollkommen den Alten. Wie sorgfältig auch seine Erziehung sein mag, der Bär bleibt immer gefräßig und räuberisch, und sein dumpfes, mürrisches Brüten erwächst zur blinden Wut, wenn er nicht erreicht, wonach sein Streben gehet. Aus seiner Wohnung zieht er ins Feld, späht von den Höhen hernieder, stürzt hinter dem Felsen hervor, treibt Schafe in den Abgrund, erdrückt die Kälber und trägt sie in seinen Armen fort. Der Herde paßt er auf, bis sie zur Weide geht, oder bricht

Bärenjagd in Rußland.

in den Stall ein und holt sich ein Rind, wie der Fuchs ein Gänslein. Gereizt, sieht er nur seinen Feind, geht ihm aufrecht entgegen, breitet die kurzen Arme aus und schlägt grob und unbeholfen drein. Fällt ihm ein Opfer, so scalpirt er es mit seinen Klauen. Wer aber unversehens dem erbosten Thiere begegnet, darf sich nur todt stellen; dann beschnüffelt es ihn und wendet ihn um, geht aber brummend weiter, ohne ihm Leides zu thun. Das Glockengeläute mag der Bär nicht hören; es bringt ihn in Wut; er reißt die Schellen den Kühen vom Halse und schlägt sie breit. So grimmig er ist, wird man doch leicht seiner Herr; wer Besonnenheit behält, mag des Zorns dieses Raubthieres spotten. Ein beherzter Jäger geht ihm mit dem Knüttel entgegen und trifft ihn auf die Nase, welche sein empfindlichstes Organ ist. Manche Jäger tanzen auch wohl vor ihm, reden ihn foppend an, bitten um Erlaubnis, mit ihm kämpfen zu dürfen, denn die

Bärenjagd ist ergötzlich und eben so gefährlich nicht. Kleine Hunde fahren unter ihn und kitzeln mit spitzen Zähnen sein Fell; der Bär aber versteht keinen Spaß und mag nicht lachen; er wird darob unleidig und stellt sich aufrecht und breit an einen Baum; so trifft ihn der Jäger durch den zottigen Pelz am besten. In Polen fängt man ihn. Man kennt die Pfade, welche er wandelt; so sehr sie auch im Dunkeln sich verlieren, sind sie doch breit getreten und führen zu seinem Schlupfwinkel und oft auch zu Honigkörben. Der Stich der Bienen dringt kaum in seine Haut, und die sich ihm ins Gesicht setzen, wischt er, so viel immer kommen, mit der Tatze gröblich weg. Wohl aber ärgert ihn ein Holzklotz, den man vor die schönen Waben (d. h. Wachsscheiben aus Bienenstöcken) aufhängt; er schiebt ihn zur Seite und will zugreifen. Dieser setzt sich aber hart neben seine große Nase; da gibt ihm der Bär unwillig einen Schlag, der Klotz kommt aus seinem Gleichmut und vergilt ihm die Höflichkeit. Der Bär will immer nicht nachgeben, jener auch nicht, der Kampf wird eifriger, grimmiger, bis zuletzt ein derber Schlag den Bären betäubt und von seinem Sitze herunter wirft. Statt des Klotzes richtet man ihm auch ein Brett vor den Bienenstock, worauf er sich setzt, um mit aller Muße Tafel zu halten. Ist er jedoch am besten daran und meint, jetzt hab' er gewonnen Spiel, so geht das Brett los, schaukelt frei mit dem Bären in der Luft, und der Honig ist ihm vor dem Maule weg. Er schnaubt, er brummt und sieht von seinem Schwebe-Katheder wütend hernieder, versucht wegzukommen, kann aber nimmer auf festen, sichern Ast gelangen. Da bleibt denn der Honigräuber ruhig sitzen, bis der Jäger naht, der ihn jubelnd bewillkommt, sich an seinem Spiel erlustigt und ihm hierauf den Fang gibt.

Naht der Winter, und stäubt der Schnee in den Wald, so schreitet der Bär seiner Höhle zu, legt sich ruhig hin, knurrt noch hier und da ein wenig und hält dann die Tatzen vors Maul. Er trinkt nicht, frißt nicht und zehrt wie ein Rentner, dem die Zinsen ausbleiben, vom Kapital, so von dem Fette, das er den Sommer hindurch angelegt hat.

9. Vom Kranich und Wolfe.

(Fabel. — Luther nach Aesop.)

Da der Wolf einstmals ein Schaf geiziglich fraß, blieb ihm ein Bein im Halse überzwerch stecken, davon er große Noth und Angst hatte, und erbot sich, großen Lohn und Geschenk zu geben, wer ihm helfe. Da kam der Kranich und stieß seinen langen Kragen dem Wolf in den Rachen und zog das Bein heraus. Da er aber den verheißenen Lohn fordert, sprach der Wolf: „Willst du noch Lohn haben? Danke Gott, daß ich dir den Hals nicht abgebissen habe. Du solltest mir schenken, daß du lebendig aus meinem Rachen gekommen bist."

Wer den Leuten in der Welt will wohlthun, der muß sich erwägen, Undank zu verdienen; die Welt lohnet nicht anders, denn mit Undank, wie man spricht: „Wer einen vom Galgen erlöset, dem hilft derselbige gern daran."

10. Der Wolf auf dem Todbette.

(Fabel. — Lessing nach Aesop.)

Der Wolf lag in den letzten Zügen und schickte einen prüfenden Blick auf sein vergangenes Leben zurück. Ich bin freilich ein Sünder, sagte er; aber doch, ich hoffe keiner von den größten. Ich habe Böses gethan, aber

auch viel Gutes. Einstmals, erinnere ich mich, kam mir ein blökendes Lamm, welches sich von der Herde verirrt hatte, so nahe, daß ich es gar leicht hätte würgen können; und ich that ihm nichts. Zu eben dieser Zeit hörte ich die Spöttereien und Schmähungen eines Schafes mit der bewundernswürdigsten Gleichgültigkeit an, ob ich schon keine schützenden Hunde zu fürchten hatte.

Und das alles kann ich dir bezeugen, fiel ihm Freund Fuchs, der ihn zum Tode bereiten half, ins Wort. Denn ich erinnere mich noch gar wohl aller Umstände dabei. Es war zu eben der Zeit, als du dich an dem Beine so jämmerlich würgtest, das dir der gutherzige Kranich hernach aus dem Schlunde zog.

11. Die Stufenleiter.

(Pfeffel.)

Ein schlauer Sperling haschte sich
ein blaues Mückchen. „Weh mir Armen!
rief es, ach! verschone mich,
laß meiner Jugend dich erbarmen!"
„Nein, sprach der Mörder, du bist mein;
denn ich bin groß, und du bist klein."

Ein Sperber fand ihn bei dem Schmaus;
so leicht wird kaum ein Floh gefangen,
als Junker Spatz. „Gib, rief er aus,
mich frei! was hab' ich denn begangen?"
„Nein, sprach der Mörder, du bist mein;
denn ich bin groß, und du bist klein."

Ein Adler sah den Gauch und schoß
auf ihn herab und riß den Rücken
ihm auf. „Herr König! laß mich los!
rief er, du hackst mich ja in Stücken."
„Nein, sprach der Mörder, du bist mein;
denn ich bin groß, und du bist klein."

Schnell kam ein Pfeil vom nahen Bühl
dem Adler in die Brust geflogen.
„Warum, rief er, indem er fiel,
zum Jäger, tödtet mich dein Bogen?"
„Ei, sprach der Mörder, du bist mein;
denn ich bin groß, und du bist klein."

12. Aus „Reineke Fuchs".

(Uebertragen von Soltau.)

Reineke der Fuchs hat an vielen Thieren allerlei Unrecht und Hinterlist verübt. Darüber wird er bei dem Könige der Thiere, Nobel dem Löwen, verklagt. Dieser sendet Braun den Bären aus, um den Fuchs vorzuladen, damit er sich gegen seine Ankläger verantworte, oder seine Strafe empfange.

So stolz und wohlgemut, so kühn
zog Braun jetzt ins Gebirge hin,
durch Wald und Wüste, Meilen lang;
und schnell vollbracht' er seinen Gang.
Bald war er, wo zwei Berge lagen,
wo sein Ohm Reinke pflag zu jagen,
und war noch da den vorigen Tag,
weil Malpertaus dort nahe lag.
Denn Reinke hatte manches Haus,
doch war das stärkste Malpertaus;
darum er, wenn's zum Aergsten kam,
stets dahin seine Zuflucht nahm.

Wie Braun jetzt vor die Feste kam
und das Thor fest verschlossen vernahm,
wo Reineke pflag einzugehn,
blieb er erst an der Pforte stehn
und dachte, wie er's sollte beginnen.
Dann rief er: „Reinke! seid Ihr drinnen?
Ich, Braun, Eu'r Ohm, bin hier als Bote.
Der König schwört bei seinem Gotte,
wofern ich Euch nicht mit mir bringe,
daß Ihr Euch stellet vor dem Dinge,
um Recht zu nehmen und zu geben,
so soll's Euch kosten Euer Leben.
Ihr seid verloren ohne Gnade,
und man droht Euch mit Galgen und Rade.
Drum laßt Euch rathen, kommt mit mir!"

Reineke horchte an der Thür
und hörte deutlich jedes Wort.
„Ach! (dacht' er) könnt' ich doch sofort
dem stolzen Bären all sein Prahlen

mit meiner Münze wieder bezahlen!
Das Ding will recht erwogen sein."
Er ging tief in sein Schloß hinein;
denn Malpertaus war voll von Zellen,
hier waren Löcher und dort Höhlen
und krumme Wege, eng und lang,
mit manchem heimlichen Wiedergang,
den er verschloß, so oft Gefahr
von Feindes Macht vorhanden war;
auch wenn er Raub zusammenbrachte,
oder wenn jemand nach ihm fragte
wegen Unfugs und Missethat,
so fand er hier stets Schutz und Rath,
wo er auch manches Thier ergriff,
das sich aus Einfalt dort verlief.

Er hatte jetzt des Bären Wort
zwar bis zum Ende angehört;
allein er fürchtete sich doch
vor einem Hinterhalte noch.
Sobald er aber wahrgenommen,
daß Braun war ganz allein gekommen,
ließ seine Furcht allmählich nach.
Er ging zu ihm hinaus und sprach:
„Willkommen, Vetter, sollt Ihr wesen.
Ich habe eben Vesper gelesen
(wie ich verhoffe, zu meinem Frommen);
darum konnt' ich nicht schneller kommen.
Dank Euch, daß Ihr gekommen seid;
Ihr seid mir lieb zu jeder Zeit;
doch denen weiß ich keinen Dank,
die Euch verursacht diesen Gang,
der Euch wohl recht beschwerlich war;
denn Euch trieft noch vom Schweiß das Haar.
Hat denn der König, unser Herr,
sonst keinen andern Boten mehr,
daß auf den edelsten von allen
und besten seine Wahl gefallen?
Mir wird's indes besonders frommen,
daß Ihr seid selbst zu mir gekommen;
denn sicher kommt Eu'r weiser Rath
beim Könige mir sehr zu statt.
Wenn Ihr den Gang nicht übernommen,
wär' ich doch morgen selbst gekommen,
wiewohl mir's heut unmöglich wär',
zu reisen ohne viel Beschwer;
denn wißt, ich aß mich jüngst so voll,
daß mir der Bauch entsetzlich schwoll;
das hat die neue Speise gethan."

„Ei, ei!" sprach Braun, „was aßt Ihr dann?"
Reineke sprach: „Was hülf' Euch das,
wenn ich Euch sagte, was ich aß?
Ich muß nach armer Leute Weise
zufrieden sein mit schlechter Speise
und lassen mir und meinem Weibe
genügen mit einer Honigscheibe;
die aß ich jüngst vor Hunger bloß,
davon ward mir der Leib so groß;
denn Speise, die man wider Dank
und Willen essen muß, macht krank.
Drum, wenn ich's irgend ändern kann,
so rühr' ich keinen Honig an."

„Nun, nun! (fiel Braun ihm in die Rede)
thut doch, Herr Ohm, nur nicht so spröde.
Ist Honig Euch so wenig werth,
den mancher doch so sehr begehrt?
Honig ist eine süße Speise,
die ich mir über alles preise.
Helft mir nur, Ohm, ihn zu bekommen;
ich thu' Euch wieder was zum Frommen."
Reinke sprach: „Ohm, Ihr treibt wohl Spott?"
„Das thu' ich nicht (sprach Braun) bei Gott!"
„Ist wirklich Honig Euch so lieb
(sprach Reineke, der lose Dieb),
so wißt, es wohnt kaum eine Meil'
von hier ein Bauer, Rustifeil,
bei dem Ihr Euer ganz Geschlecht
mit Honig wohl versorgen mögt."

„Führt, Vetter, mich dahin (sprach Braun);
ich dank' es Euch gern wieder, traun!
Sollt' ich mich satt in Honig essen,
so müßt man ihn mir reichlich messen."
„Wohlan, so rüstet Euch zur Fahrt;
der Honig soll nicht werden gespart,
und wird mir gleich noch schwer das Gehen,
sollt Ihr doch meinen Eifer sehen,
und wie ich Euch mit Herz und Sinn
vor allen Freunden ergeben bin.
Mit keinem mein' ich es so bieder;
ich weiß, Ihr dient mir auch gern wieder

bei Hofe und am Herrentage,
wenn meine Feinde führen Klage.
Ihr sollt Euch recht mit Honig mästen,
und (merkt's Euch) noch dazu vom besten;
ich schaff' Euch Eure volle Tracht.
(Prügel hatt' er ihm zugedacht.)
Kurz, log gleich Reineke noch so sehr,
so gab ihm Braun doch blind Gehör.
„Möcht' es (dacht' jener) mir gelingen,
dich recht zum Honigmarkt zu bringen!"

Sie kamen an des Bauern Zaun;
da freute sich im Herzen Braun.
Doch bald ging seine Freude verloren,
und das begegnet manchem Thoren. —

Der Abend war herangekommen,
und Reinke hat wahrgenommen,
daß Rustifeil in seinem Bett
zur Ruhe sich begeben hätt'.
Rustifeil ging mit Zimmern um;
drum lag im Hofe jetzt ein Trumm,
der war noch nicht entzwei gekloben,
deswegen steckten auch noch oben
zwei große glatte Keile drin,
die lagen Reineken im Sinn.
Die Spalte gähnt' an einer Seit'
schon einer halben Elle weit.
Reineke sprach: „Lieber Oheim Braun,
woll't einmal diesen Trumm beschaun;
er hält mehr Honig, als Ihr glaubt.
Steckt nur recht tief hinein das Haupt;
nehmt aber von der Süßigkeit
auch nicht zu viel, daß Euch's nicht reut."

„Viel Dank (sprach Braun) für den Bericht!
Allein der Warnung braucht es nicht.
Ich weiß wohl, nichts taugt Uebermut,
Maß ist zu allen Dingen gut."

So ließ von Reinken Braun zum Thoren sich machen; denn bis an die Ohren
steckt' in den Trumm sein Haupt der Gauch
und beide Vordertatzen auch.
Reineke zog in aller Eile
heraus die beiden glatten Keile,
da saß mit Kopf und Tatzen, plotz!
der Bär fest in dem Eichenklotz.
Braun, der wohl tapfer war und stark,
fand hier diesmal sein volles Werk,
wie Reinke ihn, trotz seiner Macht,
so listig in die Falle gebracht.'
Er heulte und begann zu kratzen
mit seinen beiden Hintertatzen,
wobei er so viel Lärmen machte,
daß Rustifeil davon erwachte.
Der sprang heraus aus seiner Koth'
und nahm auf jeden Fall der Noth
die Holzaxt mit, anstatt Gewehr;
da sah er Braunen in Aengsten sehr,
der in der Klemme steckt' so tief
und zog und zerrte, daß er pfiff;
allein umsonst war seine Müh',
und loszukommen hofft' er nie.
Reinke hofft's auch, wie Rustifeil
sich sehen ließ mit seinem Beil.
Er rief: „Schmeckt dir der Honig auch,
Freund Braun? Füll nicht zu sehr den Bauch.
Ich sehe Rustifeilen kommen;
der hat vielleicht sich vorgenommen,
mit einem Trunk dich zu bedenken
und dir die Mahlzeit einzuschenken."
Damit ging Reineke zu Haus
nach seinem Schlosse Malpertaus.

Indes kam Rustifeil gegangen.
Wie er den Bären sah gefangen,
eilt er, um in das Dorf zu laufen,
wo er die Bauern noch bei Haufen
versammelt fand beim Kirmeßbier.
„Geschwinde (rief er) kommt mit mir;
in meinem Hofe hat ein Bär
sich selbst gefangen, bei meiner Ehr'!"
Sie folgten ihm und eilten sehr;
ein jeder nahm auch sein Gewehr
oder ein Werkzeug in die Hand,
und was er sonst am ersten fand,
der eine die Gabel, der andre den Flegel,
hier dieser den Rechen, dort jener den Schlägel,
der Fuhrmann kam mit Rung' und Schwängel,
der Küster mit dem Glockenbengel.

Wie Braun den großen Lärm vernahm,
womit man auf den Leib ihm kam,
riß er mit großem Schmerz und Graus
den Kopf aus seiner Klemme heraus;

doch ging die Haut dabei verloren
und auch ein Theil von seinen Ohren;
das Blut, worin sein Antlitz schwomm,
floß von ihm wie ein Wasserstrom.
Jetzt hatt' er zwar sein Haupt erlöst,
doch steckten noch die Tatzen fest;
er riß sie los, fast halb von Sinnen,
doch ließ er beide Klauen drinnen,
auch etwas Leder von den Füßen.
Der Honig war nicht von dem süßen,
wovon ihm Reinke weisgemacht.
Schlimm war der Gang, den er gewagt,
und schlimm bekam ihm seine Fahrt.
Ihm floß das Blut in seinen Bart;
er konnt' vor Schmerz nicht aufrecht stehn
und weder vor- noch rückwärts gehn.

Rustifeil ging ihn grimmig an;
dem Beispiel folgte jedermann
und fiel mit seinem Mordgewehr
über den armen Bären her.
Der Pfaff hatt' einen langen Stab,
womit er manchen Schlag ihm gab.
Der arme Braun konnt' nicht entlaufen;
sie drangen zu in hellen Haufen,
ein Theil mit Spießen, ein Theil mit Beilen,
der Schmied mit Hämmern, Bolzen und Keulen.
Einige brachten Schaufeln und Krücken
und schlugen sie auf ihm zu Stücken.
Kurz, da war weder Groß noch Klein,
das nicht wollt' an ihm Ritter sein.
Braun mußte auch von manchem Stein
den Wurf empfahn auf seinen Leib,
womit ihn trafen Mann und Weib.
Rustifeils Bruder, der zuletzt
ihm noch am schlimmsten zugesetzt,
traf mit dem Knittel ihn so sehr,
daß ihm verging Gesicht und Gehör.
Wie toll sah man jetzt unter die Haufen
der kampfbegierigen Weiber ihn laufen
und tummeln sich mit ihnen herum,
bis ihrer fünfe lagen im Strom.
Stracks liefen alle die Weiber zu retten,
wie sie mit vieler Müh' auch thäten.
Indes also die Feinde sich entfernten, Braun ans Wasser schlich.
Vor Schmerz und Unmut brummt' er sehr;
er glaubt', er könnt' nicht schwimmen mehr,
und fing schon an, darauf zu denken,
sich in dem Strome zu ertränken,
um nur den Bauern zu entfliehn;
da rettete der Zufall ihn,
indem er fand, daß er noch schwamm.
Wie dies das Bauernvolk vernahm,
rief jeder aus, mit Zorn und Grämen:
„Wir müssen uns wie Narren schämen."
Man fluchte voller Ungeduld
und sprach: „Das ist der Weiber Schuld,
die ihre Nasen in alles stecken;
fort schwimmt er, und wir stehn wie Gecken."
Sie wurden jetzt den Trumm gewahr,
worin der Bär ließ Haut und Haar.
Das war den Bauern herzlich lieb;
sie schrie'n: „Komm her, ohrloser Dieb,
Handschuh und Ohr stehn hier zu Pfande!"

So hatt' er zu dem Schaden noch Schande;
doch war er froh, daß er entging.
Den Trumm verflucht' er; der ihn fing,
sammt Reineken, der ihn verrieth,
daß er ging Haut und Ohren quitt.
Er trieb in einer kleinen Weile
den Strom hinab wohl eine Meile;
dort kroch er mit betrübtem Sinn
nach einem grünen Anger hin.
„Ach Reinke (rief er), Bösewicht!"
Den Bauern auch vergaß er nicht,
der ihm das Fell zerdrosch im Loch,
wo er so tief nach Honig kroch.

13. Der Fuchs.

(Masius.)

Der Regen verzieht, der Wald schüttelt die lauen Tropfen aus dem Haupte, und von den Wachholderbüschen der Heide steigt's erfrischend und würzig in die Abendluft. In allen Schlupfwinkeln regen sich Flügel und Füße. Die Mücken beginnen ihre Tänze, die Ameisen kriechen hervor, ihre verschwemmten Straßen wiederherzustellen, Finke und Lerche

schmettern um die Wette, der Hase schießt Kapriolen, und auch der Fuchs verspürt ein heimliches Rühren. Dort lauscht er zwischen den Wurzeln einer alten Eiche. Er „windet"; denn „Vorsicht ist die Mutter der Weisheit". Aber alles ist sicher, die ganze Natur wiegt sich frühlingstrunken in dem erfrischten Element. Mit einem Satze ist Reineke vor der Thür. Jetzt könnt ihr ihn deutlich sehen. Wie er dasteht!

Das Ohr, scharf herausgespitzt, schiebt sich unten weit vor, um jeden Laut zu fassen. Es ist gemacht, die über ihm auf Bäumen schlummernde Beute zu erspüren; das leiseste Geräusch, das Zittern eines Blattes, das Zucken des träumenden Vogels fällt in die horchend ausgespannte Öffnung. Nichts entgeht ihm. Und nun diese Nase! Wie viel Bosheit, List und Gewandtheit liegt in dieser feinen, langgestreckten und geschmeidigen Spitze! — Aber das interessanteste Gesicht ist nichts ohne die Augen. Schön darf man nun freilich das Fuchsauge nicht nennen. Man erkennt daran sogleich das nächtliche Raubthier; es spielt aus grau in grün, liegt schief, halb in der Höhle versteckt, am Tage zur senkrechten Spalte verengert, und hat weder die „Waldfrische", die uns aus dem Auge des Rehes so munter anspricht, noch auch das rollende Funkeln, welches dem Katzenblicke jenen magnetischen Reiz gibt; und dennoch liegt unendlich mehr Bedeutung darin. Jetzt senkt es sich in demütiger Ergebung, oder es blickt unschuldig und kindlich umher; jetzt spielt ein spöttisches Lächeln um seine Lider, und jetzt wieder zuckt ein Blick daraus hervor, spitz und giftig, als treffe uns plötzlich der Stich einer Viper.

Fuchs mit Jungen.

Alle übrigen Theile des Gesichtes wie des ganzen Körpers stimmen zu diesem Bilde. Der Mund spaltet sich weit, denn der Fuchs ist ein Räuber; ein sparsamer Bart stellt sich in langen, zurückstrebenden Spitzen wie ebenso viele Widerhaken um die Oberlippe; diese Lippen sind fein geschnitten und geschlossen, deuten auf Thatkraft und Selbstbeherrschung. Öffnen sie sich aber, dann blecken scharf und grimm die Zacken des Gebisses, oder es dringt

ein heiseres, hustenartiges Bellen hervor. Den schlanken, hangenden Leib tragen schnelle Füße fast spurlos über den Boden, und stattlich schmückt ihn die buschige Schleppe. Die Farbe des Schweifes schimmert roth und goldig, und roth und goldig ist — mit Ausnahme des sauberweißen Vorhemdchens — der ganze Pelz. Daher heißt der Fuchs von Alters her der Rothe, der Feuerfarbene. Nach ihm sind wiederum die blanken, flinken Goldstücke getauft worden, die auch wie der Fuchs „mehr als ein Loch wissen", wo sie auslaufen.

So schleicht und streicht der Schlaue dahin, er schmiegt und biegt sich, ist vorsichtig, geduldig, ausdauernd, behend, allezeit entschlossen; ein Meister über hundert Künste. Er scheint den heutigen Abend in süßem Nichtsthun verträumen zu wollen. Inzwischen kommen ein paar junge Füchslein neben ihm zum Vorschein. Klug forschend äugeln sie umher, legen sich in die Sonne und beginnen allerhand Kurzweil. Das jüngste Söhnchen ist noch etwas täppisch. Es fängt Grashüpfer und Käfer, zerzaust ihnen die Flügel, läßt sie zappeln, schnäufelt daran umher, wirft sie weg und schlägt dann und wann einen linkischen Purzelbaum. Der Alte sieht eben nicht auf dasselbe. Dessen Blicke sind auf die beiden anderen hoffnungsvollen Buben gerichtet, in denen er das väterliche Talent mit sichtbarem Wohlgefallen wiedererkennt. Sie haben das leise horchende Mäuslein erhorcht und im Wettsprung gefangen. Mit mutwilliger Lust werfen sie es der eine dem anderen zu, kneipen es hier, kneipen es da, bis sie, des Spielzeuges satt, es dem jüngsten überlassen. Nun gilt's, ein Nest zu spüren, eine Grasmücke zu beschleichen, den schlüpfrigen Frosch zu packen, oder sie durchstöbern wohl ein Wespennest; denn wie lecker sie auch sind, so will ihre lernbegierige Zunge doch nichts unversucht lassen.

Da tritt auch die Mutter aus dem Erdgeschoß, und der alte Fuchs erinnert sich, daß es Zeit sei, die Familienscene zu beenden. Er macht sich auf; allein er eilt mit Weile. Gelassen schlendert er, den Schweif rittermäßig schleppend, durch Busch und Kraut immer querfeldein. Er läßt die Heerstraße und mag sich gern in Riedgras, Korn und Hag verlieren, wo bunte Blumen blühen und muntere Vögel singen. Die rosigste Laune leuchtet aus seinem Angesicht; Gedanken und Bilder umschwirren ihn wie ein lustiges Schneegestöber. Unterdessen ist er mitten im Waldbann. Er schleicht langsamer, leiser, vorsichtiger. Der Abend haucht aus Halm und Blatt. Die Bäume heben ihre Wipfel regungslos in die Stille; nur die Vogelkehlen sind noch laut. Die Drossel lockt mit hellem Ton, die Meise schlüpft, ihr witzig-spitzes Liedchen schrillend, von Busch zu Busch, der Waldschreiner Specht hackt und hämmert am Eichenstumpf, dazwischen kreischt mit einem wunderlich äffenden Schnörkel der Häher, und ist dann auf einmal alles still, so stöhnt aus dem Schooß der grünen Einsamkeit der schwermütige Ruf des Wiedehopfes. Reineke ist am Rande der Waldwiese angekommen. Er lauscht. Die Blumen neigen ihre Kelche, da und dort summt noch eine Biene, oder ein schwergepanzerter Käfer schweift behaglich brummend in geschwungenem Bogen dahin.

Jetzt knackt es in den Zweigen. Der Fuchs spitzt das Ohr, ein Pfeifen läßt sich hören. Da tritt das Reh heraus, das Haupt keck emporgerichtet, die Augen nach allen Seiten rollend. Wieder pfeift es, und in schlankem Sprunge ist das Kälbchen der Alten zur Seite. In den drolligsten Sätzen tändelt es um die Mutter, ein Blatt, ein Kraut wie im Fluge abstreifend und dann sich niederwerfend zu saugen. Die Mutter leckt ihm liebkosend den Nacken. Plötzlich hebt die Ricke den Kopf. Ihre Lichter funkeln, ein Zittern fliegt über die Flanken, sie macht ein paar Sprünge und stampft zornig mit den Läufen. Es ist klar: sie hat den Räuber gewittert. Der hat sich herangestehlen, sacht, sacht, das Kitzlein unverrückt im Auge. Es gilt einen kühnen Griff. Wenn ihm nur die Alte nicht so eben den Weg verrannt hätte! Aber Reineke läßt sich nicht beirren; er thut, als sei er in tiefen Gedanken. Träumerisch sinnend starrt er ins Blaue. Keine Miene verräth, daß er der Beute ansichtig geworden. Er verschwindet, um in weitem Bogen von einer anderen

Seite den Angriff zu versuchen. Allein die wachsame Alte drängt sich dicht an das Junge; denn sie kennt des Laurers Arglist. Dort streift er vorbei. Die Ricke pfeift wieder, und der Fuchs schaut auf, als schrecke er plötzlich zusammen. Doch er ist inzwischen dem Ziele seiner Wünsche nah und näher gekommen. Der Augenblick ist günstig und Verstellung nicht mehr nöthig. Reineke duckt sich nieder; wie eine Katze schmiegt er sich an den Boden, die Lunte zuckt, die Augen starren wild-gierig auf das bebende Thier, er weist die mörderischen Reißer, hebt leise Fuß und Kopf zu Sprung und Biß — ein Augenblick noch — ein Satz und — da stürzt sich die Mutter schnaubend auf den Mörder los, mit den Füßen ihn zerstampfend. Das Kälbchen ist gerettet. Reineke kehrt hinkend und zorngrimmig heim. Rache schwört er dem Flüchtling, und es steht zu fürchten, daß er doch einmal seinen Schwur zu lösen wissen werde.

Tritt die Sonne in den Löwen, dann blüht dem Fuchs die goldene Zeit. Üppige, reifende Stille liegt über der Erde, die Ähren hangen schwer und gelb, ein unabsehlicher Fruchtwald. Dahinein zieht's den Fuchs. Dort lagern Hase, Kaninchen, Rebhuhn, Wachtel und Lerche, kleine Leutchen ohne Wehr und Waffen, die ein stilles, betriebsames Leben führen. Ach, es wird ihnen übel ergehen! Der Verschlagene versteht zu passen, zu fassen, zu kirren, zu irren mit Strichen und Schlichen, mit Blicken und Tücken. Umsonst sind ihre kleinen Künste, er mordet bei Tag und Nacht, und seine Brut wird dreist und feist. Wenn er sich gütlich gethan hat, so winkt ihm auf sonniger Heide das Bienenhaus. Er springt hinan, schleckt die würzigen Tropfen, und ob ihn das ganze Immenheer umschwärme: er lacht ihres Stachels, ladet sie sich auf den Pelz, wälzt sich am Boden, zerdrückt sie, frißt sie, und am Ende müssen die fleißigen Schaffnerinnen ihm die süße Labe überlassen sammt Haus und Hof. Oder er schleicht zum Garten, wo aus dem Laub rothwangige Birnen und schwarze Kirschen locken, versucht im Weinberg die Traube, oder er lauert am Bach, mit dem Fischreiher Halbpart zu machen, oder mit seinem Wedel den Krebs zu kitzeln und aus der Wasserhöhle ans Licht zu schmeicheln. So währt das Vagabundenleben bis in den Herbst. Kommen da die kühlen Morgennebel über den Wald und mit ihnen die Züge der wandernden Luftsegler, dann geht's wieder zum Holz. Der Jäger stellt den Dohnenstrich; in künstlichen Sprenkeln legt er die rothen Vogelbeeren aus, mancher Drossel zum frühen Tode. Reineke kennt das. Ehe noch der Jäger wacht, ist er auf dem Anstand. Er wartet unverdrossen, bis die Stimmen der müde und hungrig herabfallenden Vögel an sein Ohr schlagen. Er steht, stutzt, stiert. Hier und dort schwirrt ein lüsternes Paar um die Schlingen. Ein Krammetsvogel, eine schwarzglänzende Amsel stürzt hinein, sie schreit auf, schlägt mit den Flügeln, und im Augenblicke, flinken Sprunges, ist Reineke zur Stelle. Er schwingt sich hinan, denn der Sprenkel steht hoch — aber eines Fingers Breite fehlt, daß er sie erreiche. Der Vogel, der sich mit dem Fuß gefangen, flattert erschreckt in die Höhe, den Klauen des Mörders zu entgehen. Der Fuchs knirscht, springt wieder und wieder, immer hitziger, immer begieriger, die Nüstern ziehen sich krampfhaft zusammen, ein wollustvolles Grausen glüht in seinem Auge, der Schweif peitscht die Luft; aber es ist vergebens. Endlich versagt dem gefesselten Vogel die Kraft. Da rafft sich Reineke zu einem gewaltigen Satze zusammen und ergreift sein Opfer mit einem triumphirenden Schrei.

Aber die goldenen Tage sind bald vorüber. Die Felder stehen kahl, der Wald entlaubt, auch die letzten Wandervögel sind davongezogen, über die Öde brausen rauhe Stürme. Der Fuchs liegt in seiner Zelle, denn es gibt wenig zu jagen und die gesammelten Vorräthe schützen ihn zunächst noch vor Mangel. Es ist eine trübe, langweilige Zeit; er entwirft Pläne für den Winterfeldzug, macht Sprungübungen und horcht wachsam den Schüssen der Jagd, die dumpf-warnend in sein Lager hinunterdröhnen. Inzwischen drängt der Winter immer ungestümer heran. Bald liegt alles erstarrt unter der weißen Decke, Seen und Bäche gefrieren tief hinab, die Bäume krachen vom Frost zerspalten, das Wild ächzt

hungrig in den dichtesten Gründen, und Rabe, Krähe und Sperling haben längst die Straßen der Städte und Dörfer gesucht. Reineke darf das nicht. „Wenn ich ein Vöglein wär'!" seufzt er und streicht lungernd hinter einem Bauerngehöft umher. Aber es läßt sich keine Feder spüren. Die Noth treibt ihn dem Walde zu, er ergeht sich in den düstersten Gedanken. Mit einemmale hebt er die Nase. Ein lieblicher Duft weht ihm entgegen. Ha, was ist das? — Siehe da — mitten in der hungrigen Wildnis ein süßgebratenes Stück von Kater Hinzes Lende. Wie appetitlich! Ohne Zögern ist es verschlungen. Reineke fühlt seine Lebensgeister neu erregt, „seine Augen werden wacker", und, wie von unsichtbaren Banden gezogen, trabt er fürbaß. Und wahrlich! da liegt ein zweites Stück! Es ist kein Trugbild seiner Einbildungskraft — es ist derselbe Duft, dasselbe Fleisch und Bein. Reineke steht still, Überraschung und Argwohn in den Zügen. Wer war, wer ist der unbekannte Spender? Kehren die Tage der Märchen zurück? Er umschleicht auf scheuen Sohlen die Stelle, steht wieder still, legt sich, horcht, wirft die Augen spähend umher, springt wieder auf, um wieder niederzukauern. Nirgends ein Laut, nur die alten Föhren knarren; nirgends eine Spur. Er betrachtet den Bissen noch einmal: „Wär' es eine Falle? — Die Menschenkinder sind voll Args! — Schon mancher Edle fiel durch ihre List! — Aber nein — hinweg mit solchen Gespenstern!" — Und im Nu ist auch der zweite Brocken hinab.

O Reineke! Reineke! Du bist verloren, — denn dort liegt noch ein dritter Bissen. In vollen Zügen schlürft der Hungergepeinigte den berauschenden Wohlgeruch, starrt verglasten Blickes auf die Lockung. Doch der innere Warner erhebt seine Stimme noch einmal. Und wieder umkreist der Fuchs das Mahl, wieder duckt er sich, legt das Gehör vorwärts, rückwärts, spitzt es, „sichert" allenthalben. Und wieder ist alles stumm, nur die Föhren knarren noch immer verdrossen. Es ist, als stocke der Athem der Natur. Der Fuchs fängt an zu klügeln; aber je länger er hinschaut auf das verhängnisvolle Gericht, desto wirrer werden seine Gedanken, desto wirrer sein Blick. Es flimmert ihm vor den Augen, der Duft betäubt ihn, er kann nicht los, er muß — und gält' es sein Leben — er muß hinzu. In einem wilden Satze springt er darauf los — da, krach! schlägt das Eisen die zerschmetternden Zähne zusammen.

So war der Schlaue doch nicht schlau genug! Er heult vor Wut; aber es ist nicht Zeit zu ohnmächtiger Klage; denn Gefahr droht im Verzuge. Es gilt eine kühne That; er beißt sich den Fuß ab. — Einmal gefangen, denkt er, und nimmer wieder! und er jagt davon, leicht und frei, „als hätte er eben nur den Stiefel ausgezogen". Die Niederlage muß ihn neue Künste und neue Siege lehren. — Das ist Reineke, der Held!

14. Ochs und Esel.

(Pfeffel.)

Ochs und Esel zankten sich
beim Spaziergang um die Wette,
wer am meisten Weisheit hätte
Keiner siegte, keiner wich.

Endlich kam man überein,
daß der Löwe, wenn er wollte,
diesen Streit entscheiden sollte,
und was konnte klüger sein?

Beide reden tiefgebückt
vor des Thierbeherrschers Throne,
der mit einem edlen Hohne
auf das Paar hinunter blickt.

Endlich sprach die Majestät
zu dem Esel und dem Farren:
ihr seid alle beide Narren!
Jeder gafft ihn an und geht.

15. Bonifacius. (Von 680 bis 755 n. Chr.)

(Klopp.)

Unter allen Heidenbekehrern, welche das deutsche Land lehrend und predigend durchzogen haben, war Winfried, ein angelsächsischer Mönch, der um seines wohlthätigen Wirkens willen den Namen Bonifacius erhielt, der unermüdlichste. Namentlich widmete er seine Kraft den Thüringern und den Friesen, deren heidnischer Gottesdienst ihn tief betrübte. Er lehrte und predigte und taufte viele Tausende. Dabei war er in engem Bunde mit dem Papste, den er als den ersten Bischof der Christenheit ansah. Er prägte allen Neubekehrten mit dem christlichen Glauben zugleich auch die Verehrung für den Papst ein und forderte von ihnen Gehorsam gegen den Bischof in Rom, und die Macht desselben stieg durch Bonifacius. Nachdem er vom Papste in Rom die bischöfliche Würde empfangen hatte, ging er wieder zurück in das Frankenreich und besuchte den Karl Martell, um ihm die Briefe des Papstes zu bringen. Alsdann ging er mit Karls Einwilligung in das Land der Hessen, von denen schon viele Christen geworden waren. Ein großer Theil aber wollte nicht ablassen von der Religion der Väter und verehrte die alten Götter heimlich an Quellen und in Hainen. Deshalb riethen diejenigen, welche sich ganz vom Heidenthume losgesagt hatten, der Bischof möchte doch die wunderbar große Eiche, welche dem Wodan geheiligt war, völlig zerstören. Sie stand bei Geismar nicht weit von Fritzlar, und dahin begab sich nun Bonifacius mit einer Anzahl Getreuer. Mit fester Hand legte er die Axt an den Baum, während eine Menge Heiden ringsumher standen und ihn als den bittersten Feind ihrer heimatlichen Götter verwünschten. Sie meinten, Wodans Zorn würde den Verwegenen treffen. Aber als der Baum schon stark angehauen war, stürzte auf einmal die gewaltige Masse nieder, so daß die Krone zerbrach und der ganze Baum in vier Stücke auseinander fiel. Als das die Heiden sahen, die vergebens den Zorn ihrer Götter auf die Christen herabbeschworen hatten, sagten sie sich los von ihrem alten Glauben und wurden Christen. Bonifacius aber hielt Rath mit den Seinen, was mit dem Holze zu beginnen wäre, und auf ihr Zureden erbaute er aus demselben eine Kanzel, die er dem heiligen Petrus weihte.

So wirkte Bonifacius bei den Sachsen, den Hessen, den Thüringern, überall, wo er noch Heiden und heidnische Gebräuche fand. Einige der von ihm gestifteten Bischofssitze haben sich bis auf unsere Zeit erhalten. Der Papst machte ihn zum Erzbischof von Mainz und ordnete seinem Stuhle außer vielen andern alle diejenigen Bischofssitze unter, die Bonifacius selber anlegen würde. Unter diesen ist Würzburg noch bis auf den heutigen Tag der Sitz eines Bischofs. Dem Bonifacius selbst aber war Fulda ein lieber Aufenthalt, und hier war später eine Zeit lang die berühmteste Schule in der deutschen Kirche.

Selbst in hohem Alter wollte Bonifacius doch der so wohlverdienten Ruhe nicht pflegen, sondern sein Werk mit der Vollendung dessen krönen, womit er seine Laufbahn begonnen, mit der Bekehrung der Friesen. Aber bevor er von seinen Freunden Abschied nahm, ahnte es ihm, daß er nicht wiederkehren würde, und darum trug er seinem Freunde und liebsten Schüler, dem Bischof Lullus, auf, von dem Bau der Kirchen in Thüringen nicht abzulassen und namentlich auch die Kirche an der Fulda zu vollenden, die er selbst angefangen hatte. Zuletzt sprach er noch zu ihm: „Mein Sohn, besorge

Bonifacius predigt den heidnischen Deutschen.

alles wohl und lege auch die Leinwand, in welche mein Leichnam eingewickelt werden soll, in meinem Bücherzimmer sorgfältig zurück." Dann brach er das Gespräch ab, weil Lullus seinen heftigen Schmerz in Thränen ergoß, und redete von anderen Dingen. Einige Tage hernach reiste er fort, indem er auf einem Schiffe den Rhein hinab fuhr, bis er die wasserreichen Länder der Friesen erreichte. Er gelangte glücklich über die Zuydersee und landete am östlichen Ufer. Das Land der Friesen aber wird wegen der vielen fließenden Gewässer in viele einzelne Gaue getheilt, welche, mit verschiedenen Namen benannt, doch nur das eine Volk enthalten. Bonifacius durchzog diese einzelnen Gaue und predigte überall und baute Kirchen, so daß es ihm und seinem Gehilfen Eoban bald gelang, eine große Menge Männer, Weiber und Kinder zu taufen.

Nachdem sie schon mehrere Gaue durchwandert hatten, kamen sie an einen Fluß Namens Bordau und schlugen dort ihre Zelte auf, um ein wenig auszuruhen. Aber die Neugetauften entließ Bonifacius von da zum großen Theile in ihre Heimat, damit sie an einem Tage alle zusammen wiederkehren und seinen Segen empfangen sollten. Als schon die Morgenröthe des festgesetzten Tages herangebrochen war, da zeigten sich statt der Freunde die Feinde, welche mit geschwungenen Waffen und erhobenen Schilden daherkamen. Da brachen auch sogleich die Begleiter des Apostels hervor und suchten Waffen, um sich gegen den andringenden Haufen zu vertheidigen. Aber das war nicht der Wille des Bonifacius. Sobald er den Lärm vernahm, trat er aus dem Zelte hervor und verwies seinem Gefolge alle Kampflust: „Laßt ab vom Kampfe!" sprach er, denn wir sollen nicht Böses mit Bösem, sondern Böses mit Gutem vergelten. Laßt uns nur auf Gott trauen, hofft auf ihn und duldet, was er über euch verhängt! Er wird eure Seele erlösen." Auch die neben ihm stehenden Priester ermahnte er mit diesen Worten: „Seid stark, meine Brüder, und laßt euch nicht schrecken von denen, welche den Leib tödten, aber die Seele nicht mögen tödten! Unterwerft euch ruhig dem Geschick und hofft auf den ewigen Lohn, der euch alsbald zu Theil wird!" Als er diese Worte gesprochen hatte, stürzten auch schon die Feinde daher und erschlugen den Bonifacius mit seinem ganzen Gefolge. Sie plünderten die Gezelte, und weil sie meinten, daß in den Bücherkisten Gold und Silber und allerlei Schätze verborgen wären, brachten sie dieselben auf ihre Schiffe; auch den Wein, der noch da war, schleppten sie mit, aber bald hatten sie ihn gänzlich ausgetrunken und waren fast alle berauscht. Da erhob sich ein Wortwechsel unter ihnen wegen der Vertheilung der Beute; derselbe wurde so heftig, daß sie sich in zwei Parteien theilten und grimmig gegen einander kämpften. Ein großer Theil ward so erschlagen. Die Sieger erbrachen mit großer Lüsternheit die Schlösser der Kisten, um die vermeintlichen Schätze hervorzuholen; aber sie wurden sehr enttäuscht, als sie statt deren Bücher fanden. In ihrem Zorne schleuderten einige dieselben sogleich von sich, andere trugen sie in das Schilf eines Sumpfes, um sie dort zu versenken.

Auf die Nachricht von dem Tode des Apostels sammelte sich sogleich ein kleines Heer, um Rache an den Heiden zu nehmen. Diese wurden geschlagen, die Christen fanden den Leichnam des Märtyrers Bonifacius, legten ihn auf eine Bahre und brachten ihn in ein Schiff, welches dann mit günstigem Winde nach Utrecht fuhr. Da wurde die Leiche einstweilen beigesetzt, bis von Mainz aus die Boten des Bischofs Lullus kamen, um sie abzufordern; denn Lullus

wollte seinen väterlichen Freund in dem Kloster behalten, welches er selbst an der Fulda erbaut hatte. Dahin ward also von den treuen Schülern die Leiche gebracht. Die Friesen aber suchten lange nachher, als das Christenthum bei ihnen schon durchgedrungen war, den Ort auf, wo Bonifacius' gefallen, warfen dort wegen der zweimal täglich anschwellenden Meeresflut einen Hügel auf und erbauten auf diesem zum Andenken des Apostels eine Kirche.

16. Der gerettete Jüngling.

(Herder.)

Eine schöne Menschenseele finden,
ist Gewinn; ein schönerer Gewinn ist,
sie erhalten, und der schönste und schwerste,
sie, die schon verloren war, zu retten.

Sanct Johannes, aus dem öden Pathmos *)
wiederkehrend, war, was er gewesen,
seiner Herden Hirt. Er ordnet' ihnen
Wächter, auf ihr Innerstes aufmerksam.

In der Menge sah er einen schönen
Jüngling; fröhliche Gesundheit glänzte
vom Gesicht ihm, und aus seinen Augen
sprach die liebevollste Feuerseele.

„Diesen Jüngling," sprach er zu dem Bischof,
„nimm in deine Hut. Mit deiner Treue
stehst du mir für ihn! Hierüber zeuge
mir und dir vor Christo die Gemeine."

Und der Bischof nahm den Jüngling zu sich,
unterwies ihn, sah die schönsten Früchte
in ihm blühn, und weil er ihm vertraute,
ließ er nach von seiner strengen Aufsicht.

Und die Freiheit war ein Netz des Jünglings.
Angelockt von süßen Schmeicheleien,
ward er müßig, kostete die Wollust,
dann den Reiz des fröhlichen Betruges,
dann der Herrschaft Reiz. Er sammelt' um sich
seine Spielgesellen, und mit ihnen
zog er in den Wald, ein Haupt der Räuber.

Als Johannes in die Gegend wieder kam, die erste Frage an ihren Bischof war: „Wo ist mein Sohn?" Er ist gestorben,
sprach der Greis und schlug die Augen nieder.

„Wann und wie?" — Er ist Gott abgestorben,
ist, mit Thränen sag' ich es, ein Räuber.
„Dieses Jünglings Seele," sprach Johannes,
„fordr' ich einst von dir! Jedoch, wo ist er?" —
Auf dem Berge dort! „Ich muß ihn sehen!"
Und Johannes, kaum dem Walde nahend,
ward ergriffen; eben dieses wollt' er.
„Führet," sprach er, „mich zu eurem Führer."
Vor ihn trat er. Und der schöne Jüngling
wandte sich; er konnte diesen Anblick
nicht ertragen. „Fliehe nicht, o Jüngling,
nicht, o Sohn, den waffenlosen Vater,
einen Greis. Ich habe dich gelobet
meinem Herrn und muß für dich antworten.
Gerne geb' ich, willst du es, mein Leben
für dich hin; nur dich fortan verlassen
kann ich nicht! Ich habe dir vertrauet,
dich mit meiner Seele Gott verpfändet."
Weinend schlang der Jüngling seine Arme
um den Greis, bedeckete sein Antlitz
stumm und starr; dann stürzte, statt der Antwort,
aus den Augen ihm ein Strom von Thränen.

Auf die Kniee sank Johannes nieder,
küßte seine Hand und seine Wange,

*) Pathmos (Palmosa) ist eine Insel in der Nähe Kleinasiens, auf welche der Evangelist und Apostel Johannes verbannt gewesen.

nahm ihn neu geschenket vom Gebirge,
läuterte sein Herz mit süßer Flamme.

Jahre lebten sie jetzt ungetrennet
mit einander; in den schönen Jüngling
goß sich ganz Johannes schöne Seele.

Sagt, was war es, was das Herz des Jünglings
also tief erkannt und innig festhielt?
und es wieder fand und unbezwingbar
rettete? Ein Sanct-Johannes-Glaube,
Zutraun, Festigkeit und Lieb' und Wahrheit.

17. Muhamed und seine Religion.

(Nach Welter.)

Unter dem Volke der Araber war Muhamed oder Mahomed im Jahre 569 nach Chr. zu Mecca geboren. Er gehörte zu dem edelen Stamme Koreisch, welcher die Regierung zu Mecca und die Aufsicht über den berühmten Tempel, die Kaaba, erblich besaß. Hier wurde der schwarze Stein aufbewahrt und verehrt, welchen Gott aus dem Paradiese mit Adam auf die Erde geschickt, während der Sündflut wieder zu sich genommen und dem Abraham durch den Engel Gabriel zurückgegeben haben soll, als er jenen Tempel zu Mecca bauete. Zu diesem Heiligthume wallfahrteten die Araber seit undenklichen Zeiten, wie die Christen nach dem Grabe des Heilandes zu Jerusalem. Siebenmal gingen die Pilger mit schnellen Schritten um die Kaaba, siebenmal küßten sie den Stein und warfen siebenmal Steine in das Thal Mina. Die Gebräuche haben sich bis jetzt erhalten.

Muhameds Eltern starben früh. Sie hinterließen ihm nur fünf Kameele und eine alte Sklavin. Nun nahm sein Großvater den sechsjährigen Knaben zu sich, und drei Jahre später sein Oheim Abu Taleb. Dieser war ein thätiger Kaufmann, der in seinen Geschäften weite Reisen machte, auf welchen ihn sein Zögling begleitete.

Der feurige Knabe wuchs indes in voller Schönheit zum Jünglinge heran und zog aller Augen auf sich. Vom fünf und zwanzigsten bis zum vierzigsten Jahre führte er mit großer Thätigkeit und Treue die Handelsgeschäfte einer reichen Witwe, Namens Chadidscha. Aus Dankbarkeit gab diese ihm ihre Hand und machte ihn dadurch zu einem reichen Kaufmanne. In ihren Geschäften hatte er oft weite Reisen gemacht, mit Karawanen ferne Länder durchzogen und die Menschen und ihre Sitten fleißig beobachtet. Mit tiefem Schmerze sah er den Verfall vaterländischer Sitten und die Zwistigkeiten der Stämme unter einander. Da trieb ihn sein Geist in die Wüste. Ganze Tage brachte er in düsteren Höhlen und schauerlichen Felsklüften zu. Sein geheimnisvolles Wesen erfüllte die Seinigen mit wunderbaren Ahnungen. Dort in stiller Einsamkeit verloren sich seine Gedanken in Grübeleien über die Religion. Der Glaube, in welchem er erzogen war, die Lehre Mosis und Christi gingen an seiner Seele vorüber; aber keine dieser Lehren befriedigte sein Gemüt. Den Glauben seines Volkes erkannte er bald als Thorheit. Die mosaische Lehre schien ihm zu engherzig und feindselig, auch die christliche Religion sprach ihn nicht an; denn ihren wahren Geist hatte er nicht gefaßt. Er hatte sie auf seinen Reisen bei den Griechen in Kleinasien kennen gelernt, dort aber leider nur heftige Religionsstreitigkeiten der einen Partei gegen die andere, nicht aber den Geist christlicher Liebe und Duldsamkeit gefunden. Da stand sein Entschluß fest, Stifter einer neuen Religion zu werden, die das Gute der drei anderen in sich vereinige, um hierdurch sein gesunkenes Volk in verjüngter Kraft wieder zu

erheben. Seine ganze Seele war von diesem einen Gedanken erfüllt, seine feurige Einbildungskraft heftig aufgeregt. Wiederholt fiel er in Verzückungen und hatte alsdann wunderbare Erscheinungen. Er sah den Engel Gabriel bald in überirdischer Schönheit, bald in menschlicher Hülle vor sich stehen, um ihm die Botschaft zu überbringen, er sei zum Propheten des Allerhöchsten erkoren. Immer fester wurde seine Ueberzeugung, daß er wirklich von Gott zu seinem Propheten bestimmt, und daß alles wahr sei, was er in jenem aufgeregten Zustande zu sehen und zu hören glaubte. Zwar konnte der neue Prophet weder lesen noch schreiben, aber seine hohe Beredtsamkeit, seine tiefe Menschenkenntniß gewannen ihm den Weg zu den Herzen seines Volkes. Er offenbarte die wiederholten Erscheinungen anfangs nur seiner Frau, seinem Vetter, dem jungen feurigen Ali, seinem Freunde Abu Bekr und noch elf anderen Personen, die alle fest an seine göttliche Sendung glaubten. Das Beispiel des allgemein verehrten Greises Abu Bekr insbesondere gewann dem neuen Propheten viele Anhänger.

Araber vor einer Moschee.

Den heftigsten Widerstand fand Muhamed bei seinen eigenen Stammgenossen, den Koreischiten. Diese fürchteten, seine Lehre möchte die alte Religion und den Tempel untergraben, wovon sie lebten. Sie wurden deshalb seine erbittertsten Feinde und trachteten ihm nach dem Leben. Er aber entfloh nach der den Koreischiten feindlichen Stadt Jatreb, wo seine Lehre bereits Eingang gefunden hatte, und wurde mit Jubel empfangen. Die Stadt selbst führt seitdem ihm zur Ehre den Namen Medina al Nabi, das ist Stadt des Propheten, später gewöhnlich nur Medina. Hier erhob sich auch die erste Moschee oder Tempel. Diese Flucht, Hegira (sprich Hedschra) genannt, fällt auf den

16. Juli des Jahres 622 und ist bei den Muhamedanern der Anfangspunkt ihrer Zeitrechnung, wie bei uns die Geburt Christi.

Nie ist eine einfachere Lehre von einem Propheten verkündet worden, als die des Muhamed war; und eben hierin lag ein Hauptgrund ihrer schnellen Verbreitung. Es ist nur ein Gott und Muhamed sein Prophet, war der ganze Inhalt seiner Glaubenslehre. Moses und Christus erkannte er zwar als göttliche Gesandten an, doch stellte er sich selbst höher als beide. Eben so einfach war auch seine Sittenlehre. Als nothwendige Pflichten sind geboten: Tägliches Waschen und Gebet, Fasten zu gewisser Zeit, Almosen für immer und Wallfahrt nach der Kaaba, dem Nationalheiligthume zu Mecca. Das Gebet, sagte Muhamed, führt auf halbem Wege dem Herrn entgegen, Fasten bis an die Thüre seines Hauses, Almosen öffnet seine Pforten.

Wen die Lehre nicht bekehrte, den bekehrte das Schwert. Das Schwert, sagte er, ist der Schlüssel des Himmels. Ein Tropfen Blut für Gottes Sache vergossen, eine Nacht unter den Waffen zugebracht, ist mehr werth, als zweimonatliches Fasten und Beten. Uebrigens lehrte er auch, was die Türken noch heutzutage fest glauben, daß keiner seinem Schicksale entrinnen könne, welches ihm gleichsam an die Stirn geschrieben sei. Wer fallen solle, der falle auch fern von der Schlacht; wen der Herr erhalten wolle, der dürfe sich dreist in alle Lanzen, Pfeile und Schwerter der Feinde stürzen.

Durch solche Verheißungen der neuen Lehre wirkte der Prophet mit seiner kleinen Glaubensschar Wunder der Tapferkeit. Mit Hunderten zog er gegen Scharen von Tausenden, erstürmte und eroberte Mecca. Da beschloß Muhamed, alle Völker der Erde durch seinen Glauben zu vereinigen. Wie im Fluge durcheilte er mit seiner begeisterten Schar ganz Arabien und bekehrte und eroberte mit Worten und Waffen. Bald darauf, im Jahre 632, starb er zu Medina.

Das heilige Buch, in welches Muhameds Lehre nach seinem Tode verzeichnet wurde, heißt Koran. Diesen verehren die Muhamedaner eben so, wie wir die Bibel. Er enthält viel Gutes, aber auch viel Abergläubisches. Seinem Inhalte nach zerfällt er in zwei Theile; der eine enthält die Glaubenslehre, der andere die Sittenlehre. Islam, d. i. selbstverleugnende Ergebung in Gott, nennt man den Inbegriff der ganzen Religion, Moslemin oder Muselmänner seine Bekenner, Imans die Priester, Derwische die Mönche. Die muhamedanischen Kirchen oder Tempel heißen Moscheen und ihre sehr schmalen, hohen Thürme Minarets. Von diesen Thürmen aus rufen die Tempeldiener täglich dreimal mit lauter Stimme alle Gläubigen zum Gebet.

18. Pipin der Kurze.

(Baur.)

Pipin der Kurze war nicht groß,
doch Karls des Großen Vater,
in aller Weise fehlerlos,
ein treuer Volksberather.
Der beste Held im Frankenreich,
der Kirche Wohlgefallen,
an Weisheit nur sich selber gleich,
an Tapferkeit vor allen.
War nicht geboren auf dem Thron,
doch für den Thron geboren.

Zum Herrscher war des Hammers Sohn
von Gottes Gnad' erkoren.
Papst Zacharias sprach dies Wort:
„Des Königs Würd' und Namen
gebührt der Völker starkem Hort!"
Und alle Welt sprach: „Amen!"
Doch unser Held, der Kurze, schien
zu klein manch' kleinen Geistern,
die maßen mit den Augen ihn
und hatten viel zu meistern.

Des schwieg der Held, und ritterlich
sinnt er, den Hohn zu dämpfen,
und lädt zum Spiele männiglich,
wo wilde Thiere kämpfen.
Schon eilt das Volk herbei mit Drang,
die stolzen Großen alle,
sie nahen beim Trompetenklang
mit lautem Waffenschalle.
Still sitzt Pipin, gedankenschwer,
wie nahend Ungewitter
wirft er nur Blitze um sich her. —
Da rauscht herauf das Gitter.
Ein grimmer Leu, ein wilder Stier,
die stürzen in die Schranken,
begegnen sich mit Kampfbegier,
und keiner wollte wanken.
Jetzt aber faßt des Leuen Zahn
den Ur in dem Genicke
und reißt ihn nieder auf den Plan,
Blut, Feu'r und Wut im Blicke.
„Wer ist von euch," — so fragt Pipin
und blitzte durch die Reihen —
„wer ist von euch so stark und kühn,
entreißt die Beut' dem Leuen?"
Da machen große Augen zwar
ringsum die großen Leute;
doch jeder bebt vor der Gefahr,
und keiner will zum Streite.
Und wie noch alle schweigend stehn
und an dem Kampf verzagen,
sieht man Pipin zum Kampfplatz gehn,
allein den Kampf zu wagen.
Er ruft den blut'gen Löwen an
mit donnergleicher Stimme;
der stürzt auf ihn mit Wut heran
und brüllt vor wildem Grimme.
Und alles Volk sieht es mit Graus,
Pipin nur ohne Grausen;
sein gutes Schwert zur Scheid' heraus,
läßt's durch die Lüfte sausen,
und schlägt den Löwen in den Bart,
daß todt er niederstürzet.
Das war ein Schlag nach Heldenart,
mit Heldenkraft gewürzet!
Nun rafft der wilde Ur sich auf,
den neuen Feind er wittert,
und rennt heran mit vollem Lauf,
daß Schrank' und Boden zittert.
Doch unser Held steht mauerfest
und wankt nicht von der Stelle.
Das Schwert er wieder sausen läßt
und schwingt's mit Blitzesschnelle
und trifft den Schnaubenden so gut,
dicht an des Nackens Rande —
da spritzt zum Himmel schwarzes Blut,
das Haupt stürzt hin zum Sande.
„Wie nun, ihr großen Recken ihr,
was dünkt euch von dem Kleinen?
Mag nun der Held im Kampfrevier
euch groß genug erscheinen?" —
Es stehn beschämt die Spötter werth,
gesenkt die stolzen Blicke;
Pipin steckt ein sein gutes Schwert,
dann tritt er schnell zurücke.
Des Volkes Jubel aber füllt
ringsum die weiten Schranken,
empor ihn hebend auf den Schild
zeigt ihn der Frank' dem Franken.
Als König grüßt ihn alle Welt,
die Spötter müssen schweigen
und ihm, der Leu und Ur gefällt,
demütiglich sich neigen.

19. Karl der Große.

(Nach Einhart und Schröder.)

Karl der Große war von großem, starkem Körperbaue und zeichnete sich durch seine hohe Statur aus, welche jedoch das rechte Maß nicht überschritt; denn seine Länge betrug bekanntlich sieben seiner Füße. Sein Hinterhaupt war rund; er hatte große, feurige Augen, eine etwas große Nase, schönes Silberhaar und ein lächelndes, heiteres Angesicht. War er zornig, so hatte sein Blick etwas Durchbohrendes, Schreckliches. So zeichnete sich seine Gestalt, mochte er stehen oder sitzen, durch ungemeine Würde aus. Er schritt fest einher; seine ganze körperliche Haltung war männlich, seine Stimme hell. Er erfreute sich einer guten Gesundheit, nur daß er vier Jahre vor seinem Tode häufig an Fiebern litt und zuletzt auch an einem Fuße lahm wurde.

Der kaiserliche Ornat, den er trug, würde durch sein Gewicht einen Mann der heutigen Zeit zu Boden drücken. Von seiner Körpergröße und Kraft wird erzählt, daß er einen Sarazenen mit einem Schwerthiebe spaltete oder Hufeisen zerknickte. Er ritt und jagte häufig, wie es bei den Franken Sitte war; denn keine Nation fand sich damals auf Erden, welche in diesen Künsten es den Franken gleichzuthun vermochte. Auch bediente er sich gern der natürlichen warmen Bäder und übte seinen Körper häufig durch Schwimmen, auf welches er sich so gut verstand, daß es ihm keiner zuvorthun konnte. Aus diesem Grunde erbaute er auch zu Aachen einen Palast und residirte daselbst die letzten Jahre seines Lebens bis an seinen Tod ununterbrochen. Er lud nicht nur seine Söhne, sondern auch seine Großen und Freunde, ja wohl manchmal sogar seine Trabanten und seine Leibwache zum Bade ein, so daß dann hundert und mehr noch zusammen mit ihm badeten.

Karl der Große.

Er kleidete sich nach väterlicher Sitte, d. h. fränkisch, und trug unmittelbar auf dem Körper ein leinenes Kamisol und leinene Beinkleider, darüber einen Rock mit einer seidenen Einfassung und dazu Strümpfe. Die Beine gürtete er mit Binden, und die Füße schützte er durch Schuhe; im Winter verwahrte seine Brust und Schultern ein Panzer von Fischotter- und Marderfellen. Darüber warf er einen venetianischen Mantel. Stets trug er ein Schwert

an seiner Seite, welches einen goldenen oder silbernen Knopf und ein ebensolches Wehrgehänge hatte. Bisweilen bediente er sich auch eines mit Edelsteinen besetzten Schwertes; doch that er dies nur bei besonders feierlichen Veranlassungen, oder wenn fremde Gesandte an seinen Hof kamen. Ausländische Kleidung, und wenn sie noch so schön war, mochte er nicht leiden und zog nie eine solche an, ausgenommen, daß er einmal zu Rom auf Bitten des Papstes in einer langen Tunika und einem griechischen Oberkleide und auch mit Schuhen, nach römischer Sitte gemacht, erschien. Bei Festlichkeiten aber trug er ein golddurchwirktes Kleid und mit Edelsteinen besetzte Schuhe; eine goldene Schnalle befestigte seinen Mantel, und sein Haupt war mit einer goldenen, mit Edelsteinen verzierten Krone geschmückt. Für gewöhnlich unterschied sich sein Anzug wenig von der schlichten Kleidung eines seiner Unterthanen.

In Speise und Trank war er mäßig, indem er die Trunkenheit an jedem anderen, geschweige denn an sich selbst und den Seinen verabscheute. Wenn einer betrunken war, mußte er so lange Wasser trinken, bis er wieder nüchtern wurde, und vor Gericht durfte kein Betrunkener erscheinen; Richter, Zeugen und Schwörende — so verordnete er — sollen nüchtern sein. Das Fasten konnte er, wie er klagte, nicht gut vertragen, sondern es schadete seinem Körper. Selten schmauste er und vorzugsweise nur bei Festen, dann aber in großer Gesellschaft. Auf seine Tafel kamen täglich nur vier Schüsseln außer dem Braten, welchen die Jäger auf den Spießen brachten, und den er lieber aß als alles andere. Während der Tafel liebte er Kurzweil oder ließ sich etwas vorlesen. Namentlich ließ er sich aus der Geschichte die Begebenheiten alter Zeit vorlesen. Wein und Getränke überhaupt genoß er so mäßig, daß er über Tafel selten mehr als dreimal trank. Wenn es Früchte gab, dann genoß er zum Nachtische etwas davon, trank noch einmal, legte dann seine Kleidung und Schuhe, wie zur Nachtzeit, ab und ruhte zwei bis drei Stunden. Sein nächtlicher Schlaf war nicht fest; er erwachte vier- bis fünfmal und stand auch aus dem Bette auf. Während er sich ankleidete, empfing er nicht nur seine Freunde, sondern wenn der Pfalzgraf berichtete, daß ein Streit ohne seinen Befehl nicht geschlichtet werden könnte, so ließ er auch wohl die Streitenden sogleich hereinführen und sprach dann das Urtheil, wie wenn er auf dem Richterstuhle säße. Nicht allein dergleichen Dinge aber, sondern alles, was an dem Tage sonst vorgenommen werden sollte oder irgend einem seiner Diener aufzutragen war, machte er während jener Zeit ab.

Er besaß eine überströmende Beredtsamkeit und vermochte alle seine Gedanken aufs klarste und deutlichste auszudrücken. Nicht allein aber verstand er seine Muttersprache zu reden, sondern er hatte auch fremde erlernt; die lateinische sprach er ebenso gut wie seine Muttersprache. Er war so gewandt im Ausdrucke, daß er sogar als Lehrer auftreten konnte. Künste und Wissenschaften pflegte er sorgsam, hielt die Lehrer derselben hoch und verlieh ihnen große Ehren. Auch mit der Schreibekunst versuchte er es und hatte zu diesem Zwecke unter seinem Kopfkissen stets eine Tafel und Bücher, um, wenn er Zeit hatte, seine Hand in dem Malen der Buchstaben zu üben; aber diese Arbeit ging ihm schlecht von statten, weil er sie erst im späteren Alter angefangen hatte.

An der christlichen Religion, in welche er von Jugend auf eingeweiht war, hing er mit der innigsten Frömmigkeit und baute deshalb zu Aachen den ausgezeichnet schönen Dom, den er mit Gold und Silber, Glasfenstern

und mit ganz aus Erz verfertigten Gittern und Thüren schmückte. Da er die Säulen und den Marmor zu seinem Aufbau nirgends haben konnte, ließ er sie von Rom und Ravenna kommen.

20. Roland Schildträger.

(Uhland.)

Der König Karl saß einst zu Tisch
zu Aachen mit den Fürsten,
man stellte Wildbret auf und Fisch
und ließ auch keinen dürsten.
Viel Goldgeschirr von klarem Schein,
manch rothen, grünen Edelstein
sah man im Saale leuchten.

Da sprach Herr Karl, der starke Held:
„Was soll der eitle Schimmer?
Das beste Kleinod dieser Welt,
das fehlet uns noch immer.
Dies Kleinod, hell wie Sonnenschein,
ein Riese trägt's im Schilde sein
tief im Ardennerwalde."

Graf Richard, Erzbischof Turpin,
Herr Heimon, Naims von Bayern,
Milon von Anglant, Graf Garin,
die wollten da nicht feiern.
Sie haben Stahlgewand begehrt
und hießen satteln ihre Pferd',
zu reiten nach dem Riesen.

Jung Roland, Sohn des Milon, sprach:
„Lieb Vater! hört, ich bitte!
Vermeint Ihr mich zu jung und schwach,
daß ich mit Riesen stritte;
doch bin ich nicht zu winzig mehr,
Euch nachzutragen Euern Speer
sammt Euerm guten Schilde."

Die sechs Genossen ritten bald
vereint nach den Ardennen,
doch als sie kamen in den Wald,
da thäten sie sich trennen.
Roland ritt hinterm Vater her;
wie wohl ihm war, des Helden Speer,
des Helden Schild zu tragen!

Bei Sonnenschein und Mondenlicht
streiften die kühnen Degen,
doch fanden sie den Riesen nicht
in Felsen und Gehegen.
Zur Mittagsstund' am vierten Tag
der Herzog Milon schlafen lag
in einer Eiche Schatten.

Roland sah in der Ferne bald
ein Blitzen und ein Leuchten,
davon die Strahlen in dem Wald
die Hirsch' und Reh' aufscheuchten;
er sah, es kam von einem Schild,
den trug ein Riese, groß und wild,
vom Berge niedersteigend.

Roland gedacht' im Herzen sein:
„Was ist das für ein Schrecken!
Soll ich den lieben Vater mein
im besten Schlaf erwecken?
Es wachet ja sein gutes Pferd,
es wacht sein Speer, sein Schild und Schwert,
es wacht Roland, der junge."

Roland das Schwert zur Seite band,
Herrn Milons starkes Waffen,
die Lanze nahm er in die Hand
und thät den Schild aufraffen.
Herrn Milons Roß bestieg er dann
und ritt erst sachte durch den Tann,
den Vater nicht zu wecken.

Und als er kam zur Felsenwand,
da sprach der Ries' mit Lachen:
„Was will doch dieser kleine Fant
auf solchem Rosse machen?
Sein Schwert ist zwier so lang als er,
vom Rosse zieht ihn schier der Speer,
der Schild will ihn erdrücken."

Jung Roland rief: „Wohlauf zum Streit!
dich reuet noch dein Necken.
Hab' ich die Tartsche lang und breit,
kann sie mich besser decken;
ein kleiner Mann, ein großes Pferd,
ein kurzer Arm, ein langes Schwert,
muß eins dem andern helfen."

Der Riese mit der Stange schlug
auslangend in die Weite,
jung Roland schwenkte schnell genug
sein Roß noch auf die Seite.
Die Lanz' er auf den Riesen schwang,
doch von dem Wunderschilde sprang
auf Roland sie zurücke

LIBRARY OF THE UNIVERSITY

Jung Roland nahm in großer Hast
das Schwert in beide Hände,
der Riese nach dem seinen faßt',
er war zu unbehende;
mit flinkem Hiebe schlug Roland
ihm unterm Schild die linke Hand,
daß Hand und Schild entrollten.

Dem Riesen schwand der Mut dahin,
wie ihm der Schild entrissen,
das Kleinod, das ihm Kraft verliehn,
mußt' er mit Schmerzen missen.
Zwar lief er gleich dem Schilde nach,
doch Roland in das Knie ihn stach,
daß er zu Boden stürzte.

Roland ihn bei den Haaren griff,
hieb ihm das Haupt herunter,
ein großer Strom von Blute lief
ins tiefe Thal hinunter;
und aus des Todten Schild hernach
Roland das lichte Kleinod brach
und freute sich am Glanze.

Dann barg er's unterm Kleide gut
und ging zu einem Quelle,
da wusch er sich von Staub und Blut
Gewand und Waffen helle.
Zurücke ritt der jung' Roland,
dahin, wo er den Vater fand
noch schlafend bei der Eiche.

Er legt' sich an des Vaters Seit',
vom Schlafe selbst bezwungen,
bis in der kühlen Abendzeit
Herr Milon aufgesprungen:
„Wach auf, wach auf, mein Sohn Roland,
nimm Schild und Lanze schnell zur Hand,
daß wir den Riesen suchen!"

Sie stiegen auf und eilten sehr,
zu schweifen in der Wilde,
Roland ritt hinterm Vater her
mit dessen Speer und Schilde.
Sie kamen bald zu jener Stätt',
wo Roland jüngst gestritten hätt',
der Riese lag im Blute.

Roland kaum seinen Augen glaubt',
als nicht mehr war zu schauen
die linke Hand, dazu das Haupt,
so er ihm abgehauen,
nicht mehr des Riesen Schwert und Speer,
auch nicht sein Schild und Harnisch mehr,
nur Rumpf und blut'ge Glieder.

Milon besah den großen Rumpf:
„Was ist das für 'ne Leiche?
Man sieht noch am zerhau'nen Stumpf,
wie mächtig war die Eiche.
Das ist der Riese! frag' ich mehr?
Verschlafen hab' ich Sieg und Ehr',
drum muß ich ewig trauern." —

Zu Aachen vor dem Schlosse stund
der König Karl gar bange:
„Sind meine Helden wohl gesund?
Sie weilen allzu lange.
Doch seh' ich recht, auf Königswort!
so reitet Herzog Heimon dort,
des Riesen Haupt am Speere."

Herr Heimon ritt in trübem Mut,
und mit gesenktem Spieße
legt' er das Haupt, besprengt mit Blut,
dem König vor die Füße:
„Ich fand den Kopf im wilden Hag,
und fünfzig Schritte weiter lag
des Riesen Rumpf am Boden."

Bald auch der Erzbischof Turpin
den Riesenhandschuh brachte,
die ungefüge Hand noch drin,
er zog sie aus und lachte:
„Das ist ein schön Reliquienstück,
ich bring' es aus dem Wald zurück,
fand es schon zugehauen."

Der Herzog Naims vom Bayerland
kam mit des Riesen Stange:
„Schaut an, was ich im Walde fand!
ein Waffen, stark und lange.
Wohl schwitz' ich von dem schweren Druck;
hei! bayrisch Bier, ein guter Schluck,
sollt' mir gar köstlich munden!"

Graf Richard kam zu Fuß daher,
ging neben seinem Pferde,
das trug des Riesen schwere Wehr,
den Harnisch sammt dem Schwerte:
„Wer suchen will im wilden Tann,
manch Waffenstück noch finden kann,
ist mir zu viel gewesen."

Der Graf Garin thät ferne schon
den Schild des Riesen schwingen.
„Der hat den Schild, des ist die Kron',
der wird das Kleinod bringen!"
„Den Schild hab' ich, ihr lieben Herrn!
das Kleinod hätt' ich gar zu gern,
doch das ist ausgebrochen."

Zuletzt thät man Herrn Milon sehn,
der nach dem Schlosse lenkte,
er ließ das Rößlein langsam gehn,
das Haupt er traurig senkte.
Roland ritt hinterm Vater her
und trug ihm seinen starken Speer
zusammt dem festen Schilde.

Doch wie sie kamen vor das Schloß
und zu den Herrn geritten,
macht' er von Vaters Schilde los
den Zierat in der Mitten;
das Riesenkleinod setzt' er ein,
das gab so wunderbaren Schein
als wie die liebe Sonne.

Und als nun diese helle Glut
im Schilde Milons brannte,
da rief der König frohgemut:
„Heil Milon von Anglante!
der hat den Riesen übermannt,
ihm abgeschlagen Haupt und Hand
das Kleinod ihm entrissen."

Herr Milon hatte sich gewandt,
sah staunend all die Helle:
„Roland! sag an, du junger Fant!
wer gab dir das, Geselle?"
„Um Gott, Herr Vater! zürnt mir nicht,
daß ich erschlug den groben Wicht,
derweil Ihr eben schliefet!"

21. Wie Kaiser Karl Schulvisitation hielt.

(Gerok.)

Als Kaiser Karl zur Schule kam und wollte visitiren,
da prüft' er scharf das kleine Volk, ihr Schreiben, Buchstabiren,
ihr Vaterunser, Einmaleins, und was man lernte mehr.
Zum Schlusse rief die Majestät die Schüler um sich her.

Gleichwie der Hirte schied er da die Böcke von den Schafen,
zu seiner Rechten hieß er stehn die Fleißigen und Braven;
da stand im groben Linnenkleid manch schlichtes Bürgerkind,
manch Söhnlein eines armen Knechts von Kaisers Hofgesind'.

Dann rief er mit gestrengem Blick die Faulen her, die Böcke,
und wies sie mit erhobner Hand zur Linken in die Ecke;
da stand im pelzverbrämten Rock manch feiner Herrensohn,
manch ungezognes Mutterkind, manch junger Reichsbaron.

Da sprach nach rechts der Kaiser mild: „Habt Dank, ihr frommen Knaben,
ihr sollt an mir den gnäd'gen Herrn, den güt'gen Vater haben.
Und ob ihr armer Leute Kind und Knechtessöhne seid,
in meinem Reiche gilt der Mann und nicht des Mannes Kleid."

Dann blitzt sein Blick zur Linken hin, wie Donner klang sein Tadel:
„Ihr Taugenichtse, bessert euch! Ihr schändet euren Adel;
ihr seidnen Püppchen, trotzet nicht auf euer Milchgesicht!
Ich frage nach des Mann's Verdienst, nach seinem Namen nicht."

Da sah man manches Kinderaug' in frohem Glanze leuchten
und manches stumm zu Boden sehn und manches still sich feuchten.
Und als man aus der Schule kam, da wurde viel erzählt,
wen heute Kaiser Karl gelobt, und wen er ausgeschmält.

Und wie's der große Kaiser hielt, so soll man's allzeit halten,
im Schulhaus mit dem kleinen Volk, im Staate mit den Alten.
Den Platz nach Kunst und nicht nach Gunst, den Stand nach dem Verstand
so steht es in der Schule wohl und gut im Vaterland.

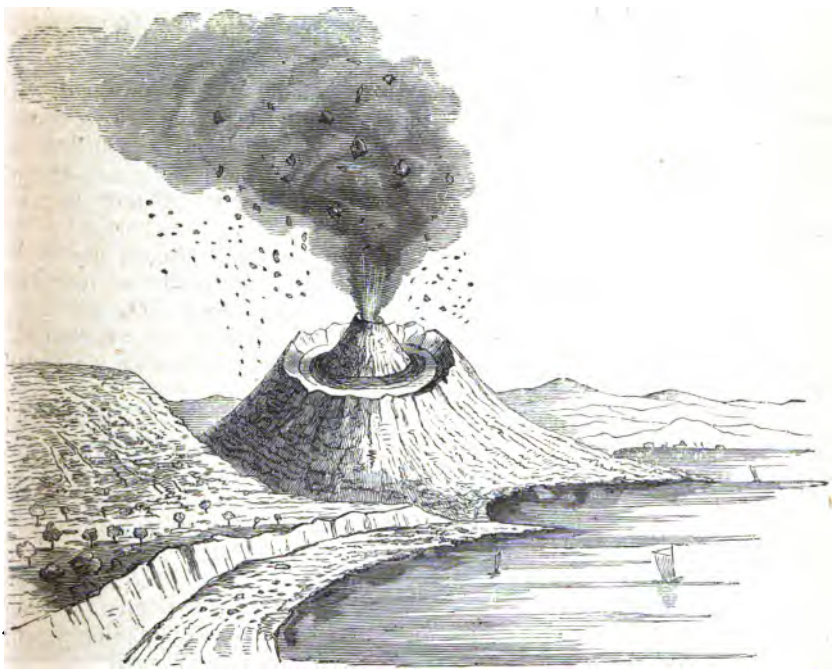
22. Die feuerspeienden Berge.

(Nach Jubitz.)

Solche gibt es in Europa, in Asien, in Amerika und auf der großen Inselwelt zwischen Asien und Amerika. Zum Ansehen sind sie äußerlich wie andere Berge. Einige sind spitzig wie ein Zuckerhut, andere rund; manche sind so hoch, daß sie bis über die Wolken hinaufreichen und ihren Gipfel ewiger Schnee und Eis bedeckt, andere sind niedrig. Das Verdächtige aber ist, daß sie rauchen wie Kamine; das will dem Zuschauer nicht gefallen. Will man nun auf den Gipfel und nach der Sache sehen, so darf man nur den Mut nicht verlieren. Es geht an Schluchten und Abgründen vorbei, über steile Felsen und große Steintrümmer, endlich durch lauter Sand und Asche, über schwarze Schlacken und bei manchen über gefrorenen Schnee. Dabei donnert's im Berg immer, und man meint oft, der Boden wolle unter den Füßen brechen. Ist man nun nach viel Mühe und saurer Arbeit auf dem Gipfel oben angekommen, so steht man an einem großen, runden, trichterförmigen Schlund, der sich in den Berg hinunter verengert. Aus diesem Schlund steigt beständig ein heißer Dampf heraus. Geht der Wind so, daß er den Dampf und Rauch wegtreibt, so kann man in den Trichter hinunter steigen. Ein Naturforscher, der dies einmal gewagt hat, sah dann in der Tiefe wieder drei Bergspitzen, die beständig Feuer und Rauch ausspieen. Man bleibt aber gern außen.

Manchmal geschieht es, daß solche Berge nicht blos Rauch und Dampf heraustreiben, sondern es brüllt und donnert und kracht in denselben, daß man's weithin hören kann. Die Erde erbebt, daß auch zuweilen Häuser und Thürme in der Nachbarschaft des Berges einstürzen; der Boden bekommt Risse, daß Menschen und Thiere hinabfallen und elend ums Leben kommen. Aus dem Trichter des Berges steigt dann eine schwarze Rauchsäule wie eine ungeheure Garbe hoch in die Luft, Blitze schießen aus derselben hervor, aus der Luft regnet es heiße Asche und Sand oft in einem Umkreis von ein paar Stunden um den Berg her; am Gipfel pfeifen auch glühende Steine herab, was alles der Berg ausgeworfen hat. Dazu ziehen sich um den Berg dunkle Wetterwolken zusammen; selbst am Tage kann es dann so finster werden, daß man Lichter anzünden muß; aus den Wolken fahren Blitze in den Berg hinunter, aus dem Berg heraus in die Wolken hinein. Endlich bricht an einer Seitenwand des Trichters eine feurige Masse heraus, Steine, Sand, Erde, Metalle, alles unter einander geschmolzen wie ein Strom glühendes Eisen; dies nennt man Lava. Wehe einem Ort, der so am Berge liegt, daß er von dieser Masse erreicht werden kann! Die dicksten Mauern stürzen ein, Thürme, Häuser, Bäume verbrennen, Aecker, Wiesen, Wein-

berge werden übergossen und auf viele Jahre hinein verderbt. Die Flüsse können schlimme Arbeit machen, wenn sie austreten; sie tragen auf die Güter Steine und Sand, welche man ihnen lieber gelassen hätte. Sind sie aber wieder im Gestade, so kann man doch wegführen, was sie hereingetragen haben. Die Lava dagegen kann man nicht wegschaffen; sie braucht mehrere Jahre, bis sie kalt, und noch längere Zeit, bis sie so verwittert ist, daß man wieder anfangen kann, mit der Haue darüber zu gehen und etwas drein zu pflanzen und zu säen. Kann man aber das einmal, so ist es ein überaus fruchtbarer und guter Boden, daher die Leute dann die ausgestandene Noth und Angst wieder vergessen und sich immer wieder so nahe, als es sein kann, an den Berg hinmachen.



Ein Vulkan.

Im Jahre 79 nach Christi Geburt hat der Vesuv bei Neapel in Italien die beiden Städte Pompeji und Herkulanum mit einem Aschenregen so zugedeckt, daß man jetzt tief graben muß, bis man auf die Häuser kommt. In diesen ist alles noch ganz in der Ordnung, wie es in alten Zeiten war, wie wenn die Leute nur etwa über Feld gegangen wären. Aber leider findet man auch noch Gerippe, namentlich in Kellern; denn wer in den Häusern blieb, erstickte, wer sich retten wollte, kam auf dem Felde um. Die Asche fiel damals so dick, daß, als sie im Verlauf der Zeit hart und fest geworden war, eine Stadt, Portici genannt, darauf erbaut wurde und die Leute nicht wußten, daß sie gerade über der verschütteten alten Stadt Herkulanum wohnten, so daß oben eine neue Stadt steht, unter dieser aber die alte in der

Asche steckt. In Pompeji besteht das Straßenpflaster aus uralten Lavasteinen, in welchen man die Fahrgeleise noch sieht. So haben also schon damals die Leute selber auf Lava gebaut.

Mancher Berg legt sich jetzt ruhig in die Sonne hin, wie wenn er nie etwas Schlimmes im Sinne gehabt hätte, und er hat's in früheren Zeiten doch gehabt. Wo man jetzt Basalt, Trapp, Tuff ꝛc. findet, z. B. am Siebengebirge am Rhein, auch hie und da auf der Alb, von Urach an bis ins Ries; da sind in früheren Zeiten entweder wirklich feuerspeiende Berge um den Weg gewesen oder doch geschmolzene Massen aus dem Innern der Erde zur Oberfläche gequollen.

23. Der Ausbruch des Vesuv im Jahre 1868.

(Nach Börnstein.)

Schon beim Ankommen mit der Eisenbahn hatte ich meine ganze Aufmerksamkeit auf den Vesuv gerichtet; es war Nacht geworden, und durch diese trat nun der glutrothe Gipfel des Vesuv in furchtbarer Pracht hervor. Je näher der Zug Neapel kam, desto großartiger wurde das Schauspiel; immer schärfer zeichnete sich der glühende Krater am dunklen Himmel ab, und Feuergarben, glühende Steine und dicke Rauchwolken wirbelten aus dem feurigen Schlunde. Das war am 13. November abends.

Schon am 14. begann die unterirdische Thätigkeit des Berges sich mit furchtbarer Gewalt zu entwickeln, und am 15. erhob sich auf dem obern Gebirgssattel unterhalb des alten Kraters ein neuer Kegel, der mit furchtbarem Krachen aufborst. Aus ihm ergoß sich ein glühender Lavastrom über den Gebirgssattel, der sich langsam, aber unaufhaltsam abwärts schob, während der alte Hauptkrater auf dem Gipfel des Berges nur eine dicke, mit Feuerstreifen durchzogene schwarze Rauchwolke ausstieß.

Von Neapel aus konnte man den neuen Krater nicht sehen, da er auf der Nordostseite des Berges sich befand; aber die Lavaflut wendete sich gegen Südosten und war von nun an von der Stadt aus sichtbar. Von meiner Wohnung am Molo konnte ich das wunderbare Schauspiel Tag und Nacht betrachten. Bei Tage verhüllten die dicken Rauchwolken oft jede Aussicht, bis ein lebhafter Wind sie auf Stunden hinwegfegte; bei Nacht aber war der Anblick ein furchtbar großartiger. Meer und Himmel waren von dunkler Gluträthe gefärbt; wie ein feuriger Wasserfall senkte sich der breite Lavastrom über den steilen Abhang hinab und zertheilte sich tiefer unten in mehrere Arme, die wie feurige Schlangen verderbenbringend fortzüngelten. Aus dem Hauptkrater stieg eine schwere, dicke, schwarze Rauchwolke, nur durch einzelne Blitze erhellt, thurmhoch empor, und von Zeit zu Zeit erhellten aus der Lavaflut auflodernde Feuersäulen Augenblicke lang die nächste Umgebung.

Nun litt es mich nicht länger in Neapel, ich wollte an Ort und Stelle sehen, was ich aus der Ferne mit Erstaunen betrachtet hatte. An eine Besteigung des Berges war nicht zu denken, die Straße, die zum Berge führt, war bereits von der Lava überzogen. So beschloß ich denn, mich an den Fuß des Lavastroms zu begeben und fuhr am 18. mit der Eisenbahn nach Portici. Schon auf dem Bergabhange begegneten uns die Bewohner der bedrohten Gegend, Betten, Schubladen, Thüren, Fenster, Fässer, abgehauene Oelbäume auf den Köpfen tragend. Die Aermsten suchten vor dem heranrückenden Feuermeer, wenigstens was von ihren Habseligkeiten beweglich war, zu retten; das Haus, in dem sie lange Jahre gewohnt, den Weinberg, die Oelpflanzung, den Obstgarten, was alles sie mit ihrer Hände Arbeit und eisernem Fleiße sich geschaffen, mußten sie leider zurücklassen. In einigen Stunden, oft nur Minuten war es eine Wüste von Lava-

Der Vesuv bei Neapel.

blöcken und Felstrümmern, der Schauplatz trostloser Verheerung, auf dem selbst die Grenzmarken des früheren Besitzthums nicht mehr zu erkennen sind.

Der Schwefel- und Kohlendampf wurde immer lästiger und die Hitze der Lava schon fühlbar; endlich standen wir plötzlich vor dem langsam heranrückenden Lavawalle. Die Vorstellung, die man sich von einem Lavastrome macht, trifft wenig mit der Wirklichkeit zusammen. Die Lavaflut ist nicht eine feurige fließende Masse, sondern ein 5 bis 9 Meter hoher Steinwall, gebildet theils aus schwarzen, theils aus dunkelroth glühenden Felsenblöcken. Und dieser Wall, welcher von der am Boden hinkriechenden flüssigen Lava getragen wird, rückt nun sichtlich, ungefähr ½ bis 1 Meter in der Minute auf uns zu.

Fortwährend lösen sich einzelne mächtige, glühende Blöcke von dem Gipfel des Walles ab, stürzen mit Getöse herunter und setzen alles, was in ihrem Wege steht, augenblicklich in helle Flammen. Zuweilen klafft in dem vordrängenden Felsenwalle plötzlich ein großer Schlund auf, und eine feurige Lavaglut schießt, wie das flüssige Erz bei einem Glockenguße, brausend hervor, entzündet, was sie berührt, und wird, schnell zu Lavablöcken erkaltend, mit der übrigen Masse vorwärts geschoben. Es ist ein Anblick so gewaltig und überraschend, so neu und überwältigend, daß man nur sprachlos staunend dastehen, das Großartige und Wunderbare der Erscheinung aber nicht mit Worten beschreiben kann.

„Kommen Sie," rief mir mein Begleiter zu, „kommen Sie, in drei Minuten wird das Haus des Pfarrers von der Lava überflutet werden!" Wir eilten durch den immer dichter werdenden Rauch und die unerträgliche Hitze, die uns die Haut im Gesicht aufzog, längs der Lavaglut bergaufwärts.

Wir erreichten endlich den großen Weinberg des Pfarrers, in dessen Mitte das stattliche, auch schon ganz ausgeräumte Pfarrhaus lag. Der alte Pfarrer bemühte sich mit Hilfe einiger Männer, die Weinpfähle abzureißen, um wenigstens diese als Brennholz zu retten. Sein schwarzer Hund, ein kluges, treues Thier, lief immer, ängstlich bellend, zu dem verlassenen Hause hin, dem ein 8 Meter hoher Lavawall schon bis auf 10 Meter nahe gerückt war, und dann wieder zu seinem Herrn zurück, an dem er bellend aufsprang, als wolle er ihn vor der herannahenden Gefahr warnen. Der Pfarrer hatte sich soeben wehmütig nach dem Hause gewendet, an dessen dicken Steinmauern sich die Lavablöcke immer höher aufdämmten, — er betrachtete das Heimwesen, in dem er so lange gewohnt und gewaltet hatte, mit tiefer Trauer zum letztenmale. In demselben Augenblicke stürzte die an den Steinmauern thurmhoch aufgedämmte Lava mit furchtbarem Gekrach nach vorne über und überschüttete das flache Dach des Hauses mit einem Feuermeere. Der Pfarrer und die Umstehenden bekreuzten sich, — aus den leeren Fensterhöhlen drangen dicke, qualmende Rauchwolken, — noch einige Minuten, und das ganze, große Pfarrhaus war spurlos verschwunden; an seiner Stelle wälzte sich ein hoher Wall von glühenden Lavablöcken weiter vorwärts.

In der Nacht entwickelte sich vor uns das prächtigste Schauspiel. So weit das Auge reichte, war nun der ganze Lavastrom, der bei Tage schwarz ausgesehen hatte, ein glühendes Feuermeer, das sich langsam vorwälzte, und von dessen haushohen Wogen sich fortwährend ungeheure, glühende Lavablöcke ablösten und mit Gekrach herabrollten. Rückte die Lava an einen Baum, so flammten seine von der furchtbaren Hitze gedörrten Blätter, wie tausend Lichter auf einem Christbaume, hellleuchtend auf, dann wurde plötzlich der Stamm von den Flammen verzehrt und die Krone sank in das Glutmeer. Dazwischen schlugen aus dem Lavawalle von Zeit zu Zeit ungeheure Flammensäulen mit donnerähnlichem Gepolter auf. Und dieses nicht zu beschreibende Schauspiel begleitete der Vesuv mit seinem lang rollenden unterirdischen Donner.

24. Kaiser Heinrich I.

(Nach Becker.)

König Konrad I. beschloß sein Leben mit einem Zuge wahrhaft deutschen Edelsinnes. Er ließ seinen Bruder Eberhard zu sich kommen und sagte zu ihm in Gegenwart vieler anderen Fürsten und Herren: „Lieber Bruder, ich fühle, daß ich sterben werde. Laß dir also deine eigene Wohlfahrt und das Beste der Franken empfohlen sein. Wir sind im Stande, Heere zu stellen, haben Städte und Waffenvorrath und alles, was zum königlichen Glanze gehört — nur Glück und Geschicklichkeit haben wir nicht. Das aber besitzt im vollen Maße Heinrich; auf den Sachsen beruht allein das Wohl des Reichs. Nimm diese Zeichen der Königswürde: Mantel, Lanze, Schwert und Krone der alten Könige, geh damit zu Heinrich und mach ihn dir zum Freunde auf immer. Melde ihm, daß ich ihn auch zu meinem Nachfolger empfohlen habe.“ Alle Anwesenden waren gerührt über diese unparteiische Schätzung der Verdienste seines Feindes und versprachen ihm, seinen letzten Willen zu erfüllen. Kaum hatte Konrad die Augen geschlossen (918), so ging sein Bruder mit den Reichsinsignien nach dem Harze ab, dem Herzog Heinrich, der dort seine Güter hatte, die unerwartete Botschaft zu überbringen.

Es geht die Sage, daß Eberhard den Sachsenherzog auf der Jagd mit Vogelfang und Waidwerk beschäftigt gefunden habe, und davon haben ihm späterhin mehrere Chronikenschreiber den Beinamen des Vogelstellers gegeben. Er verdiente eher der Große zu heißen; denn er erhob das zerfallene Reich in weniger als zwanzig Jahren zur ersten Macht der Christenheit und gab den Deutschen ihren siegreichen Arm wider die Feinde, den alten Ruhm ihrer Tapferkeit wieder.

Er war von männlich schöner Gestalt und großer Milde der Sitten und des Umgangs. Mut und Frömmigkeit waren ihm schon als Eigenschaften seines Zeitalters in hohem Grade eigen. In früheren Jahren hatte er einst, mehr zu Fuße als zu Pferde, eine Reise nach Rom unternommen, zur Büßung seiner Sünden. Unermüdliche Thätigkeit, Beharrlichkeit und unaufhaltsame Schnelligkeit im Streben nach einem Ziele bezeichnen ihn in jeder Handlung. Jagte er, so ließ er nicht ab, bis er mit eigener Hand dreißig, ja vierzig Eber, Hirsche, Bären und anderes Wild an einem Tage erlegt hatte; war er in Waffenübungen, so legte er nicht eher die Lanze nieder, als bis kein Gegner mehr zu besiegen war; und stand er einmal an der Spitze der Truppen, so ging's über Rhein und Main, Elbe und Havel, und kein Zug verfehlte seines Zieles. Seine Leidenschaftlichkeit hätte ihn zu vielem Bösen hinreißen können, wenn sie nicht durch einen früh gereiften Verstand geleitet worden wäre. Aber er sah immer das Gute zuerst; von einer Ungerechtigkeit findet sich in seiner ganzen Regierung keine Spur.

Eine glücklichere Wahl hätte sich kaum treffen lassen. Die Feierlichkeit des öffentlichen Ausrufes ging zu Fritzlar vor sich, wo sich die Fürsten der Sachsen und Franken zu diesem Ende versammelt hatten. Als sich ihm der Erzbischof von Mainz nahte, ihn zu salben, sagte Heinrich: „Es ist mir genug, daß ich aus meinem Volke zuerst zur königlichen Würde gelangt bin; Euer Salböl hebt für Würdigere auf, für mich ist diese Ehre zu groß.“ Hierauf zog er gegen den Herzog Burkhard von Schwaben, welcher seiner Wahl nicht beigepflichtet hatte, und zwang ihn zur Anerkennung. Auch Herzog Arnulf

von Bayern glaubte des Vasallenverhältnisses enthoben zu sein und nahm selbst den königlichen Titel an. Als jetzt aber Heinrich mit Heeresmacht heranzog und Regensburg belagerte, ward ein Vergleich geschlossen, für beide Theile ehrenvoll; denn jeder achtete des andern Macht (920). Arnulf erkannte Heinrich als allgemeinen König von Deutschland an, erhielt jedoch als Herzog von Bayern eine noch ausgedehntere Gewalt als früher.

Um sich gegen Frankreich zu sichern, ging Heinrich 921 über den Rhein, hatte auch in demselben Jahre eine Zusammenkunft mit Karl dem Einfältigen in einem Schiffe auf dem Rhein, in welcher beide Herrscher sich Freundschaft gelobten. Bald darauf, als der Franzosenkönig seine Krone nicht mehr behaupten konnte, brachte Heinrich Lothringen wieder an das deutsche Reich.

Heinrich I.

Im Jahre 924 thaten die Ungarn einen ihrer gewöhnlichen furchtbaren Einfälle in Deutschland und raubten und mordeten bis nach Thüringen hinein. Heinrich, zum offenen Kampfe zu schwach, schloß sich gerüstet in die Stadt Werla im Hildesheim'schen ein und lieferte ihnen kleine Gefechte. Endlich konnte er sie zum Rückzug bringen, indes nicht anders als durch einen neunjährigen Waffenstillstand, den er mit einem Tribute erkaufen mußte. Aber nach dieser Frist hatte er ihnen einen andern Tribut zugedacht, und um seine Deutschen darauf vorzubereiten, fing er an, ihre Kriegsart zu verbessern. Er lehrte sie geschlossener und planmäßiger fechten und bemühte sich besonders eine kühne und geübte Reiterei zu bilden, da solche allein gegen die Ungarn entscheiden konnte. Und weil nur der Mangel an Festungen ein so rasches Vordringen der Feinde möglich machte, befestigte er gegen die Ungarn und Slaven bequem gelegene Oerter, besonders in Sachsen, theils durch Mauern, theils durch Burgen, in welche er jeden neunten Dienstmann vom Lande verlegte.

Während die Ungarn ihm Ruhe verstatteten, wandte er sich zuerst gegen die Heveller und eroberte ihren Hauptort Brennabor (Brandenburg) mit Hilfe der zugefrorenen Havel. Es wurde zwar befestigt, doch konnten diese Eroberungen noch nicht überall behauptet werden. Dann wurden auch die Daleminzier, welche an der oberen Elbe bis gegen die böhmischen Gebirge hin wohnten, mit Nachdruck angegriffen, und im Jahre 929 die Rhedarier, ein mehr nordwärts wohnender Stamm, von Heinrichs Feldherren bei Lenzen entschieden geschlagen. Um aber die nördlichen Wenden zu beobachten und der deutschen Herrschaft zu unterwerfen, wurde allmählich in der heutigen Altmark die sogenannte nordsächsische Mark gebildet. Eine ähnliche Markgrafschaft entstand späterhin gegen die Daleminzier und erhielt ihren Namen von der Burg Meißen, welche als eine Hauptfestung gegen die slavischen Einfälle schon von Heinrich erbaut wurde. So wurde das Land der Sorben im Laufe der Zeit eine deutsche Provinz. Von hier aus ward in der Folge Bauzen, der größte Ort der Milzener, unterworfen. Im Jahre 929 eroberte Heinrich auch Prag, die Hauptstadt der Böhmen, und zwang ihren Herzog zur Unterwürfigkeit; und seit dieser Zeit forderten die deutschen Könige von den böhmischen Fürsten Lehenstreue und Heeresfolge. Auch gegen die Dänen unternahm er einen Feldzug, eroberte Schleswig, stellte die alte Markgrafschaft Karls des Großen in diesen Gegenden wieder her und brachte einen dänischen Fürsten zur Taufe; die übrigen Dänen mußten versprechen, die furchtbaren Menschenopfer, die noch bei ihnen gebräuchlich waren, abzuschaffen.

Unterdes war die Zeit des Waffenstillstandes mit den Ungarn abgelaufen. Heinrich hatte sich schon vorher auf einer Versammlung der Zustimmung des Volks für diesen Fall versichert. Alle hatten Hilfe gelobt; als daher die Gesandten den ferneren Tribut zu fordern kamen, wurden sie mit Hohn abgewiesen. Ein fürchterlicher Heereszug brach darauf im März 933 wie ein Heuschreckenschwarm in Thüringen und Sachsen ein; aber die Deutschen waren diesmal auf sie gefaßt und fürchteten nur, die Ungarn möchten ihrer Rache nicht stehen. Und so geschah es auch. Die Flucht ward allgemein, doch wurden die meisten eingeholt und niedergehauen. Viele tödtete Hunger und Kälte auf der Flucht. Es war ein herrlicher Sieg, der Niederlage des Varus zu vergleichen; denn es war eine gerechte Ausrottung frecher Räuber und Verwüster des Vaterlandes. Die Hauptschlacht geschah wahrscheinlich in der Gegend von Merseburg. Der König ließ dieselbe in der dortigen Pfalz durch ein Gemälde darstellen, und noch lebt dieser Sieg im Munde der Bauern des heutigen Kirchspiels Keuschberg bei Merseburg, wo er jährlich durch eine Predigt und durch eine einfältige Erzählung, die der Pfarrer dabei vorliest, gefeiert wird.

Heinrich selbst baute aus Dankbarkeit gegen Gott viele Kirchen und Klöster wieder auf, welche die Ungarn zerstört hatten, und suchte die Wunden des Landes nach Kräften zu heilen. Er starb im sechzigsten Lebensjahre auf seinem Hofe Memleben an der Unstrut (2. Juli 936), als er eben einen Zug nach Italien beschlossen hatte. Sein Leichnam ward zu Quedlinburg, das er gegründet hatte, in der Kirche des hl. Petrus beigesetzt.

25. Seltsamer Spazierritt.

(Hebel.)

Ein Mann reitet auf einem Esel nach Haus und läßt seinen Buben zu Fuß nebenher laufen. Kommt ein Wanderer und sagt: »Das ist nicht recht, Vater, daß Ihr reitet und laßt Euren Sohn laufen; Ihr habt stärkere Glieder.« Da stieg der Vater vom Esel herab und ließ den Sohn reiten. Kommt wieder ein Wandersmann und sagt: »Das ist nicht recht, Bursche, daß du reitest und lässest deinen Vater zu Fuß gehen. Du hast jüngere Beine.« Da saßen beide auf und ritten eine Strecke. Kommt ein dritter Wandersmann und sagt: »Was ist das für ein Unverstand, zwei Kerle auf einem schwachen Thier! Sollte man nicht einen Stock nehmen und euch beide herabjagen?« Da stiegen beide ab und gingen selbdritt zu Fuß, rechts und links der Vater und Sohn und in der Mitte der Esel. Kommt ein vierter Wandersmann und sagt: »Ihr seid drei curiose Gesellen. Ist's nicht genug, wenn zwei zu Fuß gehen? Geht's nicht leichter, wenn einer von euch reitet?« Da band der Vater dem Esel die vordern Beine zusammen, und der Sohn band ihm die hintern Beine zusammen, zogen einen starken Baumpfahl durch, der an der Straße stand und trugen den Esel auf der Achsel heim. — Soweit kann's kommen, wenn man es allen Leuten will recht machen.

26. Von der Stadtmaus und Feldmaus.

(Fabel. — Luther nach Aesop.)

Eine Stadtmaus ging spazieren und kam zu einer Feldmaus, die that ihr gütlich mit Eicheln, Gerste, Nüssen, und womit sie konnte. Aber die Stadtmaus sprach: Du bist eine arme Maus, was willst du hier in Armut leben, komme mit mir, ich will mir und dir genug schaffen von allerlei köstlicher Speise. Die Feldmaus zog mit ihr hin in ein herrlich schönes Haus, darinnen die Stadtmaus wohnte, und gingen in die Kammern, da war vollauf von Brot, Fleisch, Speck, Würste, Käse und alles; da sprach die Stadtmaus: Nun iß und sei guter Dinge, solcher Speise habe ich täglich überflüssig. Indes kömmt der Kellner und rumpelt mit den Schüsseln an der Thür, die Mäuse erschraken und liefen davon. Die Stadtmaus fand bald ihr Loch, aber die Landmaus wußte nirgends hin, lief die Wand auf und ab und hatte sich ihres Lebens erwogen.

Da der Kellner wieder hinaus war, sprach die Stadtmaus: Es hat nun keine Noth, laß uns guter Dinge sein. Die Feldmaus antwortete: Du hast gut sagen, du wußtest dein Loch fein zu treffen, dieweil bin ich schier vor Angst gestorben. Ich will dir sagen, was die Meinung ist, bleibe du eine reiche Stadtmaus und friß Würste und Speck, ich will ein armes Feldmäuslein bleiben und meine Eicheln essen. Du bist keinen Augenblick sicher vor dem Kellner, vor den Katzen, vor so vielen Mäusefallen, und ist dir das ganze Haus feind, solches alles bin ich frei und sicher in meinem armen Feldlöchlein.

In großen Wassern fähet man große Fische,
Aber in kleinen Wassern fähet man gute Fischlein.
Wer reich ist, hat viel Neider, Sorge, Gefahr.

27. Die Kaiserwahl.

(Uhland.)

Der fromme Kaiser Heinrich war gestorben,
des sächsischen Geschlechtes letzter Zweig,
das glorreich ein Jahrhundert lang geherrscht.
Als nun die Botschaft in das Reich erging,
da fuhr ein reger Geist in alles Volk,
ein neu Weltalter schien heraufzuziehn;
da lebte jeder längst entschlafne Wunsch
und jede längst erloschne Hoffnung auf.
Kein Wunder jetzo, wenn ein deutscher Mann,
dem sonst so Hohes nie zu Hirne stieg,
sich heimlich forschend mit den Blicken maß.
Kann's doch nach deutschem Rechte wohl geschehn,
daß, wer dem Kaiser heut den Bügel hält,
sich morgen selber in den Sattel schwingt.
Jetzt dachten unsre freien Männer nicht
an Hub- und Hain-Gericht und Markgeding, *)
wo man um Esch **) und Holztheil Sprache hält.
Nein, stattlich ausgerüstet, zogen sie
aus allen Gauen einzeln und geschart,
ins Maienfeld ***) hinab zur Kaiserwahl.
Am schönen Rheinstrom zwischen Worms und Mainz,
wo unabsehbar sich die ebne Flur
auf beiden Ufern breitet, sammelte
der Andrang sich. Die Mauern einer Stadt
vermochten nicht das deutsche Volk zu fassen.
Am rechten Ufer spannten ihr Gezelt
die Sachsen sammt der slavschen Nachbarschaft,
die Bayern, die Ostfranken und die Schwaben;
am linken lagerten die Rhein'schen Franken,
die Ober- und die Nieder-Lothringer.
So war das Mark von Deutschland hier gedrängt;
und mitten in dem Lager jedes Volks
erhub sich stolz das herzogliche Zelt.
Da war ein Grüßen und ein Händeschlag,
ein Austausch, ein lebendiger Verkehr!
Und jeder Stamm verschieden an Gesicht,
an Wuchs und Haltung, Mundart, Sitte, Tracht,
an Pferden, Rüstung, Waffenfertigkeit,
und alle doch ein großes Brüdervolk,
zu gleichem Zwecke festlich hier vereint!
Was jeder im besondern erst berieth
im hüllenden Gezelt und im Gebüsch,
der Inselbuchten, mählich war's gereift
zum allgemeinen offenen Beschluß.
Aus vielen wurden wenige gewählt,
und aus den wenigen erkor man zween,
all' beide Franken, fürstlichen Geschlechts,
erzeugt von Brüdern, Namensbrüder selbst,
Kunrade, längst mit gleichem Ruhm genannt.
Da standen nun auf eines Hügels Saum,
im Kreis der Fürsten, sichtbar allem Volk,
die beiden Männer, die aus freier Wahl
das deutsche Volk des Thrones werth erkannt
vor allen, die der deutsche Boden nährt,
von allen Würdigen die Würdigsten,
und so einander selbst an Würde gleich,
daß fürder nicht die Wahl zu schreiten schien,
und daß die Wage ruht im Gleichgewicht.
Da standen sie, das hohe Haupt geneigt,
den Blick gesenkt, die Wange schamerglüht,
von stolzer Demut überwältiget.
Ein königlicher Anblick war's, ob dem
die Thräne rollt' in manches Mannes Bart.
Und wie nun harrend all die Menge stand,

*) Hub = Hufe (Feld). Hain = Wald. Mark = Grenze. Geding = Vertrag.

**) Der Esch = [der angebaute Theil der Gemeindeflur] die Gemeindeflur, das angebaute Feld.

***) Die alten Maiversammlungen der Deutschen fanden auf großen und freien Auen in der Nähe eines Flusses statt. Jene bei Kamp, Oppenheim gegenüber.

und sich des Volkes Brausen so gelegt,
daß man des Rheines stillen Zug vernahm, —
denn niemand wagt' es, diesen oder den
zu küren mit dem hellen Ruf der Wahl,
um nicht am andern Unrecht zu begehn,
noch aufzuregen Eifersucht und Zwist, —
da sah man plötzlich, wie die beiden Herrn
einander herzlich faßten bei der Hand
und sich begegneten im Bruderkuß;
da ward es klar, sie hegten keinen Neid,
und jeder stand dem andern gern zurück.
Der Erzbischof von Mainz erhub sich jetzt:
„Weil doch," so rief er, „Einer es muß sein,
so sei's der Aeltere." Freudig stimmten bei
gesammte Fürsten und am freudigsten
der jüngre Kunrad; donnergleich erscholl,
oft wiederholt, des Volkes Beifallsruf.
Als der Gewählte drauf sich niederließ,
ergriff er seines edlen Vetters Hand
und zog ihn zu sich auf den Königssitz.
Und in den Ring der Fürsten trat sofort
die fromme Kaiserwitwe Kunigund;
glückwünschend reichte sie dem neuen König
die treu bewahrten Reichskleinode dar.
Zum Festzug aber scharten sich die Reih'n,
voran der König, folgend mit Gesang
die Geistlichen und Laien. So viel Preis
erscholl zum Himmel nie an einem Tag;
wär' Kaiser Karl gestiegen aus der Gruft,
nicht freudiger hätt' ihn die Welt begrüßt.
So wallten sie den Strom entlang nach Mainz,
woselbst der König im erhab'nen Dom
der Salbung heil'ge Weihe nun empfing.
Wen seines Volkes Ruf so hoch gestellt,
dem fehle nicht die Kräftigung von Gott!
Und als er wieder aus dem Tempel trat,
erschien er herrlicher als kaum zuvor,
und seine Schulter ragt' ob allem Volk.

28. Künftiger Frühling.

(Uhland.)

Wohl blühet jedem Jahre
sein Frühling mild und licht;
auch jener große, klare,
getrost! er fehlt dir nicht.

Er ist dir noch beschieden
am Ziele deiner Bahn;
du ahnest ihn hienieden,
und droben bricht er an.

29. Hoffnung.

(Geibel.)

Und bräut der Winter noch so sehr
mit trotzigen Geberden,
und streut er Eis und Schnee umher,
es muß doch Frühling werden.

Und drängen die Nebel noch so dicht
sich vor den Blick der Sonne,
sie wecket doch mit ihrem Licht
einmal die Welt zur Wonne.

Blast nur, ihr Stürme, blast mit Macht!
mir soll darob nicht bangen.
Auf leisen Sohlen über Nacht
kommt doch der Lenz gegangen.

Da wacht die Erde grünend auf,
weiß nicht, wie ihr geschehen,
und lacht in den sonnigen Himmel hinauf
und möchte vor Lust vergehen.

Sie flicht sich blühende Kränze ins Haar
und schmückt sich mit Rosen und Aehren
und läßt die Brünnlein rieseln klar,
als wären es Freudenzähren.

Drum still! Und wie es frieren mag,
o Herz, gib dich zufrieden!
es ist ein großer Maientag
der ganzen Welt beschieden.

Und wenn dir oft auch bangt und graut,
als sei die Höll' auf Erden;
nur unverzagt auf Gott vertraut!
es muß doch Frühling werden.

30. Die Frösche.

(Goethe.)

Ein großer Teich war zugefroren,
die Fröschlein, in der Tiefe verloren,
durften nicht ferner quaken noch springen,
versprachen sich aber, im halben Traum,
fänden sie nur da oben Raum,
wie Nachtigallen wollten sie singen.
Der Thauwind kam, das Eis zerschmolz,
nun ruderten sie und landeten stolz
und saßen am Ufer weit und breit
und quakten wie vor alter Zeit.

31. Wanderlust.

(Geibel.)

Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus,
da bleibe, wer Lust hat, mit Sorgen zu Haus;
wie die Wolken wandern am himmlischen Zelt,
so steht auch mir der Sinn in die weite, weite Welt.
Herr Vater! Frau Mutter! daß Gott euch behüt'!
Wer weiß, wo in der Ferne mein Glück mir noch blüht.
Es gibt so manche Straße, da nimmer ich marschirt,
es gibt so manchen Wein, den ich nimmer noch probirt.
Frisch auf drum, frisch auf im hellen Sonnenstrahl,
wohl über die Berge, wohl durch das tiefe Thal;
die Quellen erklingen, die Bäume rauschen all',
mein Herz ist wie 'ne Lerche und stimmet ein mit Schall.
Und find' ich keine Herberg', so lieg' ich zu Nacht
wohl unter blauem Himmel, die Sterne halten Wacht;
im Winde die Linde, die rauscht mich ein gemach,
es küsset in der Früh' das Morgenroth mich wach.
O Wandern, o Wandern, du freie Burschenlust!
Da wehet Gottes Odem so frisch in die Brust;
da singet und jauchzet das Herz zum Himmelszelt:
Wie bist du doch so schön, o du weite, weite Welt!

32. Der Bote im Junius.

(Claudius.)

Aber die Lenzgestalt der Natur ist doch wunderschön! Wenn der Dornstrauch blüht, und die Erde mit Gras und Blumen pranget! So ein heller Dezembertag ist auch wohl schön und dankenswerth, wenn Berg und Thal in Schnee gekleidet sind und uns Boten in der Morgenstunde der Bart reift; — aber die Lenzgestalt der Natur ist doch wunderschön! Und der Wald hat Blätter, und der Vogel singt, und die Saat schießt Aehren, und dort hängt die Wolke mit dem Bogen vom Himmel, und der fruchtbare Regen rauscht herab!

Wach auf, mein Herz, und singe
dem Schöpfer aller Dinge —

es ist, als ob Er vorüber wandle, und die Natur habe Sein Kommen von ferne gefühlt, und stehe bescheiden am Weg in ihrem Feierkleide und frohlocke!

33. Sommergesang.

(Gerhardt.)

Geh aus, mein Herz, und suche Freud'
in dieser lieben Sommerzeit
an deines Gottes Gaben;
schau an der schönen Gärten Zier,
und siehe, wie sie mir und dir
sich ausgeschmücket haben.

Die Bäume stehen voller Laub,
das Erdreich decket seinen Staub
mit einem grünen Kleide.
Narzissus und die Tulipan,
die ziehen sich viel schöner an
als Salomonis Seide.

Die Lerche schwingt sich in die Luft,
das Täublein fleucht aus seiner Kluft
und macht sich in die Wälder,
die hochbegabte Nachtigall
ergötzt und füllt mit ihrem Schall
Berg, Hügel, Thal und Felder.

Die Glucke führt ihr Völklein aus,
der Storch baut und bewohnt sein Haus,
das Schwälblein speist ihr' Jungen,
der schnelle Hirsch, das leichte Reh
ist froh und kommt aus seiner Höh'
ins tiefe Gras gesprungen.

Die Bächlein rauschen in dem Sand
und malen sich und ihren Rand
mit schattenreichen Myrthen;
die Wiesen liegen hart dabei
und klingen ganz von Lustgeschrei
der Schaf' und ihrer Hirten.

Die unverdross'ne Bienenschar
zeugt hin und her, sucht hier und dar
ihr' edle Honigspeise;
des süßen Weinstocks starker Saft
kriegt täglich neue Stärk' und Kraft
in seinem schwachen Reise.

Der Weizen wächset mit Gewalt,
darüber jauchzet jung und alt
und rühmt die große Güte
des, der so überflüssig labt
und mit so manchem Gut begabt
das menschliche Gemüte.

Ich selbsten kann und mag nicht ruhn,
des großen Gottes großes Thun
erweckt mir alle Sinnen.
Ich singe mit, wenn alles singt,
und lasse, was dem Höchsten klingt,
aus meinem Herzen rinnen.

Ach, denk' ich, bist du hier so schön,
und läßt du's uns so lieblich gehn
auf dieser armen Erden,
was will doch wohl nach dieser Welt
dort in dem reichen Himmelszelt
und güld'nen Schlosse werden?

O wär' ich da! O stünd' ich schon,
ach, süßer Gott! vor deinem Thron
und trüge meine Palmen!
So wollt' ich nach der Engel Weis'
erhöhen deines Namens Preis
mit tausend schönen Psalmen.

34. Einkehr.

(Uhland.)

Bei einem Wirthe wundermild,
da war ich jüngst zu Gaste;
ein goldner Apfel war sein Schild
an einem langen Aste.

Es war der gute Apfelbaum,
bei dem ich eingekehret;
mit süßer Kost und frischem Schaum
hat er mich wohl genähret.

Es kamen in sein grünes Haus
viel leichtbeschwingte Gäste;
sie sprangen frei und hielten Schmaus
und sangen auf das beste.

Ich fand ein Bett zu süßer Ruh
auf weichen grünen Matten;
der Wirth, der deckte selbst mich zu
mit seinem kühlen Schatten.

Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit,
da schüttelt' er den Wipfel;
gesegnet sei er allezeit
von der Wurzel bis zum Gipfel!

35. Winterlied.

(Krummacher.)

Wie ruhest du so stille
in deiner weißen Hülle,
du mütterliches Land!
Wo sind des Frühlings Lieder,
des Sommers bunt Gefieder
und dein beblümtes Festgewand?

Du schlummerst nun entkleidet;
kein Lamm und Schäflein weidet
auf deinen Au'n und Höh'n.
Der Vöglein Lied verstummet,
und keine Biene summet;
doch bist du auch im Schlummer schön.

Die Zweig' und Aestlein schimmern,
und tausend Lichter flimmern,
wohin das Auge blickt.
Wer hat dein Bett bereitet,
die Decke dir gespreitet
und dich so schön mit Reif geschmückt?

Der gute Vater droben
hat dir dein Kleid gewoben,
er schläft und schlummert nicht.
So schlumm're denn in Frieden!
Der Vater weckt die Müden
zu neuer Kraft und neuem Licht.

Bald in des Lenzes Wehen
wirst du verjüngt erstehen
zum Leben wunderbar:
Sein Odem schwebt hernieder.
Dann, Erde, stehst du wieder
mit einem Blumenkranz im Haar.

36. Nußsäcklein.

(Güll.)

Wer will mir mit seinen Backen
drei und dreißig Nüsse knacken?
Beißt nur, daß die Schale kracht,
doch nehmt auch den Kern in acht! —
Welcher Kopf hat keine Nase?
Welche Stadt hat keine Straße?
Welcher Laden hat keine Thüre?
Welches Netz hat keine Schnüre?
Welcher Flügel hat keine Feder?
Welche Mühle hat keine Räder?
Welcher Mantel hat keinen Kragen?
Welcher Bauer hat keinen Wagen?
Welches Wasser hat keine Quelle?
Welcher Schneider hat keine Elle?
Welcher Hut hat keinen Rand?
Welcher König hat kein Land?
Welche Nadel hat kein Oehr?
Welche Mühle hat kein Wehr?

Welches Pferd hat keinen Huf?
Welcher Hahn hat keinen Ruf?
Welches Pflaster hat keinen Stein?
Welcher Stern hat keinen Schein?
Welches Schiff hat keinen Mast?
Welcher Baum hat keinen Ast?
Welches Faß hat keinen Spund?
Welches Haus hat keinen Grund?
Welcher Mann hat keine Frau?
Welcher Fuchs hat keinen Bau?
Welcher Schimmel hat keinen Stall?
Welche Büchs' gibt keinen Knall?
Welche Glocke gibt keinen Schall?
Welcher Acker trägt kein Getreid'?
Welche Jungfer trägt kein Geschmeid'?
Welcher Mann hat nie ein Kleid?
So, nun packt und knackt gescheid!

37. Ein Lied hinterm Ofen zu singen.

(Claudius.)

Der Winter ist ein rechter Mann,
kernfest und auf die Dauer;
sein Fleisch fühlt sich wie Eisen an
und scheut nicht Süß noch Sauer.

War je ein Mann gesund, ist er's!
er krankt und kränkelt nimmer.
Er badet sich am Eis des Meers
und schläft im kalten Zimmer.

Er zieht sein Hemd im Freien an
und läßt's vorher nicht wärmen,
und braucht sich über Fluß in Zahn
und Gliedern nicht zu härmen.

Aus Blumen und aus Vogelsang
weiß er sich nichts zu machen;
ein warmes Herz, das ist sein Drang,
sonst haßt er warme Sachen.

Doch wenn die Füchse bellen sehr,
wenn's Holz im Ofen knittert,
und an dem Ofen Knecht und Herr
die Hände reibt und zittert;

wenn Stein und Bein vor Frost zerbricht
und Teich' und Seen krachen;
das klingt ihm gut, das haßt er nicht,
dann will er sich todt lachen.

Sein Schloß von Eis liegt ganz hinaus
beim Nordpol an dem Strande,
doch hat er auch ein Sommerhaus
im lieben Schweizerlande.

Da ist er dann bald dort, bald hier,
gut Regiment zu führen,
und wenn er durchzieht, stehen wir
und sehn ihm an und frieren.

38. Jerusalem.

(Berthelt nach Schulz, Plitt u. a.)

Noch eine felsige Hochfläche ist zu ersteigen, und vor den suchenden Blicken liegt Jerusalem. Von kahlen Bergen und dürren Thälern umgeben, streckt es sich einsam über eine behügelte Hochfläche und bietet von der Westseite her fast nur den einförmigen Anblick seiner hohen mit viereckigen Thürmen besetzten Mauern. Wie in eine trostlose Gebirgswüste ist die Tochter Zion dahergeworfen. Keine Herde wandelt auf dem Rücken dieser Berge, kein Wald noch Gebüsch begrünt diese Abhänge, kein Wasser durchrieselt die durstigen Thäler. Und doch ist das Gemüt beim Anblicke dieser Stadt und Gegend von Rührung, Dank und Anbetung im Tiefsten ergriffen.

Zu unseren Füßen lag Jerusalem, leuchtend im Sonnenglanze. Die Kuppeln der Kirchen und Klöster, die Minarets der Moscheen ragen empor über das Gewirre der meist gleichförmigen und unansehnlichen Häuser mit theils gewölbten, theils platten Dächern. Auf dem Hügel Akra fallen die Kuppeln der Kirche des heiligen Grabes in die Augen, weiter zur Linken der lang gestreckte Rücken des Berges Zion. In scharfen Umrissen zeichnete sich die Burg Davids am Himmel ab, und nahe dabei leuchtete eine kleine, anmutige evangelische Kirche. Noch weiter südwärts dehnt sich das große armenische Kloster bis nahe an die südliche Stadtmauer aus. Außerhalb des Zionsthores setzt sich die Höhe des Zion noch eine ziemliche Strecke fort und zeigt auf ihrem wüsten, unbebauten Rücken eine kleine Moschee, bis sie sich steil in das Thal Hinnom absenkt. In dieses Thal mündet von der Westseite der Stadt das Gihonthal und von der Ostseite her das Thal Josaphat. Aus der letztgenannten Schlucht erhebt sich der berühmte Hügel Moriah, auf dem einst Salomos Tempel prangte, jetzt aber die Omars-Moschee mit ihrer mächtigen Kuppel.

Unser erster Gang war durch die sogenannte Pilgerstraße nach der Kirche des heiligen Grabes, einem weitläufigen, vielfach zusammengesetzten Gebäude. Am Haupteingange schiebt sich ein starker, aber halb abgebrochener Glockenthurm empor. Beim Eintritte durch das schöne zur Hälfte vermauerte Doppelportal sieht man in der Vorhalle auf einer kleinen Erhöhung die türkische Wache behaglich auf Polstern sitzen, Kaffee trinken und aus langen Pfeifen rauchen. Geradeaus fällt der Blick auf eine weiß marmorne Fußplatte, welche den Ort bezeichnen soll, wo der Leichnam Christi gesalbet ward. Zur

Jerusalem von Südwesten her gesehen.

Rechten dieser Vorhalle erheben sich die Kapellen, welche den Felsen von Golgatha umschließen, in dessen Innerem sich eine Grotte mit den Gräbern Gottfrieds von Bouillon und seines Bruders befindet. Der mittlere Theil der Gesammtkirche, das sogenannte Chor der Griechen, ist der ansehnlichste und zugleich am prächtigsten geschmückte Raum. Drei Gitterthüren führen von da in die eigentliche Kirche des heiligen Grabes. Zwei Säulengänge, der eine über dem anderen, laufen längs ihrer runden Wände. Ueber ihnen wölbt sich eine majestätische Kuppel, durch deren große Oeffnung das Tageslicht prächtig hereinströmt. Senkrecht darunter steht, wie eine kleine Kirche in einer großen, das heilige Grab, von weißem Marmor aufgeführt. Im Innern enthält es zwei in den Kreidefelsen gehauene, aber gleichfalls mit Marmor überkleidete Gemächer. Durch die Eingangspforte, vor welcher vier hohe silberne Leuchter mit armdicken brennenden Wachskerzen stehen, gelangt man zuerst in ein kleines Gemach, die Engelskapelle. Aus dieser tritt man tief gebückt durch ein enges Pförtchen in die eigentliche Grabkammer, deren größere Hälfte der Altar einnimmt, welcher den Felsensarg des Herrn bedeckt. Viele kleine Nischen umgeben den Altar, geschmückt mit goldenen und silbernen Leuchtern und Gefäßen. Viele Lampen — Geschenke von Päpsten, Kaisern und Königen — erleuchten die Grotte Tag und Nacht. Die Luft ist erfüllt vom Dufte des Weihrauchs, der hier reichlich angezündet wird. Alles ist still. Niemand wagt ein lautes Wort zu sprechen. Unsere Seele versinkt in unaussprechliche Gedanken bei der Vorstellung des einzigen Grabes der Erde, welchem der jüngste Tag keinen Todten abzufordern hat.

Wir durchschritten das nach dem Blutzeugen Stephanus benannte Thor, und vor uns lag das tiefgeschluchtete Thal Josaphat und gegenüber der Oelberg. Wir gingen den steilen Fußpfad hinab und über die Brücke des im Sommer wasserleeren Kidron. Jenseit stehen wir an einem ummauerten Gartenraume. Wir klopfen an die kleine Pforte, ein Wächter öffnet uns, und wir sind in Gethsemane. Es ist ein viereckiger Platz mit vielen Blumenbeeten und acht zerstreut stehenden, uralten Olivenbäumen geschmückt. Eine feierliche Stille umgab uns. Kein Geräusch der Stadt drang zu unseren Ohren. Ein junger Franziskanermönch saß in einer Ecke des Gartens und betete leise aus einem Buche. Unwillkürlich schwebte das Bild des Erlösers vor die Seele, wie er hier trauerte und zagte.

Wir stiegen den Oelberg hinauf. Drei Gipfel liegen neben einander, von denen der mittlere vorzugsweise der Oelberg genannt wird. An die vielen und trefflichen Oelbäume, welche diesem Höhenzuge den Namen gaben, erinnern nur noch etwa 50 Stämme, welche wie eine irrende Herde sich über ihn hin zerstreuen. Hier und dort liegt ein Stück Getreidefeld, stehen vereinzelte Mandel- und Feigenbäume. Nur in der Regenzeit gewinnt der Berg ein lachendes, erfreuendes Ansehen. Auf dem mittleren Gipfel liegen die Ruinen der Himmelfahrtskapelle, in deren Hofe ein kleines, rundes Gebäude mit einer Gebetsnische steht. Vor dieser liegt ein Stein, auf welchem eine Vertiefung die letzte Spur bezeichnen soll, welche der Herr bei seiner Auffahrt von der Erde zurückgelassen hat.

39. Schwäbische Kunde.

(Uhland.)

Als Kaiser Rothbart lobesam
zum heil'gen Land gezogen kam,
da mußt' er mit dem frommen Heer
durch ein Gebirge wüst und leer.

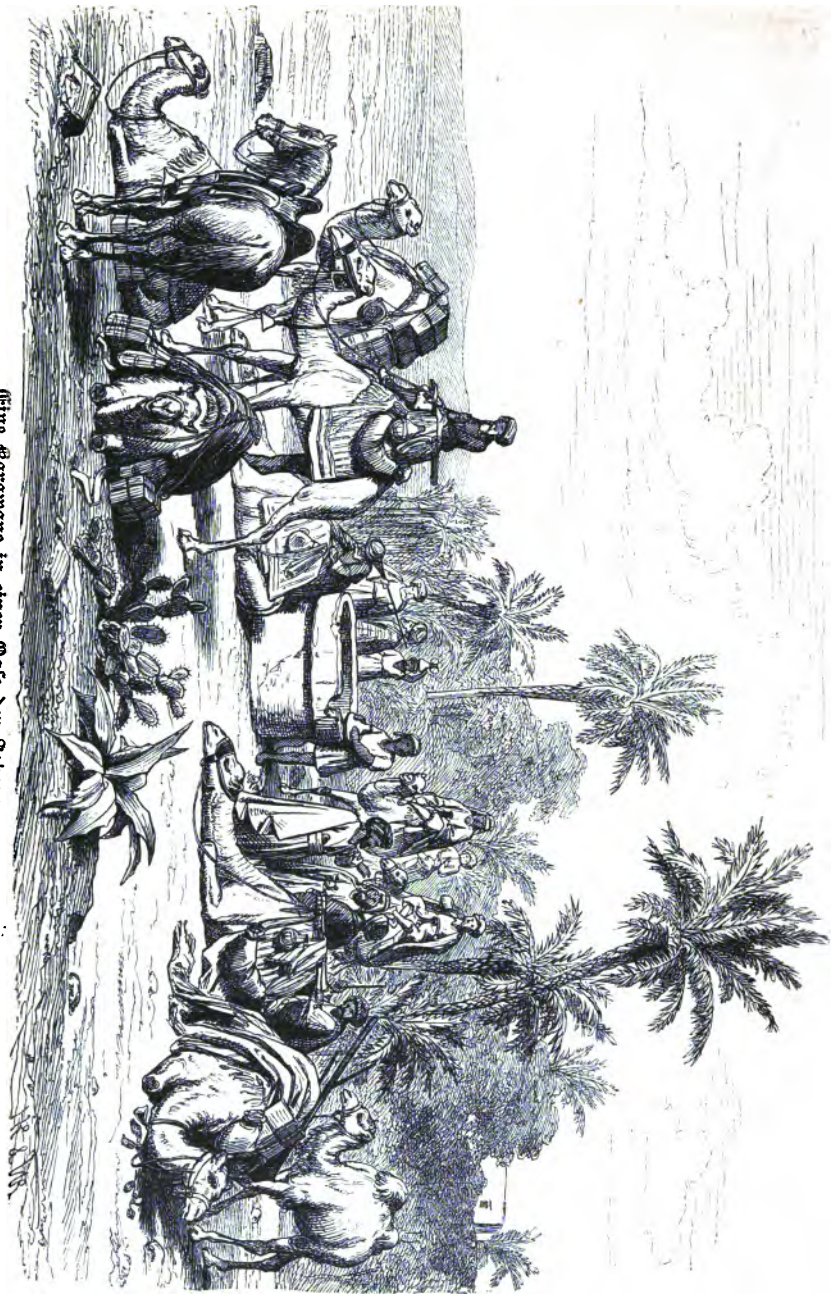
Daselbst erhub sich große Noth,
viel Steine gab's und wenig Brot,
und mancher deutsche Reitersmann
hat dort den Trunk sich abgethan.
Den Pferden war's so schwach im Magen,
fast mußt' der Reiter die Mähre tragen.
Nun war ein Herr aus Schwabenland,
von hohem Wuchs und starker Hand,
des Rößlein war so krank und schwach,
er zog es nur am Zaume nach,
er hätt' es nimmer aufgegeben,
und kostet's ihm das eigne Leben.
So blieb er bald ein gutes Stück
hinter dem Heereszug zurück.
Da sprengten plötzlich in die Quer
fünfzig türkische Reiter daher,
die huben an, auf ihn zu schießen,
nach ihm zu werfen mit den Spießen.
Der wackre Schwabe forcht' sich nit,
ging seines Weges Schritt vor Schritt,
ließ sich den Schild mit Pfeilen spicken
und thät nur spöttlich um sich blicken,
bis einer, dem die Zeit zu lang,
auf ihn den krummen Säbel schwang.
Da wallt dem Deutschen auch sein Blut,
er trifft des Türken Pferd so gut,
er haut ihm ab mit einem Streich
die beiden Vorderfüß' zugleich.
Als er das Thier zu Fall gebracht,
da faßt er erst sein Schwert mit Macht,
er schwingt es auf des Reiters Kopf,
haut durch bis auf den Sattelknopf,
haut auch den Sattel noch zu Stücken
und tief noch in des Pferdes Rücken;
zur rechten sieht man, wie zur linken
einen halben Türken herunterfinken.
Da packt die andern kalter Graus,
sie fliehen in alle Welt hinaus,
und jedem ist's, als würd' ihm mitten
durch Kopf und Leib hindurchgeschnitten.
Drauf kam des Wegs 'ne Christenschar,
die auch zurückgeblieben war,
die sahen nun mit gutem Bedacht,
was Arbeit unser Held gemacht.
Von denen hat's der Kaiser vernommen,
der ließ den Schwaben vor sich kommen,
er sprach: „Sag an, mein Ritter werth!
Wer hat dich solche Streich' gelehrt?"
Der Held bedacht' sich nicht zu lang:
„Die Streiche sind bei uns im Schwang,
sie sind bekannt im ganzen Reiche,
man nennt sie halt nur Schwabenstreiche."

40. Die Karawanen der Sahara.

(Nach dem Lesebuch von Bumüller und Schuster.)

Die meisten Völker, welche die Wüste bewohnen, sind in beständigen Kämpfen unter einander; viele von ihnen sind räuberisch und leben zum Theil davon, daß sie Reisende überfallen und plündern. Daher kann der Reisende, welcher die Wüste durchziehen will, nicht eigener Kraft vertrauen, sondern er ist gezwungen, einer Gesellschaft sich anzuschließen. In ungeheuern Scharen sammeln sich an einzelnen Ausgangspunkten, am Saume der Wüste, die Karawanen und ziehen von Nord nach Süd, von West nach Ost stets dieselben durch die Natur vorgeschriebenen Bahnen. Denn im Sandmeer bilden die Oasen die unveränderlichen Hafenplätze, denen der Reisende auf dem Kameel entgegensteuert. Jede bedeutendere Grenzstadt der Wüste hat ihre Karawanserei; diese ist zugleich die Herberge, die Waarenniederlage und der Sammelplatz für die ankommenden und abgehenden Karawanen. Die Vorsteher der Maulthier- und Kameeltreiber setzen hier den Abgang der Züge nach Bedürfnis fest. Ist der Tag des Aufbruchs gekommen, so stellen sich die erfahrensten Kameeltreiber an die Spitze; sie haben schon oft die Reise gemacht und kennen jede Oase, jeden Brunnen genau. Unter dem Geleite von bewaffneten Arabern, Mauren oder Tuariks, durch deren Land die Karawane zieht, betreten die Reisenden wohlgemut die Wüste.

Die Länge einer Tagereise richtet sich nach den Lagerplätzen. Gewöhnlich beträgt sie vier oder fünf Meilen, sie dehnt sich aber in wasserarmen oder durch



Eine Karawane in einer Oase der Sahara.

Räuber unsicher gemachten Gegenden auch auf acht Meilen aus. Zuweilen bei großer Hitze wird am Tage gerastet und in der Nacht die Reise fortgesetzt; gewöhnlich aber bricht die Karawane mit der Morgendämmerung auf und rastet des Nachmittags, am liebsten an einem Brunnen. Geschäftig bereiten die Reisenden dann ihr Mahl beim Feuer, das mit getrocknetem Kameelmist unterhalten wird; sie verrichten ihre Gebete und bedienen sich bei den vorgeschriebenen Waschungen des Sandes statt des Wassers. Und wenn über die lautlose Stille der Wüste die Nacht sich lagert und die Sterne hell durch die ewig klare und trockene Luft herabfunkeln, dann sammeln sich die gläubigen Jünger des Propheten und lauschen den Worten des Märchenerzählers. Auch stimmen sie abwechselnd Gesänge an. Bald legt sich jeder zum Schlummer in seinem Zelte nieder, und in der Todtenstille ringsum vernimmt das geschärfte Gehör das Wiederkäuen der Kameele und das Schnarchen der Schlafenden in entfernten Zelten.

So verfließt ein Tag wie der andere, bis einige Raben in dem Sandmeer der Wüste die Nähe der Quelle verkünden und am Horizonte die Wipfel der königlichen Palmen auftauchen. Dann eilt alles mit raschem Schritt dem Wasser zu, und Menschen und Thiere löschen ihren Durst in langen Zügen, als ob sie nimmer aufhören wollten. Am Brunnen wird einige Tage gerastet; in größeren Oasen verweilt man wochenlang und handelt und tauscht mit seinen Waaren. Nicht selten bringen räuberische Araberstämme durch ihre Ueberfälle Verwirrung und Wehklagen in die Reihen der frommen Pilger.

Größer noch sind die Schrecken der Natur, wenn die Orkane der Wüste, der feuerathmende Samum oder der giftige Chamsin daherstürmen. Der Samum (d. h. Giftwind) ist ein gewöhnlicher Orkan, aber durch die Hitze des Wüstenbodens, über den er hinbraust, und durch die Wogen von glühendem Sand, die er mit sich führt, wird er gefährlich und im höchsten Grade peinigend. Die Thiere werden wild und werfen ihre Ladung ab. Der Mensch ermattet und erliegt im Kampfe mit Hitze, Sand und Sturm. Der Boden der Wüste gleicht bei heftigem Sturm den Wogen des Meeres. Hohe Sandwellen kommen und verschwinden und hängen sich an jeden hervorragenden Gegenstand. Die Karawanen müssen trotz des fürchterlichen Unwetters aufbrechen, um nicht im Sande begraben zu werden. Kommen die verschmachtenden Reisenden endlich zu einer der Oasenquellen, voller Freude über die baldige Erlösung, so finden sie vielleicht den Brunnen versiegt und sehen dem gräßlichsten Tode entgegen. Daher die Haufen bleichender Gebeine und ausgedorrter Leichen von Menschen und Thieren, welche die Wüstenwege bezeichnen; daher die unheimliche Begleitung durch Geier hoch in der Luft, welche ihres Schmauses harren.

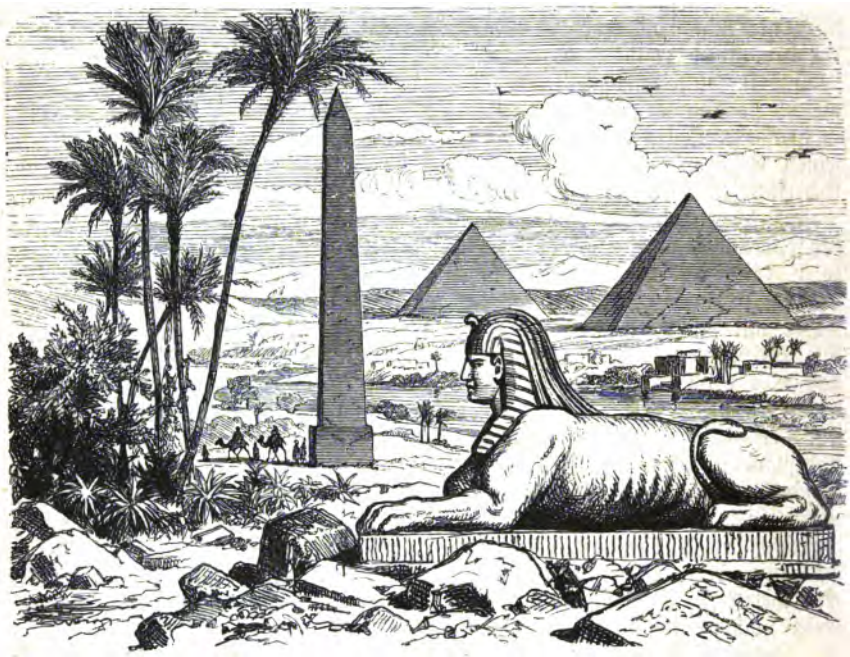
Zuweilen sehen die verdurstenden Wanderer aus dem röthlichen Dunste des Horizontes plötzlich Wasserspiegel blinken, um welche Palmen sich wiegen und Schlösser ragen. Der frische Anblick bringt neues Leben in die ermatteten Glieder; schon fühlt man die nahe Erlösung. Aber der erfahrene Wüstenpilger seufzt schwermütig und gedenkt, wie oft das „Wasser des Satans" ihn getäuscht hat. Fort stürmt die Karawane, den Lebensquell zu erreichen; aber dieser weicht tückisch zurück, und endlich zerrinnen See und Palmen und Schlösser in die leere Oede. So täuscht die Wüste durch trügerische Luftspiegelungen die armen Reisenden und steigert das Grausen, womit sie die Seele erfüllt.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

41. Aegyptische Bauwerke.

(Welter.)

Kein Volk hat der Nachwelt so riesenhafte Denkmäler seiner Baukunst hinterlassen als die Aegypter. In den östlichen Felsengebirgen fanden sie das vortrefflichste Material zu denselben: Granit, Porphyr, Marmor, Alabaster, und dieses benutzten baulustige Könige, um Werke aufzuführen, deren Größe und Pracht wahrhaft in Erstaunen setzen. Zwar liegen die meisten dieser ungeheueren Denkmäler des Alterthums zertrümmert oder mit dem aus der Wüste hergewehten Sande bedeckt; viele jedoch stehn noch jetzt da als ehrwürdige Zeugen des Kunstsinnes und des anhaltenden Fleißes der Aegypter. Unter ihren Werken verdienen außer den vielen herrlichen Tempeln besonders genannt zu werden:



Aegyptische Bauwerke.

1. Die Katakomben oder Gräber. — Diese sind angelegt in der libyschen Bergkette, besonders bei Theben, mit einer Menge langer Gänge, die in vielfachen Windungen sich hinziehen und zu Gemächern, Seitenkammern, Hallen und Treppen führen. Die Wände dieser Ruhestätten der Todten sind reich verziert mit Hieroglyphen und mit eingehauenen und bemalten Bildern, die sich gewöhnlich auf das Leben nach dem Tode beziehen. Diese Bilder haben sich so frisch erhalten, als wäre die Arbeit eben vollendet.

2. Die Obelisken. — Diese sind viereckige oben spitz zulaufende Säulen und haben ohne das Fußgestell eine Höhe von 15 bis 33 Meter und sind so

verhältnismäßig unten von 2 bis zu 8 Meter ins Gevierte breit. Bei all ihrer Höhe bestehn sie doch nur aus einem einzigen Steine von dem härtesten, meist röthlichen Granit aus dem östlichen oder arabischen Gebirge in Ober-Aegypten. Sie sind auf das feinste polirt und führen auf ihren Seitenflächen hieroglyphische Bilder. Zur Zeit der Ueberschwemmung wurden diese ungeheuren Massen auf Nilflößen herüber geholt und durch neu gegrabene Kanäle weiter fortgeführt. Welch mühsames und kostspieliges Geschäft! Wie viele tausend Menschen mußten dabei thätig sein! Und eben so mühsam wurden sie wieder abgeladen und aufgestellt. Sie wurden vor Tempeln, Palästen und Gärten errichtet zum Denkmale merkwürdiger Begebenheiten oder zur Zierde. Später dienten sie auch zu Sonnenzeigern.

3. Die Pyramiden. — Diese sind noch bewunderungswürdiger als die Obelisken. Im Alterthume wurden sie zu den Wundern der Welt gezählt. Sie stehn in Mittel-Aegypten an der Westseite des Nil, in fünf Gruppen gesondert. Es sind ihrer im ganzen vierzig. Sie sind große, viereckige, inwendig aus vielen Gängen und Kammern bestehende Gebäude, genau nach den vier Himmelsgegenden gerichtet. Von einer breiten Grundfläche laufen sie nach oben hin immer schmaler aus und enden theils in eine völlige Spitze, theils in eine platte Fläche. Die Höhe derselben steigt von 6 bis zu 140 Meter. Sie sind größtentheils aus Kalksteinen erbaut, die über einander gelegt bloß durch ihre Schwere zusammenhalten. Einige sind mit Granit oder Marmor bekleidet gewesen. Drei zeichnen sich durch ihren Riesenbau aus, unter diesen die Pyramide des Cheops, welche nordwestlich von Memphis steht. Sie war ursprünglich 150 Meter, jetzt ist sie nur 140 Meter hoch, da die Spitze zerbröckelt und eine kleine Terrasse an deren Stelle getreten ist. Sie ist geöffnet. Man kann auf künstlich angebrachten Stufen bis zu ihrem Gipfel steigen. Enge Gänge führen zuletzt in ein längliches Gemach, in welchem ein marmorner Sarkophag stand. Hunderttausend Menschen sollen zwanzig Jahre an dieser Pyramide gebaut haben.

Wozu diese Riesenmassen gedient haben, blieb lange ungewiß. Einige hielten sie für Kornmagazine, andere für Wasserbehälter, noch andere für eitle Prunkgebäude ägyptischer Könige, die durch mühevolle Arbeit das Volk im Zaume zu halten suchten. Ja, die frommen Pilger, welche einst heraufgezogen waren gen Jerusalem, glaubten voll Verwunderung hier den babylonischen Thurm zu sehen. Jetzt aber, nach der genauen Untersuchung des Innern, weiß man, daß sie Königsgräber waren. Man hat auch Grabkammern und Sarkophage in denselben gefunden.

Kein Volk verwendete mehr Zeit und Fleiß auf seine Gräber, als die Aegypter. Allgemein war nämlich der Glaube an die Fortdauer der Seele nach dem Tode. Diese Fortdauer hing jedoch von der Erhaltung des Leichnams ab. War dieser nicht erhalten, so konnte der Verstorbene — glaubte man — nicht in das selige Reich der Todten in der Unterwelt gelangen. Daher sorgten sie so sehr für die Erhaltung der Leichname. Jeder baute die Grabmäler seiner Angehörigen, ja sein eigenes Grab im voraus an einsamen und abgeschiedenen Orten, deren Natur der Stille des Grabes entsprach, so fest als möglich und schmückte es, so gut er es vermochte. Diese Ruhestätten der Entschlafenen wurden, wie bereits früher bemerkt worden ist, westlich in den Felsenboden eingehauen, der das fruchtbare Land von der libyschen Wüste scheidet. In solchen unzerstörbaren Grabkammern, die der austretende Nil nicht berühren

konnte, sollten die Todten ruhen. Und um die Verwesung abzuwehren, wurde die Leiche einbalsamirt. Aeußerlich überzogen sie dieselbe mit einem härtenden, aber durchsichtigen Stoffe und setzten sie dann bei. Solche einbalsamirte Leichname nennt man Mumien von dem dazu gebrauchten persischen Erdharze Mum. Tausende haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Die Haut ist ganz schwarz und von dem Gummi und Erdharze so durchdrungen, daß sie steinhart ist. Diese fast versteinerten Todten wurden oft bei Gastmählern der Aegypter hingestellt und überhaupt als das köstlichste Gut von ihnen geehrt. Bei einer solchen Ansicht von einem Leben nach dem Tode nannten sie auch die Wohnungen der Lebendigen nur Herbergen, die Ruhestätten der Todten dagegen ewige Wohnungen. Wie hoch nun die Könige im Leben über ihren Mitmenschen standen, so hoch wollten sie auch im Tode hervorragen. Die Stätte, wo ein König ruhete, sollte königlich bezeichnet und weithin sichtbar, seine Grabkammer schwerer zu öffnen sein. Daher die riesenhaften Königsgräber, die Pyramiden, bei der alten Königsstadt Memphis. — Sobald nun der Verstorbene einbalsamirt und in den Sarkophag eingeschlossen war, gelangte er in die Unterwelt. Hier saß der König Osiris, die Wage der Gerechtigkeit in der Hand, und hielt mit 42 Beisitzern das Todtengericht; die Gerechten gehen ein in das Land der Seligen, die nicht Gerechtfertigten dagegen werden zur Seelenwanderung verurtheilt. Zur Strafe und Läuterung muß die Seele durch alle Land- und Wasserthiere hindurch wandern, kehrt erst nach 3000 Jahren in den Menschenleib zurück, um dann sich aufs neue einer Prüfung zu unterwerfen; — daher auch das Einbalsamiren des Leichnams zur Erhaltung desselben für die rückkehrende Seele. — Oft wurde auch, heißt es, von den Priestern über die Leichen ein Todtengericht abgehalten, bevor sie in die heilige Todtenstadt kamen. Wer sein Leben in Sünden und Lastern hingebracht hatte, konnte im Tode dort keine Aufnahme finden. Selbst die Könige waren diesem Gerichte unterworfen.

42. Die Eidechsen.

(Hebel.)

Daß viele Menschen sich vor den Schlangen fürchten, davon springen oder sie des Lebens berauben, das ist noch wohl begreiflich, weil man sie für gefährlich hält und im zweifelhaften Fall lieber eine ungiftige todtschlägt, als von einer giftigen sich beißen läßt. Aber warum sind viele Leute sogar den Eidechsen feind, diesen unschuldigen Thieren, die niemand beleidigen, niemand schaden, vielmehr dem Landmann nützlich werden, indem sie von allerlei kleinen Insekten oder sogenanntem Ungeziefer sich nähren? Höchstens können sie euch ein wenig erschrecken, wenn ihr so in euren stillen Gedanken dahin wandelt und auf einmal etwas im Laub rauscht. Aber wer ein gutes Gewissen hat, muß sich gewöhnen, nicht vor allem zu erschrecken. Wer ein böses Gewissen hat, dem ist freilich in diesem Punkt übel rathen.

„Der Wind im Wald, das Laub am Baum
sauft ihm Entsetzen zu."

Nun, alle Leute sind so furchtsam freilich auch nicht, und im Frühjahr, wenn man wieder ins Feld und ins Grüne geht und überall in der mannigfaltigsten Gestalt das frohe Leben hervorwimmelt und laut wird, bleibt auch wohl ein verständiger Mann einen Augenblick vor einer Eidechse stehen,

betrachtet ihr grünes Gewand, wenn es schöner als Smaragd an der Sonne schimmert, bewundert ihre unnachahmliche Geschwindigkeit und sieht mit Vergnügen ihren unschuldigen Spielen zu. Dann geht er mit guten Gedanken seines Weges weiter, riecht an seinem Frühlingsstrauß und kann sich nicht genug erschauen an den blühenden Bäumen und farbigen Matten umher.

Gott sorgt auch für diese Thiere. Sie haben nicht genug Wärme in sich, um den Winter über dem Boden auszuhalten, auch würde es ihnen an Nahrung und Gebüsch zum verborgenen Aufenthalt fehlen. Sie verkriechen sich daher und bringen den Winter im Schlaf zu. Ohne Kalender wissen sie ihren Monat. Aber wie im Frühjahr das Volk der kleinen Mücken lebendig wird, und alle Keime in Gras und alle Knospen in Laub aufgehen, ruft die tiefer dringende Frühlingssonne auch dieses Geschöpf aus seinem Schlaf und Winterquartier, und wenn es erwacht, ist schon für alles gesorgt, was zu seines Lebens Nahrung und Nothdurft gehört. — Bekanntlich haben nicht alle diese Thiere einerlei Farbe; aber eine Art derselben muß um ihrer Nahrung willen sich am meisten aus dem dunklen Gebüsch heraus ins Grüne wagen. Darum ist auch ihre Farbe grün. In dieser Farbe wird sie im Gras weder von den Thieren, welchen sie nachstellt, so leicht entdeckt, noch von dem Storch, der ihr selber aufs Leben geht.

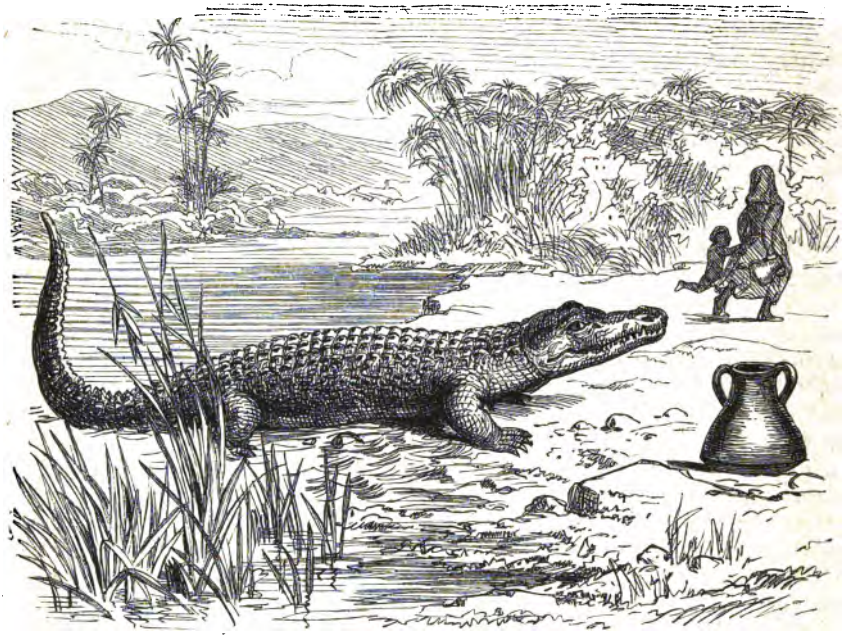
Es gibt auch zweierlei Eidechsen im Wasser, nur nennt man sie anders, und diese sind zum Schwimmen abgerichtet. Selbst auf dem Grund der klaren Brunnenquellen findet man sie oft und darf sich deswegen vor dem Wasser nicht scheuen. Auch diese sind nicht giftig und theilen dem Wasser keine Unreinigkeit mit. Vielmehr loben es viele Brunnenmeister als ein gutes Zeichen. Solch ein Thierlein in seiner verschlossenen Brunnenstube hat ein geheimliches Leben und Wesen, sieht nie die Sonne auf- und untergehen, erfährt nichts davon, daß der Prinz von Brasilien nach Amerika ausgewandert ist, und daß die englischen Waaren auf dem festen Lande verboten sind, weiß nicht, ob's noch mehr solche Brunnenstuben in der Welt gibt, oder ob die seinige die einzige ist, und ist doch in seinem nassen Elemente des Lebens froh und hat keine Klage und keine Langeweile.

An der großen, schwarz und gelbgefleckten, warzigen und schmutzigfeuchten Eidechse, die man den Salamander oder den gelben Molch nennt, hat niemand Freude. Noch weniger aber freut es *ihn*, wenn er einen Menschen erblickt. Denn selten kommt er unangefochten davon. Er hält sich nur an dunkeln, feuchten und kühlen, auch modrigen Orten auf, und das beste ist, daß man ihn dort sitzen lasse. Wer aber Lust hat, darf ihn herzhaft in die Hände nehmen. Er thut euch gewiß nichts Leides.

Wer sich aber mit Recht vor den Eidechsen fürchten oder eine Heldenthat durch die Erlegung derselben vollziehen will, der muß nach Afrika oder Asien oder Amerika gehen.

Das fürchterliche Krokodil ist nichts anders als eine 6 bis 12 Meter lange Eidechse. Davor muß jedermann Respekt haben. Oben braun oder schwarzgefleckt, unten weißlichgelb. Durch die schuppige Rückenhaut geht kein Flintenschuß; am Bauch ist sie weich. In jedem Kiefer des großen Rachens stehen 50 scharfe Zähne. Der Schwanz beträgt mehr als die Hälfte von der ganzen Länge. Damit wirft es im Wasser kleine Schiffe um und tödtet einen Menschen mit *einem* Schlag. Es lebt im Wasser, z. B. im Nilfluß in Aegypten, und geht ans Land, frißt Fische und andere Thiere, Buben

und Mägdelein, auch erwachsene Aegypter. Schnell wie ein Pfeil geht es in gerader Linie auf seinen Raub, kann sich aber nur langsam umdrehen. Mit einem glücklichen Seitensprung ist man außer Gefahr. Das Weibchen legt 100 häutige Eier, so groß wie die Gänseeier, und verscharrt sie in den Sand. Die Sonnenwärme brütet sie aus. Die meisten werden aber, ehe es dazu kommt, von einer ägyptischen Ratze gefressen. Auch von den Menschen werden sie aufgesucht und zerstört oder gegessen. Wohl bekomm's!



Das Krokodil.

Daß es nicht nur auf der Erde und im Wasser, sondern auch in der Luft Eidechsen gebe, nämlich solche, die da fliegen, wird mancher nicht gerne glauben. Aber wenn ihm ein Fabelhans von Drachen spricht, die auf hohen Felsen und in alten zerstörten Bergschlössern hausen und feuerspeiend durch die Luft schießen, Brunnen vergiften, den Reiter und das Roß mit Sporn und Hufeisen Schluck und Druck verschlingen, das findet man schon glaublicher, weil einem der kalte Schauer vom Kopf bis zum Nagel des Zehens über die Haut läuft, wenn man's hört.

Bei allem dem muß so viel wahr bleiben, daß es in Asien und andern Welttheilen Eidechsen von ein drittel bis ein halb Meter Länge gibt, die auf Bäumen leben, wie bei uns der Laubfrosch, und durch Hilfe von häutigen Auswüchsen auf beiden Seiten große Sprünge in der Luft machen und von einem Baum auf den andern schießen können. Einige haben dabei nur zwei, andere vier Füße, sind unschädlich und leben wie andere Eidechsen von Insekten. Andere Basilisken und Drachen gibt es in Asien nicht, außer unter den

Menschen, wenn einer den andern gern mit dem Blick vergiften oder durchbohren möchte und giftige Verleumdungen und Scheltworte über ihn ausgießt, wie man denn dergleichen auch schon in Europa und am Rhein will viele gesehen haben.

43. Der Strauß.

(Naturbilder von Dr. Karl Vogel.)

Der Strauß ist die Giraffe unter den Vögeln, ein Vogel, der mit den Beinen fliegt und mit den Flügeln rudert. Der Strauß findet sich fast in ganz Afrika, auf den benachbarten Inseln und den angrenzenden Theilen von Asien, doch nicht über den Ganges hinaus. Sein beständiger Aufenthalt sind die ödesten und dürrsten Gegenden an den Grenzen der Wüste und die weiten Sandebenen. Gebirge besteigt er nur selten und nur vom Hunger getrieben. Gewöhnlich und besonders in der Brütezeit leben die Strauße zu vier und fünf beisammen, nämlich ein Hahn und die übrigen Hennen. Alle diese Hennen legen ihre Eier in ein und dasselbe Nest, das aus nichts weiter besteht, als aus einer runden Vertiefung in dem etwas aufgelockerten Thonboden, die so groß ist, daß sie dieselbe beim Brüten eben bedecken können. Rund umher scharren sie mit den Füßen eine Art von Wall, gegen welchen sich die Eier im äußersten Kreise anlehnen. Sobald zehn bis zwölf Eier in dem Neste sind, fangen sie an zu brüten, und zwar abwechselnd, indem am Tage die Hennen einander ablösen. Bei Nacht aber brütet das Männchen allein, um die Angriffe des Schakals und der wilden Katzen abwehren zu können, die den Eiern gierig nachstellen. Man hat häufig solche kleine Raubthiere erschlagen neben den Nestern gefunden, ein Beweis, daß die Strauße sich nicht nur mit ihnen in einen Kampf einlassen, sondern sie auch zu besiegen wissen. Ein Schlag von ihren plumpen Füßen ist hinreichend, ein solches Thier zu Boden zu strecken. Indessen legen die Hennen während des Brütens immer fort und nicht nur, bis das Nest voll ist, welcher Fall eintritt, sobald dreißig Eier darin sind, sondern auch nachher. Diese später gelegten Eier liegen unordentlich um das Nest herum und scheinen von der Natur dazu bestimmt, die Raubsucht der oben genannten Feinde zu befriedigen, denen sie lieber die frischen Eier, als die schon bebrüteten preisgeben will. Indessen haben sie eine noch wichtigere Bestimmung, die nämlich, den jungen Straußen, die gleich, wenn sie ausgekrochen sind, die Größe eines gewöhnlichen Huhnes haben, und deren zarte Magen noch nicht gleich das harte Futter der Alten vertragen, zur ersten Nahrung zu dienen. Die Alten selbst zertreten ihnen eins dieser Eier nach dem andern und bringen sie durch dieses nahrhafte Futter in kurzem so weit, daß sie selbst im Stande sind, sich im Felde ihre Nahrung zu suchen. Die Vermehrung der Strauße würde außerordentlich sein, wenn sie nicht eine so große Menge von Feinden hätten, die besonders von den Jungen so viele vertilgen.

Der Strauß ist ein sehr kluges Thier, dem im offenen Felde nicht leicht beizukommen ist, weil er sehr weit hin sieht und gleich die Flucht ergreift, sobald er Gefahr vermutet. Besonders sorgfältig suchen die Strauße den Ort zu verheimlichen, wo sie ihr Nest angelegt haben. Sie laufen nie gerade darauf zu, sondern pflegen es erst in weiten Bogen zu umkreisen, wogegen nach den Quellen, aus welchen sie zu trinken pflegen, immer gerade

Bahnen getreten sind, die in den unbewohntesten Gegenden oft auf die Vermutung führen, es seien Fußsteige von Menschen. Sobald sie bemerken, daß ihr Nest entdeckt ist, und daß ein Mensch oder ein Raubthier dabei gewesen ist und die Lage der Eier verändert oder wohl gar davon mitgenommen hat, zerstören sie es augenblicklich selbst und legen an einem andern Orte ihr Nest an. Wenn daher die Kolonisten ein Nest finden, pflegen sie sich mit einem oder einigen der noch umherliegenden, noch nicht bebrüteten Eier zu begnügen, scharren mit einem Strauche sorgfältig die Spur ihrer Fußtritte wieder zu und können auf diese Art ein solches Nest zu einer wahren Vorrathskammer eines sehr angenehmen Nahrungsmittels machen, aus welcher alle zwei bis drei Tage so viel geholt werden kann, als die Haushaltung davon bedarf. Ein Straußenei wiegt gewöhnlich nahe an drei Pfund und wird im Durchschnitt 24 Hühnereiern gleich geschätzt.

Strauß und Giraffe.

Der Dotter ist sehr schmackhaft, hat aber doch nicht den feinen Geschmack des Hühnereies. Er ist dabei so nahrhaft und sättigend, daß man nicht viel davon genießen kann. Es gehören schon vier sehr hungrige Personen dazu, um ein ganzes Straußenei zu verzehren, und dann müssen es noch echte Afrikaner sein, die an so derbe Kost gewöhnt sind. Die Straußeneier halten sich lange frisch und werden oft nach der Kapstadt gebracht, wo man ein bis zwei Mark für das Stück zu bezahlen pflegt. In den Wintermonaten Julius, August, September findet man die Straußennester am häufigsten, und dann taugen die Federn, die auf der Erde abgestoßen und beschädigt werden, am wenigsten. Indessen werden zu allen Jahreszeiten Nester und bebrütete Eier gefunden, wie denn überhaupt bei dem wenig bemerkbaren Wechsel der Jahreszeiten in diesem Lande die Lebens-

Der König der Thiere.

art aller Thiere weniger Regelmäßigkeit hat als in Europa. Ein Straußenei wird 36 bis 40 Tage bebrütet, ehe das Junge auskommt.

Nur das Männchen liefert die schönen weißen Federn, die schon seit langer Zeit als Kopfputz unserer Damen beliebt sind. Man bezahlt für die besten an den Jäger selbst 1 bis 2 Mark, bekommt sie aber im Tauschhandel gegen europäische Waare und Kleidungsstücke viel wohlfeiler. An den Grenzen hin findet man fast bei jedem Kolonisten einen Vorrath davon, und wenn sie ihren Gastfreunden Geschenke machen wollen, so sind es fast allemal Straußfedern. — Die Weibchen unter den Straußen sind ganz schwarz oder in jüngeren Jahren dunkelgrau und haben im Schweife keine weißen Federn. Wenn man indessen nicht auf die Farbe sieht, so sind ihre Schwanzfedern eben so groß und schön wie die der Männchen.

44. Der Löwe.

(Brehm.)

Ein einziger Blick auf den Leib des Löwen, auf den Ausdruck seines Gesichts genügt, um der uralten Auffassung aller Völker, welche das königliche Thier kennen lernten, von Grund des Herzens beizustimmen. Der Löwe ist der König der Raubthiere, ist der Herrscher im ganzen Reiche der Säugethiere.

Die Löwen sind leicht von sämmtlichen übrigen Katzenarten zu unterscheiden. Ihre Hauptkennzeichen liegen in dem stark gebauten, kräftigen Leibe mit der kurzen, glatt anliegenden, einfarbigen Behaarung, in dem breiten, kleinäugigen Gesicht, in dem Herrschermantel, welcher sich um ihre Schultern schlägt, und in der Quaste, welche ihre Schwanzspitze ziert. Im Vergleich zu den anderen Katzen ist der Rumpf der Löwen kurz, der Bauch eingezogen, und der ganze Körper erscheint deshalb sehr kräftig, nicht aber plump. An der Spitze des Schwanzes, in der Quaste verborgen, steckt ein horniger Nagel. Die Augen sind klein und haben runde Sterne, die Schnurrhaare sind in sechs bis acht Reihen geordnet. Vor allem ist es die Mähne, welche die männlichen Löwen auszeichnet und ihnen das stolze, königliche Ansehen verleiht. Diese Mähne bekleidet in vollster Ausbildung den Hals und die Vorderbrust. Seit den ältesten Zeiten ist der Löwe wegen seines Mutes, seiner Kühnheit und Kraft, wegen seiner Tapferkeit, seiner Stärke, seines Heldensinnes, seines Adels und seiner Großmut, seines Ernstes und seiner Ruhe bekannt geworden und hat den Namen König der Thiere erhalten. Es ist in der That das stärkste, mutigste und berühmteste aller Raubthiere, die gewaltigste Katze unter allen. Unbezwingliche Kraft, Selbstvertrauen, kühler, sicherer Mut und Siegesgewißheit im Kampfe spiegelt sich in seinem Aussehen. Hoch aufgerichtet ist der Rumpf, noch höher gehalten der Kopf, majestätisch ist sein Blick, würdevoll, achtunggebietend seine Haltung. Alles an ihm zeugt von Adel, jede Bewegung ist gemessen und würdig, Körper und Geist stehen im vollsten Einklange.

In früheren Zeiten waren die Löwen weit verbreiteter, als gegenwärtig, wo sie aus den stark bevölkerten Gegenden schon beinahe gänzlich verdrängt worden sind. Sie fanden sich noch zu den Römerzeiten nicht nur in ganz Afrika und dem südwestlichen Asien, sondern auch in Griechenland und Macedonien, wo sie bereits seit mehr als anderthalbtausend Jahren vollständig verdrängt worden sind. Der Löwe ist nirgends häufig, und dies ist auch leicht zu erklären. Denn er bedarf so viel Nahrung, daß sich eine große Anzahl von seines Gleichen in einer Gegend nicht lange würde ernähren können. Breite waldige Thäler an Flüssen sind seine Lieblingsorte; auf Gebirgen scheint es ihm weniger zu behagen.

Seine Lebensweise ist eine rein nächtliche; denn nur gezwungen verläßt er am Tage sein Lager. Bei Tage begegnet man ihm äußerst selten, im Walde erst dann, wenn man ihn ordnungsmäßig aufsucht und durch Hunde von seinem Lager auftreiben läßt. Erst

mit der Nacht zeigt er sich und kündet zunächst durch donnerartiges Brüllen sein Wachsein und den Beginn seiner Streifzüge an. In die Nähe der Dörfer kommt der Löwe nicht vor der dritten Nachtstunde. „Dreimal," so sagen die Araber, „kündet er durch Brüllen seinen Aufbruch an und warnt hierdurch alle Thiere, ihm aus dem Wege zu gehen." Diese gute Meinung ruht aber leider auf schwachen Füßen. Ebenso oft, als ich das Brüllen des Löwen vernahm, habe ich in Erfahrung gebracht, daß er lautlos zum Dorfe herangeschlichen war und irgend ein Stück Vieh weggenommen hatte.

Versetze dich im Geiste mit mir in eines der Steppendörfer Mittel-Afrikas oder in die Umzäunung eines Lagers der Nomaden, um eine jener Nächte kennen zu lernen, welche durch den Löwen gestört werden. Mit Sonnenuntergang hat der Nomade seine Herde in der Seriba eingehürdet. Es ist dies der sicherste Schutzwall, den er bilden kann, nämlich ein etwa 3 Meter hoher und über 1 Meter dicker, äußerst dichter Zaun, welcher aus den stachlichsten Aesten eines afrikanischen Strauches geflochten wird. Dunkel senkt sich die Nacht auf das geräuschvolle Lager herab. Die Schafe blöken nach ihren Jungen, die Rinder, welche bereits gemolken wurden, haben sich niedergethan. Eine Schar wachsamer Hunde hält die Wacht. Mit einemmale bellt sie hell auf, im Nu ist sie versammelt und stürmt nach einer Richtung in die Nacht hinaus. Man hört den Lärm eines kurzen Kampfes, wütend bellende Laute und grimmig heiseres Gebrüll, sodann Siegesgebell — eine Hyäne umschlich das Lager, mußte aber vor den mutigen Wächtern der Herden nach kurzer Gegenwehr die Flucht ergreifen. Einem Leoparden würde es kaum besser ergangen sein. — Es wird stiller und ruhiger; der Lärm verstummt, der Frieden der Nacht senkt sich auf das Lager herab. Weib und Kind des Herdenbesitzers haben in dem einen Zelte die Ruhe gesucht und gefunden. Die Männer haben ihre letzten Geschäfte abgethan und wenden sich ebenfalls ihrem Lager zu. Es ist alles still und ruhig. Selbst die kläffenden Hunde sind verstummt, nicht aber auch lässig oder schlaff geworden in ihrem treuen Dienste.

Urplötzlich scheint die Erde zu dröhnen — in nächster Nähe brüllt ein Löwe! Ein wahrer Aufruhr und die größte Bestürzung zeigt sich in der Seriba. Die Schafe rennen wie unsinnig gegen die Dornhecken an, die Ziegen schreien laut, und die Rinder rotten sich mit lautem Angstgestöhn zu wirren Haufen zusammen. Das Kameel sucht, weil es gern entfliehen möchte, alle Fesseln zu zersprengen, und die mutigen Hunde, welche Leoparden und Hyänen bekämpften, heulen laut und kläglich und flüchten sich jämmernd in den Schutz ihres Herrn. Dieser ist selbst rath- und thatlos; an seiner eignen Stärke verzweifelnd, zittert er in seinem Zelte und wagt es nicht, einem so furchtbaren Feinde gegenüberzutreten, weil er nur mit einer Lanze bewaffnet ist. So muß er es geschehen lassen, daß der Löwe näher und näher herankommt, daß die leuchtenden Augen zu dem Schrecken der Stimme noch einen neuen fügen.

Mit gewaltigem Satze überspringt der Mächtige die 3 Meter hohe Dornenmauer, um sich ein Opfer auszuwählen. Ein einziger Schlag seiner furchtbaren Tatzen wirft ein zweijähriges Rind zu Boden. Das kräftige Gebiß zerbricht dem widerstandslosen Thiere die Wirbelknochen des Halses. Dumpfgrollend liegt der Räuber auf seiner Beute. Die großen Augen funkeln hell vor Siegeslust und Raubgier. Mit dem Schwanze peitscht er die Luft. Er läßt das verendende Thier auf Augenblicke los und faßt es mit seinem zermalmenden Gebiß von neuem, bis es sich endlich nicht mehr regt. Dann tritt er seinen Rückzug an. Er muß zurück über die hohe Umzäunung und will auch seine Beute nicht lassen. Seine ganze ungeheure Kraft ist erforderlich, um mit dem Rind im Rachen den Rücksprung auszuführen. Aber er gelingt. Ich habe selbst einen 3 Meter hohen Zaun gesehen, über welchen der Löwe mit einem zweijährigen Rind im Rachen hinweggesprungen war. Ich habe selbst den Eindruck noch wahrgenommen, welchen die schwere Last auf der Firste des

Zaunes bewirkt hatte. Und auf der andern Seite habe ich noch die Vertiefung im Sande bemerkt, welche das herabstürzende Rind zurückließ, bevor es der Löwe weiter schleppte. Mit Leichtigkeit trägt er eine solche Last seinem Lager zu, welches vielleicht eine halbe Meile entfernt ist. Man sieht die Furche, welche ein so geschlepptes Thier im Sande zog, oft mit der größten Deutlichkeit bis zum Platze, an welchem es zerrissen wurde.

Erst nach Abzug des Löwen athmet alles Lebende in dem Lager freier auf; denn es schien geradezu durch die Furcht gebannt zu sein. Der Hirte ergibt sich gefaßt in sein Schicksal, denn er weiß, daß er in dem Löwen einen König erkennen muß, der ihn fast eben so arg brandschatzt, als der grausame Menschenkönig, unter welchem er steht.

Man begreift, daß alle Thiere, welche diesen fürchterlichen Räuber kennen, vor Entsetzen fast die Besinnung verlieren, sobald sie ihn nur brüllen hören. Dieses Gebrüll ist bezeichnend für das Thier selbst. Man könnte es einen Ausdruck seiner Kraft nennen. Es ist einzig in seiner Art und wird von keiner Stimme eines andern lebenden Wesens übertroffen. Die Araber haben ein sehr bezeichnendes Wort dafür, nämlich „r a a d" d. h. d o n n e r n. Beschreiben läßt sich das Löwengebrüll nicht. Tief aus der Brust scheint es hervorzukommen, es scheint diese zersprengen zu wollen. In der Regel beginnt es mit drei oder vier langsam hervorgestoßenen Lauten, welche fast wie ein Stöhnen klingen. Dann folgen diese einzelnen Laute immer schneller und schneller. Gegen das Ende hin aber werden sie wieder langsamer, und dabei nehmen sie auch mehr und mehr an Stärke ab, so daß die letzten eigentlich mehr einem Geknurre gleichen. Sobald ein Löwe seine gewaltige Stimme erhebt, fallen alle übrigen, welche es hören, augenblicklich mit ein, und so kommt es, daß man im Urwalde zuweilen eine wirklich großartige Musik vernehmen kann.

Unbeschreiblich ist die Wirkung, welche des Königs Stimme unter seinen Unterthanen hervorruft. Die heulende Hyäne verstummt, wenn auch nur auf Augenblicke. Der Leopard hört auf zu grunzen. Die Affen beginnen laut zu gurgeln und steigen angsterfüllt zu den höchsten Zweigen empor. Die blökende Herde wird todtenstill. Die Antilopen brechen in rasender Flucht durchs Gezweig. Das beladene Kameel zittert, gehorcht keinem Zurufe des Treibers mehr, wirft seine Lasten, seinen Reiter ab und sucht sein Heil in eiliger Flucht. Das Pferd bäumt sich, schnauft, bläst die Nüstern auf und stürzt rückwärts. Der nicht zur Jagd gewöhnte Hund sucht winselnd Schutz bei seinem Herrn.

Und selbst der Mann, in dessen Ohr zum erstenmale diese Stimme schlägt in der Nacht des Urwaldes, selbst e r fragt sich, ob er auch Held genug sei dem gegenüber, welcher diesen Donner hervorruft. — Dasselbe Angstgefühl, welches das Löwengebrüll hervorruft, bemächtigt sich auch dann der Thiere, wenn sie den Löwen durch einen andern Sinn wahrnehmen, schon wenn sie ihn nur wittern, ohne ihn zu sehen. Sie wissen alle, daß die Nähe des Löwen für sie Tod bedeutet.

Wo es der Löwe haben kann, siedelt er sich in der Nähe der Dörfer an und richtet seine Streifzüge einzig und allein nach diesen hin. Er ist ein unangenehmer Gast und läßt sich nicht so leicht vertreiben, zumal weil er auch viel Schlauheit bei seinen Ueberfällen zeigt. Der Mensch mit seinen Viehherden ist häufig genug fast der alleinige Ernährer des Löwen. Man hat berechnet, daß ein Löwe den umwohnenden Herdenbesitzern jährlich etwa für 4500 Mark Vieh tödtet.

Doch auch die Steppe und der Wald bieten ihm hinreichende Nahrung. Ganz anders, als bei Angriffen auf zahme Thiere benimmt sich der Löwe, wenn er es mit Wild zu thun hat. Er weiß, daß dieses ihn auf ziemliche Entfernung hin wittert und schnellfüßig genug ist, ihm zu entkommen. Deshalb lauert er auf die wildlebenden Thiere oder schleicht sich, oft in Gesellschaft mit anderen seiner Art, äußerst vorsichtig u n t e r d e m Winde an sie heran. Namentlich die Wasserplätze in den Steppen Mittel- und Südafrikas sind ergiebige Jagdorte für ihn.

Wenn der heiße Tag vorüber ist und die kühle Nacht sich allmählich herabsenkt, eilt die zierliche Antilope oder die milchäugige Giraffe, das gestreifte Zebra oder der gewaltige Büffel, um die lechzende Zunge zu erfrischen. Vorsichtig nahen sie sich alle der Quelle oder der Lache; denn sie wissen, daß gerade diejenigen Orte, welche ihnen die meiste Labung bieten sollen, für sie die gefährlichsten sind. Ohne Unterlaß witternd und lauschend, scharf in die dunkle Nacht äugend, schreitet das Leitthier der Antilopenherde dahin. Keinen Schritt thut es, ohne sich zu versichern, daß alles still und ruhig sei. Die Antilopen sind meistens schlau genug, ebenfalls *unter* dem Winde an die Quelle zu gehen, und so bekommt das Leitthier die Witterung oft noch zur rechten Zeit. Es stutzt, es lauscht, es äugt, es wittert — noch einen Augenblick — und plötzlich wirft es sich herum und jagt in eiliger Flucht dahin. Die andern folgen; weitaus greifen die zierlichen Hufe der anmutigen Thiere. Ueber Busch und Grasbüschel setzen sie dahin und sind gerettet. So naht sich auch das kluge Zebra, so naht sich die Giraffe. Aber wehe ihnen, wenn sie diese Vorsicht versäumen! Wehe ihnen, wenn sie *mit* dem Winde zur umbuschten Lache schreiten. Wehe, wenn sie über der Begierde, die heiße, schlaffe Zunge zu kühlen, ihre Sicherheit auch nur einen Augenblick vergessen!

Löwe und Antilope.

Gewöhnlich erliegt ein von dem Löwen erfaßtes Thier schon dem ersten Angriffe. Die gewaltige Last, welche plötzlich auf seine Schultern fällt, die Todesangst, welche es erfaßt, und die Wunden, welche es im nächsten Augenblicke erhält, verhindern es, noch weit zu laufen. Kraftlos und mutlos bricht es zusammen. Wenige Bisse genügen, die

Halswirbelknochen zu zermalmen und den Nerv des Lebens abzuschneiden. Und der Löwe steht nun auf seiner Beute, mit dem stolzen Bewußtsein, daß niemand ihm dieselbe entreißen kann. Mißlingt aber der Sprung, so verfolgt der Löwe seinen Raub nicht, sondern kehrt fast wie beschämt nach seinem Hinterhalt zurück, Schritt für Schritt, als ob er die rechte Länge abmessen wolle, bei welcher ihm der Sprung gelungen wäre.

Den Menschen greift der Löwe nur äußerst selten an. Die hohe Gestalt eines Mannes scheint ihm Ehrfurcht einzuflößen. In Mittel-Afrika, wo doch der Löwe in manchen Gegenden sehr häufig ist, sind nur wenig Fälle bekannt, daß ein Mensch von einem Löwen gefressen worden wäre. Dort fallen den Krokodilen, ja selbst den Hyänen, weit mehr Menschen zum Opfer, als dem Löwen. In Südafrika soll es anders sein; doch fügt man auch hinzu, daß die Kaffern daran hauptsächlich selbst schuld wären. Bei den beständigen Kriegen dieser Völkerschaften kommt es nämlich häufig vor, daß die erschlagenen Feinde mitten im Walde liegen bleiben, da, wo sie das tödtliche Geschoß ereilte. Kommt nun der Löwe des Nachts an einen solchen Leichnam, so lange dieser noch frisch ist, so findet er es erklärlicher Weise sehr bequem, an ihm seinen Hunger zu stillen. Hat er einmal Menschenfleisch gekostet, so erfährt er, daß dasselbe dem andern doch vorzuziehen sei; und nunmehr wird er ein „Manneſſer", wie die Kaffern ihn dann nennen. Diese versichern, daß solche menschenfressende Löwen auch nicht selten mitten unter die Lagerfeuer stürzen und einen oder den andern der schlafenden Männer ohne weiteres mit sich nehmen.

Unter allen Umständen bleibt es mißlich, vor dem Löwen zu fliehen; denn er ist schnell genug zu Fuß. Man hat beobachtet, daß er verwegene Jäger fast eingeholt hätte, obgleich sie auf guten Jagdpferden saßen. Wer bei einem Zusammentreffen mit dem Löwen Herz genug hat, ruhig stehen zu bleiben, den greift er so leicht nicht an. Aber zu einem solchen Wagstück gehört ein besonnener Mannesmut, der eben nicht jedem gegeben ist.

Es ist sehr beachtenswerth, daß der Löwe, wie vielfache Beobachtungen dargethan haben, Kinder nur selten angreift. Man kennt Beispiele, daß das furchtbare Raubthier ganz ruhig an die Häuser heran kam, ohne dort irgend jemandem etwas zu Leide zu thun.

Die Löwin wirft ein bis sechs, gewöhnlich aber nur zwei bis drei Junge. Die Thiere kommen mit offenen Augen zur Welt und haben, wenn sie geboren werden, etwa die Größe von einer halb erwachsenen Katze. Die Löwin zeigt für ihre Jungen die größte Zärtlichkeit, und man kann wohl kaum ein schöneres Schauspiel sich denken, als eine Löwenmutter mit ihren Kindern. Die kleinen, allerliebsten Thierchen spielen wie muntere Kätzchen mit einander, und die Mutter sieht mit so viel Vergnügen diesen kindlichen Spielen zu, als nur möglich. Man hat dies in der Gefangenschaft oft beobachtet, weil es gar nichts Seltenes ist, daß eine Löwin hier Junge wirft.

In der Freiheit wird die Löwin, so lange ihre Jungen saugen, der ganzen Umgegend wahrhaft verderblich und ist dann sehr zu fürchten. Sie verläßt ihr Lager höchst selten, gewöhnlich bloß, um zu trinken; denn der Löwe sorgt für Nahrung, und wenn sie von den Jungen scheidet, tritt er für sie als Wächter ein.

45. Der Handschuh.

(Schiller.)

Vor seinem Löwengarten,
das Kampfspiel zu erwarten,
saß König Franz
und um ihn die Großen der Krone
und rings auf hohem Balkone
die Damen in schönem Kranz.

Und wie er winkt mit dem Finger,
aufthut sich der weite Zwinger,
und hinein mit bedächtigem Schritt
ein Löwe tritt
und sieht sich stumm
ringsum

mit langem Gähnen
und schüttelt die Mähnen
und streckt die Glieder
und legt sich nieder.

Und der König winkt wieder,
da öffnet sich behend
ein zweites Thor,
daraus rennt
mit wildem Sprunge
ein Tiger hervor.
Wie der den Löwen erschaut,
brüllt er laut,
schlägt mit dem Schweif
einen furchtbaren Reif
und recket die Zunge,
und im Kreise scheu
umgeht er den Leu,
grimmig schnurrend;
darauf streckt er sich murrend
zur Seite nieder.

Und der König winkt wieder,
da speit das doppelt geöffnete Haus
zwei Leoparden auf einmal aus.
Die stürzen mit mutiger Kampfbegier
auf das Tigerthier;
das packt sie mit seinen grimmigen Tatzen,
und der Leu mit Gebrüll
richtet sich auf: da wird's still,
und herum im Kreis,
von Mordsucht heiß,
lagern sich die gräulichen Katzen.

Da fällt von des Altans Rand
ein Handschuh von schöner Hand
zwischen den Tiger und Leu'n
mitten hinein.

Und zu Ritter Delorges spottender Weis'
wendet sich Fräulein Kunigund:
„Herr Ritter, ist eure Lieb' so heiß,
wie ihr mir's schwört zu jeder Stund',
ei, so hebt mir den Handschuh auf!"

Und der Ritter, in schnellem Lauf,
steigt hinab in den furchtbaren Zwinger
mit festem Schritte.
Und aus der Ungeheuer Mitte
nimmt er den Handschuh mit keckem Finger.

Und mit Erstaunen und mit Grauen
sehen's die Ritter und Edelfrauen,
und gelassen bringt er den Handschuh zurück.
Aber mit zärtlichem Liebesblick —
er verheißt ihm sein nahes Glück —
empfängt ihn Fräulein Kunigunde.
Und er wirft ihr den Handschuh ins Gesicht:
„Den Dank, Dame, begehr' ich nicht,"
und verläßt sie zur selben Stunde.

46. Der sterbende Löwe.

(Lessing.)

Ein alter Löwe lag kraftlos vor seiner Höhle und erwartete den Tod. Die Thiere, deren Schrecken er bisher gewesen war, bedauerten ihn nicht; sie freuten sich vielmehr, daß sie seiner los wurden. Einige von ihnen, die er sonst verfolgt hatte, wollten nun ihren Haß an ihm auslassen. Der arglistige Fuchs kränkte ihn mit beißenden Reden; der Wolf sagte ihm die ärgsten Schimpfworte; der Ochs stieß ihn mit den Hörnern; das wilde Schwein verwundete ihn mit seinen Hauern, und selbst der träge Esel gab ihm einen Schlag mit seinem Hufe. Das edle Pferd allein blieb schweigend stehen und that ihm nichts, obgleich der Löwe seine Mutter zerrissen hatte. „Willst du nicht," fragte der Esel, „dem Löwen auch eins hinter die Ohren geben?" Das Pferd antwortete: „Ich halte es für niederträchtig, mich an einem Feinde zu rächen, der mir nicht mehr schaden kann."

47. Barbaroſſa.

(Rückert.)

Der alte Barbaroſſa,
der Kaiſer Friederich,
im unterird'ſchen Schloſſe
hält er verzaubert ſich.

Er iſt niemals geſtorben,
er lebt darin noch jetzt;
er hat im Schloß verborgen
zum Schlaf ſich hingeſetzt.

Er hat hinabgenommen
des Reiches Herrlichkeit,
und wird einſt wiederkommen,
mit ihr zu ſeiner Zeit.

Der Stuhl iſt elfenbeinern,
darauf der Kaiſer ſitzt;
der Tiſch iſt marmelſteinern,
worauf ſein Haupt er ſtützt.

Sein Bart iſt nicht von Flachſe,
er iſt von Feuersglut,
iſt durch den Tiſch gewachſen,
worauf ſein Kinn ausruht.

Er nickt alswie im Traume,
ſein Aug' halb offen zwinkt;
und je nach langem Raume
er einem Knaben winkt.

Er spricht im Schlaf zum Knaben:
Geh hin vors Schloß, o Zwerg,
und sieh, ob noch die Raben
herfliegen um den Berg.

Und wenn die alten Raben
noch fliegen immerdar,
so muß ich auch noch schlafen
verzaubert hundert Jahr.

48. Ritterleben.

(Welter.)

1. Erziehung eines Ritterknaben.

Schon im siebenten Jahre ward der Knabe von edler Herkunft in das Schloß eines andern Ritters gebracht. Hier lernte er als Bube im Dienste seines Herrn und im ehrfurchtsvollen Umgange mit Edelfrauen die Anfangsgründe der Rittertugenden. Er wartete bei der Tafel auf, säuberte die Waffen, hielt seinem Herrn beim Aufsteigen die Bügel und übte sich im Fechten, Schießen und Reiten, um seinen kleinen Körper gewandt und stark zu machen. Im vierzehnten Jahre ward er durch Umgürtung eines Schwertes wehrhaft. Nun hieß er Knappe (Knabe).

Trachten aus dem Mittelalter.
(Fahrender Spielmann. Bürgersleute. Junger Ritter und Frau in Festkleide.)

Von nun an begleitete er seinen Herrn zu jeder Stunde und zu jedem Geschäfte, zu der Lust der Jagd, der Feste und Waffenspiele, so wie in den Ernst der Schlacht. Treue Anhänglichkeit an seinen Herrn war die erste Pflicht. Und hatte er in der Schlacht mit Schild und Schwert seinen Herrn gerettet, so trug er den größten Ruhm davon, den ein edler Jüngling sich erwerben konnte.

Hatte der Knappe unter diesen ritterlichen Uebungen das einundzwanzigste

Jahr erreicht, so konnte er zum Ritter geschlagen werden. Zu dieser wichtigen Handlung mußte er sich durch den Empfang der heiligen Sakramente, durch Fasten und Beten vorbereiten; auch mußte er sich zuvor baden und eine Nacht in voller Rüstung in einer Kapelle zubringen; und kam dann endlich nach langem Sehnen der Morgen des Tages, welcher der schönste und glorreichste in des Jünglings Leben war, so wurde er im feierlichen Zuge zur Kirche geführt. Knappen trugen die Rüstung, den Streitkolben, den Schild und das Schwert, Edelfrauen den Helm, die Sporen, das Wehrgehenk. Ehrfurchtsvoll kniete der Knappe am Altar nieder und beschwor mit feierlichem Eide das Gelübde, die Wahrheit zu reden, das Recht zu behaupten, die Religion sammt ihren Häusern und Dienern, alle Schwachen und Unvermögenden, alle Witwen und Waisen zu beschirmen, keinen Schimpf gegen Edelfrauen zu dulden und alle Ungläubigen zu verfolgen. Hierauf empfing er aus der Hand eines Ritters oder einer Edelfrau Sporen, Handschuh und Panzer. Nun kniete er vor dem Ritter nieder, der ihn dreimal mit flacher Klinge sanft auf Hals und Schulter schlug. Das war der Ritterschlag. Dann schmückte man den jungen Ritter auch mit Helm, Schild und Lanze und führte ihm ein Pferd vor, auf welches er sich sogleich schwang, und welches er fröhlich durch die Menge der Zuschauer tummelte. Große Feste beschlossen die Feierlichkeit des Tages. Von nun an durfte er selbst die geringste Beleidigung nicht ungerächt lassen.

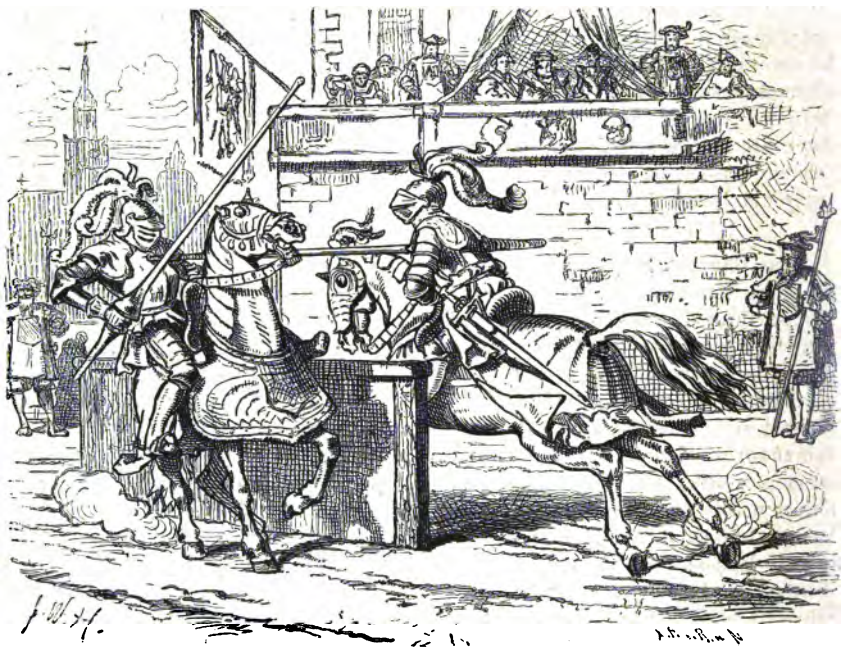
2. Die Turniere.

Das Hauptvergnügen der Ritter waren die Turniere. Hierunter verstand man feierliche Kampfspiele, welche den Rittern eine erwünschte Gelegenheit gaben, Proben ihrer Tapferkeit und Gewandtheit abzulegen und so Ruhm und Beifall von einer schaulustigen Menge öffentlich einzuernten. Die Turniere wurden bei feierlichen Veranlassungen, z. B. bei der Krönung eines Königs, bei der Geburt oder Vermählung eines Prinzen gefeiert. Könige, Fürsten, Grafen und Städte suchten sich dabei an Pracht und Aufwand zu übertreffen. Schon eine geraume Zeit zuvor wurden sie durch einen Herold angesagt. Jeder Ritter, welcher Antheil nehmen wollte, mußte sich alsdann bei den Turniervögten einschreiben lassen. Keiner wurde zugelassen, der nicht vom Adel war, oder der sich ein entehrendes Verbrechen hatte zu Schulden kommen lassen. Daher wurden mehrere Tage vorher die Wappen und Helme derer, welche turnieren wollten, zur Schau gestellt. Ritter und Damen übernahmen die Prüfung. Auch die Rosse, Streitkolben, Schwerter und Rüstungen wurden zuvor in Augenschein genommen und untersucht.

In Deutschland wurden die Turniere gewöhnlich auf dem Markte oder auf einem anderen freien Platze in der Stadt gehalten, in Frankreich aber vor den Thoren auf freiem Felde. Der Platz dazu war mit doppelten Schranken umgeben. Ringsumher erhoben sich die Sitze der Zuschauer. Besonders prachtvoll waren die Sitze für die Fürsten, für die Edelfrauen und andere angesehene Personen.

An dem festgesetzten Tage füllten sich früh alle Plätze mit Zuschauern, die an Pracht und Aufwand einander zu übertreffen suchten. Die alten Geschichtschreiber erzählen recht ergötzlich von dem großen Pompe bei diesen Aufzügen, von dem schönen Schmucke der Frauen, von den herrlichen Schaubühnen und Zelten. Das Schmettern der Trompeten und das Wirbeln der Pauken verkündete die Ankunft der Ritter. Auf schnaubenden Rossen, in strahlender Silberrüstung, mit wehenden Helmbüschen ritten sie in stattlichem Zuge stolz in die Schranken. Hier hielten sie. Nun war alles Erwartung, alles Ungeduld. Ein Herold kündigte das Lanzenstechen an und rief mit lauter Stimme diejenigen bei Namen auf,

welche sich zuerst gegen einander versuchen sollten. Zuweilen erschien auch wohl ein Ritter mit geschlossenem Visir, der unerkannt bleiben wollte bis zu Ende des Festes. Ein solcher wurde aufgerufen nach seinem Wappenschilde, z. B. Löwenritter, Drachenritter. Doch mußte er zuvor unter dem Siegel der Verschwiegenheit den Kampfrichtern seinen Namen angegeben haben, damit kein unritterlicher Mann sich zudränge. Trompeten gaben das Zeichen zum Angriffe. Und auf ihren Schall tummelten die beiden Gegner ihre Rosse und sprengten mit eingelegter Lanze in vollem Galopp gegen einander los. Die Spitze stand über des Pferdes linkes Ohr hinaus, das Ende des Schaftes hielten sie fest unter dem Arme. Wer gut traf und selbst fest im Bügel saß, warf durch den gewaltigen Stoß seiner Lanze den Gegner entweder aus dem Sattel, oder er zersplitterte seine Lanze an dem stählernen Brustharnische. Beides galt als Sieg. Denn



blieb die Lanze des Gegners unversehrt, so war das ein Zeichen, daß er gar nicht oder doch nur schlecht getroffen hatte. Oft auch vertauschte der Ritter seine gebrochene Lanze mit einer anderen; mancher brach sogar fünfzig Lanzen an einem Tage. Nach dem ersten Kämpferpaare wurde das zweite aufgerufen, dann das dritte, vierte, und so ging es weiter, meist drei Tage, oft aber auch Wochen lang. Manchmal traten die Ritter auch scharenweise gegen einander auf.

Den Beschluß der Ritterspiele machte die Vertheilung des Dankes, d. h. des Preises. Dieser wurde nach dem Ausspruche der Kampfrichter demjenigen Ritter ertheilt, welcher sich am meisten ausgezeichnet hatte. Er galt eben so viel, als ein Sieg auf dem Schlachtfelde. Unter dem Schalle der Pauken und Trompeten wurde der Name des Siegers mit lauter Stimme ausgerufen. Dann nahte sich dieser ehrerbietig den Damen, welche den Dank vertheilten, und empfing auf den Knieen aus schöner Hand irgend ein theures Kleinod, einen Helm,

oder ein Schwert, oder eine goldene Kette, oder einen Ring und dergleichen. Die Pauken und Trompeten erklangen dabei aufs neue. Dann ward der Sieger feierlich unter gewaltigem Zulaufe der schaulustigen Menge in das Schloß geführt. Hier empfing ihn ein schöner Kranz von Edelfrauen, welche ihm die schwere Rüstung abnahmen und ihn mit den prachtvollsten Feierkleidern schmückten. Am Abend folgte ein kostbarer Schmaus und großer Ball. An der Tafel bekam der Sieger einen Ehrenplatz und wurde zuerst bedient; er eröffnete am Abend auch den Ball.

49. Die Rache.

(Uhland.)

Der Knecht hat erstochen den edlen Herrn,
der Knecht wär' selber ein Ritter gern.

Er hat ihn erstochen im dunkeln Hain
und den Leib versenket im tiefen Rhein.

Hat angeleget die Rüstung blank,
auf des Herren Roß sich geschwungen frank.

Und als er sprengen will über die Brück',
da stutzet das Roß und bäumt sich zurück.

Und als er die güldnen Sporen ihm gab,
da schleudert's ihn wild in den Strom hinab.

Mit Arm, mit Fuß er rudert und ringt;
der schwere Panzer ihn niederzwingt.

50. Der Schenk von Limburg.

(Uhland.)

Zu Limburg auf der Veste,
da wohnt' ein edler Graf,
den keiner seiner Gäste
jemals zu Hause traf.
Er trieb sich allerwegen
Gebirg und Wald entlang,
kein Sturm und auch kein Regen
verleidet ihm den Gang.

Er trug ein Wams von Leder
und einen Jägerhut
mit mancher wilden Feder,
das steht den Jägern gut;
es hing ihm an der Seiten
ein Trinkgefäß von Buchs;
gewaltig konnt' er schreiten
und war von hohem Wuchs.

Wohl hatt' er Knecht' und Mannen
und hatt' ein tüchtig Roß,
ging doch zu Fuß von dannen
und ließ daheim den Troß.
Es war sein ganz Geleite
ein Jagdspieß, stark und lang,
damit er über breite
Waldströme kühn sich schwang.

Nun hielt auf Hohenstaufen
der deutsche Kaiser Haus.
Der zog mit hellen Haufen
einsmals zu jagen aus.

Er rannt' auf eine Hinde
so heiß und hastig vor,
daß ihn sein Jagdgesinde
im wilden Forst verlor.

Bei einer kühlen Quelle
da macht' er endlich Halt;
gezieret war die Stelle
mit Blumen mannigfalt.
Hier dacht' er sich zu legen
zu einem Mittagsschlaf,
da rauscht' es in den Hägen
und stand vor ihm der Graf.

Da hub er an zu schelten:
„Treff' ich den Nachbar hie?
Zu Hause weilt er selten,
zu Hofe kommt er nie;
man muß im Walde streifen,
wenn man ihn sahen will,
man muß ihn tapfer greifen,
sonst hält er nirgend still."

Als drauf ohn' alle Fährde
der Graf sich niederließ
und neben in die Erde
die Jägerstange stieß,
da griff mit beiden Händen
der Kaiser nach dem Schaft:
„Den Spieß muß ich mir pfänden,
ich nehm' ihn mir zur Haft.

Der Spieß ist mir verfangen,
des ich so lang begehrt!
Du sollst dafür empfangen
hier dies mein bestes Pferd.
Nicht schweifen im Gewälde
darf mir ein solcher Mann,
der mir zu Hof und Felde
viel besser dienen kann."

„Herr Kaiser, wollt vergeben!
Ihr macht das Herz mir schwer,
laßt mir mein freies Leben,
und laßt mir meinen Speer!
Ein Pferd hab' ich schon eigen,
für eures sag' ich Dank;
zu Rosse will ich steigen,
bin ich 'mal alt und krank."

„Mit dir ist nicht zu streiten,
du bist mir allzustolz.
Doch führst du an der Seiten
ein Trinkgefäß von Holz;
nun macht die Jagd mich dürsten,
drum thu mir das, Gesell,
und gib mir eins zu dürsten
aus diesem Wasserquell!"

Der Graf hat sich erhoben,
er schwenkt den Becher klar,
er füllt ihn an bis oben,
hält ihm den Kaiser dar.
Der schlürft mit vollen Zügen
den kühlen Trank hinein
und zeigt ein solch Vergnügen,
als wär's der beste Wein.

Dann faßt der schlaue Zecher
den Grafen bei der Hand:
„Du schwenktest mir den Becher
und fülltest ihn zum Rand,
du hieltest mir zum Munde
das labende Getränk!
Du bist von dieser Stunde
des deutschen Reiches Schenk!"

51. Der hart geschmiedete Landgraf.

(Sage. — Brüder Grimm.)

Zu Ruhla im Thüringer Wald liegt eine uralte Schmiede, und sprichwörtlich pflegte man von langen Zeiten her einen strengen unbiegsamen Mann also zu bezeichnen: er ist in der Ruhla hart geschmiedet worden.

Landgraf Ludwig zu Thüringen und Hessen war anfänglich ein gar milder und weicher Herr, demütig gegen jedermann; da huben seine Junker und Edelinge an, stolz zu werden, verschmähten ihn und seine Gebote; aber die Unterthanen drückten und schatzten sie aller Enden. Es trug sich nun einmal zu, daß der Landgraf jagen ritt auf dem Walde, und traf ein Wild an; dem folgte er nach so lange, daß er sich verirrte, und ward benächtiget. Da gewahrte er eines Feuers durch die Bäume, richtete sich danach und kam in die Ruhla, zu einem Hammer oder Waldschmiede. Der Fürst war mit schlechten Kleidern angethan, hatte sein Jagdhorn umhängen. Der Schmied frug, wer er wäre? »Des Landgrafen Jäger.« Da sprach der Schmied: »Pfui des Landgrafen! wer ihn nennt, sollte allemal das Maul wischen, des schwachherzigen Herrn!« Ludwig schwieg, und der Schmied sagte zuletzt: »Herbergen will ich dich heut; in dem Schuppen da findest du Heu, magst dich mit deinem Pferde behelfen; aber um deines Herrn willen will ich dich nicht beherbergen.« Der Landgraf ging beiseit, konnte nicht schlafen. Die ganze Nacht aber arbeitete der Schmied, und wenn er so mit dem großen Hammer das Eisen zusammen schlug, sprach er bei jedem Schlag: »Landgraf, werde hart! Landgraf, werde hart, wie dies Eisen!« und schalt ihn und sprach weiter: »Du böser, unseliger Herr! was taugst du den armen Leuten zu leben? Siehst du nicht, wie deine Räthe das Volk plagen und mähren dir im Munde?« Und erzählte also die liebe lange Nacht, was die Beamten für Untugenden mit den armen Unterthanen

übeten. Klagten dann die Unterthanen, so wäre niemand, der ihnen Hilfe thäte; denn der Herr nähme es nicht an, die Ritterschaft spottete seiner hinterrücks, nennten ihn Landgraf Metz und hielten ihn gar unwerth. Unser Fürst und seine Jäger treiben die Wölfe ins Garn, und die Amtleute die rothen Füchse (die Goldmünzen) in ihre Beutel. Mit solchen und andern Worten redete der Schmied die ganze lange Nacht zu dem Schmiedegesellen; und wenn die Hammerschläge kamen, schalt er den Herrn und hieß ihn hart werden wie das Eisen. Das trieb er bis zum Morgen; aber der Landgraf faßte alles zu Ohren und Herzen, und ward seit der Zeit scharf und ernsthaft in seinem Gemüt, begann die Widerspenstigen zu zwingen und zum Gehorsam zu bringen.

52. Landgraf Ludwig der Eiserne baut eine Mauer.

(Sage. — Brüder Grimm.)

Einmal führte der eiserne Landgraf den Kaiser Friedrich Rothbart, seinen Schwager, nach Naumburg aufs Schloss. Da ward der Kaiser von seiner Schwester freundlich empfangen und blieb eine Zeit lang bei ihnen. Eines Morgens lustwandelte der Kaiser, besah die Gebäude und ihre Einrichtung und trat hinaus auf den Berg, der sich vor dem Schlosse ausbreitete. »Eure Burg,« sprach er, »behagt mir wohl; doch vermisse ich Mauern hier vor der Kemnate, welche doch auch befestigt sein sollte.« Der Landgraf erwiderte: »Um die Mauern sorge ich nicht; die kann ich schnell schaffen, sobald ich ihrer bedarf.« Da fragte der Kaiser: »Wie bald kann denn eine gute Mauer hier gebaut werden?« — »Dazu bedarf's nicht einmal drei Tage,« antwortete Ludwig. Der Kaiser lachte und sprach: »Das wäre ja ein Wunder und möchte kaum geschehen, wenn auch alle Steinmetzen des deutschen Reiches hier beisammen wären.« Es war aber die Zeit, wo der Kaiser zu Tische ging; da entbot der Landgraf durch eiligst ausgesandte Boten allen Grafen und Herren in Thüringen, daß sie zur Nacht mit wenigen Leuten, jedoch in ihrer besten Rüstung und ihrem schönsten Schmuck auf die Burg kämen. Das geschah, und bei Tagesanbruch stellte Ludwig die Mannschaften auf. Ein jeder mußte, gewaffnet und geschmückt in Gold, Silber, Sammet oder Seide, wie man zum Streite auszieht, an den Rand des Burggrabens treten; jeder Graf oder Edelmann hatte einen Knappen vor sich, der ihm das Wappen, und einen andern hinter sich, der ihm den Helm trug, so daß man deutlich jedes Wappen und Kleinod erkennen konnte. So standen nun alle Dienstmannen rings um den Graben, bloße Schwerter und Aexte in den Händen haltend, und wo ein Mauerthurm emporragen sollte, da stand ein Graf oder Freiherr mit dem Banner. Als Ludwig dies alles in der Stille angeordnet hatte, ging er zu seinem Schwager und sagte: »Die Mauer, welche ich gestern bauen zu können mich rühmte, steht bereit und fertig.« Da sprach Friedrich: »Ihr wollt mich täuschen,« und segnete sich, wenn er es etwa mit Hilfe der schwarzen Kunst zuwege gebracht haben möchte. Als er aber an den Graben hinaustrat und so viel Schmuck und Pracht erblickte, brach er in die Worte aus: »Nun, eine köstlichere, edlere, theurere und bessere Mauer habe ich zeitlebens noch nicht gesehen; das will ich Gott und Euch bekennen, lieber Schwager. Habt immer Dank, daß Ihr mir eine solche gezeigt habt.«

53. Der getreue Eckart.

(Göthe.)

„O wären wir weiter, o wär' ich zu Haus!
Sie kommen. Da kommt schon der nächtliche Graus;
sie sind's, die unholdigen Schwestern.
Sie streifen heran, und sie finden uns hier,
sie trinken das mühsam geholte, das Bier,
und lassen nur leer uns die Krüge."

So sprechen die Kinder und drücken sich schnell.
Da zeigt sich vor ihnen ein alter Gesell:
„Nur stille, Kind! Kinderlein, stille!
Die Hulden, sie kommen von durstiger Jagd;
und laßt ihr sie trinken, wie's jeder behagt,
dann sind sie euch hold, die Unholden."

Gesagt, so geschehn! und da naht sich der Graus
und siehet so grau und so schattenhaft aus,
doch schlürft es und schlampft es aufs beste.
Das Bier ist verschwunden, die Krüge sind leer;
nun saust es und braust es, das wütige Heer,
ins weite Gethal und Gebirge.

Die Kinderlein ängstlich gen Hause so schnell,
gesellt sich zu ihnen der fromme Gesell:
„Ihr Püppchen! nur seid mir nicht traurig!" —
„„Wir kriegen nun Schelten und Streich' bis aufs Blut!"" —
„Nein, keineswegs, alles geht herrlich und gut;
nur schweiget und horchet wie Mäuslein!

Und der es euch anräth und der es befiehlt,
er ist es, der gern mit den Kindelein spielt,
der alte Getreue, der Eckart.
Vom Wundermann hat man euch immer erzählt;
nur hat die Bestätigung jedem gefehlt,
die habt ihr nun köstlich in Händen."

Sie kommen nach Hause, sie setzen den Krug
ein jedes den Eltern bescheiden genug
und harren der Schläg' und der Schelten.
Doch siehe! man kostet: „Ein herrliches Bier!"
Man trinkt in die Runde schon dreimal und vier,
und noch nimmt der Krug nicht ein Ende.

Das Wunder, es dauert zum morgenden Tag;
doch fraget, wer immer zu fragen vermag:
Wie ist's mit den Krügen ergangen?
Die Mäuslein, sie lächeln, im Stillen ergetzt;
sie stammeln und stottern und schwatzen zuletzt,
und gleich sind vertrocknet die Krüge.

Und wenn euch, ihr Kinder, mit treuem Gesicht
ein Vater, ein Lehrer, ein Aldermann spricht,

so horchet und folget ihm pünktlich!
Und liegt auch das Zünglein in peinlicher Hut,
verplaudern ist schädlich, verschweigen ist gut;
dann füllt sich das Bier in den Krügen.

54. Erlkönig.

(Göthe.)

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
er hat den Knaben wohl in dem Arm,
er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

„Mein Sohn, was birgst du so bang' dein Gesicht?" —
„Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif?" —
„Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif." —

„Du liebes Kind, komm, geh mit mir!
Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir;
manch bunte Blumen sind an dem Strand;
meine Mutter hat manch gülden Gewand." —

„Mein Vater, mein Vater, und höreſt du nicht,
was Erlenkönig mir leise verspricht?" —
„Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind!
In dürren Blättern säuselt der Wind." —

„Willst, feiner Knabe, du mit mir gehn?
Meine Töchter sollen dich warten schön;
meine Töchter führen den nächtlichen Reihn
und wiegen und tanzen und singen dich ein." —

„Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort?" —
„Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau;
es scheinen die alten Weiden so grau." —

„Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt;
und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt!" —
„Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leid's gethan!" —

Dem Vater grauset's, er reitet geschwind,
er hält in Armen das ächzende Kind,
erreicht den Hof mit Müh' und Noth;
in seinen Armen das Kind war todt.

55. Der wilde Jäger.

(Bürger.)

Der Wild- und Rheingraf stieß ins Horn:
„Halloh, halloh zu Fuß und Roß!"
Sein Hengst erhob sich wiehernd vorn
laut rasselnd stürzt' ihm nach der Troß;
laut klifft' und klafft' es, frei vom Koppel,
durch Korn und Dorn, durch Heid' und Stoppel.

Vom Strahl der Sonntagsfrühe war
des hohen Domes Kuppel blank.
Zum Hochamt rufte dumpf und klar
der Glocken ernster Feierklang.
Fern tönten lieblich die Gesänge
der andachtsvollen Christenmenge.

Rischrasch quer übern Kreuzweg ging's
mit Horridoh und Hussasa.
Sieh da! sieh da! kam rechts und links
ein Reiter hier, ein Reiter da!
Des rechten Roß war Silbersblinken,
ein Feuerfarbner trug den linken.

Wer waren Reiter links und rechts?
Ich ahn' es wohl, doch weiß ich's nicht.
Lichthehr erschien der Reiter rechts,
mit mildem Frühlingsangesicht.
Graß, dunkelgelb der linke Ritter,
schoß Blitz' vom Aug', wie Ungewitter.

„Willkommen hier, zu rechter Frist,
willkommen zu der edeln Jagd!
Auf Erden und im Himmel ist
kein Spiel, das lieblicher behagt." —
Er rief's, schlug laut sich an die Hüfte
und schwang den Hut hoch in die Lüfte.

„Schlecht stimmet deines Hornes Klang,
sprach der zur Rechten, sanften Muts,
zu Feierglock' und Chorgesang.
Kehr' um! Erjagst dir heut nichts Guts.
Laß dich den guten Engel warnen,
und nicht vom bösen dich umgarnen!" —

„Jagt zu, jagt zu, mein edler Herr!
fiel rasch der linke Ritter drein.
Was Glockenklang? Was Chorgeplärr?
Die Jagdlust mag euch baß erfreun!
Laßt mich, was fürstlich ist, euch lehren
und euch von jenem nicht bethören!" —

„Ha! wohlgesprochen, linker Mann!
Du bist ein Held nach meinem Sinn.
Wer nicht des Waidwerks pflegen kann,
der scher' ans Paternoster hin!
Mag's frommer Narr! dich baß verdrießen,
so will ich meine Lust doch büßen." —

Und hurre, hurre vorwärts ging's,
Feld ein und aus, Berg ab und an.
Stets ritten Reiter rechts und links
zu beiden Seiten neben an.
Auf sprang ein weißer Hirsch von ferne
mit sechzehnzackigem Gehörne.

Und lauter stieß der Graf ins Horn:
und rascher flog's zu Fuß und Roß;
und sieh! bald hinten und bald vorn
stürzt' einer todt dahin vom Troß.
„Laß stürzen! Laß zur Hölle stürzen!
Das darf nicht Fürstenlust verwürzen."

Das Wild duckt sich ins Aehrenfeld
und hofft da sichern Aufenthalt.
Sieh da! ein armer Landmann stellt
sich dar in kläglicher Gestalt.
„Erbarmen, lieber Herr! Erbarmen!
Verschont den sauern Schweiß des Armen!" —

Der rechte Ritter sprengt heran,
und warnt den Grafen sanft und gut.
Doch baß hetzt ihn der linke Mann
zu schadenfrohem Frevelmut.
Der Graf verschmäht des rechten Warnen
und läßt vom linken sich umgarnen.

„Hinweg, du Hund!" schnaubt fürchterlich
der Graf den armen Pflüger an;
„sonst hetz' ich selbst, beim Teufel! dich.
Halloh, Gesellen! drauf und dran!
Zum Zeichen, daß ich wahr geschworen,
knallt ihm die Peitschen um die Ohren!" —

Gesagt, gethan! der Wildgraf schwang
sich übern Hagen rasch voran,
und hinterher bei Knall und Klang
der Troß mit Hund und Roß und Mann;
und Hund und Roß und Mann zerstampfte
die Halmen, daß der Acker dampfte.

Vom nahen Lärm empor gescheucht,
Feld ein und aus, Berg ab und an
gesprengt, verfolgt, doch unerreicht,
ereilt das Wild des Angers Plan;
und mischt sich, da verschont zu werden,
schlau mitten zwischen zahme Herden.

Doch hin und her, durch Flur und Wald,
und her und hin, durch Wald und Flur,
verfolgen und erwittern bald
die raschen Hunde seine Spur.
Der Hirt, voll Angst für seine Herde,
wirft vor dem Grafen sich zur Erde.

„Erbarmen, Herr! Erbarmen! Laßt
mein armes stilles Vieh in Ruh'!
Bedenket, lieber Herr! hier grast
so mancher armen Witwe Kuh.
Ihr Eins und Alles spart der Armen!
Erbarmen, lieber Herr! Erbarmen!" —

Der rechte Ritter sprengt heran
und warnt den Grafen sanft und gut.
Doch daß hetzt ihn der linke Mann
zu schadenfrohem Frevelmut.
Der Graf verschmäht des rechten Warnen
und läßt vom linken sich umgarnen.

„Verweg'ner Hund! der du mir wehrst!
Ha, daß du deiner besten Kuh
selbst um- und angewachsen wärst,
und jede Witwe noch dazu!
So sollt' es daß mein Herz ergötzen,
euch stracks ins Himmelreich zu hetzen.

Halloh, Gesellen! drauf und dran!
Jo! Doho! Hussasa!" —
Und jeder Hund fiel wütend an,
was er zunächst vor sich ersah.
Bluttriefend sank der Hirt zur Erde,
bluttriefend Stück für Stück die Herde.

Dem Mordgewühl entrafft sich kaum
das Wild mit immer schwächerm Lauf.
Mit Blut besprengt, bedeckt mit Schaum,
nimmt jetzt des Waldes Nacht es auf.
Tief birgt sich's in des Waldes Mitte
in eines Klausners Gotteshütte.

Risch ohne Rast mit Peitschenknall,
mit Horridoh und Hussasa
und Kliff und Klaff und Hörnerschall
verfolgt's der wilde Schwarm auch da.
Entgegen tritt mit sanfter Bitte
der fromme Klausner vor die Hütte.

„Laß ab, laß ab von dieser Spur!
Entweihe Gottes Freistatt nicht!
Zum Himmel ächzt die Kreatur
und heischt von Gott dein Strafgericht.
Zum letztenmale laß dich warnen!
sonst wird Verderben dich umgarnen!"

Der rechte sprengt besorgt heran
und warnt den Grafen sanft und gut.
Doch daß hetzt ihn der linke Mann
zu schadenfrohem Frevelmut.
Und wehe! Trotz des rechten Warnen
läßt er vom linken sich umgarnen.

„Verderben hin! Verderben her!
Das, ruft er, macht mir wenig Graus,
und wenn's im dritten Himmel wär',
so acht' ich's keine Fledermaus.
Mag's Gott und dich, du Narr! verdrießen,
so will ich meine Lust doch büßen."

Er schwingt die Peitsche, stößt ins Horn:
„Halloh, Gesellen! drauf und dran!"
Hui! schwinden Mann und Hütte vorn,
und hinten schwinden Roß und Mann;
und Knall und Schall und Jagdgebrülle
verschlingt auf einmal Todtenstille.

Erschrocken blickt der Graf umher;
er stößt ins Horn, es tönet nicht;
er ruft, und hört sich selbst nicht mehr;
der Schwung der Peitsche sauset nicht;
er spornt sein Roß in beide Seiten,
und kann nicht vor, nicht rückwärts reiten.

Drauf wird es düster um ihn her
und immer düstrer, wie ein Grab.
Dumpf rauscht es, wie ein fernes Meer.
Hoch über seinem Haupt herab
ruft furchtbar, mit Gewittergrimme,
dies Urtheil eine Donnerstimme:

„Du Wütrich, teuflischer Natur,
frech gegen Gott und Mensch und Thier!
Das Ach und Weh der Kreatur
und deine Missethat an ihr
hat laut dich vor Gericht gefodert,
wo hoch der Rache Fackel lodert.

Fleuch, Unhold, fleuch und werde jetzt,
von nun an bis in Ewigkeit,
von Höll' und Teufel selbst gehetzt!
Zum Schreck der Fürsten jeder Zeit,
die, um verruchter Lust zu frohnen,
nicht Schöpfer, noch Geschöpf verschonen!" —

Ein schwefelgelber Wetterschein
umzieht hierauf des Waldes Laub.
Angst rieselt ihm durch Mark und Bein;
ihm wird so schwül, so dumpf und taub!
Entgegen weht ihm kaltes Grausen,
dem Nacken folgt Gewittersausen.

Das Grausen weht, das Wetter saust,
und aus der Erd' empor, huhu!
fährt eine schwarze Riesenfaust;
sie spannt sich auf, sie krallt sich zu;
hui! will sie ihn beim Wirbel packen;
hui! steht sein Angesicht im Nacken.

Es flimmt und flammt rund um ihn her
mit grüner, blauer, rother Glut;
es wallt um ihn ein Feuermeer;
darinnen wimmelt Höllenbrut.
Jach fahren tausend Höllenhunde,
laut angehetzt, empor vom Schlunde.

Er rafft sich auf durch Wald und Feld,
und flieht, laut heulend Weh und Ach.
Doch durch die ganze weite Welt
rauscht bellend ihm die Hölle nach,
bei Tag tief durch der Erde Klüfte,
um Mitternacht hoch durch die Lüfte.

Im Nacken bleibt sein Antlitz stehn,
so rasch die Flucht ihn vorwärts reißt.
Er muß die Ungeheuer sehn,
laut angehetzt vom bösen Geist,
muß sehn das Knirschen und das Jappen
der Rachen, welche nach ihm schnappen.

Das ist des wilden Heeres Jagd,
die bis zum jüngsten Tage währt,
und oft dem Wüstling noch bei Nacht
zu Schreck und Graus vorüber fährt.
Das könnte, müßt er sonst nicht schweigen,
wohl manches Jägers Mund bezeugen.

56. Das Riesen-Spielzeug.

(Chamisso.)

Burg Niedeck ist im Elsaß der Sage wohl bekannt,
die Höhe, wo vor Zeiten die Burg der Riesen stand;
sie selbst ist nun verfallen, die Stätte wüst und leer,
du fragest nach den Riesen, du findest sie nicht mehr.

Einst kam das Riesen-Fräulein aus jener Burg hervor,
erging sich sonder Wartung und spielend vor dem Thor
und stieg hinab den Abhang bis in das Thal hinein,
neugierig zu erkunden, wie's unten möchte sein.

Mit wen'gen raschen Schritten durchkreuzte sie den Wald,
erreichte gegen Haslach das Land der Menschen bald,
und Städte dort und Dörfer und das bestellte Feld
erschienen ihren Augen gar eine fremde Welt.

Wie jetzt zu ihren Füßen sie spähend niederschaut,
bemerkt sie einen Bauer, der seinen Acker baut;
es kriecht das kleine Wesen einher so sonderbar,
es glitzert in der Sonne der Pflug so blank und klar.

Ei! artig Spielding! ruft sie, das nehm' ich mit nach Haus.
Sie knieet nieder, spreitet behend ihr Tüchlein aus
und feget mit den Händen, was da sich alles regt,
zu Haufen in das Tüchlein, das sie zusammenschlägt;

Und eilt mit freud'gen Sprüngen, man weiß wie Kinder sind,
zur Burg hinan und suchet den Vater auf geschwind:
Ei, Vater, lieber Vater, ein Spielding wunderschön!
so Allerliebstes sah ich noch nie auf unsern Höhn.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Der Alte saß am Tische und trank den kühlen Wein,
er schaut sie an behaglich, er fragt das Töchterlein:
Was Zappeliges bringst du in deinem Tuch herbei?
Du hüpfest ja vor Freuden; laß sehen, was es sei.

Sie spreitet aus das Tüchlein und fängt behutsam an,
den Bauer aufzustellen, den Pflug und das Gespann;
wie alles auf dem Tische sie zierlich aufgebaut,
so klatscht sie in die Hände und springt und jubelt laut.

Der Alte wird gar ernsthaft und wiegt sein Haupt und spricht:
Was hast du angerichtet? Das ist kein Spielzeug nicht;
wo du es hergenommen, da trag es wieder hin,
der Bauer ist kein Spielzeug, was kommt dir in den Sinn!

Sollst gleich und ohne Murren erfüllen mein Gebot;
denn, wäre nicht der Bauer, so hättest du kein Brot;
es sprießt der Stamm der Riesen aus Bauernmark hervor,
der Bauer ist kein Spielzeug, da sei uns Gott davor!

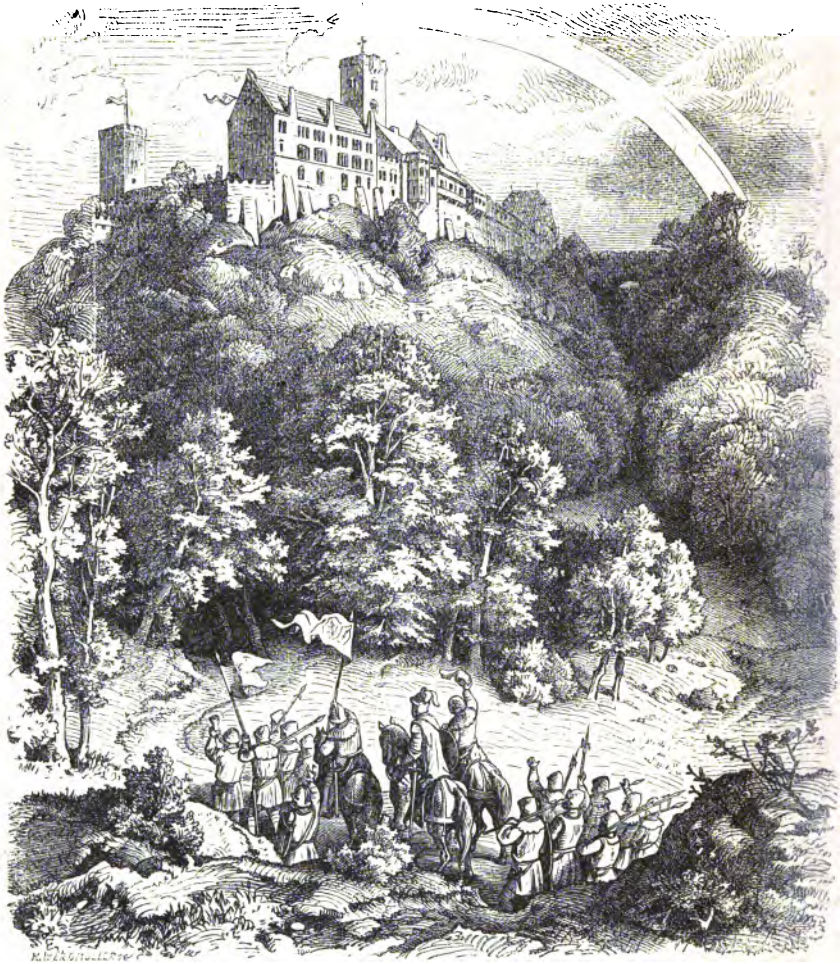
Burg Niedeck ist im Elsaß der Sage wohlbekannt,
die Höhe, wo vor Zeiten die Burg der Riesen stand,
sie selbst ist nun verfallen, die Stätte wüst und leer,
und fragst du nach den Riesen, du findest sie nicht mehr.

57. Die Wartburg im 13. Jahrhundert.

(Nach Bechstein.)

Zur Zeit des Landgrafen Hermann wurde die Wartburg weit und breit berühmt. Edle Sänger, wohlerfahren im Saitenspiel, im Gesange und in der Dichtkunst, zogen gar oft den steilen Berg hinan über die Zugbrücke in das Schloß hinein. Gern öffneten sich ihnen die gastlichen Pforten des Landgrafen, der ein sonderlicher Freund des Minnegesanges war. Da tönten Gesang und Harfenklang durch die weiten Hallen der Burg. Wettgesänge wurden angestimmt. Ritter und Damen lauschten den wundersamen Liedern eines Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Heinrich von Ofterdingen und des weit berühmten Klingsohr aus Ungarn. Der stand im Dienste des Königs von Ungarn, und durch ihn wurde dem ältesten Sohne des Landgrafen, Ludwig, eine Braut zugeführt. Es war die erst vierjährige Tochter des Königs von Ungarn, Elisabeth. An Hermanns Hofe wurde sie zur Gemahlin des künftigen Landgrafen erzogen. Fromm und tugendsam wuchs sie auf. Sie betete oft zu ihrem Heilande und stand selbst des Nachts auf und lag betend Stunden lang auf ihren Knieen; die Lustbarkeiten am Hofe liebte sie nicht. Im Jahre 1221 wurde ihre Hochzeit auf der Wartburg gefeiert. Obwohl Herrin über ein großes und reiches Land, schämte sie sich doch nicht, mit ihren Dienerinnen Wolle zu spinnen; daraus ließ sie dann Zeug zu Kleidern für die Armen weben. Unter der Wartburg erbaute sie ein Krankenhaus; es war ihr eine Freude, den Kranken im Handkorbe selbst Speisen hinunter zu tragen; liebevoll sprach sie zu ihnen und wischte ihnen den Schweiß mit eigener Hand von der Stirn. Ihr Gemahl aber starb bald auf einem Kreuzzug nach dem heiligen Lande. So wurde sie sehr jung Witwe, und der Bruder ihres Gemahls, Heinrich Raspe, verstieß sie aus dem Schlosse; auch verbot er den Leuten in Eisenach, sie bei sich aufzunehmen. Daher irrte

die fromme Frau, welche sich der Armen und Kranken so mildthätig angenommen hatte, nun mit ihren kleinen Kindern obdachlos umher; in einer schmutzigen Schenke fand sie endlich ein Unterkommen. Später zog sie nach Marburg in Hessen. Dort wohnte sie in einer armseligen Hütte und gründete ein Hospital; in diesem sammelte sie Arme und Kranke, in denen sie dem Herrn selbst diente. Ihre Mildthätigkeit war so groß, daß sie oft ihre eigenen Kleider verschenkte;



Die Wartburg.

sie selbst richtete sich aufs dürftigste ein, um anderen geben zu können. Der Herr hatte ihr aber ein frühes Ende gesetzt; erst 24 Jahre alt, starb sie. Im Leben war ihr die Liebe oft mit Undank und ihre Demut mit Spott vergolten worden. Als sie aber nicht mehr war, da erkannte man, was man verloren hatte; Liebe und Verehrung folgten ihren Werken nach. Ueber ihrem Grabe wurde in ähnlicher Bauart wie der Kölner Dom die St. Elisabeth-Kirche erbaut, welche zu den schönsten Kirchen Deutschlands gehört.

58. Der Sänger.

(Goethe.)

Was hör' ich draußen vor dem Thor,
was auf der Brücke schallen?
Laß den Gesang vor unserm Ohr
im Saale wiederhallen!
Der König sprach's, der Page lief,
der Knabe kam, der König rief:
Laßt mir herein den Alten!

Gegrüßet seid mir, edle Herrn,
gegrüßt ihr, schöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
schließt, Augen! euch! Hier ist nicht Zeit,
sich staunend zu ergötzen.

Der Sänger drückt' die Augen ein
und schlug in vollen Tönen.
die Ritter schauten mutig drein
und in den Schooß die Schönen.
Der König, dem das Lied gefiel,
ließ, ihn zu ehren für sein Spiel,
eine goldne Kette reichen.

„Die goldne Kette gib mir nicht!
Die Kette gib den Rittern,
vor deren kühnem Angesicht
der Feinde Lanzen splittern!
Gib sie dem Kanzler, den du hast,
und laß ihn noch die goldne Last
zu andern Lasten tragen!

Ich singe, wie der Vogel singt,
der in den Zweigen wohnet;
das Lied, das aus der Kehle dringt,
ist Lohn, der reichlich lohnet;
doch darf ich bitten, bitt' ich eins:
laß mir den besten Becher Weins
in purem Golde reichen!"

Er setzt' ihn an, er trank ihn aus:
„O Trank voll süßer Labe!
O, wohl dem hochbeglückten Haus,
wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, so denkt an mich,
und danket Gott so warm, als ich
für diesen Trunk euch danke!"

59. Der Kampf mit dem Drachen.

(Schiller.)

Was rennt das Volk, was wälzt sich dort
die langen Gassen brausend fort?
Stürzt Rhodus unter Feuers Flammen?
Es rottet sich im Sturm zusammen,
und einen Ritter, hoch zu Roß,
gewahr' ich aus dem Menschentroß;
und hinter ihm, welch Abenteuer!
bringt man geschleppt ein Ungeheuer;
ein Drache scheint es von Gestalt
mit weitem Krokodilesrachen,
und alles blickt verwundert bald
den Ritter an und bald den Drachen.

Und tausend Stimmen werden laut:
„Das ist der Lindwurm, kommt und schaut,
der Hirt und Herden uns verschlungen!
Das ist der Held, der ihn bezwungen!
Viel andre zogen vor ihm aus,
zu wagen den gewalt'gen Strauß,
doch keinen sah man wiederkehren;
den kühnen Ritter soll man ehren!"

Und nach dem Kloster geht der Zug,
wo Sanct Johanns des Täufers Orden,
die Ritter des Spitals, im Flug
zu Rathe sind versammelt worden.

Und vor den edlen Meister tritt
der Jüngling mit bescheidnem Schritt;
nach drängt das Volk, mit wildem Rufen,
erfüllend des Geländers Stufen.
Und jener nimmt das Wort und spricht:
„Ich hab' erfüllt die Ritterpflicht.
Der Drache, der das Land verödet,
er liegt von meiner Hand getödtet;
frei ist dem Wanderer der Weg,
der Hirte treibe ins Gefilde,
froh walle auf dem Felsensteg
der Pilger zu dem Gnadenbilde!"

Doch strenge blickt der Fürst ihn an
und spricht: „Du hast als Held gethan;
der Mut ist's, der den Ritter ehret;
du hast den kühnen Geist bewähret.

Doch sprich! was ist die erste Pflicht
des Ritters, der für Christum ficht,
sich schmücket mit des Kreuzes Zeichen?"
Und alle rings herum erbleichen.
Doch er, mit edlem Anstand, spricht,
indem er sich erröthend neiget:
„Gehorsam ist die erste Pflicht,
die ihn des Schmuckes würdig zeiget."

„Und diese Pflicht, mein Sohn," versetzt
der Meister, „hast du frech verletzt.
Den Kampf, den das Gesetz versaget,
hast du mit frevlem Mut gewaget!" —
„Herr, richte, wenn du alles weißt!"
spricht jener mit gesetztem Geist,
„denn des Gesetzes Sinn und Willen
vermeint' ich treulich zu erfüllen.
Nicht unbedachtsam zog ich hin,
das Ungeheuer zu bekriegen;
durch List und kluggewandten Sinn
versucht' ich's, in dem Kampf zu siegen.

Fünf unsers Ordens waren schon,
die Zierden der Religion,
des kühnen Mutes Opfer worden;
da wehrtest du den Kampf dem Orden.
Doch an dem Herzen nagte mir
der Unmut und die Streitbegier,
ja, selbst im Traum der stillen Nächte
fand ich mich keuchend im Gefechte;
und wenn der Morgen dämmernd kam
und Kunde gab von neuen Plagen,
da faßte mich ein wilder Gram,
und ich beschloß, es frisch zu wagen.

Und zu mir selber sprach ich dann:
Was schmückt den Jüngling, ehrt den Mann?
Was leisteten die tapfern Helden,
von denen uns die Lieder melden,
die zu der Götter Glanz und Ruhm
erhub das blinde Heidenthum?
Sie reinigten von Ungeheuern
die Welt in kühnen Abenteuern,
begegneten im Kampf dem Leun
und rangen mit dem Minotauren,
die armen Opfer zu befrein,
und ließen sich das Blut nicht dauren.

Ist nur der Saracen' es werth,
daß ihn bekämpft des Christen Schwert?
Bekriegt er nur die falschen Götter?
Gesandt ist er der Welt zum Retter;
von jeder Noth und jedem Harm
befreien muß sein starker Arm;
doch seinen Mut muß Weisheit leiten,
und List muß mit der Stärke streiten.
So sprach ich oft und zog allein,
des Raubthiers Fährte zu erkunden;
da flößte mir der Geist es ein,
froh rief ich aus: Ich hab's gefunden!

Und trat zu dir und sprach dies Wort:
mich zieht es nach der Heimat fort.
Du, Herr, willfahrtest meinen Bitten,
und glücklich war das Meer durchschnitten.
Kaum stieg ich aus am heim'schen Strand,
gleich ließ ich durch des Künstlers Hand,
getreu den wohlbemerkten Zügen,
ein Drachenbild zusammenfügen.
Auf kurzen Füßen wird die Last
des langen Leibes aufgethürmet;
ein schuppicht Panzerhemd umfaßt
den Rücken, den es furchtbar schirmet.

Lang streckt sich der Hals hervor,
und gräßlich, wie ein Höllenthor,
als schnappt' es gierig nach der Beute,
eröffnet sich des Rachens Weite,
und aus dem schwarzen Schlunde dräun
der Zähne stachelichte Reihn;
die Zunge gleicht des Schwertes Spitze;
die kleinen Augen sprühen Blitze;
in eine Schlange endigt sich
des Rückens ungeheure Länge,
rollt um sich selber fürchterlich,
daß es um Mann und Roß sich schlänge.

Und alles bild' ich nach genau
und kleid' es in ein scheußlich Grau;
halb Wurm erschien's, halb Molch und Drache,
gezeuget in der gift'gen Lache.
Und als das Bild vollendet war,
erwähl' ich mir ein Doggenpaar,
gewaltig, schnell, von flinken Läufen,
gewohnt, den wilden Ur zu greifen;
die hetz' ich auf den Lindwurm an,
erhitze sie zu wildem Grimme,
zu fassen ihn mit scharfem Zahn,
und lenke sie mit meiner Stimme.

Und wo des Bauches weiches Vließ
den scharfen Bissen Blöße ließ,
da reiz' ich sie, den Wurm zu packen,
die spitzen Zähne einzuhacken.
Ich selbst, bewaffnet mit Geschoß,
besteige mein arabisch Roß,
von adeliger Zucht entstammet;
und als ich seinen Zorn entflammet,
rasch auf den Drachen spreng' ich's los
und stachl' es mit den scharfen Sporen
und werfe zielend mein Geschoß,
als wollt' ich die Gestalt durchbohren.

Ob auch das Roß sich grauend bäumt
und knirscht und in den Zügel schäumt,
und meine Doggen ängstlich stöhnen,
nicht rast' ich, bis sie sich gewöhnen.
So üb' ich's aus mit Emsigkeit,
bis dreimal sich der Mond erneut',
und als sie jedes recht begriffen,
führ' ich sie her auf schnellen Schiffen.
Der dritte Morgen ist es nun,
daß mir's gelungen, hier zu landen;
den Gliedern gönnt' ich kaum zu ruhn,
bis ich das große Werk bestanden.

Denn heiß erregte mir das Herz
des Landes frisch erneuter Schmerz;
zerrissen fand man jüngst die Hirten,
die nach dem Sumpfe sich verirrten.
Und ich beschließe rasch die That,
nur von dem Herzen nehm' ich Rath.
Flugs unterricht' ich meine Knappen,
besteige den versuchten Rappen,
und von dem edlen Doggenpaar
begleitet, auf geheimen Wegen,
wo meiner That kein Zeuge war,
reit' ich dem Feinde frisch entgegen.

Das Kirchlein kennst du, Herr, das hoch
auf eines Felsenberges Joch,
der weit die Insel überschauet,
des Meisters kühner Geist erbauet.
Verächtlich scheint es, arm und klein,
doch ein Mirakel schließt es ein,
die Mutter mit dem Jesusknaben,
den die drei Könige begaben.
Auf dreimal dreißig Stufen steigt
der Pilgrim nach der steilen Höhe;
doch hat er schwindelnd sie erreicht,
erquickt ihn seines Heilands Nähe.

Tief in den Fels, auf dem es hängt,
ist eine Grotte eingesprengt,
vom Thau des nahen Moors befeuchtet,
wohin des Himmels Strahl nicht leuchtet.
Hier hauste der Wurm und lag,
den Raub erspähend, Nacht und Tag.
So hielt er, wie der Höllendrache,
am Fuß des Gotteshauses Wache;
und kam der Pilgrim hergewallt
und lenkte in die Unglücksstraße,
hervorbrach aus dem Hinterhalt
der Feind und trug ihn fort zum Fraße.

Den Felsen stieg ich jetzt hinan,
eh' ich den schweren Strauß begann;
hin kniet' ich vor dem Christuskinde
und reinigte mein Herz von Sünde.
Drauf gürt' ich mir im Heiligthum
den blanken Schmuck der Waffen um,
bewehre mit dem Spieß die Rechte,
und nieder steig' ich zum Gefechte.
Zurücke bleibt der Knappen Troß;
ich gebe scheidend die Befehle
und schwinge mich behend aufs Roß,
und Gott empfehl' ich meine Seele.

Kaum seh' ich mich im ebnen Plan,
flugs schlagen meine Doggen an,
und bang beginnt das Roß zu keuchen
und bäumet sich und will nicht weichen;
denn nahe liegt, zum Knäul geballt,
des Feindes scheußliche Gestalt
und sonnet sich auf warmem Grunde.
Auf jagen ihn die flinken Hunde;
doch wenden sie sich pfeilgeschwind,
als es den Rachen gähnend theilet
und von sich haucht den gift'gen Wind
und winselnd wie der Schakal heulet.

Doch schnell erfrisch' ich ihren Mut:
sie fassen ihren Feind mit Wut,
indem ich nach des Thieres Lende
aus starker Faust den Speer versende;
doch machtlos wie ein dünner Stab
prallt er vom Schuppenpanzer ab,
und eh' ich meinen Wurf erneuet,
da bäumet sich mein Roß und scheuet
an seinem Basiliskenblick
und seines Athems gift'gem Wehen,
und mit Entsetzen springt's zurück,
und jetzo war's um mich geschehen. —

Da schwing' ich mich behend vom Roß,
schnell ist des Schwertes Schneide bloß;
doch alle Streiche sind verloren,
den Felsenharnisch zu durchbohren.
Und wütend mit des Schweifes Kraft
hat es zur Erde mich gerafft;
schon seh ich seinen Rachen gähnen,
es haut nach mir mit grimmen Zähnen,
als meine Hunde, wutentbrannt,
an seinen Bauch mit grimm'gen Bissen
sich warfen, daß es heulend stand,
von ungeheurem Schmerz zerrissen.

Und eh' es ihren Bissen sich
entwindet, rasch erheb' ich mich,
erspähe mir des Feindes Blöße
und stoße tief ihm ins Gekröse,
nachbohrend bis ans Heft, den Stahl.
Schwarzquellend springt des Blutes Strahl;
hin sinkt es und begräbt im Falle
mich mit des Leibes Riesenballe,
daß schnell die Sinne mir vergehn.
Und als ich neugestärkt erwache,
seh' ich die Knappen um mich stehn,
und todt im Blute liegt der Drache."

Des Beifalls lang gehemmte Lust
befreit jetzt aller Hörer Brust,
so wie der Ritter dies gesprochen,
und zehnfach am Gewölb' gebrochen
wälzt der vermischten Stimmen Schall
sich brausend fort im Wiederhall.
Laut fordern selbst des Ordens Söhne,
daß man die Heldenstirne kröne,
und dankbar im Triumphgepräng'
will ihn das Volk dem Volke zeigen;
da faltet seine Stirne streng
der Meister und gebietet Schweigen,
und spricht: „Den Drachen, der dies Land
verheert, schlugst du mit tapfrer Hand;
ein Gott bist du dem Volke worden,
ein Feind kommst du zurück dem Orden,
und einen schlimmern Wurm gebar
dein Herz, als dieser Drache war.
Die Schlange, die das Herz vergiftet,
die Zwietracht und Verderben stiftet,
das ist der widerspenst'ge Geist,
der gegen Zucht sich frech empöret,
der Ordnung heilig Band zerreißt;
denn der ist's, der die Welt zerstöret.

Mut zeiget auch der Mameluck,
Gehorsam ist des Christen Schmuck;
denn wo der Herr in seiner Größe
gewandelt hat in Knechtesblöße,
da stifteten, auf heil'gem Grund,
die Väter dieses Ordens Bund,
der Pflichten schwerste zu erfüllen:
zu bändigen den eignen Willen.
Dich hat der eitle Ruhm bewegt;
drum wende dich aus meinen Blicken!
denn wer des Herren Joch nicht trägt,
darf sich mit seinem Kreuz nicht schmücken."

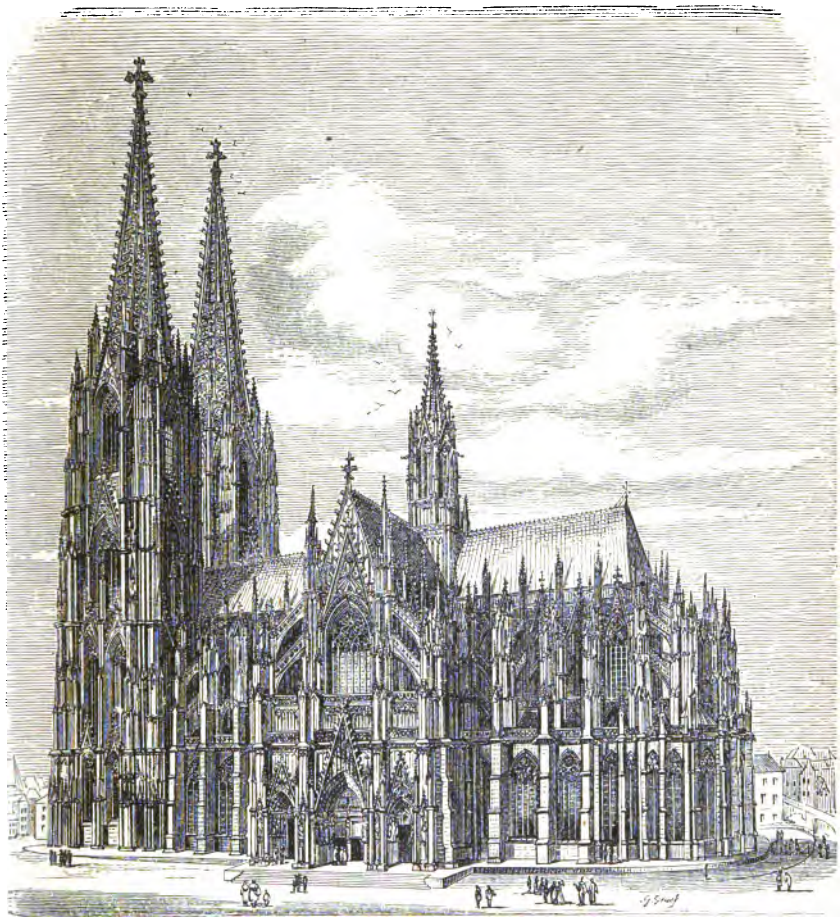
Da bricht die Menge tobend aus,
gewalt'ger Sturm bewegt das Haus,
um Gnade flehen alle Brüder;
doch schweigend blickt der Jüngling nieder;
still legt er von sich das Gewand
und küßt des Meisters strenge Hand
und geht. Der folgt ihm mit dem Blicke,
dann ruft er liebend ihn zurücke
und spricht: Umarme mich, mein Sohn!
dir ist der härtre Kampf gelungen.
Nimm dieses Kreuz! Es ist der Lohn
der Demut, die sich selbst bezwungen.

60. Der Dom zu Köln.

(Pästers' Lesebuch.)

Unter den vielen Kirchen der Stadt Köln und überhaupt unter allen Kirchen Deutschlands ist eine der merkwürdigsten und vorzüglichsten der herrliche Dom. Der Bau des Domes begann im Jahre 1248 durch den Erzbischof Konrad von Hochsteden. Das große Vermögen dieses Erzbischofs, so wie der damalige Reichthum der Bewohner Kölns machte den Beginn eines so großartigen Baues möglich. Auch brachten die unzähligen Pilger, die aus entfernten Gegenden zur Verehrung der Reliquien der heiligen drei Könige

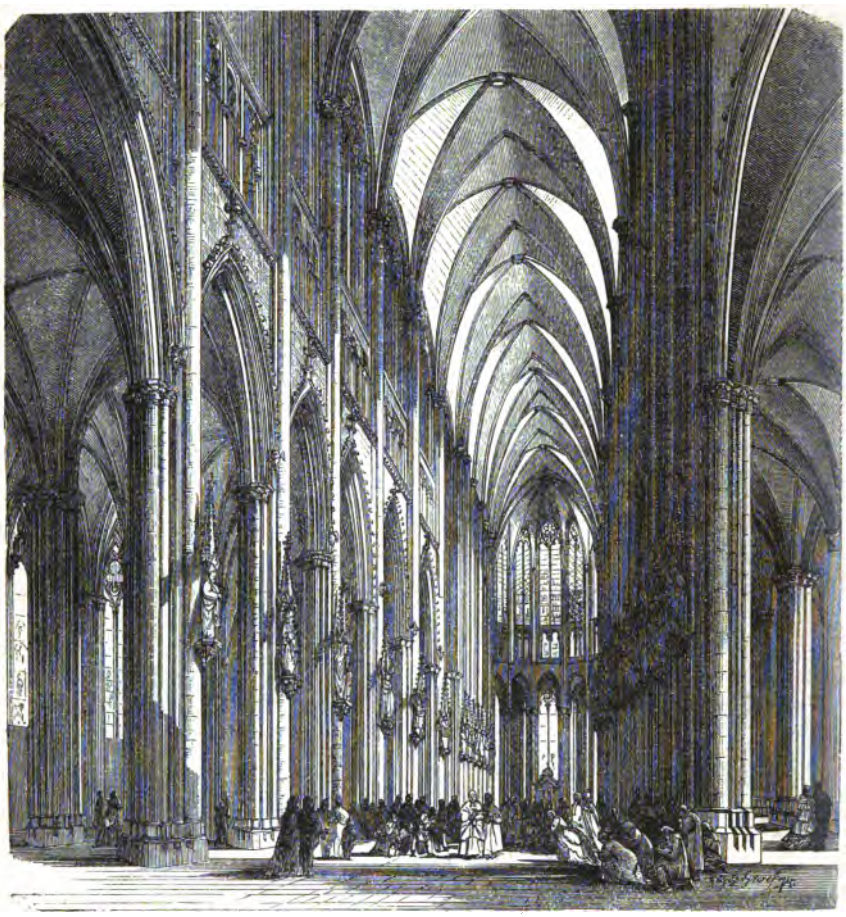
(der Weisen aus dem Morgenlande) dorthin wallfahrteten, zum Bau des Domes große Schätze zusammen. Aber die Kosten wurden doch endlich zu groß, so daß der Bau, woran noch 1599 gearbeitet wurde, dann eingestellt werden mußte, ehe noch die Hälfte fertig war. Der Dom ist in der Form eines Kreuzes gebaut, seine Länge beträgt 125 Meter und seine Breite 72 Meter. Das Gewölbe wird von hundert Säulen getragen, die in vier Reihen neben



Der Dom zu Köln. Aeußere Ansicht.

einander stehen, und von denen die der mittleren Reihen mehr als 9 Meter im Umfang haben. Gleich den Bäumen eines uralten Waldes stehen diese schlanken Säulen da; nur am höchsten Gipfel sind sie in Aeste gespalten, die mit ihren Nachbarn sich zu spitzen Bogen verbinden und dem Auge, das ihnen folgen will, fast unerreichbar erscheinen. Die innere Höhe des Domes beträgt 50 Meter. Die beiden Thürme, deren jeder eine Höhe von 156 Meter erreichen soll, sind noch unvollendet. Beide sind bis jetzt erst

auf eine Höhe von 80 Meter gebracht. In dem auf der Südseite stehenden Thurme hängt die große Domglocke, welche 225 Centner wiegt und von 12 Mann gezogen werden muß. Neuerdings ist eine noch größere Glocke hinzugefügt worden. Dieselbe ist aus dem Metall von eroberten französischen Kanonen gegossen, die Kaiser Wilhelm geschenkt hat. Sie hat einen Durchmesser von 3,40 Meter, eine Höhe von 4,50 Meter, ein Gewicht von 540 Centner und heißt die Kaiserglocke.



Der Dom zu Köln. Innere Ansicht des Mittelschiffs von den Thürmen nach dem hohen Chore zu gesehen.

Im Jahre 1842 wurde auf Anregen des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelms IV., in Köln ein Dombau-Verein gegründet, welcher es sich zur Aufgabe gemacht hat, dieses herrliche Denkmal alter Baukunst weiter auszubauen und zu vollenden. Zu den Beiträgen der Mitglieder dieses Vereins zahlt der preußische Staat jährlich eine so bedeutende Summe (150,000 Mark),

daß wir die Hoffnung hegen dürfen, diesen Wunderbau bald in seiner Vollendung zu schauen. Wer möchte diesen Tag nicht gern erleben!

Der Dom ist reich an trefflichen Gemälden, und die herrlichen alten Glasgemälde, welche die ungeheuren Fenster bedecken, gehören zu den merkwürdigsten Arbeiten der Glasmalerkunst. Aber nicht minder prachtvoll sind die neuen Glasgemälde an der Südseite, ein Geschenk des Königs Ludwig I. von Bayern. Das Licht des Tages bricht sich in den bemalten Fenstern und verbreitet einen Dämmerschein durch die weiten Hallen, in welchem die Bilder der Heiligen zu leben und mit der andächtigen Menge den Ewigen zu lobpreisen scheinen.

Der Kölner Dom wird von vielen Fremden aus weiter Ferne besucht. Aber nach dem Namen des Mannes, welcher den Plan zu diesem Riesenbau entworfen, nach dem ersten großen Baukünstler des Domes fragt jeder Besucher vergebens. Man weiß ihn nicht. Man hat Jahrhunderte an dem Dome nach dem noch vorhandenen Plane gebaut, aber es ist niemandem eingefallen, den Namen dieses großen Geistes zu nennen. „Die Meister, die am Dome gebaut haben, werden nicht genannt; sie haben sich ein herrliches Denkmal gebaut, aber ohne Inschrift."

61. Willegis.

(Kopisch.)

Es sahn am Thum zu Mainz die adeligen Herrn
den Willegis zum Bischof nicht allerwege gern.
Der war ein Wagnersohn;
sie malten ihm zum Hohn
mit Kreide Räder an die Wand.
Die sah er, wo er ging und stand;
doch es nahm Willegis
an dem Schimpf kein Aergernis.

Denn als der fromme Bischof die Räder da ersehn,
so hieß er seinen Knecht nach einem Maler gehn:
„Komm, Maler! male mir
ob jeder Thür dahier
ein weißes Rad im rothen Feld,
darunter sei die Schrift gestellt:
Willegis, Willegis!
denk, woher du kommen sis!"

Nun wurde von den Herren im Thum nicht mehr geprahlt;
man sagt, sie wischten selber hinweg, was sie gemalt.
Sie sahn, dergleichen thut
bei weisem Mann nicht gut.
Und was dann für ein Bischof kam,
ein jeder das Rad ins Wappen nahm.
Also ward Willegis
Glorie das Aergernis.

62. Lorelei.

(Heine.)

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
daß ich so traurig bin;
ein Märchen aus alten Zeiten,
das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Die Luft ist kühl, und es dunkelt,
und ruhig fließt der Rhein;
der Gipfel des Berges funkelt
im Abendsonnenschein.

Die schönste Jungfrau sitzet
dort oben wunderbar,
ihr goldnes Geschmeide blitzet,
sie kämmt ihr goldenes Haar.

Sie kämmt es mit goldenem Kamme
und singt ein Lied dabei;
das hat eine wundersame
gewaltige Melodei.

Den Schiffer im kleinen Schiffe
ergreift es mit wildem Weh;
er schaut nicht die Felsenriffe,
er schaut nur hinauf in die Höh.

Ich glaube, die Wellen verschlingen
am Ende Schiffer und Kahn:
und das hat mit ihrem Singen
die Lorelei gethan.

63. Der Graf von Habsburg.

(Schiller.)

Zu Aachen in seiner Kaiserpracht,
im alterthümlichen Saale,
saß König Rudolfs heilige Macht
beim festlichen Krönungsmahle.
Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
und alle die Wähler, die sieben,
wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
die Würde des Amtes zu üben.

Und rings erfüllte den hohen Balkon
das Volk in freud'gem Gedränge,
laut mischte sich in der Posaunen Ton
das jauchzende Rufen der Menge;
denn geendigt nach langem verderblichen Streit
war die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
und ein Richter war wieder auf Erden,
nicht blind mehr waltet der eiserne Speer,
nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
des Mächtigen Beute zu werden.

Und der Kaiser ergreift den goldnen Pokal,
und spricht mit zufriedenen Blicken:
Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl,
mein königlich Herz zu entzücken,
doch den Sänger vermiss' ich, den Bringer der Lust,
der mit süßem Klang mir bewege die Brust
und mit göttlich erhabenen Lehren.
So hab' ich's gehalten von Jugend an,
und was ich als Ritter gepflegt und gethan,
nicht will ich's als Kaiser entbehren.

Und sieh! in der Fürsten umgebenden Kreis
trat der Sänger im langen Talare,
ihm glänzte die Locke silberweiß,
gebleicht von der Fülle der Jahre.
„Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold,
der Sänger singt von der Minne Sold,
er preiset das Höchste, das Beste,
was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt;
doch sage, was ist des Kaisers werth
an seinem herrlichsten Feste?"

Nicht gebieten werd' ich dem Sänger, spricht
der Herrscher mit lächelndem Munde,
er steht in des größeren Herren Pflicht,
er gehorcht der gebietenden Stunde.
Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
so des Sängers Lied aus dem Innern schallt
und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
die im Herzen wunderbar schliefen.

Und der Sänger rasch in die Saiten fällt
und beginnt sie mächtig zu schlagen:
„Aufs Waidwerk hinaus ritt ein edler Held,
den flüchtigen Gemsbock zu jagen;
ihm folgte der Knapp mit dem Jägergeschoß;
und als er auf seinem stattlichen Roß
in eine Au kommt geritten,
ein Glöcklein hört er erklingen fern,
ein Priester war's mit dem Leib des Herrn,
voran kam der Meßner geschritten.

Und der Graf zur Erde sich neiget hin,
das Haupt mit Demut entblößet,
zu verehren mit gläubigem Christensinn,
was alle Menschen erlöset.
Ein Bächlein aber rauschte durchs Feld,
von des Gießbachs reißenden Fluten geschwellt,
das hemmte der Wanderer Tritte,
und beiseit legt jener das Sakrament,
von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
damit er das Bächlein durchschritte.

Was schaffst du? redet der Graf ihn an,
der ihn verwundert betrachtet.
Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
der nach der Himmelskost schmachtet.
Und da ich mich nahe des Baches Steg,
da hat ihn der strömende Gießbach hinweg
im Strudel der Wellen gerissen;
drum daß dem Lechzenden werde sein Heil,
so will ich das Wässerlein jetzt in Eil
durchwaten mit nackenden Füßen.

Der Graf von Habsburg.

Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd,
und reicht ihm die prächtigen Zäume,
daß er labe den Kranken, der sein begehrt,
und die heilige Pflicht nicht versäume.
Und er selber auf seines Knappen Thier
vergnüget noch weiter des Jagens Begier,
der andre die Reise vollführet;
und am nächsten Morgen mit dankendem Blick
da bringt er dem Grafen sein Roß zurück,
bescheiden am Zügel geführet.

Nicht wolle das Gott, rief mit Demutsinn
der Graf, daß zum Streiten und Jagen
das Roß ich beschritte fürderhin,
das meinen Schöpfer getragen!
Und magst du's nicht haben zu eignem Gewinst,
so bleibt es gewidmet dem göttlichen Dienst!
Denn ich hab es dem ja gegeben,
von dem ich Ehre und irdisches Gut
zu Lehen trage und Leib und Blut
und Seele und Athem und Leben.

So mög auch Gott, der allmächtige Hort,
der das Flehen der Schwachen erhöret,
zu Ehren euch bringen hier und dort,
so wie ihr jetzt ihn geehret.
Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt
durch ritterlich Walten im Schweizerland,
euch blühen sechs liebliche Töchter.
So mögen sie, rief er begeistert aus,
sechs Kronen euch bringen in euer Haus
und glänzen die spätsten Geschlechter!

Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,
als dächt' er vergangener Zeiten:
Jetzt, da er dem Sänger ins Auge sah,
da ergreift ihn der Worte Bedeuten.
Die Züge des Priesters erkennt er schnell
und verbirgt der Thränen stürzenden Quell
in des Mantels purpurnen Falten.
Und alles blickte den Kaiser an
und erkannte den Grafen, der das gethan,
und verehrte das göttliche Walten.

64. Rudolf von Habsburg.

(Stacke.)

Seit dem Tode Friedrichs II. befand sich das deutsche Reich in der größten Zerrüttung. Weder Konrad IV., noch Wilhelm von Holland vermochten ihr königliches Ansehen geltend zu machen, und wenn auch nach Konrads Tode (1254) Wilhelm rechtmäßiger König war, genoß er doch so wenig Achtung, daß ein Utrechter Bürger ihn einst mit Steinen warf, ein anderer seine Gemahlin auf der Straße plünderte und der Erzbischof von Köln ihn sogar in seinem Palaste verbrennen wollte. Als er einst die Friesen bekriegte, fiel er in einen Morast und wurde unerkannt erschlagen (1256). Die deutsche Krone war so verachtet, daß sie kein Deutscher mehr tragen wollte; da verkaufte ein Theil der Wahlfürsten seine Stimme dem englischen Prinzen Richard von Cornwallis um schweres Geld; andere boten sie dem König Alfons X. von Castilien an. Nur Richard kam nach Deutschland, aber sein Ansehen dauerte nur so lange, als sein Geld; Alfons ist niemals nach Deutschland gekommen. Man nennt diese Zeit von 1254—1273 das Interregnum oder Zwischenreich, weil so gut wie gar kein König über Deutschland herrschte, und diese Zeit ist die traurigste, die jemals über unser Vaterland hereingebrochen ist. Die Zwietracht hatte alle Bande alter Sitte und Ordnung zerrissen, die Fürsten und Stände bekriegten sich unter einander, plünderten und verheerten das Land, ohne sich um das Oberhaupt des Reiches zu bekümmern. Die adeligen Ritter lauerten von ihren hohen Burgen herab auf die Vorüberziehenden und fielen über die Kaufleute her, die zu den Messen und Märkten zogen; ungescheut trieben sie Wegelagerung und Straßenraub; Mord und Brand waren an der Tagesordnung. Da sich jeder selbst schützen mußte, so traten mehr als sechzig Städte am Rhein in einen Bund zusammen und stellten Schiffe und Mannschaft zu gegenseitigem Schutze. Sollte jedoch Deutschland sich nicht völlig auflösen und zerbröckeln, so mußte wieder ein kräftiger Herrscher auf den Königsthron erhoben werden.

Der damalige Papst, Gregor X., ermahnte daher die Fürsten zur Wiederherstellung des Kaiserthums, und so lud denn der Erzbischof von Mainz, Werner von Eppenstein,

die Fürsten zur Wahl nach Frankfurt ein. Aber es hielt schwer, ihre Stimmen zu vereinigen, denn geistliche sowohl als weltliche Fürsten verlangten einen gütigen und weisen Kaiser; von einem mächtigen aber wollten sie nichts wissen. Endlich lenkte der Erzbischof von Mainz die Wahl auf den Grafen Rudolf von Habsburg.

Rudolf hatte früher am Hofe Friedrichs II. gelebt, der sein Taufpathe war, und sich durch Heldenmut und edlen Sinn ausgezeichnet. Er besaß zwar ansehnliche Gebiete in der Schweiz und am Oberrhein, aber keineswegs hinlängliche Macht, um den Fürsten furchtbar zu erscheinen. Sein Stammschloß, die Habsburg oder eigentlich Habichtsburg, lag an der Aar im heutigen Kanton Aargau. Er war allgemein bekannt wegen seines ritterlichen Mutes und seiner Tapferkeit, durch welche er seine Besitzthümer vergrößert und seinen Namen furchtbar gemacht hatte, und wegen seiner Frömmigkeit, wovon man sich manches zu erzählen wußte. Einst begegnete Rudolf auf der Jagd einem Priester, der einem Sterbenden das heilige Abendmahl reichen wollte. Sein Weg führte ihn über einen Bach, dessen Steg die Gewalt des Wassers weggerissen hatte. Kaum sah Rudolf, wie der Priester den Bach durchwaten wollte, als er sogleich vom Pferde stieg und dasselbe dem Geistlichen überließ. Am folgenden Tage brachte es dieser dem Grafen zurück, der es aber zurückwies und „zu Streit und Jagd das Roß nicht wieder besteigen wollte, das seinen Heiland getragen". Derselbe Priester soll später Kapellan bei dem Erzbischofe Werner von Mainz geworden sein und diesem den frommen Sinn des Habsburger Grafen gerühmt haben. Doch war auch der Erzbischof dem Rudolf verpflichtet, weil er ihn früher auf einer Reise nach Rom sicher über die Alpen geleitet hatte. Beim Abschiede hatte er ihm gesagt: ‚Wollte Gott, Herr Graf, ich lebte nur noch so lange, um Euch für den mir erwiesenen Dienst reichlich belohnen zu können."

Rudolf war eben in einer Fehde mit Basel und dem dortigen Bischofe begriffen und lag mit seinem Kriegsvolke vor der Stadt, als er einst um Mitternacht in seinem Zelte mit der Nachricht geweckt wurde, er sei zum König gewählt worden. Die Baseler öffneten ihm nun die Thore und wünschten ihm Glück; der Bischof aber erkrankte vor Angst und rief: „Sitze nun fest, Herr Gott, sonst wird dieser Rudolf noch deinen Platz einnehmen." Rudolf zog nach Aachen, wo die Krönung stattfand. Nach derselben begaben sich die Fürsten in die Kirche, um die Belehnung zu empfangen. Aber erst als man schon am Altare stand, zeigte es sich, daß kein Reichsscepter bei der Hand war, auf welches der Lehnseid geleistet zu werden pflegte. Um jede üble Vorbedeutung zu beseitigen, ergriff Rudolf mit schneller Geistesgegenwart ein Kruzifix und sagte: „Dieses Kreuz, in welchem wir und die ganze Welt erlöset sind, wird ja wohl die Stelle eines Scepters vertreten können!"

Dem Papste bestätigte Rudolf alle früheren Schenkungen und Ansprüche und übernahm sogar das Versprechen eines Kreuzzuges, der jedoch nicht zu Stande kam. In die Angelegenheiten Italiens einzugreifen, hielt Rudolf für zwecklos und gefährlich, weshalb er auch nicht zur Kaiserkrönung nach Rom zog. Er verglich Italien mit der Höhle des Löwen in der Fabel, von der der Fuchs sagt: „Ich sehe wohl die Fußtapfen derer, die glücklich hineinkamen, aber nicht derer, die glücklich wieder herauskamen." Um so mehr wandte der König seine Thätigkeit auf Deutschland, und die schwere Aufgabe, das gesunkene Ansehen der Königskrone wieder zu erheben, hat er vollständig gelöst.

Während alle Fürsten Rudolf als König anerkannten, hatte sich bis dahin Ottokar, König von Böhmen, geweigert. Dieser Fürst hatte während des Interregnums Oesterreich, Steiermark, Kärnthen und Krain unter seine Herrschaft gebracht und als der mächtigste Reichsfürst selbst nach der deutschen Krone gestrebt. Seiner stolzen Seele war der Gedanke unerträglich, einem armen Grafen, wie er Rudolf spottend nannte, Unterwürfigkeit schuldig zu sein. Rudolf forderte die Zurückgabe der Länder, welche Ottokar an sich gebracht, als erledigte Reichslehen. Auf zwei Reichstagen war der stolze Böhmenkönig vorgeladen, ohne

zu erscheinen. Auf einer dritten Versammlung zu Augsburg erschien ein Bischof als Gesandter des Königs und griff in einer lateinischen Rede Rudolfs Wahl und Königthum mit harten Worten an. Dieser aber gebot ihm Stillschweigen und sagte: „Herr Bischof, wenn Ihr mit Euren Geistlichen zu reden habt, so sprecht lateinisch, so viel Ihr Lust habt; hier aber sprechet deutsch, wie es Brauch ist.“ Die Fürsten hätten fast Hand an den Redner gelegt, wenn es Rudolf nicht verhindert hätte. Er befahl jedoch dem Bischofe, sofort abzureisen; dann erfolgte der Spruch des Fürstengerichts, welcher Ottokar ächtete und aller seiner Lehen verlustig erklärte. Da aber der Böhmenkönig auf seine große Macht trotzte, so beschloß Rudolf, den Reichskrieg gegen ihn zu eröffnen.

Nur wenige Fürsten folgten ihm mit ihren Scharen. Auch an Geld mangelte es. Als er den Rhein hinunterzog, fragte ihn ein Herr von Klingen: „Herr, wer soll Euren Schatz bewahren?“ Rudolf antwortete: „Ich habe keinen Schatz und kein Geld als diese fünf Schillinge; aber der Herr, der immer geholfen hat, wird auch jetzt für mich sorgen.“ Der Erfolg hat sein Vertrauen gerechtfertigt. Durch Bündnisse gestärkt, rückte Rudolf ungehindert in Oesterreich ein, dessen Einwohner, der strengen Herrschaft Ottokars überdrüssig, sich fast alle ohne Schwertstreich unterwarfen. Da nun Rudolf an einer Brücke über die Donau arbeiten ließ, um sein Heer überzusetzen und sich dem befestigten böhmischen Lager zu nähern, fühlte sich Ottokar überall bedrängt und von seinem alten Kriegsglück verlassen. Er mußte sich zu einem Vergleiche bequemen (1276), indem er Oesterreich, Steiermark, Kärnthen und Krain abtrat, Böhmen und Mähren aber als Lehen empfing. Die feierliche Belehnung erfolgte öffentlich in Rudolfs Lager. An der Spitze eines glänzenden Gefolges zog der stolze Ottokar in königlicher Pracht, schimmernd von Gold und Edelsteinen, durch die stattlichen Reihen der deutschen Ritter, um knieend den Lehnseid zu leisten. Rudolf blieb in seiner schlichten Feldkleidung, und als ihn jemand fragte, ob er nicht seinen königlichen Schmuck anlegen wollte, antwortete er: „Nein! der König von Böhmen hat oft über mein graues Wams gelacht, heute soll mein graues Wams einmal über *ihn* lachen, und die fremden Völker sollen sehen, was die Waffen der Deutschen vermögen.“

Bald aber fühlte Ottokar bittere Reue, sich gedemüthigt zu haben, und die Spöttereien und Vorwürfe seiner Gemahlin, einer galizischen Fürstin, reizten ihn noch mehr auf. Er mußte sich von ihr sagen lassen, er habe den deutschen König von fern wie ein Hund angebellt und in der Nähe angewedelt. Ottokar ertrug dies nicht; er griff von neuem zu den Waffen. Rudolf hatte nur wenig Mannschaft um sich, bald aber zog er Verstärkungen an sich und rückte gegen Ottokar vor. Es kam zur Schlacht auf dem *Marchfelde* bei *Wien* (1278). Rudolf hatte befohlen, Ottokars Leben zu schonen, dieser aber einen Preis demjenigen versprochen, der ihm seinen Gegner todt oder lebendig liefern würde. Furchtbar wüthete der Kampf; Ottokar wurde erschlagen; Rudolf, von einem böhmischen Ritter vom Pferde geworfen, lag unter diesem, und nur sein Schild, mit welchem er sich bedeckte, rettete ihn vor den Hufen der über ihn her stürmenden Rosse. Bald hob er sich unter seinem Pferde wieder empor und errang den Sieg. Ein Ritter aus Ottokars Heere, von dem Rudolf beinahe getödtet worden wäre, fiel schwer verwundet in die Hände der Sieger, die ihn im Zorn niederhauen wollten, weil er das Leben ihres Königs bedroht hatte; allein Rudolf sprach: „Das verhüte Gott! einen so tapferen Ritter tödten, hieße dem Reiche unersetzlichen Schaden zufügen.“ Er befahl, den Gefangenen sorgfältig zu verbinden und zu verpflegen.

Nach diesem Siege rückte Rudolf durch Mähren in Böhmen ein. Der elfjährige Wenzel, der Sohn Ottokars, erhielt Böhmen und Mähren als Reichslehen. Mit den österreichischen Landen aber belehnte Rudolf seine beiden Söhne, Albrecht und Rudolf (1282). Auf diese Weise suchte Rudolf seine Hausmacht zu vermehren, in der Ueberzeugung, daß nur dadurch das Königthum den Fürsten gegenüber zu wahrem Ansehen gelangen könne.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Auch die folgenden Könige haben diesen Grundsatz gewahrt. Seine sechs Töchter vermählte Rudolf mit angesehenen Fürsten, so daß auch diese Ehebündnisse zur Erhöhung seiner Macht beitrugen.

Wie der König für sein eigenes Haus sorgte, so war er nicht weniger bemüht, dem Reiche die Güter und Rechte wieder zu gewinnen, die demselben in den Zeiten des Interregnums waren entrissen worden. In dem Herzogthume Schwaben war nach dem Untergange der Hohenstaufen besonders das Haus der Grafen von Würtemberg zu Macht und Ansehen emporgestiegen. Graf Eberhard war ein wilder, fehdelustiger Kriegsmann, der den Wahlspruch führte: „Gottes Freund und aller Welt Feind.“ Gegen ihn mußte Rudolf mehrmals das Reichsheer aufbieten, bis er sich endlich unterwarf.

Mit gleicher Thätigkeit sorgte Rudolf für die Handhabung der Gerechtigkeit und die Herstellung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit. Er durchzog das Reich von einem Ende bis zum anderen, saß oft persönlich zu Gericht und erlaubte einem jeden Zutritt, „denn“, sagte er, „ich bin wahrlich nicht König geworden, um mich vor den Menschen einzuschließen.“ Mehrmals gab er Gesetze zur Aufrechterhaltung des Landfriedens, welche von den Ständen des Reiches beschworen werden mußten. Die Uebertreter traf strenge Strafe. Einst ließ er in Thüringen neunundzwanzig gefangene Raubritter in seiner Gegenwart zu Erfurt hinrichten. Ueber ein Jahr verweilte er hier, bis alle Raubschlösser — es waren sechsundsechzig — gebrochen waren.

Rudolf wünschte die deutsche Krone seinem Sohn Albrecht, der von seinen Söhnen allein noch am Leben war, zu hinterlassen. Allein die Fürsten fürchteten die schnell emporstrebende Größe des habsburgschen Hauses und den finsteren, harten und abschreckenden Sinn Albrechts. Sie wichen daher den Anträgen Rudolfs aus. Mißvergnügt verließ dieser Frankfurt und ging, schon krank und schwach, nach Straßburg. Als er die Nähe des Todes fühlte, rief er: „Wohlan, nach Speier!“ Hier, an der Begräbnisstätte der Kaiser, wollte er sein Ende erwarten, aber er kam nur bis Germersheim, wo er in einem Alter von dreiundsiebzig Jahren starb (1291).

Rudolf hatte den Ruhm der Gerechtigkeit, Mäßigung und Tapferkeit sein ganzes Leben hindurch bewahrt. Seine Gestalt war sehr hoch und schlank, seine Sitten einfach; Speise und Trank genoß er mäßig. Er trug gewöhnlich ein schlichtes graues Wams, das er sich wohl im Felde selbst flickte. Wenn er sprach, gewann er durch biedere Zutraulichkeit und war ein Freund von fröhlichen Reden und munteren Scherzen. Niemals ließ er es aber an Ernst und Ausdauer in seinen Unternehmungen fehlen. Als seinem Heere einst die Zufuhr abgeschnitten war, zog er eine Rübe aus dem Felde und aß sie roh, worauf die Kriegsleute ohne Murren seinem Beispiele folgten. Endlich, als nirgends mehr etwas zu finden war, ließ er die Feinde angreifen. „Siegen wir,“ sprach er, „so bekommen wir Lebensmittel genug; werden wir besiegt, so erhalten die Gefangenen wohl Essen und Trinken.“ Versprechungen und Zusagen hielt er treu und fest, so daß noch lange das Sprichwort blieb: „Der hat Rudolfs Redlichkeit nicht.“

65. Schützenlied.

(Schiller.)

Mit dem Pfeil, dem Bogen
durch Gebirg und Thal
kommt der Schütz gezogen
früh am Morgenstrahl.

Wie im Reich der Lüfte
König ist der Weih,
durch Gebirg und Klüfte
herrscht der Schütze frei.

Ihm gehört das Weite,
was sein Pfeil erreicht,
das ist seine Beute,
was da kreucht und fleugt.

66. Wilhelm Tell.

(Sage. — Bäßler.)

Unter dem Kaiser Albrecht that Geßler, Landvogt zu Uri und Schwyz, den Landleuten daselbst großen Zwang an, hielt sie streng und hart und nahm sich vor, eine Feste in Uri zu bauen, damit er und andere Landvögte nach ihm um so sicherer dort wohnen möchten, wenn Aufruhr entstände, und auch das Land in desto größerer Furcht und in Gehorsam erhalten würde. Er ließ also Steine, Kalk, Sand und Zimmerholz auf einen bei Altorf, dem Hauptflecken, gelegenen Hügel führen und fing an, den Bau ins Werk zu richten, und wenn ihn jemand fragte, wie die Feste heißen werde, antwortete er: „Zwing Uri wird ihr Name sein.“ Das verdroß die edlen Landsassen und gemeinen Landleute in Uri, und als sie sich das merken ließen, wurde Geßler grimmig und drohete, er wollte sie so weich und zahm machen, daß man sie um einen Finger winden könnte.

Da ließ er zu Altorf am Platze bei der Linde, wo viele vorübergingen, eine Stange aufrichten, einen Hut oben darauf legen und gebieten, daß jeder, der vorüberginge, sich vor dem Hute neigen sollte, als ob der König selbst zugegen wäre; widrigenfalls ihn Verlust seines Gutes und Leibesstrafe treffen würde. Auch stellte er einen steten Wächter hin, der diejenigen anzeigen sollte, welche dem Gebote nicht Folge leisteten. Dieser große Uebermut drückte das Volk noch ärger als der Bau des Schlosses; doch wagten sie aus Furcht vor des Kaisers Ungnade und gewaltiger Macht keine Widersetzlichkeit. Da ging an einem Sonntage im November ein redlicher, frommer Landmann, Wilhelm Tell genannt, an dem aufgesteckten Hute vorüber, ohne sich vor ihm zu neigen. Das ward dem Landvogt angezeigt. Morgens darnach, am Montage, beruft er den Tell vor sich und fragt, warum er seinem Gebote nicht gehorsam wäre und dem Kaiser wie auch ihm zum Trotz sich vor dem Hute nicht geneigt hätte. Tell gab zur Antwort: „Lieber Herr, es ist von ungefähr und nicht aus Verachtung geschehen; ich dachte nicht, daß es Euer Gnaden so hoch ansehen würden.“ Nun war der Tell ein guter Armbrustschütze, daß man einen bessern kaum fand, und hatte hübsche Kinder, die ihm lieb waren. Die ließ der Landvogt holen und sprach: „Tell, welches unter den Kindern ist dir das liebste?“ Der Tell antwortete: „Herr, sie sind mir alle gleich lieb.“ Da sprach der Landvogt: „Wohlan, Tell, du bist ein guter Schütze, wie ich höre; nun wirst du deine Kunst vor mir bewähren und einem deiner Kinder einen Apfel vom Haupte schießen; trifft du ihn nicht auf den ersten Schuß, so kostet es dir dein Leben.“ Der Tell erschrak und bat den Landvogt um Gottes willen, daß er ihm den Schuß erließe; denn es wäre unnatürlich, daß er auf sein liebes Kind schießen sollte; er wolle lieber sterben. Der Landvogt sprach: „Das mußt du thun, oder du und das Kind sterben.“ Nun sah Tell, daß er nicht ausweichen konnte, bat Gott inniglich, daß er ihn und sein liebes Kind behüten möchte, nahm seine Armbrust, spannte sie, legte den Pfeil auf und steckte noch einen Pfeil hinten in sein Koller. Der Landvogt selber legte dem Kinde den Apfel auf das Haupt; Tell zielte und schoß ihn glücklich dem Kinde vom Scheitel.

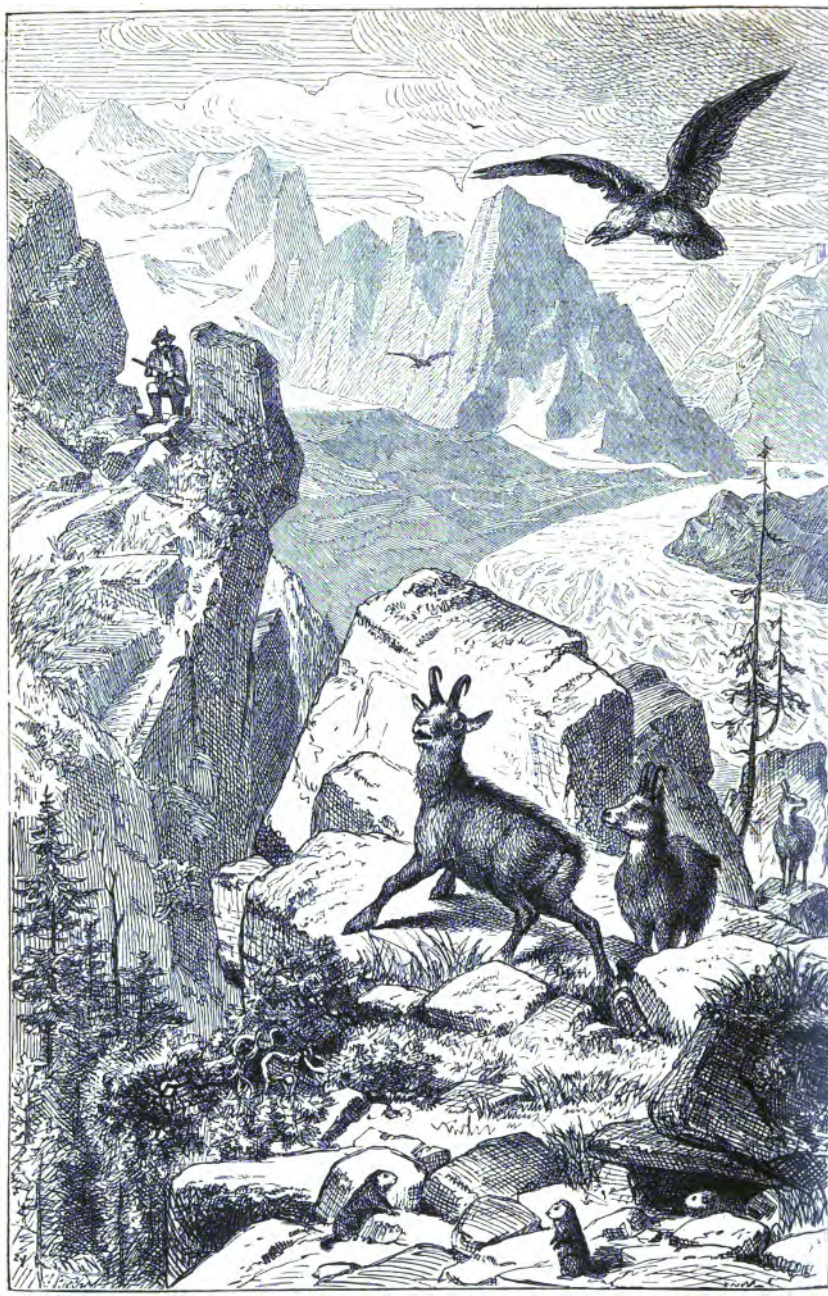
Der Landvogt verwunderte sich des meisterhaften Schusses und lobte den Tell wegen seiner Kunst. „Aber Eins,“ sprach er, „wirst du mir sagen; was bedeutet es, daß du den ersten Pfeil hinten in das Koller steckteſt?“ Tell

erschrak und sprach: „Das ist so der Schützen Gewohnheit.“ Der Landvogt aber wußte wohl, daß Tell etwas anderes im Sinne gehabt hatte, und redete ihm gütlich zu: „Tell, nun sage mir fröhlich die Wahrheit und fürchte nichts; du sollst deines Lebens sicher sein, aber die gegebene Antwort nehme ich nicht an.“ Da sprach Wilhelm Tell: „Wohlan, Herr, da Ihr mich meines Lebens versichert habt, so will ich Euch die gründliche Wahrheit sagen. Hätte ich den Apfel verfehlt, so würde ich Euch mit dem andern Pfeile nicht verfehlt haben.“ Darüber erschrak der Vogt und sprach: „Deines Lebens habe ich dich zwar versichert; weil ich aber deinen bösen Willen gegen mich erkannt habe, so will ich dich an einen Ort führen lassen, wo du weder Sonne noch Mond sehen sollst, damit ich vor dir sicher sei.“ Hierauf ließ er ihn binden und auf ein Schiff führen; denn er wollte gen Brunnen fahren und von dort seinen Gefangenen über Land durch Schwyz in sein Schloß Küßnacht führen. Als sie nun auf dem See waren, da ließ Gott einen so ungestümen Sturmwind losbrechen, daß sie alle elend zu verderben meinten. Da sprach der Diener einer zum Landvogt: „Herr, Ihr sehet Eure und unsere Lebensgefahr; nun ist der Tell ein starker Mann und versteht sich gut darauf, mit einem Fahrzeuge umzugehen; man sollte ihn jetzt in der Noth gebrauchen.“ Von Furcht erbleicht, wandte sich der Landvogt an Tell mit den Worten: „Wenn du dich getrautest, uns aus dieser Gefahr zu helfen, so wollt' ich dich deiner Bande entledigen.“ Der Tell gab zur Antwort: „Ja, Herr, ich getraue uns mit Gottes Hilfe wohl zu retten.“ Also ward er losgebunden, trat an das Steuerruder und fuhr redlich dahin; doch lugte er allenthalben auf gute Gelegenheit zu entrinnen und auf sein Schießzeug, welches im Schiff beim Steuerruder lag; und als er der Felsenplatte nahe kam, welche seitdem den Namen Tellsplatte behalten hat, ersah er seinen Vortheil und ermunterte die Knechte fest anzuziehen, bis sie vor jene Platte kämen; denn dann hätten sie das Schlimmste überwunden. Also kamen sie der Platte nahe; da drückte er das Schiffsende mit Macht an den Felsen, erraffte sein Schießzeug und that einen Sprung hinaus auf die Platte, das Schiff aber stieß er mit Gewalt weit hinter sich in den See zurück. Nun kletterte er den Berg hinauf und floh durch das Land Schwyz bis auf die Höhe an der Landstraße nach Küßnacht, und wo dort eine hohle Gasse ist, verbarg er sich im Gebüsch, den Landvogt erwartend. Dieser und seine Diener kamen, mit genauer Noth dem See entronnen, an den Hohlweg geritten. Tell hörte in seinem Versteck allerlei Anschläge des Landvogts wider ihn, nahm seine Armbrust und durchschoß den Vogt mit einem Pfeile, daß er todt vom Roß zu Boden sank. Hierauf entfloh Tell über die Gebirge gen Uri; das Volk aber freute sich überall, wo die That ruchbar wurde, daß es seines schlimmsten Gewaltherrn entledigt war.

67. Der Gemsenjäger.

(Nöffelt.)

Der Gemsenjäger verläßt früh, lange vor Anbruch des Tages seine einsame Wohnung, damit er noch in der Dämmerung auf die höchsten Alpenweiden gelangen könne, wo mit den ersten Strahlen der Sonne die Herde von Gemsen sich einfindet, um zu grasen. Sobald er von fern die Stelle entdeckt, wo die Gemsen gemeiniglich sich einzufinden pflegen, steht er still, zieht sein Fernglas aus der Tasche und erforscht genau die ganze Gegend. Erblickt er keine Gemse, so fährt er fort zu steigen. Sieht er aber eine oder



Hochalpen.

mehrere, so bemüht er sich, durch Umwege höher hinan zu klimmen und über dieselben sich zu erheben. Gelingt ihm dies, so kriecht er leise neben den schrecklichsten Abgründen, auf losen Schieferfelsen und schlüpfrigem Rasen, hinter den Felsen herum, bis er den Gemsen so nahe kommt, daß er deutlich ihre Hörner sieht.

Sobald sich der Jäger so weit genähert hat, daß er die Hörner der Gemse deutlich erkennt, legt er seine Büchse am Felsen an, zielt und schießt. Fällt die Gemse, so läuft er hinzu und schneidet derselben sogleich die Sehnen an den Beinen ab, damit sie ihm nicht wieder entrinne. Dann erst besinnt er sich und sieht sich um, wo er sich befinde. Ist der Weg zu steil und zu gefährlich, um eine so schwere Beute nach Hause zu schleppen, so zieht er dem Thiere die Haut ab und begnügt sich mit dem Felle. Ist es aber nur irgend möglich, so bringt er die getödtete Gemse auf seinen Schultern, neben Schlünden und Abgründen, selten ohne Lebensgefahr, nach Hause, wo er das Fleisch mit seiner Familie verzehrt und das Fell verkauft.

Weit öfter geschieht es aber, daß der Jäger von den Gemsen bemerkt wird, bevor er zum Schusse kommen kann. Während diese Thiere im Grase weiden, hält immer eins von ihnen auf einer benachbarten Anhöhe Wache und wird alle Viertelstunden abgelöst. Bemerkt diese Schildwache irgend etwas, das ihr bedenklich scheint, so gibt sie den übrigen durch starkes Pfeifen ein Zeichen. Sogleich laufen dieselben alle herbei und untersuchen den Grad der Gefahr. Ist es ein reißendes Thier oder ein Jäger, was der Schildwache in die Augen fiel, so setzt sich die erfahrenste Gemse als Anführerin an die Spitze des Haufens, und dann eilen sie mit unglaublich großer Schnelligkeit über Felsen und Abgründe und Gletscher und Schneegebirge unzugänglichen Wildnissen zu.

Nun erst wird die Jagd beschwerlich und mit Gefahren verknüpft; denn nun erst erwacht die Leidenschaft des Jägers. Unvorsichtig und ohne Rücksicht auf die schrecklichen Gefahren, denen er sich aussetzt, verfolgt er die Thiere, klettert ihnen nach die steilsten Felsenwände hinauf, springt ihnen nach über unergründliche Abgründe, wo jeder Fehltritt der schrecklichste Tod ist, verfolgt sie über die gräßlichsten Spalten der Gletscher, vergißt Hunger, Durst, Ermattung, Weib und Kinder und behält nur immer unverrückt das vor ihm her entweichende Ziel vor Augen. Endlich geht die Sonne unter, die Dämmerung bricht an; nun erst hält er still und überlegt, wo er die Nacht zubringen will; denn er hat sich so weit verstiegen, daß jede Rückkehr nach Hause unmöglich ist. Es wird ihm schwer, ein Nachtlager zu finden; denn hier findet sich nicht, wie in der Ebene, ein Baum, auf den er steigen, eine Höhle, in die er sich legen könnte. Hier finden sich nur kahle, nackte Felsen. Auf einem derselben, den er sich ausgesucht hat, legt er sich nieder, allein oder in Gesellschaft seiner Mitjäger. Da bringt er nun die Nacht zu, im Finstern, ohne Licht, ohne Feuer. Sein Nachtessen, etwas Brot und Käse, gewährt ihm seine Jägertasche; das Getränk dazu der Gletscher. Das Brot, welches er mit sich führt, ist aus Hafermehl und so hart, daß er dasselbe entweder mit seiner Axt entzwei hacken oder zwischen zwei Steinen zerschlagen muß. Ohne Axt geht er niemals aus, denn diese dient ihm, Tritte in das Eis einzuhauen. So schläft er nun einige Stunden, und ein Stein dient ihm zum Kopfkissen. In der Morgendämmerung steht er auf, setzt seine Muskeln in Bewegung; um sich der Kälte zu erwehren, nimmt er einen Schluck Brantwein, wirft die

Jagdtasche über die Schulter, ergreift die Flinte und geht auf neue Abenteuer aus. Eher geht er nicht nach Hause, bevor er nicht etwas geschossen hat.

Indessen sind sein Weib und seine Kinder zu Hause in Angst und Sorgen. Die schreckliche Möglichkeit, daß der Mann, der Vater verunglückt sei, daß er endlich das Ziel erreicht habe, dem selten ein Gemsenjäger entgeht, quält sie unaufhörlich bis zu seiner Zurückkunft. Und wenn denn nun der Jäger nach langer vergeblicher Mühe endlich seinen Zweck erreicht und eine geschossene Gemse mit nach Hause bringt, so ist die Beute, aufs höchste gerechnet, ungefähr 12—15 Mark werth, denn so viel gilt ungefähr das Fell mit dem Fleische. Welch eine klägliche Belohnung für so viele Gefahren!

Der Gemsenjäger muß ein sehr guter Schütze sein; denn fehlt er einmal, so gelingt es ihm in den folgenden Tagen selten wieder, zum Schusse zu kommen. Frei von Schwindel und Furcht muß sein Kopf sein; denn überfällt ihn am steilen Abgrunde, oder an der Gletscherspalte auch nur ein augenblickliches Gefühl der Gefahr, in welcher er schwebt, so glitscht er aus und ist verloren. Oefters, wenn er an dem steilsten Abgrunde über einer Tiefe schwebt, die sein Auge kaum ergründet, und wo er nur langsam mit Hilfe seiner Fußeisen weiter fortkriecht, sieht er sich plötzlich mit einem dichten Nebel umgeben. Dann kann er weder vorwärts noch rückwärts. Unbeweglich klebt er an der steilen Felsenwand, wo er seinen Fuß kaum halb festsetzen kann. In dieser gefährlichen Lage muß er unbeweglich so lange mit Geduld ausharren, bis der Nebel, der oft Stunden lang anhält, sich verzogen hat. Trifft er die Gemsen in einem engen, mit Gletschern und Eisbergen überall eingeschlossenen Thale, welches nur einen Eingang durch eine schreckliche Kluft hat (dergleichen Thäler es in den Alpen viele gibt), so ist seine Gefahr groß. Sobald die Gemsen ihn am Eingang gewahr werden, stürzt die ganze Herde mächtig auf ihn zu und wirft ihn durch einen mächtigen Stoß in den unergründlichen Abgrund.

Viele Menschen verlieren jährlich ihr Leben oder werden zu Krüppeln auf dieser schrecklichen Jagd. Bald führt ein undurchdringlicher dicker Alpennebel, welcher rund umher Berge, Felsen und Gletscher bedeckt, den Jäger irre und führt ihn weit von seiner Heimat in unwegsame Eiswüsten, wo Kälte und Hunger ihn tödten; bald führt ein plötzlicher Sturm Schneegestöber um ihn hin, so daß er den Pfad verliert und in dem heulenden Schneesturme elendiglich umkommt; bald nähert sich in schwarzen Wolken ein Gewitter, welches mit Regengüssen herabfällt und die Felsen schlüpfrig macht; bald trocknet eine brennende Hitze die Felsen so sehr aus, daß auf den glatten Steinen der Fuß keinen sichern Halt findet und der gähnende Abgrund alle Augenblicke den herabstürzenden Jäger als eine Beute zu verschlingen droht.

Ebenso merkwürdig als schauderhaft ist es, einem bernischen Gemsenjäger zuzusehen, wenn er in den rauhesten Gegenden seiner vaterländischen Alpen wandert. Nichts vermag ihn aufzuhalten. Dem Fußsteig zu folgen, verschmäht er. Ueberall, wo nur der Fels die kleinste Unebenheit hat, findet er Raum genug, seinen Fuß hinzusetzen. Allein am merkwürdigsten ist sein Abwärtssteigen. Hinter sich hält er seinen Stock, auf den er sich stützt, und so glitscht er an der steilen Felswand schnell herunter, gleich als stürzte er sich herab. Mit Schrecken sehen die Walliser zu, wenn die Berner auf diese Weise die fast senkrechte Wand der Gemmi herunterfahren. Innerhalb zehn Minuten kommen sie so weit, als man auf dem geradesten Fußsteige kaum in einer Stunde kommen kann.

68. Alpenwirthschaft.

(Nach Bumüller und Schacht.)

Auf den Bergwanderungen kehren wir in den Sennhütten ein, um uns zu erquicken; die Hütte ist roh aus Balken und Steinen zusammengefügt, die Fugen sind mit Moos verstopft. Stühle zum Niedersetzen gibt es nicht, außer dem Melkstühlchen mit einem Fuße. Wir müssen auf dem Boden Platz nehmen, wenn nicht ein Holzklotz aufzutreiben ist. In der einen Ecke hängt der große Käsekessel über dem Feuer, dessen Rauch zur Thüre hinauszieht oder durch Spalten und Ritzen Nebenwege sucht. Auf der andern Seite endet die Hütte in einen Stall, dessen Bewohner sich durch Grunzen zu erkennen geben. Auf der Decke des Stalles ist Heu ausgebreitet; ein paar grobe leinene Tücher oder Säcke verrathen bald ihre Bestimmung — hier ist das Bett des Sennhirten. Dieser holt aus einer Höhle, die im Hintergrunde der Hütte gegraben ist, Milch, Butter und Käse und ermahnt, tapfer zu essen, denn beim Bergsteigen bekomme man Hunger — und daß er Recht hat, beweisen wir. Aber welcher Wohlgeschmack, diese Milch und diese Butter! Wer noch nie in den Bergen gewesen ist, kann es gar nicht glauben, daß sie so ganz anders schmecken, als in den Ebenen. Da wachsen aber freilich auch ganz andere Futterkräuter als im Thale; betrachte einmal den Rasen der Alp (so nennt der Senne seine Bergweide), wie dunkelgrün, wie dicht, unter dem Fußtritte anschwellend wie ein grünes Sammetpolster; da sieht man keine hochgeschossenen, dürren Halme, keine Disteln und Herbstzeitlosen, aber verschiedene Arten von Klee mit rother, gelber und weißer Blüte und andere Kräuter, welche die Ebene nicht kennt.

Schon im Anfang des Mai ziehen die Sennen mit Ziegen und Schafen auf die Alp, vier Wochen später langen dann auch die Kühe an, gewöhnlich in Zügen von 24 Stück mit einem Stier, welches man ein Sennthum heißt. Gemeiniglich befinden sich dabei auch 2 bis 3 Schweine und 3 bis 6 Ziegen. Erfreulich ist der Anblick einer Auffahrt auf die Alp, d. h. der Auszug einer Herde, wenn sie im Beginn des Sommers auf die Berge geht. Hirt und Herde sind voll Lust. Es ist, als wüßten die Kühe, wie schön es auf der Alp ist, so jubelnd verlassen sie ihr Dorf, und so munter steigen, ja klettern sie bergan, wenn auch der Weg mühsam ist. Dabei hat der ganze Zug eine gewisse Ordnung, und an Putz und Jubel fehlt es nicht. Im Appenzeller Land am Säntis geschieht es so: Der Senn, mit sauberm Melkeimer auf der Achsel und mit Bändern geschmückt, eröffnet den Zug, den Hund zur Seite, einige weiße Ziegen vorauf. Dann folgen drei Kühe, die schönsten der Herde, mit mächtig großen Glocken am Halse. Hinter ihnen kommt der Handbub als Gehilfe des Sennen, auch mit sauberm Melkeimer, und führt die ganze Kuhherde, deren Reihe der Stier, mit einbeinigem Melkstuhl auf den Hörnern beschließt. Alles Vieh trägt Glocken, oft in harmonischem Geläut. Damit nichts von der Herde sich verläuft, kommt ein Knecht hintennach, und erst tags darauf wird aus der Ortschaft das nöthige Geräth, als hölzerne Milchkummen oder Zuber, der kupferne Käskessel u. dgl., auf einem Saumrosse zur Sennhütte geschickt. Butter wird droben wenig gemacht; Käserei ist das Hauptgeschäft und wird im großen getrieben, wodurch es sehr einträglich wird. Die kleinsten Schweizerkäse wiegen an 40, die größten an 100 Pfund, und Tag für Tag wird in jeder Sennhütte ein solcher Käs

Sennhütte in den Mittelalpen.

gefertigt, wozu man sämmtliche am Morgen und am vorigen Abend gemolkene Milch nimmt. Man verfährt so: Der große an einem Krahn hängende Kessel wird übers Feuer gerückt. Die laulich gewordene Milch bringt man durch ein Stück Laab (gedörrter und gegohrner Kalbsmagen) zum Gerinnen und rührt so lange, bis die Zersetzung der Milch fertig ist. Dann wird mit einem großen Leintuch der fette Kästeig herausgehoben und in eine platte runde Form gethan, worin er bis zum folgenden Tage liegen bleibt. Aus den übrig bleibenden Käsmassen (Molken) scheidet man nochmals eine magere Käsmasse, Zieger genannt, die der Senn zur Nahrung gebraucht. An einigen Orten versteht man solchen Zieger durch Einmischung gedörrten und gepulverten Alpenklees gar schmackhaft und wohlriechend zu machen, besonders im Glarner Land, dessen grüner Kräuterkäse (Schabzieger) im Auslande sehr beliebt ist. Die ganze Verfahrungsart zieht den Zuschauer an, aber vielleicht noch mehr die ganze Lebensweise von Menschen und Vieh auf einer Alp. Jede Kuh kennt ihre Glocke und ihren Namen, und Kühe und Ziegen verstehen den Ruf ihres Sennen. Man nennt die wenigen auf- und absteigenden Töne, die der Senn zu singen pflegt oder auf einer Schalmei bläst, den Kuhreigen. Es klingt im Gebirge gar lieblich, und die Seele des Bergbewohners hängt so daran, daß er in fernen Ländern leicht das Heimweh bekommt, wenn er ihn blasen hört. Selbst Kühe, die einmal auf der Alp gewesen, kann man zuweilen dadurch wild machen.

Der Senne bleibt bis in den September auf seinen Bergeshöhen, kommt während der ganzen Zeit vielleicht nicht ein einziges mal in sein Dorf herab, wird nur besucht, wenn man den Käse abholt, oder wenn einer seiner Angehörigen ihm Brot oder irgend ein Werkzeug bringt. Seine Nahrung ist Milch und magerer Käse, und er behilft sich oft wochenlang ohne Brot; zeigt aber ein Reisender, der bei ihm einkehrt, Schinken, kalten Braten oder gar eine Weinflasche, so sieht man den sonst so genügsamen Mann vor Begierde zittern, so sehr verlangt ihn nach jenen Nahrungsmitteln, und gern gibt er Butter, Käse und Milch die Fülle für den ihm überlassenen Antheil. — Die Kleidung des Sennen ist so einfach als möglich: zwilchene Hosen, die bis über die Kniee reichen, und ein blauer Kittel, hier Futterhemd genannt; er geht barfuß oder auf hölzernen Sohlen; auf dem Kopfe sitzt ein schwarzes, ledernes Käppchen, und eine kleine Pfeife läßt er selten aus dem Munde; schon die Buben rauchen, und sollten sie die Pfeife mit dürren Heublumen füllen müssen. Man trifft unter den Sennen häufig große Männer von kräftigem Körperbau, in der Regel ist der Appenzeller mehr untersetzt gebaut, stark geschultert, braun- und blondhaarig; aus den grauen Augen, dem breiten Gesicht spricht Schalkheit und trotzige Derbheit. Er ist stolz auf seine Heimat, seinen Beruf und selbst auf seine Lebensweise.

69. Die deutschen Nordseemarschen.

(Kohl.)

Kaum hatten wir das schleswigsche Städtchen Bredstedt verlassen, so rollten wir von dem hohen Rande des Geestlandes in die tiefe Marsch hinab. Das Marschland theilt sich von der Geest so scharf ab, daß man die Grenze meistens mit einem Stocke angeben kann. Ich sagte meinem Kutscher, er solle da anhalten, wo wir an die Marsch kämen; er that es, und es fand sich, daß die Pferde mit

den Füßen schon in dem klebrigen Marschboden steckten, während die Hinterräder des Wagens noch auf dem sandigen, trockenen Geestwege standen.

Nach anhaltendem Regenwetter sind die Marschwege fast unpassirbar. Ihre Oberfläche wird dann zu einem so tiefen, klebrigen, dickmusigen Schlamme, daß im Herbste zuweilen geradezu aller Verkehr in den Marschen aufhört. Muß man reisen, so ist man zufrieden, wenn man zwei Stationen an einem Tage zurücklegt.

Obwohl ich die Marschen schon oft gesehen hatte, überraschte mich doch auch hier wieder der Anblick dieser eigenthümlichen Bodengestaltung. Vor mir, zur Rechten und zur Linken, lagen unabsehbare Wiesenfluren, in der Nähe und Ferne mit Herden weidender Rinder bedeckt; selbst von den entlegensten Weiden schimmerten noch wie Wiesenblümchen die bunten Rücken der Ochsen und Kühe. Wie die Rinder, so sind auch die Wohnungen der Leute weit und breit verstreut. Sie liegen auf künstlich errichteten Hügeln von 3 bis 5 Meter Höhe, die »Wurten« (anderwärts »Warfen«, auch »Warten«) genannt werden, und die den Bewohnern und allen ihren Habseligkeiten als Zufluchtsort bei großen Ueberschwemmungen dienen. Auf solchen Wurten wohnen nicht nur Friesen, sondern überhaupt alle Leute an der ganzen Küste von Schleswig und Holstein bis nach Hamburg hin, an allen Ufern der unteren Elbe und Weser, der Jahde, der Ems und in einem großen Theile der Niederlande. Wie Burgen ragen die Hügelwohnungen aus dem Grasmeere hervor, und man sieht bis weit an die Grenze des Horizontes noch viele solcher Burgen auftauchen.

Auf diese Wurten wird auch alles mit hinaufgezogen, was die Feuchtigkeit der Wiesengründe nicht verträgt, namentlich der Gemüsegarten. Kohl und Rüben werden überall an den Abhängen dieser Hügel gebaut. Im Sommer sind die Wurten alle von dem in der Blüte stehenden Senfsamen gelb gefärbt. Auch steht hie und da ein Baum auf dem Gipfel neben dem Hause. Sonst ist in der Marsch selbst nirgends ein Busch oder Baum zu erblicken. Die Häuser sind hier in einem ganz anderen Stile gebaut, als auf der Geest; sie sind nur einstöckig, lang, von Ziegeln, ohne vielen Holzaufwand, wie in Holland, und über den niedrigen Thüren ist immer ein kleiner, schmaler Bogen, der schneeweiß angekalkt ist, der einzige übertünchte Streifen am ganzen Hause. Neben den Thüren findet man immer zwei eiserne Ringe eingeschlagen, um Reitpferde daran anzubinden; denn bei der argen Weglosigkeit der Marsch im Herbst und Winter reiten die Bewohner lieber zu einander, selbst die Weiber, die von ihren Männern hinten auf das Kreuz des Pferdes genommen werden.

Einen eigenthümlichen Zug bilden in der Landschaft die Deiche, die sich in langen Linien durch die Wiesen strecken. Man unterscheidet sie in Binnen- und Haf- oder Seedeiche. Mit dem letzteren Namen wird der äußere Deich, der gegen die See schützt und unmittelbar an der Küste hinläuft, bezeichnet. Wenn das Land nach dem Meere zu anwächst und dann durch seine Eindeichung ein neuer »Hafdeich« entsteht, so wird der alte dadurch ein Binnendeich; denn man läßt diese bestehen, weil ihre Wegschaffung sehr kostspielig sein würde, und weil sie auch beim etwaigen Durchbruche des Hafdeiches doch noch schützen können. — Weil die Deiche meistens erhaben und daher trockener sind, als die tiefliegenden Marschen, so fährt man gern auf ihrem Rücken hin, und es bilden sich daher namentlich auf den Binnendeichen Wege aus. Auf den Hafdeichen zu fahren, erlaubt man aber nicht in allen Marschländern, weil die Wagen dem Deiche schaden. — Die auf dem hohen Deiche sich bewegenden Wagen, Fußgänger und Reiter gewähren in der Ferne einen eigenthümlichen Anblick. Sie sehen ge-

spenstisch aus, und man begreift, warum die Marschbewohner so oft Gespenster auf den Deichen wandeln sehen.

Als letzte Eigenthümlichkeit muß man noch die tiefen Gräben erwähnen, die um alle Marschwiesen und Marschäcker gezogen sind, um sie trocken zu legen, und dann die Kanäle und Schleusen, um die süßen Landgewässer ins Meer abzuführen. Im Sommer sind die Gräben zum Theil trocken und voll Vieh, das darin grast. Die Kühe schienen mir alle außerordentlich zahm, sanft und klug; denn eine jede, bei der wir vorbeifuhren, hob ihren Kopf aus dem Grase empor, blickte uns neugierig an und brüllte, als wollte sie uns begrüßen.

70. Der frohe Wandersmann.

(Eichendorff.)

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
den schickt er in die weite Welt;
dem will er seine Wunder weisen
in Berg und Wald und Strom und Feld.

Die Trägen, die zu Hause liegen,
erquicket nicht das Morgenroth,
sie wissen nur von Kinderwiegen,
von Sorgen, Last und Noth um Brot.

Die Bächlein von den Bergen springen,
die Lerchen schwirren hoch vor Lust,
was sollt ich nicht mit ihnen singen
aus voller Kehl' und frischer Brust?

Den lieben Gott laß ich nur walten;
der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld
und Erd und Himmel will erhalten,
hat auch mein Sach aufs best bestellt!

71. Reisesprüchlein.

(Moscherosch.)

Wer reisen will,
der schweig fein still,
geh steten Schritt,
nehm nicht viel mit,
so darf er nicht viel sorgen,
und geh recht früh am Morgen.

72. Frisch gewagt ist halb gewonnen.

(Hebel.)

„Frisch gewagt ist halb gewonnen." Daraus folgt: Frisch gewagt ist auch halb verloren. Das kann nicht fehlen. Deswegen sagt man auch: „Wagen gewinnt, wagen verliert." Was muß also den Ausschlag geben? Prüfung, ob man die Kräfte habe zu dem, was man wagen will; Ueberlegung, wie es anzufangen sei; Benutzung der günstigen Zeit und Umstände, und hintennach, wenn man sein mutiges A gesagt hat, ein besonnenes B und sein bescheidenes C. Aber so viel muß wahr bleiben: wenn etwas Gewagtes soll unternommen werden, und kann nicht anders sein, so ist ein frischer Mut zur Sache der Meister, und er muß dich durchreißen. Aber wenn du immer willst und fängst nie an, oder du hast schon angefangen, und es reut dich wieder und willst, wie man sagt, auf dem trockenen Lande ertrinken: guter Freund, dann ist „schlecht gewagt ganz verloren".

73. Columbus.

(Nach Gude.)

Schon das graue Alterthum hatte dunkle Sagen von großen Ländermassen, welche im Westen Europas jenseit des Meeres lägen. Häufig wird

in jenen Sagen einer Insel Atlantis gedacht, zu der man habe leicht gelangen können; ein fürchterliches Erdbeben habe aber die Insel verschlungen, und seit jener Zeit sei das Meer in jener Gegend so mit Schlamm angefüllt, daß es nicht beschifft werden könne. Was so das graue Alterthum geahnt, das hat Columbus 1492 verwirklicht. Die uralte Ansicht, daß die Erde eine Scheibe sei, ringsum von Wasser umgeben, ist durch Columbus Fahrt quer über den Ocean zu Schanden gemacht.

Dieser außergewöhnliche Mann stammte aus Genua. Geboren mit einem unwiderstehlichen Drange in die hohe See hinauszufahren, saß er als Kind, schauend und sinnend, stundenlang am Ufer des Meeres und ging schon mit seinem vierzehnten Jahre zu Schiffe. Aber 18 Jahre hat er als Mann warten müssen, ehe ihm die Mittel wurden, seine großartigen Pläne zur Ausführung zu bringen. Er wandte sich an seine Vaterstadt Genua, er wandte sich an das ebenso reiche Venedig; aber beide Kaufmannsstädte verstanden ihn nicht und ließen ihn im Stich. Als Plänemacher abgewiesen, ging er nach Portugal. Hier wußte man ihm seinen Plan abzulocken; er sollte um die Frucht so vieljähriger und mühevoller Forschungen betrogen werden, die man ihm als Ausländer nicht gönnte. Ein anderer wurde ausgeschickt, der aber bald wieder zurückkehrte, ohne das gehoffte Land entdeckt zu haben. Voll bitteren Verdrusses verließ Columbus Portugal, wandte sich noch einmal persönlich nach Genua, aber vergebens.

Endlich versuchte er es in Spanien. Sein ganzes Vermögen hatte er schon für Reisen, für das Anschaffen von Instrumenten und Karten zugesetzt. Arm, als Bettler, kam er nach Spanien und bat in einem Kloster für sich und seinen Sohn um ein Stück Brot und einen Trunk Wasser. Der Prior des Klosters, erstaunt über die Kenntnisse des Mannes, empfahl ihn bei Hofe. Isabella, die schöne, edle Königin, wies ihn nicht ab. Aber zu Salamanca traten Professoren, Geistliche und Mönche zusammen, den Plan des Columbus zu prüfen. Einigen dieser gelehrten Leute erschien er als Schwärmer, anderen sogar als strafwürdiger Ketzer; denn seine Behauptung, daß die Erde eine Kugelgestalt habe, sollte der Heiligen Schrift widersprechen. Aber auch diejenigen, welche die Kugelgestalt der Erde zuließen, meinten doch, wenn man so weit, als Columbus wolle, herumsegle, müsse man nothwendig immer tiefer und tiefer hinuntergleiten und könne dann unmöglich den Wasserberg wieder heraufkommen. So oft nun auch schon Berathungen stattgefunden hatten, Columbus erhielt lange Zeit keine Antwort. Er aber hielt fest an dem Glauben, der in seinem Innern lebte, ob man ihn auch einen Ketzer nannte, und herrlich ist sein Mut gekrönt worden. Er betrachtete sich geradezu als ein Werkzeug in der Hand des Himmels, um dessen große Pläne auszuführen, als einen auserwählten Mann, der nach den Weissagungen der Propheten die Enden der Erde zusammenbringen, alle Völker unter die Fahne des Heilands versammeln, alle Heiden der christlichen Kirche zuführen sollte. Nicht das Verlangen nach Gold und Schätzen trieb ihn in den unbekannten Ocean, sondern sein tief religiöser Sinn, den er sich bis ans Ende bewahrte. Die Entscheidung der gelehrten Versammlung fiel endlich dahin aus, daß das Unternehmen des Columbus jedes sicheren Grundes entbehre und unausführbar sei, und darauf erklärte der König Ferdinand dem Columbus, daß er unmöglich auf ein Unternehmen von so zweifelhaftem Erfolge eingehen könne. Schon war der unerschütterliche Columbus im Begriff, sich nach Frankreich

zu wenden, als Isabella dies erfuhr. Sofort sandte sie ihm einen Eilboten nach, der ihn auch einholte. Sie war entschlossen, das nöthige Geld zu schaffen, sollte sie auch ihre Juwelen verpfänden müssen. Eine Frau also war es, begabt mit einer großen Seele und vorzüglichem Scharfsinne, die den Columbus verstand.

Nicht leicht aber hat ein Mann mit so festem Mute bis ans Ende ausgeharrt wie Columbus. Hatte er schon vor der Fahrt mit so unsäglichen Hindernissen zu kämpfen, so folgten dieselben bei der Fahrt selbst wie eine Kette weiter. Der Hafen von Palos ward zum Ausrüsten der Schiffe bestimmt, aber niemand wollte anfangs Schiffe hergeben oder an der Fahrt theilnehmen. Als sich endlich 120 Leute zur Theilnahme an der Unternehmung erboten, verbreitete sich über das ganze Städtchen eine tiefe Trauer; denn fast jeder Bewohner sah einen Freund oder einen Verwandten scheiden, an dessen Zurückkunft er nicht glaubte.

Den 3. August 1492, an einem Freitage, wurden die Anker gelichtet. Aber was für Mut und Geistesgegenwart gehörte dazu, ein so abergläubisches, furchtsames Schiffsvolk zu beschwichtigen, das schon den feuerspeienden Pik von Teneriffa und das Zerbrechen eines Steuerruders für eine höchst üble Vorbedeutung ansah. Mit großer Bestürzung bemerkten die Steuerleute, daß die Magnetnadel von ihrer gewöhnlichen Richtung abwich. Als man die Passatwinde erreicht hatte, die beständig von Osten nach Westen gehen, glitten die Schiffe schnell über den ruhigen Ocean dahin. Die Luft war so rein und so mild, daß man sie mit Lust einathmete, das Wetter so schön wie an einem hellen Frühlingsmorgen. Als aber der Wind fortwährend derselbe blieb, gerieth das Schiffsvolk wieder in Angst und Zagen; es fürchtete bei diesem beständigen Ostwinde den Rückweg nach Spanien nicht wieder antreten zu können. Zum Glück wich der Wind etwas nach Südost, und die Mannschaft beruhigte sich wieder. Es kamen auch Vögel, eine Bachstelze und eine Meerschwalbe, das Meer füllte sich mit Seepflanzen. Aber bald darauf trat völlige Windstille ein, und die Massen der Seepflanzen wurden so dicht, daß es den Schiffen fast unmöglich schien, sich einen Weg durch sie zu bahnen. Da kamen dem Schiffsvolke die alten Fabeln von versunkenen Ländern, an deren Stelle große Morastbänke zurückgeblieben, wieder ins Gedächtnis; jeden Augenblick glaubten sie, mitten im Ocean im Moraste stecken zu bleiben und eines elenden Todes zu sterben. Jede neue Erscheinung brachte die aufgeregte Mannschaft in neue Furcht; es rotteten sich die Kühnsten zusammen und machten den Vorschlag, den Admiral ins Meer zu werfen und nach Spanien zurückzukehren. Aber den unerschütterlichen Columbus vermochten keinerlei Drohungen von seinem Vorhaben abzubringen. Unermüdet stand er Tag und Nacht auf dem Hintertheil seines Schiffes, schlief nur wenige Stunden, zeichnete jede Beobachtung auf und wußte die Ordnung und den Gehorsam wieder herzustellen. Als aber der Steuermann der ängstlichen Mannschaft verkündete, daß man nach dem Tagebuche des Admirals 578 Meilen zurückgelegt habe, und als die Sonne immer wieder aus dem küstenlosen Ocean emporstieg, nachdem es schon manchen Abend geschienen, als ob man Land vor sich gesehen: da vermochte die Mannschaft ihren Ingrimm nicht länger zurückzudrängen und verlangte mit Ungestüm die Rückkehr. Columbus blieb fest und bat noch drei Tage zu warten.

Zum größten Glück erschienen jetzt deutliche, unzweifelhafte Zeichen von

Land: frische Beeren, ein Rohr, ein kleines Brett, endlich auch ein künstlich geschnitzter Stab. Das Senkblei erreichte den Boden, der Wind war unregelmäßig, und als am 12. Oktober 1492 der Morgen graute, stand die ganze Mannschaft in neugieriger Spannung auf dem Verdeck; ein schönes, ebenes Eiland entfaltete sich vor ihren Blicken, über und über mit dem üppigsten Grün und den herrlichsten Bäumen bedeckt. Aus den Wäldern kam eine

große Zahl von Menschen, ganz nackt, von kupferrother Hautfarbe, das Haar dick und schwarz in Locken auf den Nacken herabfallend. Voll Staunen sahen sie die weißen Männer sich der Küste nähern, erschrocken ergriffen sie die Flucht in die Wälder. Columbus, in reichen Scharlach gekleidet, mit dem königlichen Banner in der Hand, zog sein Schwert und nahm, nachdem er Gott auf den Knieen mit Thränen gedankt, feierlich im Namen der spanischen Herrschaft Besitz von der Insel, der er den Namen San Salvador gab. Columbus lebte der festen Ueberzeugung, daß er eine von den östlichen Inseln Asiens erreicht habe und nicht mehr weit von Indien entfernt sei. Deshalb nannte er in seinen Berichten fortwährend die Eingeborenen Indianer, welcher Name später auf alle Ureinwohner der neuen Welt überging. Keiner dachte damals daran, daß Columbus einen unbekannten Erdtheil aufgefunden habe.

74. Die Indianer der Prairien.

(K. Andree.)

Schon vor seiner Entdeckung war Amerika von verschiedenen Völkerschaften bewohnt, die in seinen Ebenen und Wildnissen nach ihren Natursitten lebten. Von den Weißen sind sie aber mehr und mehr ihrer östlichen Wohnsitze beraubt und immer weiter und weiter nach Westen zurückgedrängt worden. Auch haben die Blattern und der Brantwein die einst zahlreichen

Stämme bedeutend vermindert und manche sogar ausgerottet. Noch mögen etwa gegen 300,000 Indianer im Gebiete der nordamerikanischen Freistaaten leben. Im Westen von Arkansas, im sogenannten Indianergebiete, haben sich viele als Ackerbauer angesiedelt, andere leben noch als Jägervölker in den Ebenen zwischen dem Missisippi und dem Felsengebirge. Hier durchstreifen sie die Prairien und beschäftigen sich mit Jagd und Krieg. Sie haben einen kräftigen gedrungenen Körperbau, auch ist die Ausbildung ihres Körpers durch Schwimmen, Laufen, Klettern, Springen bei ihnen die Hauptsache. Dazu werden sie an Schärfe der Sinne wohl von keiner andern Völkerschaft übertroffen. Mit Falkenaugen wissen sie die Thierfährten und die Fußtritte ihrer Freunde von denen ihrer Feinde genau zu unterscheiden. Die meisten sind vortreffliche Reiter, und tollkühn erjagen sie sich in den Grasebenen ihr Hauptnahrungsmittel, den Büffel. Den Feind greifen sie nur an, wenn sie ihm überlegen sind, am liebsten des Nachts oder aus einem versteckten Hinterhalte.

Das langgewachsene Haupthaar salben sie mit Fett und schmücken es mit Federn und anderem Zierat, das Barthaar wird aber sorgfältig ausgezupft. Bei allen Stämmen ist immer noch das Tättowiren Sitte, obgleich das Einpunktiren und Einstechen von Figuren in die Haut mit großen Schmerzen verbunden ist. Außerdem wird der Körper auch noch mit allerlei Figuren bemalt und mit mancherlei Schmuck behängt. Die Kleidung besteht meist aus einem Ueberwurfe von Hirsch- oder Schaffell, das kunstvoll mit Glasperlen und Hermelin besetzt ist. Die enganschließenden, hirschledernen Beinkleider sind an den Nähten mit Stachelschweinkielen verziert. Ueber die eine Schulter und unter dem andern Arm hindurch hängt die Haut eines Büffels, auf welcher die ruhmvollen Thaten des Besitzers dargestellt sind. Häufig kaufen sich jetzt die Indianer auch bunte Decken von den Weißen, mit denen sie Kopf und Schultern bedecken. Bei einem Kriegszuge suchen sie sich durch Bemalung, durch Hörner und Schwänze, die sie überall anbringen, ein fürchterliches Ansehen zu geben.

Der Bau ihrer Hütte ist fast bei jedem Stamme ein anderer. Auf dem hartgetretenen Fußboden werden Pfähle eingeschlagen und an der Außenseite mit einer Erdwand umgeben. Auf diese Pfähle befestigt man andere, die sich nach der Mitte hinneigen und ein spitz zugehendes Dach bilden, das mit Weidenruthen und darauf mit Erde belegt wird. Andere überspannen das Stangengerüste auch mit Büffelhäuten. In der Mitte befindet sich der Feuerherd, über welchem der Kessel mit Büffelfleisch hängt, und von dem der Rauch durch ein oben angebrachtes Loch zieht. Um die Wände herum laufen die aus Büffelhäuten bestehenden Betten, und an einem Pfahle daneben hängen Kleider, Waffen, Tabaksbeutel und andere Bedürfnisse des Indianers. Gewöhnlich sind die Hütten eines Indianerdorfes rings um eine größere Hütte, den Tempel, erbaut. Für das ganze Hauswesen, Aufbau der Hütten, Fertigung der Kleidungsstücke und Jagdgeräthschaften hat die Frau zu sorgen, während der Mann, wenn er nicht auf Jagd und Krieg ausgezogen ist, wie einst die alten Deutschen, ruhig auf seiner Bärenhaut liegt.

Geht es in den Krieg, der häufig unter den umherstreifenden Stämmen ausbricht, dann blitzt Wut und Feuer aus ihren Augen. Bewaffnet mit Lanze, Bogen und Pfeil, mit Keulen und Messern stürzen sie unter entsetzlichem Schreien wild aufeinander, bis die eine Partei den Rückzug antritt. Die Pfeile sind vergiftet und mit Widerhaken versehen. In neuerer Zeit

bedienen sie sich auch der Flinte. Die getödteten oder gefangenen Feinde werden skalpirt, d. h. man zieht ihnen die Kopfhaut ab, um diese als Siegeszeichen aufzubewahren. Dann feiert man den Sieg unter Tänzen und Lustbarkeiten, die man durch grausame Martern der Gefangenen zu erhöhen sucht. Gewöhnlich wird der Gefangene an einen Pfahl gebunden, den Männer und Frauen tanzend umringen. Dann stecken die Weiber einen um ihn errichteten Holzstoß an, während der Gefangene in dem Feuerbrande noch mutig seine Pfeife raucht und frohlockend noch erzählt, wie viele der Ihrigen er erschlagen habe.

Der Tanz bildet überhaupt einen wesentlichen Theil der Vergnügungen der Indianer und hat oft auch zugleich eine religiöse Bedeutung. Die Tänzer bemalen Gesicht und Brust mit allerlei Figuren, hängen sich Schnüre von Thierzähnen, Schellen und Klappern an und putzen den Kopf mit buntfarbigen Federn aus. Hohle Kürbisse, mit Samenkörnern gefüllt, werden zum Tanze geschüttelt, Rohrpfeifen geblasen, Trommeln geschlagen und rohe Gesänge angestimmt. Immer wilder werden dabei die Bewegungen und Sprünge. Unter drohenden Geberden werden Wurfspieße geschleudert und mit ledernen Schilden aufgefangen. Wild, wie die Indianer selbst, sind auch ihre Tänze. Ihre Ungebundenheit geht so weit, daß sie nur im Kriege dem Tapfersten aus ihrer Mitte als Häuptling gehorchen. Die Frauen behandeln sie wie dienende Personen. Die Knaben werden nur unterrichtet im Reiten und Schwimmen, im Gebrauche des Wurfspießes und der Bogen, wogegen die Mädchen in häuslichen Geschäften geübt werden. Zugleich werden die Knaben auf die mannigfaltigste Art gemartert, gepeitscht und geschlagen, um sie an Standhaftigkeit in Ertragung der größten Qualen zu gewöhnen.

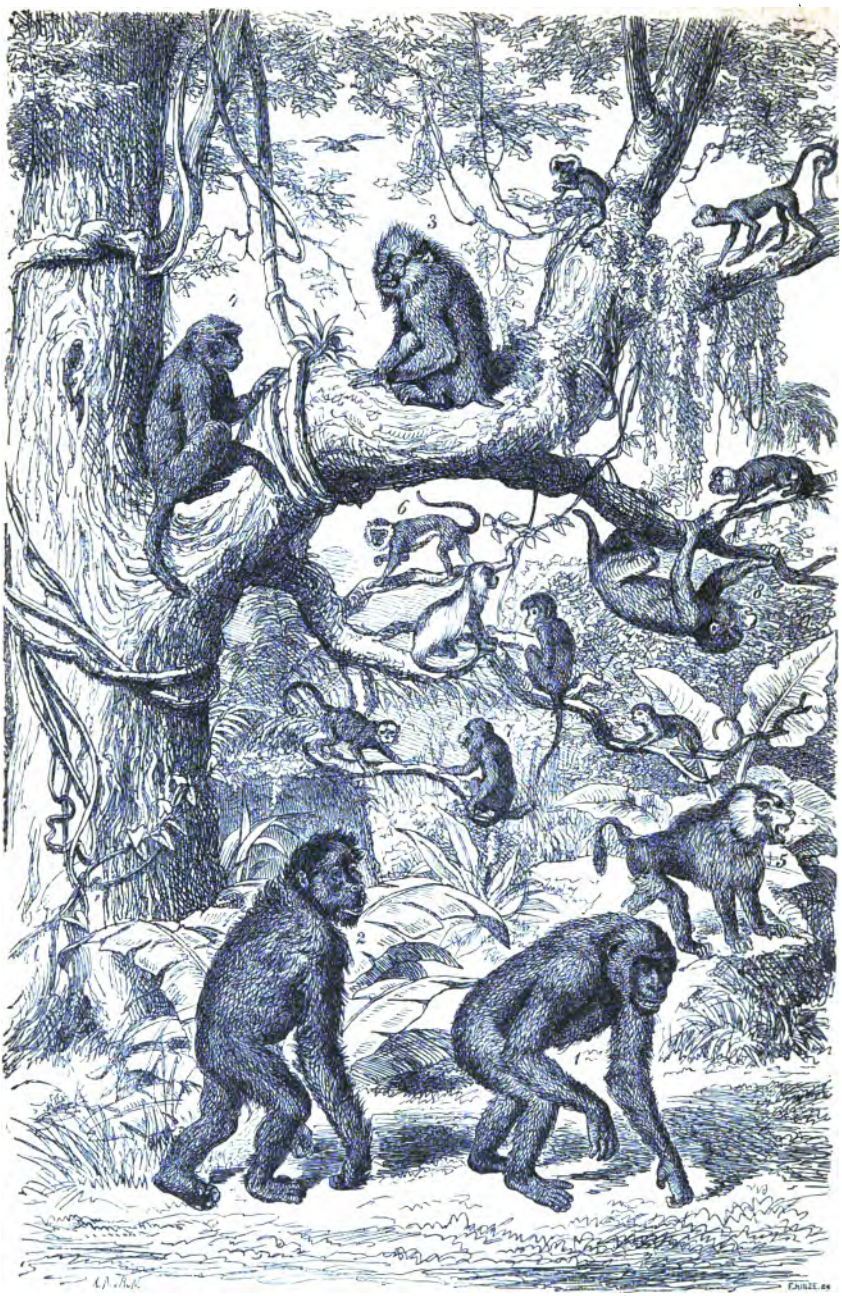
Von Gott und göttlichen Dingen haben sie noch die sonderbarsten Begriffe, obwohl alle an das Dasein eines großen Geistes glauben. Ueber die Weltschöpfung sind verschiedene Sagen unter den verschiedenen Stämmen verbreitet. In Bezug auf das Leben nach dem Tode glauben viele, daß der Mensch zwei Seelen habe, von denen die eine in die Heimat der Geister steige, die andere aber bei dem Leichname bleibe, um sich später mit einem andern Leibe zu vereinigen. Die Reise nach dem Geisterlande geht auf der Milchstraße, aber mancherlei Beschwerden sind dabei zu überstehen. Ueber breite und reißende Ströme muß man auf steinernen Nachen setzen, auf dem schlüpfrigen Rücken einer Schlange über bodenlose Schluchten schreiten. Wer hinabstürzt, wird in einen Fisch oder eine Schildkröte verwandelt. Weiterhin bellen riesige Hunde und drohen den neuen Ankömmling zu zerreißen. Nächst dem höchsten Wesen glaubt der Indianer noch an eine Menge Geister, die theils freundlich, theils feindlich ihm gesinnt seien und mit denen man durch Zauber sich in Verbindung setzen könne.

So sind die Indianer der Prairien, die noch in völligem Urzustande leben. Viele dagegen haben schon eine gewisse Kultur angenommen, treiben Ackerbau und Viehzucht, können wohl gar auch lesen und schreiben. Fast völlig civilisirt sind die Tschoktas zwischen dem Redriver und Arkansas, die nicht nur Ackerbau treiben, sondern auch Säge- und Griesmühlen und verschiedene Maschinen im Gebrauche haben. Ihre Landesbehörde ist von selbstgewählten Abgeordneten gebildet, die öffentliche Sitzungen halten. Auch an Schulen und einer höheren Lehranstalt fehlt es nicht, auf welche nicht unbedeutende Geldmittel verwendet werden.

75. Der Affe.

(Nach Curtman und Walter, sowie nach Martius.)

Unter allen Thieren steht dem Menschen körperlich der Affe am nächsten; ob auch geistig, muß bezweifelt werden. Denn alle edleren Eigenschaften, welche man bei anderen Thieren bemerkt, scheinen gerade dem Affen zu fehlen. Er ist zornig, tückisch, launenhaft, undankbar, frech, rachsüchtig und besitzt fast nicht eine Tugend, wodurch er sich dem Menschen wahrhaft nützlich machte. Denn die Possenreißerei und die Nachahmungssucht dienen höchstens zur Belustigung von Kindern. Man hat deshalb mit Recht gesagt: Der Affe stellt den Menschen von seiner schlechten Seite dar. Indessen ist unter den Affen selbst wieder ein außerordentlicher Unterschied, denn ihre Arten sind zahlreicher als die der meisten anderen Thiergeschlechter. — Alt eingefangene Affen sind oft so unbändig, daß man sie nicht dulden mag, oder sterben vor Traurigkeit über den Verlust ihrer Freiheit. Die jung aufgezogenen sind anfangs gelehrig und sanft, bald aber kehrt ihre ursprüngliche Art zurück, so daß manche mit ihrem Gebiß geradezu gefährlich werden. Man hat sie mannigfaltig eingetheilt, in Nachtaffen und Tagaffen, je nach der Zeit, wo sie ihrer Nahrung nachgehen; oder in geschwänzte und ungeschwänzte. Unter den geschwänzten hat man wieder die langschwänzigen Meerkatzen und die kurzschwänzigen Paviane unterschieden. Aber im ganzen ist es dieselbe Affennatur von den dem Menschen an Größe gleichkommenden bis zu denen von der Größe eines Eichhorns. Nachahmungssüchtig sind sie alle, und diese Eigenschaft macht sie auf der einen Seite sehr spaßhaft, auf der andern Seite gibt es Gelegenheit, sich ihrer zu bemächtigen. Dies geht so zu. In einer Gegend, wo man Affen



Affenleben.

(1. Gorilla. 2. Orang-Utang. 3. Mandrill. 4. Hundsaffe. 5. Mantelpavian. 6. Meerkatze. 7. Brüllaffe. 8. Schweinsaffe.)

auf den Bäumen vermutet oder ihr Geschrei hört, macht sich ein Jäger erst auf allerlei Weise bemerklich, dann zieht er ein Paar Stiefel an, oder wäscht sich aus einer Schüssel. Die neugierigen Affen lauschen hinter den Zweigen hervor, und kaum hat sich der Jäger entfernt und ihnen ein Paar Stiefel oder eine Schüssel zurückgelassen, so sind sie auch schon da, das Geschehene nachzuäffen. Allein die Stiefel sind inwendig mit Vogelleim beschmiert, und die Schüssel ist mit Leimwasser gefüllt. Natürlich wird der Affe in dem einen Falle im Laufen gehindert, in dem andern vermag er die Augen nicht zu öffnen und wird also leicht gefangen. Uebrigens hat es keine Schwierigkeit, Affen auf gleichem Boden ohne weiteres Hilfsmittel einzuholen, denn auf vier Händen laufen sie nicht sonderlich schnell und noch viel weniger auf zweien. Ihre eigentliche Bewegung ist das Klettern, wozu sie durch ihre händeartig gestalteten Füße ganz besonders ausgestattet sind. Verlassen sie deshalb den Wald, um in Pflanzungen Obst oder sonstige Früchte zu stehlen, so stellen sie Wachen aus, welche bei der geringsten Gefahr ein Geschrei erheben, worauf die ganze Schar eiligst die Flucht ergreift, wobei die Mütter ihre Säuglinge auf dem Rücken tragen. Im Walde selbst zeigen die größeren Arten mehr Mut, ja die Orang-Utangs und die großen Paviane sollen scharenweise geradezu die Reisenden angreifen und zwar die ersteren mit Prügeln, mit denen sie sowohl werfen als schlagen. Ja man behauptet, daß in einigen Gegenden die Eingebornen sich der Affen bedienen, um die hochhängenden Kokusnüsse zu bekommen. Sie warten die Zeit ab, wo Affen auf einem solchen Baume sitzen, und fangen durch Werfen Streit mit denselben an; sogleich brechen die Affen Nüsse ab und schleudern sie nach den Angreifern, welche sich weit genug halten, um nicht getroffen zu werden. Hat das Spiel lang genug gedauert, so vertreibt man die Affen durch ernstliche Mittel und liest nun die Nüsse zusammen. Nach anderen sind die Affen dazu abgerichtet. In bewohnteren Gegenden sind indessen alle Affenarten unangenehme Nachbarn theils wegen ihres diebischen Wesens, theils wegen ihres durchdringenden Geschreies, welches bei einer Art geradezu in Brüllen übergeht. Das Fleisch von manchen Arten wird zwar gegessen und mag, weil sie pflanzenfressende Thiere sind, auch ganz wohlschmeckend sein. Allein es macht einen unangenehmen Eindruck, Thiere von einer menschenähnlichen Gestalt gebraten zu sehen. Noch ist von keinem Affen bekannt, daß er wie Hunde, Pferde und selbst Kanarienvögel alle Befehle seines Herrn vollzogen, die Zeit auf der Uhr erkannt, gezählt und Aehnliches verrichtet hätte. Es scheint, daß die guten Eigenschaften dieser Affenarten nur in der Jugend hervortreten, dagegen im Alter abnehmen. Der gemeine türkische Affe (Maget), welcher aus der Barbarei (Nordafrika) kommt und selbst in Europa bei Gibraltar verwildert lebt, ist nur geschickt zu allerlei Gaukelkünsten. Nicht nur, daß er auf Kameelen und Bären sitzend durch seine Grimassen und Neckereien den Haufen der Zuschauer ergötzt, sondern er läßt sich auch mit Hunden gemeinschaftlich zum Seiltanzen und zu lächerlichen Komödien abrichten, wobei er menschliche Anzüge trägt. Da er das europäische Klima am besten erträgt, so ist er seit alten Zeiten bekannt, und die meisten Streiche, welche von Affen erzählt werden, gelten eigentlich von ihm. Sein Gesicht hat übrigens sehr wenig Menschliches und nähert sich schon den hundeartigen Pavianen; auch hat er wie sie Gesäßschwielen, aber nur einen unmerklichen Schwanz. Die abscheulichsten unter den Affen sind indessen ohne Zweifel die schon erwähnten Paviane und unter diesen obenan

der Mandril. Seine hochrothe Nase und grell blauen Backen und sein ähnlich gefärbtes Gesäß stechen gegen die schmutzigen und verworrenen Haare des Körpers unheimlich ab, und seine dicht beisammen stehenden, heimtückischen Augen verrathen schon, was man von ihm zu erwarten hat. Dabei besitzt er das Gebiß und die Stärke eines Wolfes, und die Thierführer haben mit ihm gewöhnlich am meisten zu schaffen. Selbst der Tiger faßt eher Zutrauen zu seinem Wärter als der Mandril. Bei den Meerkatzen und den übrigen langschwänzigen Affen ist der Wickelschwanz das Merkwürdigste, worin sie nicht bloß eine ungemeine Stärke, sondern auch ein feines Gefühl besitzen. Er ist ihnen eine fünfte Hand, denn sie hängen sich daran fest und schwingen sich von Ast zu Ast. Ja bei manchen Arten geht dies so weit, daß sich zwei, drei und mehr Affen mit den Schwänzen an einander hängen und so eine Kette bilden. Der unterste setzt diese in Schwung, bis er den gewünschten Ast erreicht, woran er sich fest hält und dann die anderen nachzieht.

An Größe und Körperfülle stehen die amerikanischen Arten dieses menschenähnlichen Thiergeschlechts den asiatischen und afrikanischen im allgemeinen nach. Aber an Rührigkeit, Regsamkeit und Schlauheit thun sie es wenigstens den letztgenannten zuvor. Während die Affen der alten Welt zum Theil auf der Erde wohnen, scheinen die amerikanischen vorzugsweise auf die dichten Urwälder dieses fruchtbaren Welttheiles angewiesen.

76. Das Ei des Columbus.

(Heinsius.)

Es ging dem Columbus, wie es vielen Menschen geht, er erntete am Ende Undank. Einige suchten sogar seine Entdeckung herabzuwürdigen; denn sie kam ihnen nun, nachdem sie gemacht war, so natürlich und leicht vor, daß sie meinten, es hätte sie ein jeder eben so gut machen können.

Mit einer so überklugen Gesellschaft saß Columbus eines Tages zu Tische, als gekochte Eier aufgetragen wurden. Columbus nahm ein Ei und fragte: „Wer von den Herren kann wohl ein Ei auf die Spitze stellen, daß es frei stehen bleibt?“ — Mehrere versuchten es, aber vergeblich. Da nahm Columbus das Ei, drückte es an einer Ecke ein, und das Ei stand. „Ja!“ riefen jetzt alle, „so hätten wir es auch machen können.“ — „Aber, meine Herren,“ sagte Columbus lächelnd, „warum haben Sie es denn nicht so gemacht? Der Unterschied zwischen uns ist, daß Sie es so machen konnten, und daß ich es so gemacht habe.“

77. Macht des Gebets.

(Fliegende Blätter aus dem Rauhen Hause.)

Das Schiff „Cornelia“ befand sich auf einer Reise im Weltmeere und war bereits weit von der amerikanischen Küste entfernt, als ein heftiger Sturm losbrach, der fünf Tage lang anhielt und das Schiff in eine solche Gefahr brachte, daß die Mannschaft sich fast für verloren ansah. Gerade als das Unwetter am wütendsten tobte und das Schiff wie einen Spielball haushoch hinauf- und hinabschleuderte, kam oben das Takelwerk am Hauptmast in Unordnung, und der Schaden mußte zurechtgebracht werden. Doch in dem Tumult des Sturmwindes auf den Mast zu klettern, schien fast unmöglich; es war ein Wagestück auf Leben und Tod. Der Steuermann befahl kurzweg einem Schiffsjungen, er solle hinauf. Der war ein junger, zarter Bursche, kaum

Elephantenjagd in Afrika.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

dreizehn Jahre alt, das einzige Kind einer armen Witwe, welche ihr Liebstes hatte in die Welt gehen lassen, weil sie selber kaum satt zu essen hatte.

Als der Junge den Befehl vom Steuermann empfangen, hob er seine Mütze auf, blickte hinauf nach der Spitze des Mastes und wieder hinab in die schäumenden Wellen, die wie mit Ruthen gepeitscht übers Verdeck schlugen und nach ihm die Wasserarme ausstreckten; und dann sah er den Steuermann an. Er schwieg einen Augenblick; darauf sagte er: Ich komme gleich! — Und er sprang übers Verdeck fort in die Kajüte. Eine Minute verging, dann kehrte er zurück, und nun ging's die Strickleiter hinauf, flink und entschlossen.

Der Mann, welcher diese Geschichte erzählt hat, stand unten am Maste, und seine Blicke folgten dem Kinde, bis ihm schwindelte. Er fragte den Steuermann: Warum schickst du den hinauf? Er kommt nicht lebendig herunter! — Der Steuermann antwortete: Männer fallen, Jungen stehn. Der klettert wie 'ne Eichkatze!

Der andere sah wieder hinauf; noch stand der Junge! Jetzt hing er am Mastkorb; jetzt stieg er weiter. Der Sturm raste und tauchte den Mast in die Flut ein; der Junge hielt sich. — In einer Viertelstunde war er unten, wohlbehalten und frisch, und lachte fröhlich. — Gott sei gedankt! rief jener; vor Angst hatte das Herz ihm stille gestanden.

Denselben Tag noch suchte er den Jungen zu sprechen. Er fragte ihn, ob ihm nicht bange gewesen sei. Ja, sagte der Junge. — Ich merkte es wohl, sagte der andere; du hast es dir auch erst in der Kajüte bedacht. — Bedacht nicht, sprach jener; ich wollte erst beten. Ich dachte, herunter komme ich nicht wieder lebendig; da habe ich beten gemußt. Hernach war ich nicht bange. — Der Mann fragte ihn, wo er das Beten gelernt habe. — Wie ich noch zu Hause war, sagte der Junge; die Mutter hat es mich gelehrt. Als ich fortging, sagte sie, ich solle es immer thun, damit Gott mich vor Gefahren bewahre, und ich kann es auch nicht lassen.

78. Der Elefant.

(Nach Grube und Brehm.)

In uralten Zeiten gab es unter den Thieren Riesenarten, welche die jetzt lebenden an Größe weit übertrafen. Sie sind im Laufe der Jahrhunderte untergegangen. Nur der Elefant, das Nashorn und das Nilpferd erinnern den Menschen noch an jene Riesenthiere der Vorwelt, die von derselben göttlichen Kraft gebildet und zertrümmert wurden, welche die Mücke im Sonnenschein kommen und verschwinden heißt.

Als das letzte Glied der untergegangenen Thierarten müssen wir das Mammut betrachten. Dieses stimmt in allen Hauptmerkmalen mit unserem jetzigen Elefanten überein, der wahrscheinlich ein Sprößling dieses seines Vorfahren ist. Im Eise Sibiriens, namentlich am Lena-Strom, hat sich jener alte Elefant nicht bloß mit seinen Knochen, sondern mit Fleisch und Haut und Haaren noch ganz frisch erhalten. Er war bis 6 Meter hoch. Grobe röthliche Wolle bedeckte sein Fell; lange, schwarze, steife Haare fielen ihm wie eine Mähne über den Rücken herab. Seine Glieder waren noch plumper, seine Stoßzähne noch gewaltiger, als die des Elefanten unserer Tage. In seinem Magen fand man zermalmte Tannenzweige. Diese und seine wollige Haut-

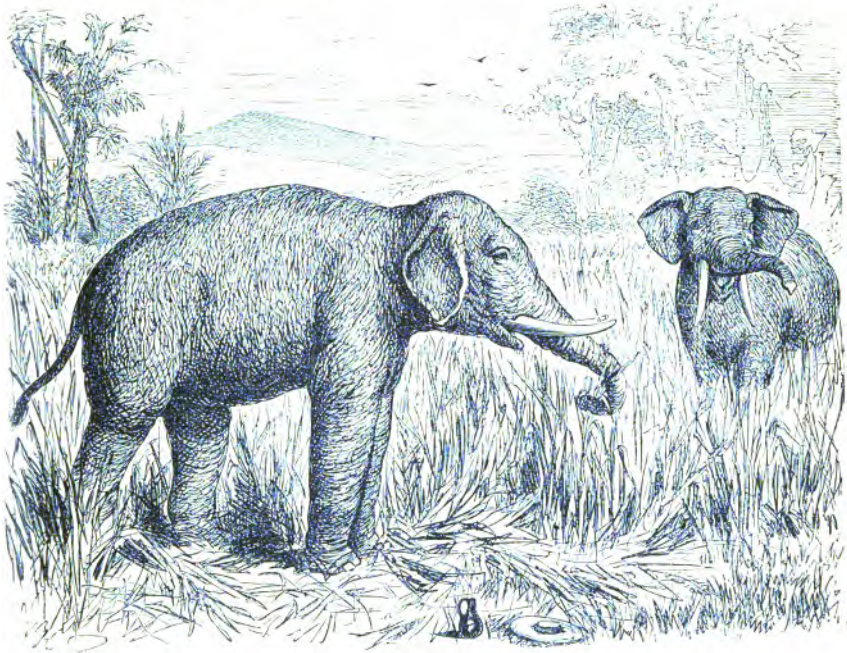
bedeckung sind ein Beweis, daß das Klima Sibiriens auch damals keineswegs ein heißes war.

Unseren Elefanten finden wir aber nur noch in der heißen Zone Asiens und Afrikas. Seine fast nackte Haut hat zwar die Dicke eines Daumens, ist aber empfindlich geworden, sogar gegen Insektenstiche. Doch in seiner Größe und Gewalt kommt er dem Mammut ganz nahe. Der asiatische Elefant erreicht noch immer eine Höhe von 4 Meter. Seine beiden Stoßzähne sind um die Hälfte länger als ein großer Mann, etwa 3 Meter lang, und jeder einzelne ist ebenso schwer als ein ausgewachsener Mensch, nämlich 150 bis 180 Pfund. Diese Stoßzähne liefern das werthvolle Elfenbein. Gegen den Elefanten ist der mächtige Löwe, der König der Thiere, schwach und klein, etwa wie ein Hund mit dem Ochsen verglichen, und der furchtbare Tiger ist nur ein kleines Kätzchen gegen ein Pferd gehalten. Das Gewicht seines Körpers kommt dem von 50 bis 60 Menschen gleich, denn es erreicht die hohe Zahl von 8000 bis 10000 Pfund.

Das Wunderbarste an dem Elefanten ist sein Rüssel. Dieser Rüssel ist eine verlängerte Nase. Dieselbe besteht aus tausenden von kleinen Muskeln, die ineinander geschlungen und so angelegt sind, daß sich der Rüssel verlängern, verkürzen und nach allen Richtungen biegen kann. Der Elefant besitzt darin eine solche Kraft, daß er nicht bloß einen Menschen, sondern den stärksten Tiger augenblicklich zu Boden schlagen, ja sogar Bäume ausreißen kann. Wie der Ochs seine Hörner, der Löwe seine Tatzen, so hat der Elefant seinen Rüssel als furchtbare Waffe bekommen. Und eben derselbe Rüssel ist zugleich die zarteste, feinste Hand, die sich nur denken läßt; er ist fähig, die kleinsten Geldstücke, und zwar mehrere zugleich, von der Erde aufzuheben, Knoten zu lösen, Thürschlüssel umzudrehen und Blumen zu pflücken. Der Rüssel endigt nämlich in eine fingerähnliche Spitze, die noch biegsamer ist, als der menschliche Finger, und ebenso fein zu tasten versteht, als dieser. Ja noch mehr, dieser Finger kann auch riechen, denn in der Mitte ist eine Oeffnung, auf deren Grunde man die beiden Nasenlöcher sieht. Man pflegt daher mit Recht zu sagen, der Elefant habe seine Nase in der Hand. Und diese Nase ist so fein, daß das Thier aus einer Gesellschaft sogleich diejenige Person herausfindet, die etwas für dasselbe in der Tasche hat. Dieser Rüssel ist das allervollkommenste Werkzeug, welches irgend ein Geschöpf unserer Erde besitzt. Freilich ist er auch sehr empfindlich und mancherlei Gefahren ausgesetzt. Wenn Mäuse oder andere kriechende Thierchen hineinschlüpfen, so können sie den mächtigen Elefanten ums Leben bringen. Deshalb hält er ihn im Schlafe so dicht auf der Erde, daß nichts weiter als Luft dazwischen eindringen kann.

Das Maul des Elefanten liegt so tief im unteren Theile des Kopfes, daß es ein Theil der Brust zu sein scheint. Der Elefant kann damit nicht auf die Erde reichen, um sein Futter zu ergreifen; denn der Hals ist so kurz, steif und dick, daß er sich gar nicht biegen läßt. Der Rüssel aber rupft das Gras aus und reißt das Laub von den Bäumen, um beides in das Maul zu stecken. Er schöpft das Wasser und spritzt es in den Mund. Sind die Elefanten heiß und durstig, so ziehen sie Wasser in den Rüssel und bespritzen alle Theile ihres Körpers damit. Setzen sich Insekten in die Falten und weicheren Stellen der Haut, so brechen sie mit dem Rüssel Zweige von den Bäumen, um die lästigen Gäste zu verjagen. Hilft jedoch das alles nicht,

ſo ſammeln ſie eine Menge Staub in den Rüſſel und bedecken alle empfindlichen Stellen damit, beſonders dann, wenn ſie ſich gebadet haben. Was wäre der Elefant ohne ſeinen Rüſſel? Bei all ſeiner Stärke ein ſchwaches Thier, bei all ſeiner Klugheit ungeſchickt — er müßte verhungern und verdurſten, könnte gar nicht leben.



Elefanten im Reisfelde.

Die vier Beine des Elefanten ſtehen wie vier dicke, mächtige Säulen, auf denen das ſchwere Gebäude des Rieſenleibes ruht. Plump und ſteif können ſie nur zerſtampfen und zerſchmettern, was ihnen unter die Füße kommt. Da aber die Beine ſehr hoch ſind, ſo kann ſich der Elefant trotz ſeiner Schwere und ſeiner plumpen Geſtalt doch ſehr ſchnell fortbewegen. Sein gewöhnlicher Gang kommt dem Trabe des Pferdes gleich; ſein Trab aber iſt noch ſchneller, als der Galopp des ſchnellſten Pferdes. Man könnte dem Elefanten nicht entrinnen, wenn er ſeine große Körpermaſſe ſo ſchnell ſeitwärts und rückwärts wenden könnte, als er ſie vorwärts bewegt. So aber entkommt man ihm bei geſchickten Wendungen. Er iſt auch ein ſehr guter Schwimmer und trägt ſogar große Laſten glücklich über einen Strom. Dabei hält er ſeinen Rüſſel in die Höhe, um Luft zu ſchöpfen.

Seine Nahrung nimmt der Elefant nur aus dem Pflanzenreiche. Die üppigen Wälder der heißen Zone bieten ihm dieſe Pflanzenkoſt in großer Fülle dar. Mit ſeinem Rüſſel zerknickt er die von den Bäumen geriſſenen Aeſte und Zweige und ſchiebt ſie in ganzen Bündeln ins Maul. Man hat Holzſtücke von 10 cm Länge und 3 bis 4 cm Dicke in ſeinen Eingeweiden gefunden. Eine Lieblingsſpeiſe für ihn iſt der Reis. Geräth eine Elefanten-

herde in ein Reisfeld, so ist die ganze Ernte verloren. Ein einziger Elefant verzehrt gegen 100 Pfund Reis; und was der Riesenmagen nicht verspeist, das zerstampfen die plumpen Füße.

Dieser gewaltige Riese, welcher den mächtigsten Tiger wie einen Federball fortschleudert, welcher den Löwen mit einem Fußtritte zermalmt, vor dem der Mensch schwach ist wie ein Wurm, — dieser starke Elefant wird doch ein gehorsamer Diener des Menschen, der auf die Stimme seines Herrn hört, aufmerksamer und klüger, als mancher Hund. Er weiß den leisesten Ton zu unterscheiden, versteht die Wünsche und Gedanken des Menschen oft schon, bevor sie ausgesprochen sind. Seinem Wärter ist er mit der wärmsten Liebe zugethan und liebkost ihn, wie ein treuer Hund. Wie der Hund wegen seines Verstandes dem Menschen alles geworden ist, so ist ihm auch der Elefant Reitpferd, Lastthier, Zugvieh, Packknecht und Soldat geworden.

Ein Pferd mag wohl zwei Reiter tragen, aber es macht ihm doch schon Mühe; der Elefant nimmt mit Leichtigkeit 28 Menschen auf seinen Rücken, die sich dort bequem auf einem Tragsessel niederlassen. Wenn das Kameel als das stärkste Lastthier die schwere Last von 1200 Pfund zu tragen vermag, so nimmt der Elefant 4000 Pfund auf seinen gewaltigen Rücken. Diese schweren Lasten trägt er nicht nur, sondern er hilft sie selber sich aufladen, indem er niederkniet wie das Kameel und dann mit seinem Rüssel die Waaren auf den Rücken hebt. Eine 24-Pfünder-Kanone, die sechs Pferde kaum fortbringen würden, zieht er ohne Mühe auf dem schlechtesten Wege die Berge hinan. Was unsere Bauern mit einem Gespann Pferden oder Ochsen mühsam in einem Tage umpflügen, das pflügt der Elefant in ein paar Stunden. In alten Zeiten hat derselbe auch zur Kriegführung gedient. Einen ganzen Thurm voll streitbarer Soldaten trug er auf seinem Rücken; und viele Feinde wurden von seinem starken Rüssel erschlagen oder von seinen Füßen zerstampft.

79. Der Tiger.

(Brehm.)

Der Königstiger ist eine herrliche, wunderschön gezeichnete und gefärbte Katze. Seine Gestalt ist höher, schlanker und leichter als die des Löwen; in der Größe aber steht der Tiger keineswegs hinter jenem zurück. Die gewöhnliche Körperlänge beträgt gegen 160 Centimeter, die Länge des Schwanzes 70 Centimeter, die Höhe bis zum Rückgrat 80 Centimeter. Der Leib ist etwas mehr verlängert und gestreckter, der Kopf runder als der des Löwen. Der Schwanz ist lang und quastenlos, die Behaarung kurz und glatt und nur an den Wangen bartmäßig verlängert. Alle Tiger, welche in nördlicher gelegenen Ländern wohnen, tragen ein viel dichteres und längeres Haarkleid als diejenigen, deren Heimat die heißen Tiefländer Indiens sind. Die Zeichnung des Thieres zeigt die schönste Anordnung von Farben. Besonders schön ist der Gegensatz zwischen der hellen, rostgelben Grundfarbe und den dunkeln Streifen, welche über sie hinweglaufen. Wie bei allen Katzen ist die Grundfärbung auf dem Rücken dunkler, an den Seiten lichter und auf der Unterseite weiß. Vom Rücken aus ziehen sich nun weit auseinanderstehende, unregelmäßige, schwarze Querstreifen in schiefer Richtung theils nach der Brust, theils nach dem Bauche herab, etwas von vorn nach hinten. Einige dieser Streifen sind doppelt, der größere Theil aber einfach und dann dunkler. Der Schwanz ist lichter als die Oberkörpertheile; aber auch er ist durch dunkle Ringel ausgezeichnet. Die Schnurrhaare sind weiß, die Nase ist ungefleckt, die Regenbogenhaut im Auge gelblichbraun. Die Jungen sind genau so gezeichnet wie die Alten; nur ist ihre Grundfärbung etwas heller.

Die Verbreitung des Tigers ist eine auffallend große; denn er ist keineswegs, wie man gewöhnlich annimmt, bloß auf die heißen Länder Asiens, zumal auf Ostindien, beschränkt, sondern zieht sich über eine Strecke des gewaltigen Erdtheils hinweg, welche unser Europa bei weitem an Ausdehnung übertrifft. Sein Hauptsitz ist allerdings Ostindien, und zwar ebensowohl Vorder- als Hinterindien. Von hier aus erstreckt er sich durch Tibet, Persien, die ganze Steppe zwischen Indien, China und Sibirien bis zum Ararat im Westen von Armenien. In China findet er sich fast überall.

Ebensowohl als in Rohr- und Graswäldern mit wenigen Bäumen, aber viel Gesträuch begegnet man dem Tiger in großen, hochstämmigen Wäldern. Nach den herdenreichen Alpenweiden in den Hochgebirgen Asiens geht er niemals empor. Um so öfter kommt er dicht an die Dörfer, ja selbst an die Städte heran. Die schilfbewachsenen Ufer der Flüsse, die ungeheuren, schilfartigen Bambusgebüsche und andere Dickungen sind seine Lieblingsplätze. Allen übrigen Orten aber soll er den Schatten unter einem buschigen Strauche, Korintha genannt, vorziehen, weil dessen Krone so dicht ist, daß sich kaum ein Sonnenstrahl zwischen den Zweigen hindurchstehlen kann. Diese Liebhaberei des Tigers für die Korintha ist so bekannt, daß bei den Jagden die Treiber stets zuerst ihr Augenmerk auf jene Büsche richten. Hier verbirgt er sich, um zu ruhen, und von hier aus schleicht er an seine Beute heran, bis er so nahe gekommen ist, daß er sie mit wenigen Sätzen erreichen kann. Er hat alle Sitten und Gewohnheiten der Katzen. Seine Bewegungen sind anmutig und dabei ungemein rasch, gewandt und zugleich ausdauernd. Er schleicht unhörbar dahin, versteht gewaltige Sätze zu machen, klettert trotz seiner Größe rasch und geschickt an Bäumen empor, schwimmt meisterhaft schnurgerade über breite Ströme und zeigt dabei immer bewunderungswürdige Sicherheit in der Ausführung jeder einzelnen Bewegung.

Er ist kein eigentliches Nachtthier, sondern streift, wie die meisten Katzen, zu jeder Tageszeit umher, wenn er auch den Stunden vor und nach Sonnenuntergang den Vorzug gibt. An Tränkplätzen, Landstraßen, Dorfwegen, Waldpfaden und dergleichen legt er sich auf die Lauer, am allerliebsten in dem Gebüsch an den Flußufern. Denn hier kommen entweder die Thiere zur Tränke, oder die Menschen steigen herab, um ihre frommen Uebungen und Waschungen vorzunehmen. Von den Büßern, welche zeitweilig an den heiligen Strömen leben, werden viele durch die Tiger getödtet. Eigentlich ist kein Thier vor dem entsetzlichen Räuber sicher. Er greift selbst den jungen Elefanten und das junge Nashorn an, wenn er sich auch an die alten Thiere nicht wagt und einem ausgewachsenen Elefanten unterliegen muß. Sämmtliche Säugethiere, vielleicht mit Ausnahme der anderen Raubthiere und der übrigen Katzenarten, fallen ihm zur Beute. Er stürzt sich ebensowohl auf die stärksten wie auf die schwächsten. Außerdem holt er sich auch aus der Klasse der Vögel, ja selbst aus der Klasse der Amphibien hie und da eine Beute. In denselben Dickungen, in welchen er sich aufhält, wohnen auch viele Hühnerarten, namentlich die Pfauen. Gerade sie haben es sehr häufig mit den Tigern zu thun und kennen ihn deshalb genau. Sie werden auch gewöhnlich zum Verräther des still dahinschleichenden Raubthiers, indem sie entweder geräuschvoll auffliegen und Schutz vor ihm suchen, oder, wenn sie bereits sicher auf dem Baume sitzen, ihre weittönende Stimme ausstoßen, den übrigen Geschöpfen gleichsam zur Warnung. Auch die Affen verleiden ihm oft seine Jagd.

Der Tiger belauert und beschleicht schlangenartig seine Beute, stürzt dann pfeilschnell mit wenigen Sätzen auf dieselbe los und schlägt die Krallen mit solcher Kraft in den Nacken ein, daß auch das stärkste Thier sofort zu Boden stürzt. Die Wunden, welche er schlägt, sind immer außerordentlich gefährlich. Nicht bloß die Nägel, sondern auch die Zehen dringen bei dem fürchterlichen Schlage ein, so daß die Wunden zuweilen über 12 Centimeter tief sind. Selbst wenn die Verwundung eine verhältnismäßig leichte ist, geht das Opfer gewöhnlich zu Grunde. Es ist ja bekannt, daß alle Wunden, welche

Tiger auf der Pfauenjagd.

gerissen werden, ungleich gefahrvoller sind als solche, die durch ein scharfschneidiges Werkzeug hervorgebracht worden sind.

Ein Tiger, welcher bei dem Marsche eines Regiments ein Kameel angriff, brach diesem mit einem Schlage den Schenkel. Ein anderer soll sogar einen Elefanten umgeworfen haben. Pferde, Rinder und Hirsche wagen gar keinen Widerstand, sondern ergeben sich wie der Mensch schreckerfüllt in das Unvermeidliche. Bloß die mutigen männlichen Büffel gehen zuweilen auf den Tiger los und wissen ihn mit ihren tüchtigen Hörnern auch zu besiegen. Deshalb betrachten sich die indischen Viehhirten, welche auf Büffeln reiten, für ganz gesichert, während alle übrigen Reiter dies nicht sind. Denn selbst auf die Elefanten springt der Tiger zuweilen und holt sich von dort einen Menschen herab.

Groß ist die Frechheit des Tigers. Manche Engpässe durch waldreiche Schluchten sind berüchtigt wegen seiner Raubthaten. Ohne die große Furcht des Thieres vor dem Feuer würde kaum hie und da eine Verbindung im Lande möglich sein. Man reist in Indien der Hitze wegen gewöhnlich des Nachts, und da kommt es noch immer vor, daß der Tiger einen seiner kühnen Angriffe nicht nur wagt, sondern auch erfolgreich ausführt, ungeachtet der Menschenmenge, welche einen Reisetrupp bildet, und trotz der Fackelträger und Trommelschläger, welche das Raubthier durch Feuer und Geräusch zu schrecken suchen. Es ist vorgekommen, daß in einer einzigen Nacht drei gut bewaffnete Schildwachen von den Tigern gefressen wurden. Die Nachzügler der Heere fallen dem Tiger regelmäßig in Menge zur Beute. Ebenso wie unter Reisetrupps bringt der Tiger in Dörfer, ja selbst in Städte ein und holt sich dort zuweilen am hellen lichten Tage einen Menschen weg. Hierdurch hat er an einigen Orten es wirklich dahin gebracht, daß ganze Dörfer ausgewandert sind, oder andere sich bloß durch beständig brennende Feuer und hohe Dornenhecken zu schützen vermögen. Aus einer einzigen Ortschaft haben die Tiger binnen zwei Jahren achtzig Einwohner weggeschleppt und aufgefressen. In andern Ortschaften hatten sie noch ärger aufgeräumt. Die Uebriggebliebenen waren ausgewandert und hatten ihre Wohnplätze den Tigern überlassen, welche jetzt ihr Lager dort aufschlugen. Die Angriffe des Raubthiers geschehen so schnell und so plötzlich, daß an ein Ausweichen kaum zu denken ist. Die Uebrigbleibenden bemerken den Tiger gewöhnlich erst in dem Augenblicke, in welchem er seine unrettbar verlorene Beute bereits gefaßt und weggeschleppt hat. Dann ist das Nachsetzen meist vergeblich. Denn wenn auch hie und da ein Mensch oder ein Thier dem Tiger wieder abgejagt wird, so sind doch die Wunden, welche sie empfangen, derartig, daß sie daran zu Grunde gehen. Man hat Beispiele, daß sich Leute, welche durch einen Tiger vom Pferde herabgerissen worden waren, selbst von ihrem Räuber befreiten. So sprang ein Tiger mit einem furchtbaren Satze auf den Rücken eines Elefanten, riß dort einen Engländer aus dem Sattelstuhl, schleuderte ihn zur Erde herab und entfloh mit ihm. Zwar hatten alle Begleiter des Unglücklichen ihre Gewehre auf das fliehende Thier gerichtet, wagten aber nicht zu schießen, weil sie befürchten mußten, anstatt des Raubthieres ihren Gefährten zu treffen. Sie mußten diesen seinem Schicksale überlassen. Und dies geschah zu dessen Glück. Durch den hohen Sturz vom Elefanten und den entsetzlichen Schrecken besinnungslos, erwachte er, als ihm Dornen das Gesicht blutig rissen. Seine gefährliche Lage erkennend, hatte er Geistesgegenwart genug, eine in seinem Gürtel steckende Pistole hervorzuziehen und diese auf den Tiger abzuschießen. Der Schuß ging fehl, und sein Räuber biß nur noch heftiger zu. Der mutige Mann verlor jedoch noch immer seine Hoffnung nicht, sondern zog eine zweite Pistole und schoß diese auf das Schulterblatt des Raubthiers ab. Glücklicherweise traf die zweite Kugel das Herz des Tigers, welcher alsbald todt zur Erde stürzte. Infolge der beiden Schüsse kamen seine Freunde herbei und fanden den wackeren Kämpfer halb besinnungslos auf seinem Feinde liegend. Man konnte ihm bald die beste Pflege zu Theil werden lassen, und so kam er

mit dem Leben davon. Nur ein lahmes Bein ist ihm zur Erinnerung an jenen gewagten und zweifelhaften Kampf geblieben.

Als echte Katze verfolgt der Tiger eine einmal verfehlte Beute nicht weiter, sondern kehrt grollend und brummend nach dem vergeblichen Sprunge in die Rohrwälder zurück und sucht sich einen neuen Platz zur Lauer aus.

Am allerschlimmsten sind die Leute daran, welche nur von dem Ertrag der Wälder leben müssen, z. B. die Hirten, von denen der größte Theil durch den Tiger das Leben verliert. Auch die Briefträger leben in beständiger Gefahr vor dem Tiger. Die Briefboten, welche nachts das Felleisen durch die Wälder tragen, würden, ohne die Begleitung der Lanzen- und Fackelträger sowie ohne den Lärm der Trommeln, welche beständig gerührt werden, nie sicher sein. Ungeachtet dieser Begleitung werden sie noch immer oft genug weggeschleppt. An den beschwerlichen Uebergängen eines Stromes wurden einmal vierzehn Tage lang diese Briefträger regelmäßig weggeschleppt; einmal sogar anstatt eines Menschen das Felleisen. In einem Engpasse lag eine Tigerin auf der Lauer und erwürgte mehrere Monate hindurch jeden Tag Menschen, unter welchen wohl ein Dutzend Briefträger waren. Dieses eine Thier hatte allmählich fast alle Verbindungen der Präsidentschaft mit den oberen Provinzen unterbrochen, die Regierung sah sich daher veranlaßt, einen bedeutenden Preis auf seine Erlegung zu setzen. Sie that es aber vergebens; denn niemand wollte sich an das Unthier wagen.

Bei großem Hunger scheut der Tiger selbst das Feuer nicht, sondern springt mitten unter die Lagerfeuer und holt sich dort einen Menschen weg. Ein Tiger in Java brach sogar nachts durch das Dach einer Hütte ein und packte einen von den acht Javanesen, welche dort um ein Feuer saßen, erwürgte ihn und schleppte ihn ungeachtet des Geschreies der übrigen auf demselben Wege, den er gekommen war, mit sich fort.

Ebensowenig als das Feuer den Tiger schreckt, hält ihn das Wasser ab, sich seiner Beute zu bemächtigen. Ein Tiger schwamm quer über einen Strom einem Boote zu und erkletterte es trotz alles Schreiens der entsetzten Schiffer. Einige von diesen stürzten sich augenblicklich in die Wellen; die andern verrammelten sich in der kleinen Kajüte am Hintertheile des Fahrzeuges. Der Tiger, jetzt alleiniger Herr des Bootes, saß stolz am Vordertheile und ließ sich ruhig stromabwärts treiben. Da er aber sah, daß die beabsichtigte Beute ihm entgangen war, sprang er endlich mit einem Satze in den Fluß, stieg ans Ufer, schüttelte sich ein wenig und verschwand bald darauf in den Rohrwäldern.

Die Stärke des Tigers ist sehr groß. Er schleppt mit Leichtigkeit nicht bloß einen Menschen oder einen Hirsch, sondern selbst ein Pferd oder einen Büffel mit sich fort. Dabei zeigt er zugleich viel Klugheit. Niemals oder nur höchst ungern schleift er ein solches Thier über eine breite Straße weg, wahrscheinlich um sich nicht selbst zu verrathen.

Wenn der Tiger ein großes Thier schlägt oder tödtet, z. B. einen Ochsen, so springt er auf den Rücken, schlägt seine fürchterlichen Klauen ein und leckt das Blut, welches aus der Wunde strömt. Dann erst trägt er das Thier weiter in das Dickicht, bewacht es dort bis zum Abend und frißt dann während der Nacht ungestört und ruhig. Er beginnt bei den Schenkeln. Von dort aus frißt er weiter gegen das Haupt hin. Er ist unmäßiger als der Wolf und frißt soviel er kann. Dabei geht er ab und zu nach den benachbarten Quellen oder Flüssen, um zu trinken. Wohl ist der Tiger für gewöhnlich kein Leckermaul, sondern er frißt alles, was ihm vorkommt, das Fell und die Knochen ebenfalls mit. Nur diejenigen Tiger, welche einmal Menschenfleisch gekostet haben, sollen dies dem Fleische aller Thiere vorziehen und werden deshalb wie die Löwen in Afrika „Menschenfresser" genannt.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

80. China.

(Nach Daniel.)

Das Reich China ist das östlichste in Asien; es ist nach dem russischen Reiche das größte der Erde und übertrifft auch dieses weit an Volkszahl. Und kein Staat der Erde reicht mit seinen Anfängen in so hohes Alterthum.

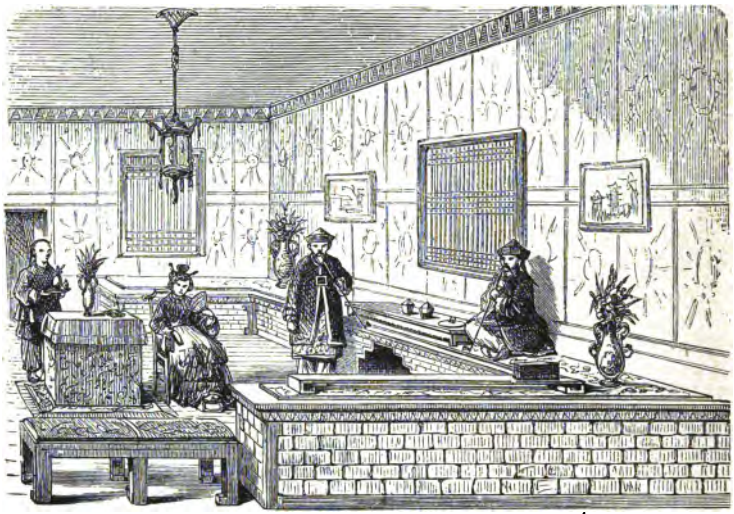
Fohi, der um die Zeit der Sündflut lebte, ist nach dem Glauben der Chinesen der Gründer ihres Reiches, der Stifter der Ehe und der Erfinder der Schrift. Auf dem Rücken eines Thieres, das halb Pferd halb Drache war, fand er seine Gesetze geschrieben, daher ist auch der Drache Chinas Wappen. Aber lange Jahrhunderte hindurch war das große Reich in Europa wenig bekannt. Erst seit dem 16. Jahrhundert versuchten Portugiesen, Spanier und Holländer mit dem himmlischen Reiche, wie die Chinesen ihr Land nennen, Handel zu treiben. Aber ängstlich wurden ihnen alle Zugänge verschlossen, und nur in einigen wenigen Hafenstädten durften sie landen und handeln. Dennoch drangen katholische Missionare, namentlich Jesuiten und Dominikaner-Mönche ein und machten viele Chinesen zu Christen, mußten aber freilich auch oft mit den Bekehrten blutige Verfolgung leiden. Seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts arbeiten auch viele evangelische Missionare in dem Lande, und die Regierung hat es wohl oder übel zulassen müssen, daß Fremde von allen Völkern daselbst reisen und Handel treiben.

Das gewaltige Reich dehnt sich über 500 Meilen in der Breite und über 800 Meilen in der Länge aus und kommt daher an Größe und Flächenraum ganz Europa gleich. Die Zahl seiner Einwohner wird auf 450 Millionen Seelen berechnet; doch sagt man in China nicht Seelen sondern Mäuler, denn das Land ist an vielen Stellen übervölkert und kann die Anzahl von Menschen kaum ernähren. Daher wandern auch sehr viele Chinesen aus, zumal nach dem westlichen Nordamerika.

Die Chinesen gehören zu den Mongolen; ihre Farbe ist gelblich, das Gesicht viereckig, so breit wie lang, die Backenknochen treten stark hervor, und die Augen sind klein und etwas schräg geschlitzt. Sie sind ein gescheidtes und gewandtes Volk voll regen Fleißes und sehr geschickt. Das Porzellan, das Schießpulver, die Buchdruckerkunst, den Kompaß haben sie lange vor den Europäern erfunden und gekannt. Große Bauten und Werke haben sie aufgerichtet; so z. B. die große Mauer, die das Land im Nordosten gegen seine Feinde schützen sollte; sie ist haushoch, mit Thürmen und Bollwerken versehen und so breit, daß mehrere Wagen darauf fahren können; so läuft sie 275 deutsche Meilen lang über hohe Berge, durch Thäler und über Flüsse. Freilich ist sie schon sehr verfallen, denn es ist schon 2000 Jahre her, daß sie gebaut wurde. Fast eben so lang ist der Kaiserkanal, der die großen Flüsse des Tieflandes verbindet; aber auch er war vor mehr als 1000 Jahren angelegt und mit hohen Dämmen versehen; Ueberschwemmungen haben ihn zerstört, und es ist nichts geschehen, die große Wasserstraße wieder herzustellen, die früher von tausenden von Schiffen belebt war. Denn überhaupt ist das ganze Volk der Chinesen seit Jahrhunderten schon auf einer und derselben Stelle seiner Bildung stehen geblieben und nicht weiter fortgeschritten; es ist heute alles, wie vor 500 Jahren, und die Vergangenheit ist in China die Richtschnur der Zukunft.

Die chinesische Sprache, die außerdem fast in ganz Hinterasien gesprochen wird, besteht aus lauter einsilbigen Wörtern. Es sind deren eigentlich nur 500, aber jedes wird in mehrfach verschiedener Weise betont, wodurch es dann wieder etwas anderes bedeutet; besonders aber werden immer neue Wörter durch Zusammensetzung gebildet. Die Schrift besteht nicht wie bei uns aus Buchstaben, sondern aus Bildern; jedes Wort hat sein eigenes Zeichen, und es sind daher nicht weniger als 50000 verschiedene Zeichen vorhanden. Auch wer nur im gewöhnlichen Leben mit Schreiben und Lesen fortkommen will, muß gegen 5000 dieser Zeichen kennen. Die Schrift wird nicht geschrieben, sondern mit dem Pinsel

gemalt und zwar nicht mit Tinte, sondern mit schwarzer Tusche. Trotzdem ist Schulbildung überall verbreitet. Das kleinste Dorf besitzt seine Schule, und so schwer es auch zu lernen ist, so kann doch fast jedermann lesen. Gedruckte Bücher gibt es in großer Menge, und wer im Staate ein Amt haben will, der muß etwas Tüchtiges lernen und schwere Prüfungen machen, die mit großer Strenge gehalten werden. In der Hauptstadt Peking steht ein großes Haus, das viele Säle und tausende von Zimmern hat; es dient zu nichts anderem, als um solche Prüfungen zu halten, zu denen jährlich tausende von jungen Leuten kommen.



Chinesische Familie im Hause.

Religion und Gottesdienst liegen in China sehr darnieder. Man verehrt den Himmel und viele Untergötter, man hat auch mehrere Religionsstifter, unter denen Confucius der bekannteste ist, und mancherlei Glaubensbekenntnisse. Tempel und Priester sind von früher her in allen Städten, aber die Tempel stehen meist leer, und die Götter müssen sich begnügen, wenn man ihnen von Zeit zu Zeit ein Fest feiert oder ihnen Verbeugungen, Rauchwerk, verbrannte Papierschnitzel und Paukenschläge darbringt. Aber trotzdem ist der Chinese nicht ohne Tugenden. Ehrerbietung gegen die Eltern und gegen alle alten Leute ist ihm tief ins Herz geschrieben, und Mäßigkeit in Speise und Trank zeichnet fast jeden Chinesen aus. Auch in Nordamerika, z. B. in Kalifornien ist der chinesische Arbeiter zu jedem Dienste willig, er arbeitet fleißig und geschickt, und da er für sich selbst sehr wenig gebraucht, so erwirbt er bald ein kleines Vermögen, mit dem er dann in seine Heimat zurückkehrt.

An der Spitze des Reiches steht der Kaiser, der in China der Sohn des Himmels heißt. Er hat eine unbeschränkte Macht; er kümmert sich um das Größte und um das Kleinste; er gebietet über Tod und Leben, doch er läßt auch Befehl ergehen, wann ein jeder Unterthan statt der Frühjahrsmütze die Sommermütze aufsetzen soll, und wiederum, wann es Zeit ist die Herbstmütze zu tragen. Aber er muß sich doch auch sehr nach den Wünschen des Volkes richten; und das Volk erwartet von ihm Regen und Sonnenschein, Frost und Hitze, jedes zu seiner Zeit. Treffen nun Landplagen ein, so gibt der Himmel damit zu erkennen, daß der Kaiser schlecht regiert; dann muß dieser reuig in groben

Kleidern Buße thun. Ja wenn Empörung ausbricht, so ist es seine Schuld; siegt der Empörer, so fällt ihm alles Volk zu, und ein rascher Aufruhr macht aller schlechten Regierung ein Ende.

Die Hauptstadt Peking, die Residenz des Kaisers, liegt im Norden des Reiches. Die Mauer, welche sie umgibt, ist höher als alle Gebäude, so daß man aus der Ferne nur die hohe Mauer sieht. Sie bildet ein großes Viereck und hat 6 Meilen im Umfange. Außerhalb liegen noch viele Vorstädte, und eine zweite Mauer theilt die Stadt in zwei Theile. Die Hauptstraßen sind lang, breit, ohne Pflaster und sehr schmutzig; die Seitenstraßen sind sehr enge, die Häuser einstöckig, von Holz und mit Ziegeln gedeckt. Da aber die meisten Häuser hinter Mauern im Hofe stehen, so sieht man auch in den Straßen fast nichts als lange hohe Mauern. Nur die Kaufläden machen eine Ausnahme, sie sind mit bunten Farben, vergoldeten Zieraten und Inschriften geschmückt. Das Gewühl der Menschen in den Straßen ist unbeschreiblich und größer als in London oder Paris.

Am stärksten, ja übermäßig bevölkert ist das Land an den großen Strömen; diese fetten Niederungen nennt der Chinese den ernährenden Magen des Reichs. Dort ist China auf 100 Meilen weit wie mit einer Stadt bedeckt. Ja ein Theil des Volkes wohnt ganz auf dem Wasser, denn das feste Land ist zu kostbar, um es mit Häusern zu bebauen. Die Städte haben eine große Zahl von schwimmenden Häusern. Zahlreiche Familien ziehen mit ihrem Hause, das auf einem Schiffe steht, umher und bilden schwimmende Dörfer, deren Straßen mit Kähnen befahren werden; hinter sich her ziehen sie ein Floß, auf dem Erde ausgebreitet ist, und auf dem sie sich ihr Gemüse selbst bauen. Für solche Volksmengen genügt freilich auch selbst der fetteste Boden nicht, so sorgfältig er auch angebaut wird. — Hungernde Arme verzehren ohne Scheu das Fleisch von Hunden und Katzen, von Ratten und Mäusen, von Affen und Schlangen; nicht selten bricht eine Hungersnoth aus und rafft Tausende hinweg; ja was das schrecklichste ist, viele Eltern tödten ihre eigenen Kinder, besonders die Mädchen, weil sie sie nicht ernähren können.

Der Landbau wird mit der größten Sorgfalt betrieben, er gilt bei den Chinesen für das vorzüglichste und ehrenvollste Gewerbe. Selbst der Kaiser führt an einem Festtage im Jahre einmal den Pflug und pflügt eine Furche, um den Ackerbau zu ehren. In der Kunst den Boden zu bewässern oder zu entwässern, zu bearbeiten und zu düngen, sind die Chinesen Meister. Reis ist die Hauptbrotfrucht, die im Lande gezogen wird. Jeder Chinese ißt dreimal täglich seinen Reis. Alle Steuern an den Kaiser bestehen nicht in Gelde, sondern in Reis. Die Armen und alle Beamten erhalten die Hälfte ihrer Besoldung in Reis, vom ersten Minister herab bis zum gemeinen Soldaten.

Außerdem sind in China zu Hause die Seide und der Thee. Die Chinesen züchten die Seidenraupe, die sich von den Blättern des Maulbeerbaumes nährt; das Gespinst, in welchem sie sich einpuppt, wird versponnen und gibt die Seide. Ebenso bauen sie den Theestrauch an, dessen Blätter abgepflückt und getrocknet werden. Mengen von beidem kommen zu uns nach Europa, daneben auch viel Baumwollenzeug. Ja das Papier, welches sie anfertigen, und ihre Arbeiten in lackirtem Holz sind feiner und besser, als die bei uns gemacht werden.

81. Buch und Schrift.

(Kl. Harms.)

1. Das Buch.

Wer nicht liest der lebt nicht. Er ist nicht in der Welt, und ob er in den Himmel komm', ist eine Frage. Ehemals stand das freilich anders wie jetzt. Wer aber ein Buch in die Hand nimmt, der lasse sich sagen, was ein Buch für ein Werk sei. Es ist den Wunderwerken, die von Menschen gemacht sind, beizuzählen. Ein Buch ist eine Brücke, darüber alle Tage die vor

hundert und tausend Jahren Gestorbenen zu uns Lebenden kommen und unter uns wandeln, als lebten sie noch. Die Kaufmannsschiffe bringen Kaffee und Thee, Baumwolle und Seide, Gold, Silber, Eisen und anderes viel, was wir für unsern Leib brauchen. Aber was unser Geist braucht, das führen Bücher uns zu von nah und ferne. Durch ein Buch spricht der Weise zu den Weisen und die es werden wollen, freilich ein Thor zuweilen auch zu Thoren; spricht das erfahrene Alter zu der Jugend und zu Kindern selbst, wenn sie lesen können. Das Buch spricht und lehret mitsprechen, es lehrt sprechen. Das Buch erweitert einem jeden die Welt, daß er ferne Dinge zu sehen bekommt und zu hören, wie hinter den Bergen und jenseits des Wassers auch Menschen wohnen. Ein Buch ist der Schwachen Schutz, der Gewaltigen Furcht; es tröstet die Traurigen, es leistet dem Einsamen Gesellschaft. Wo einige Bücher beisammen sind, da findet sich eine so gewählte und erlauchte Gesellschaft, wie kein Fürst sie an seiner Tafel siehet.

Und wie entsteht ein Buch? Bis Gutenberg kam, hatte die Welt nur Schrift. Auch die ist ein Großes oder wohl ein noch Größeres zu nennen, als ein gedrucktes Buch. Die Schrift macht den unsichtbaren Gedanken sichtbar und befestigt das flüchtige Wort. Aber *ein* Drucker kann mehr drucken, als tausend Schreiber schreiben können. Durch den Druck bekommt die Schrift Flügel und Füße, auf welchen sie nach allen Orten und Enden geht und eben sowohl in die Hütten der Dürftigen, als in die Häuser der Reichen. Vor Erfindung der Buchdruckerkunst galt eine Bibel 2000 Mark, ein Neues Testament 200 Mark.

2. Die Schrift.

Wir leben alle in einer Gemeinde oder Kommüne. Wer in einer Kommüne nicht wie ein Dienstknecht sein will, obschon er Haus und Land in derselben besitzt, der muß schreiben können. Wer in einer Kommüne dieses und jenes Amt oder Aemtchen verwalten will, der muß schreiben können. Wer in einer Kommüne Wohlfahrt und Recht fördern, Mißfahrt und Unrecht hindern will, der muß schreiben können. Wer anstatt seines Namens drei Kreuze zieht, der kann nicht Bauervogt oder Schulvorsteher sein. Sofern ein anderer zu haben ist.

Wir haben, oder, Jugend, du bekommst einen Hausstand. Wer da nicht aus der Hand in den Mund lebet, sondern einnimmt, was er erst nach längerer Zeit wieder ausgibt, wer ausgibt, was er erst nach längerer Zeit wieder zurückbekommt, es sei Geliehenes oder Geborgtes, wer überhaupt mit seiner Einnahme und Ausgabe nicht im Dunkeln tappen, sondern im Hellen gehen will, der muß anschreiben, muß schreiben. Das gehört zum ordentlichen Haushalten. Wer schreibt, der bleibt, ist ein Sprichwort.

Und noch dies zum Loben und Anloben des Schreibens: Wir bleiben ja nicht alle im Hause hocken, sondern müssen über Land und über Wasser fahren. Wir bleiben nicht in dem Kirchspiel beisammen, da man unsern Kopf über die Taufe gehalten hat, deinen und meinen, sondern wir werden zerstreuet, dahin und dorthin, wohin keiner, als die Post geht; *der* Bund soll nicht vergessen, *das* Band nicht gelöst werden von der Hand der Entfernung. Wie ich begehre in deinem Herzen zu lesen und in deinem Leben, sollst du in meinem lesen; unsere Freuden und unsern Kummer wollen wir uns mittheilen; dein Vater und deine Mutter wollen es dir bleiben, und du willst ihr Kind bleiben und wollen in treuer Liebe einander verbleiben. Wie machen

sie das? Wenn sie einander schreiben. Und weil die Sache so steht, wird auch wohl der Schreibtisch stehen bleiben, ob noch so sehr das Drucken einmal überhand nähme.

82. Gutenberg, der Erfinder der Buchdruckerkunst.

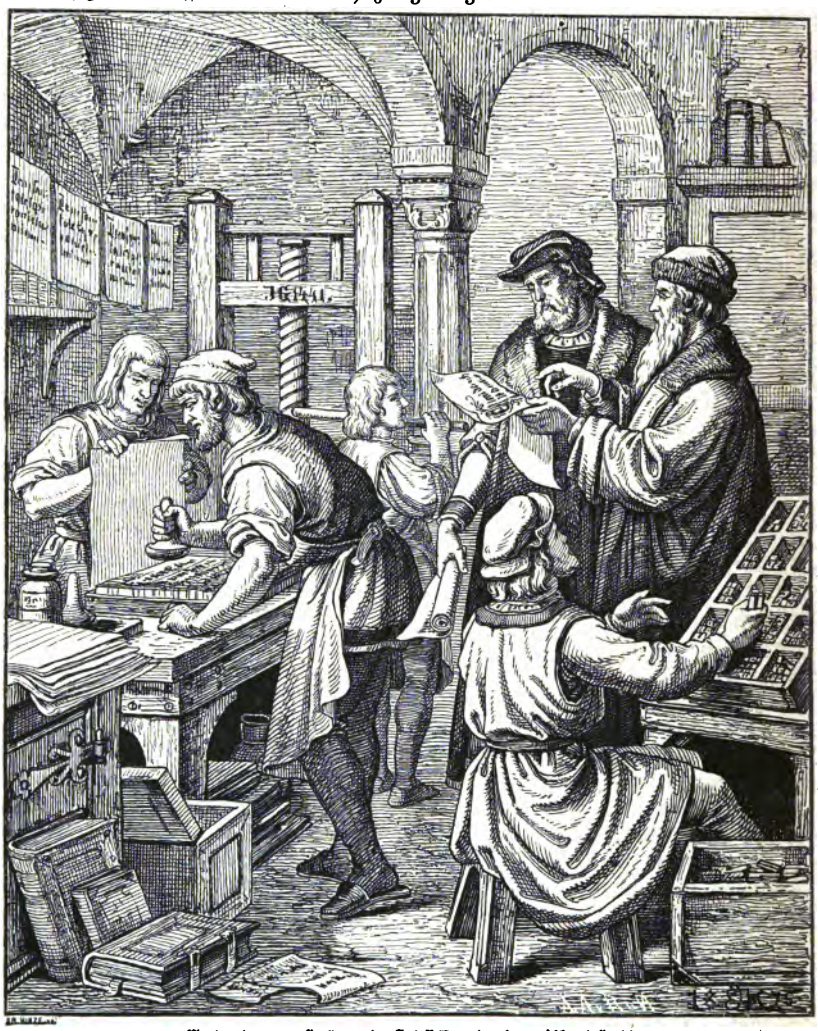
(Nach Biernatzki.)

Es gab schon im fünfzehnten Jahrhundert in Holland zünftige Briefdrucker. Diese Leute schnitzten kürzere Schriften in Holztafeln und bestrichen diese mit Farbe oder Lampenruß. Dann legten sie einen Bogen Papier darauf, überfuhren diesen mit Reiber oder Bürste und erhielten so Abdrücke. Johann zum Gensfleisch, genannt Gutenberg, ein vornehmer Mann aus Mainz, der wegen Streitigkeiten zwischen Adel und Bürgern von dort entwichen war, führte diese Kunst weiter. Im vorstädtischen Kloster St. Arbogast in Straßburg miethete er sich ein. Er hatte von Jugend auf Neigung gehabt zu gewerblicher Beschäftigung, und was er bisher nur als Liebhaberei betrieben, das mußte ihn nun ernähren. Er lehrte mehrere andere die Kunst, Steine und Spiegel zu schleifen. Daraus bildete sich eine kleine Gesellschaft, deren Mitglieder er auch in der andern Kunst unterwies, Buchstaben zu formen. Anfangs zwar hielt Gutenberg diese Kunst geheim, nach und nach aber theilte er sie seinen Genossen mit. Namentlich hatte er damals etwas sehr Wichtiges, die Presse, neu erfunden, die er statt des Reibers anwendete, um den Bogen auf die Schrifttafeln zu drücken. Diese Druckpresse war ganz ähnlich der, mit welcher die Weinbauer den Wein aus den Trauben pressen, aber zum Drucken hat sie Gutenberg zuerst eingerichtet und verwendet.

Nach zwanzigjähriger Abwesenheit kehrte er nach Mainz zurück. Auch dort setzte er das Schnitzen von Schrifttafeln fort, hatte aber unablässig mit Mangel an Geld zu kämpfen, so daß er nicht im Stande war, seine Kunst zu verbessern. Schon wollte er sie ganz aufgeben, als ein wohlhabender Bürger in Mainz, Johann Fust, sich erbot, ihm 800 Gulden vorzuschießen. Wahrscheinlich geschah dies erst, als Gutenberg schon weiter in seiner Erfindung fortgeschritten war. Er hatte nämlich die Holztafeln in Linien, Wörter und Silben oder Buchstaben zerschnitten und dadurch die ersten beweglichen Lettern zu Stande gebracht. Die einzelnen Buchstaben wurden durchlöchert, auf einen Faden gezogen und so an einander gereiht. Endlich veränderte Gutenberg noch das Material der Buchstaben. Statt des mühevollen Schnitzens in Holz, kam er auf den Gedanken, kleinere Buchstabenformen (Matrizen) über einen hölzernen oder messingenen Musterbuchstaben anzufertigen und in diese Formen neue Buchstaben von Blei oder Zinn zu gießen.

Nachdem so die Erfindung bis zu einem gewissen Abschluß gediehen war, machte sich Gutenberg daran, die Bibel zu drucken. Würdiger konnte er nicht das Ergebnis seines Nachdenkens verwerthen; damit bezeugte er seinen Dank gegen Den, der die großartigen Gedanken in seine Seele gelegt hatte. Fust lieh ihm abermals 800 Gulden, um die Bibel auf 640 Pergament-Blättern herzustellen, deren Druck er in drei Jahren vollendete. Gutenberg hoffte durch diese Arbeit aus seinen Schulden herauszukommen, darin täuschte er sich aber. Denn Fust handelte weder ehrlich noch uneigennützig gegen ihn. Fust nahm nämlich einen Goldschmied, Peter Schöffer aus Gernsheim, einen geschickten Mann, in seine Dienste. Nachdem dieser mit Gutenbergs Verfahren bekannt geworden war, machte er sich daran, Buchstabenstempel (Patrizen) aus Stahl

zu schneiden, diese in Kupfer einzuschlagen und so Matrizen (Formen) herzustellen, in die man nun metallene Lettern gießen konnte. Er that dies im Geheimen. Erst als er ein ganzes Alphabet fertig hatte, zeigte er dieses seinem Herrn, Fust, der die Wichtigkeit dieser Verbesserung begriff. Er machte Schöffer zu seinem Schwiegersohn, untersagte ihm, Gutenberg sein Verfahren mitzutheilen, und beschloß dann, sich ganz von Gutenberg zu trennen und in den Besitz von dessen Bibelvorrath zu gelangen.



Gutenberg, Fust und Schöffer in der Werkstatt.

Dazu standen Fust die Mittel leider sehr zu Gebote. Kaum hatte Gutenberg die Bibel vollendet, so forderte Fust von ihm das Kapital, was er ihm geliehen, sammt den Zinsen, zusammen 2020 Gulden. Als Gutenberg Einsprache erhob, kam die Sache zum Prozeß; das Gericht entschied gegen Guten-

berg, und Fust machte sich aus Gutenbergs Druckgeräthschaften und Bibelvorrath bezahlt. Gutenberg verlor alles, auch seine letzte Hoffnung auf Lohn für seine mühsame Arbeit. Fust und Schöffer setzten nun den Druck mit ihren neuen Lettern fort.

Verstimmt begab sich Gutenberg wieder nach Mainz zurück, wo er von neuem eine Werkstatt gründete. Leider konnte er aber mit seinen geringen Mitteln nicht gleichen Schritt halten mit den Arbeiten seiner Gegner.

Der Kurfürst Adolf von Nassau, der damals Mainz inne hatte, suchte die Verbreitung der neuen Kunst zu verhindern und wollte den Vortheil von derselben allein der Stadt Mainz erhalten. Dasselbe thaten auch Fust und Schöffer, die ihre Gesellen hinter Schloß und Riegel arbeiten ließen und zur strengsten Verschwiegenheit anhielten. Da aber der Kurfürst nur mit Mühe die Stadt Mainz behaupten konnte, so geschah es, daß bei einem Gefechte das Haus des Fust in Brand gerieth und mehrere seiner Gesellen entflohen. Diese breiteten die Kunst, die „schwarze" Kunst, wie die Mönche sie nannten, weiter aus. Bald gab es auch in Nürnberg, Augsburg und andern Städten Leute, die das Geheimnis kannten.

Den Gutenberg nahm der Kurfürst 1464 unter die Ritter seines Hofes auf, und somit war wenigstens für seinen Unterhalt gesorgt. Er starb arm und kinderlos 1467. In der Kirche der Franziskaner zu Mainz ist er begraben. Seit 1837 erinnert ein Denkmal in Mainz an diesen tiefsinnigen, uneigennützigen Mann, dem die Welt eine der großartigsten Erfindungen verdankt.

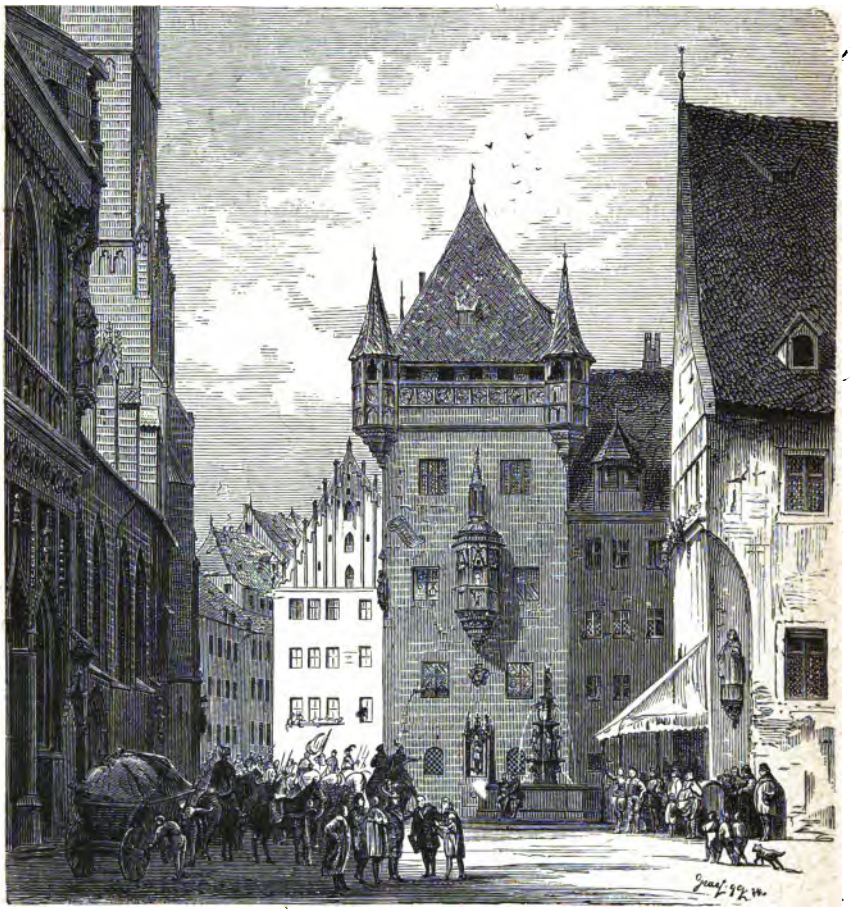
83. Nürnberg, eine alte deutsche Stadt.

(Nach Meyer.)

Schon in einer Entfernung von mehreren Stunden erblickt man von den Hügelketten aus in weiter holz- und kornreicher Ebene Nürnberg, die altehrwürdige Stadt mit ihren Mauerthürmen und ihrer alles stolz überragenden stattlichen Feste. Keine von allen vormaligen Reichsstädten kann an Großartigkeit des Ansehens sich mit ihm messen, und nur von Prag mag es an Reiz und Pracht des Alterthums übertroffen werden. Und noch immer ist es eine Lieblingsstadt des deutschen Volkes. Wie das Kind sich selig freut zur Weihnachtszeit beim Anblick des Nürnberger Lebkuchens und Spielzeuges, so gedenkt auch der Mann noch so mancher herrlichen Erfindung, welche von Nürnberg ausging, und freut sich seines ehrenwerthen Geistes.

Von allen Seiten nimmt sich Nürnberg stattlich und edel aus, doppelte Mauern, Thürme und Gräben umschließen es, wie sie es vormals schützten. Zehn Thore führen in sein Inneres, dessen Straßen zwar meist unregelmäßig und winklig sind, aber überall das Gepräge einer großen Vergangenheit an sich tragen. Wer noch keine alte Stadt gesehen hat und die Straßen von Nürnberg betritt, dem breitet sich eine neue, recht wunderliche Welt aus. Nirgends ein Einerlei, nirgends Regimenter von Häusern von gleicher Uniform, Höhe und Richtungslinie. Neben den Palästen vormaliger Patrizier stehen des Handwerkers kleine Wohnungen; schmale, alte Häuserchen mit vorspringenden Giebeln und Erkern lehnen sich nachbarlich an das Prachtgebäude des reichen Kaufmanns oder Fabrikherrn. Selbst das Unregelmäßige, Winklige der Gassen fällt nicht unangenehm auf. Wunderlich sehen die hohen, rothen Dächer aus, über denen sich oftmals ein Thürmchen mit altmodischer Wetter-

fahne erhebt. Schön ausgezierte Fenster und Thürme, geschnitzte Tragbalken, mannigfach gewundene Säulen und Figuren aller Art, alte Erker mit Bildhauerarbeit, alles fesselt das Auge des Fremden bei jedem Tritte. Hier prangen Wappen in Stein und Metall über den Thoren, dort stehen Bildsäulen von Schutzheiligen, bald in Nischen zwischen den Fenstern und auf Postamenten, bald an den Erkern zwischen den Stockwerken, und zwar sind



Straße in Nürnberg.

manche von ihnen Werke von den vorzüglichsten Meistern. Dabei gibt sich überall an diesen alten Wohnungen der vormaligen Reichsbürger eine gewisse Unregelmäßigkeit kund. Da sind oft Fenster von dreierlei Größe an ein und demselben Hause, und zwar bald nahe, bald fern von einander stehend. Dabei Thüren, Erker und Thürmchen mit den verschiedenartigsten Verzierungen, so daß sich der Wille des Bauherrn überall als oberstes Gesetz zeigt. Die meisten dieser alten Nürnberger Häuser sind unten von Stein, in den

oberen Theilen aber von Holz und Fachwerk erbaut; die zu Tage liegenden Balken sind kunstvoll geschnitzt, und das Ganze ist sehr dauerhaft und stattlich. Freilich ist die Bewohnerzahl dieser Häuser keine so beträchtliche mehr als vormals; denn von den 100,000 Einwohnern, welche Nürnberg vormals hatte, war es weit unter die Hälfte herabgesunken, hat es aber in neuester Zeit wieder höher gebracht. Der Umfang der Stadt hat sich durch Neubauten beträchtlich erweitert, rege Thätigkeit herrscht in den zahlreichen Fabriken.

Doch wir treten in eins dieser mittelalterlichen Häuser, welches vormals einem reicheren Bürger gehört haben mag. Die schwere Thür öffnet sich mühsam und wir gelangen in einen großen dunklen Raum. Die ausgeschnitzte breite Treppe führt zu einem Söller, welcher das erste Stockwerk einfaßt. Das steinerne Geländer ist von gothischer Arbeit. Zierlich geschnitzte Säulen tragen die Decke. Gartenkübel mit Feigenbäumchen und Lorbeersträuchern stehen auf dem Geländer, und umherliegendes Spielzeug verräth, daß die Kinder des Hauses hier ihren vorzüglichsten Tummelplatz haben. Oft tritt aus der Mitte der Galerie noch ein Erker weit heraus, und ein Tisch in demselben, bedeckt mit weiblichen Arbeiten, zeigt an, daß hier die Hausfrau bei den Spielen der Kleinen waltet. Im Hofe plätschert in zierlicher Einfassung ein Springbrunnen, und Arbeitsgeräthe hängt jetzt da, wo ehemals die Waffenrüstung des Mannes ihren Platz hatte. Die Zimmer im Innern des Hauses sind hoch und geräumig, dabei alterthümlich ausgetäfelt oder wohl gar mit kunstreich gewirkten Tapeten behangen. Glasschränke stehen an den Wänden und in ihnen kostbare Gefäße von buntem Porzellan, feine Deckelgläser, Humpen und Becher mit Sinnsprüchen und Familienwappen. In den großen, glänzenden, gebohnten Schränken und den zierlich ausgelegten Kommoden liegt das feine Linnen, während die Küchen von spiegelblank geputztem Kupfer- und Messinggeschirr funkeln. Kunstreich geschnitzte Tische und Stühle, welche mit dem Aeußern des Hauses in Einklang stehen, weisen auf jene frühere Zeit zurück, wo hier ein reicher Kaufmann, oder ein hochgebietender, in einträglichen Aemtern stehender Patrizier Haus und Hof hielt.

Wir verlassen das alterthümliche Haus, dergleichen es so viele gibt, und gelangen durch das Labyrinth sich kreuzender und windender Straßen bis zum Markte. Hier ruht der Blick mit Verwunderung auf einem der herrlichsten Denkmäler Nürnbergs, auf dem schönen Brunnen an dem einen Ende des Marktplatzes. Er ist ein vortreffliches Werk der Steinmetzkunst und besteht in einer frei und leicht emporsteigenden Pyramide von dreißig Meter Höhe. Zahlreich sind die in den Verzweigungen angebrachten Bildsäulen von Königen, Helden und Gottesstreitern. In dem ehemaligen Karthäuserkloster befindet sich seit 1852 das germanische Museum, eine reiche Sammlung von Kunstwerken, Denkmälern und Geräthen aus allen Jahrhunderten unseres Volkes und aus allen Gegenden des deutschen Landes. Von hier aus wandern wir nach dem im Anfange des 17. Jahrhunderts umgebauten Rathhause, in dessen stehengebliebenem, ursprünglichem Theile noch Gemälde von Dürer zu schauen sind.

Auf unserem Weitergange besuchen wir die herrlichen Kirchen zu St. Lorenz, St. Sebaldus und Unserer Lieben Frauen, wo uns die Werke Peter Vischers, des größten deutschen Erzgießers früherer Zeit, und Adam Krafts, des Bildhauers, erfreuen. Von da gehen wir zum Hause Dürers, zu seinem neu errichteten Denkmale und zu dem Grabe dieses großen Meisters auf dem

Johanniskirchhofe. Noch mancher andere altehrwürdige deutsche Mann liegt hier unter riesigen Denksteinen begraben, wobei wir nur des Hans Sachs gedenken wollen.

Und nun bergan zur Burg. Kühn und ehrfurchtgebietend thront sie auf dem Scheitel des Sandsteinfelsens und überragt mit ihren Thürmen die übrigen Gebäude der Stadt. Verwundert schauen die steinernen Gebäude, die Zeugen einer großen Vergangenheit, auf das emsige Treiben unter ihnen. — Siegreich trotzte Burg und Mauer allen Stürmen des Krieges, nie fiel Nürnbergs Schloß dem Feinde in die Hände. Hier residirten oft die Kaiser des deutschen Reiches, und gar manches deutet auf die Herrlichkeit aus alter Zeit. Hier hausten als Burggrafen oder als kaiserliche Obervögte vom Jahre 1210 an die Edlen aus dem Hause Hohenzollern, bis sie endlich zum Range deutscher Reichsfürsten erhoben und 1417 mit der Kurmark Brandenburg beliehen wurden. Der größte Theil des deutschen Nordens wird jetzt von ihren Nachkommen, den Königen von Preußen beherrscht, welche nun seit 1871 auch die Kaiserkrone von ganz Deutschland tragen. Noch immer beschattet eine alte Linde, welche schon im dreißigjährigen Kriege ein uralter Baum war, den Schloßhof; Gustav Adolf ruhte damals unter ihrem Schatten, wo drei Jahrhunderte früher schon Karl IV. und Friedrich III. verweilt haben mochten. Jetzt dient die alte Feste zur Aufbewahrung von Gemälden, unter welchen mehrere von Albrecht Dürer und Lucas Kranach, den Zeitgenossen Luthers, die bedeutendsten sind.

84. Morgenlied. (Pförtnerlied.)

(Schiller.)

Verschwunden ist die finstre Nacht,
die Lerche schlägt, der Tag erwacht,
die Sonne kommt mit Prangen
am Himmel aufgegangen,
sie scheint in Königs Prunkgemach,
sie scheinet durch des Bettlers Dach,
und was in Nacht verborgen war,
das macht sie kund und offenbar.

Lob sei dem Herrn und Dank gebracht,
der über diesem Haus gewacht,
mit seinen heil'gen Scharen
uns gnädig wollt' bewahren.
Wohl mancher schloß die Augen schwer
und öffnet sie dem Licht nicht mehr.
Drum freue sich, wer neu belebt
den frischen Blick zur Sonn' erhebt!

85. Die Glieder des Leibes.

(Campe.)

»Was brauchen wir die Vornehmen und Reichen (die Patrizier), die uns so gewaltsam drücken? Sie sollen merken, wie sehr sie uns brauchen; kommt, wir ziehen aus der Stadt!« — so hieß es unter dem Volke (den Plebejern) der Stadt Rom im Jahre 494 vor Christi Geburt. Wie gesagt, so gethan. Das Volk zog aus auf den heiligen Berg und schlug daselbst ein festes Lager auf. Da ging ein edler Patrizier und erprobter Freund des Volkes, Menenius Agrippa, hinaus zu den Aufgebrachten und erzählte ihnen eine bedeutsame Fabel; das Volk verstand die Lehre: »Nur Eintracht macht stark!« — schloß Frieden mit den Patriziern und zog wieder nach Rom. Die Fabel aber lautete also:

Die Glieder des menschlichen Körpers wurden einmal überdrüssig, einander zu dienen, und faßten den Vorsatz, dies nicht mehr zu thun. Die Füße sagten: »Warum sollen wir allein für andere tragen? Schafft euch selbst

Füße, wenn ihr gehen wollt!« — Die Hände sagten: »Warum sollen wir allein für andere arbeiten? Schafft euch selbst Hände, wenn ihr welche braucht!« — Der Mund brummte: »Ich müßte wohl ein großer Narr sein, wenn ich immer für den Magen Speisen kauen wollte, damit er nach seiner Bequemlichkeit verdauen möge; schaffe sich selbst einen Mund, wer einen nöthig hat!« — Die Augen fanden es gleichfalls sehr sonderbar, daß sie allein für den ganzen Leib beständig Wache halten und für ihn sehen sollten. Und so sprachen auch alle übrigen Glieder des Leibes, und eins kündigte dem andern den Dienst auf. Was geschah? — Da die Füße nicht mehr gehen, die Hände nicht mehr arbeiten, der Mund nicht mehr essen, die Augen nicht mehr sehen wollten, so fing der ganze Körper in allen seinen Gliedern an zu welken und nach und nach abzusterben. Da sahen sie ein, daß sie thöricht gehandelt hatten, und wurden einig, daß es künftig nicht wieder geschehen sollte. Da diente wieder ein Glied dem andern, und alle wurden wieder gesund und stark, wie sie vorher gewesen waren.

86. Sprüche.

(Rückert.)

Wenn die Wässerlein kämen zu Hauf,
gäb es wohl einen Fluß;
weil jedes nimmt seinen eigenen Lauf,
eins ohne das andre vertrocknen muß.

Sich im Spiegel zu beschaun,
kann den Affen nur erbaun.
Wirke! Nur in seinen Werken
kann der Mensch sich selbst bemerken.

Willst du, daß wir mit hinein
in das Haus dich bauen,
laß es dir gefallen, Stein,
daß wir dich behauen.

Nicht der ist auf der Welt verwaist,
dessen Vater und Mutter gestorben,
sondern der für Herz und Geist
keine Lieb' und kein Wissen erworben.

Das sind die Weisen,
die durch Irrthum zur Wahrheit reisen.
Die bei dem Irrthum verharren,
das sind die Narren.

Der Vater lehrte seinen Sohn,
keinem König gebühre ein Thron.
Der Sohn nahm Lehr' an in der Schule
und warf den Vater von seinem Stuhle.

87. Undank ist der Welt Lohn.

(Fabel. — Mathesius nach Melanchthon.)

Eine große Schlange fiel in eine Höhle und schrie jämmerlich. Ein Bauer kommt zur Höhle und fragt, was da sei. Die Schlange bittet, er wolle ihr heraus helfen. Traun, nein! sprach der Mann; an bösen Thieren ist nichts Gutes zu verdienen; ich mag keine Schlange an meinem Busen auferziehen. Die Schlange hält an mit Bitten, und verspricht dem Bauer, sie wolle ihm bei ihrem Gott, der einmal durch sie geredet, den besten Lohn geben, den die Welt zu geben pflege. Gabe und große Verheißung bethören auch die Weisen: der Bauer hilft dem bösen und listigen Wurme heraus. Darauf will sie ihn zum Lohne fressen. Habe ich das um dich verdient? ist das deiner Zusage gemäß? sagte der Bauer. Ich bin zweizüngig, antwortete die Schlange; die Welt lohnet nicht anders.

Wie der Bauer in Aengsten steht, sagt die Schlange: da du mir nicht glauben willst, so wollen wir es auf die nächsten zwei ankommen lassen, die uns begegnen; was sie in dieser Sache sprechen, das soll uns beiden Recht sein. Alsbald kommt ein altes Pferd, dem legen sie die Sache vor. Dieser

Schiedsmann spricht: Ich habe einem Kärrner fünfzehn Jahre gedient, morgen will er mich dem Schinder geben; die Welt lohnt nicht anders. Darauf kommt ein alter Hund, den sie auch fragen; dieser spricht: Ich habe zehn Jahre Tag und Nacht meinem Junker jagen und viele Füchse und Hasen fangen helfen, jetzt hat er seinem Weidmann befohlen, er solle mich an eine Weide henken; das ist der Welt Lohn.

Dem Bauer wird bang zu Mut. Indem trabte ein Füchslein daher; dem legte der Bauer seine Sache auch vor, und verheißt ihm alle seine Hühner: er solle ihm von dem bösen Wurme helfen. Der Fuchs unterwindet sich des Handels, beredet die Schlange, sie solle ihm die Höhle zeigen und was ihre Gefahr und des Bauern Dienst gewesen sei. Man kommt zum Loch; der Fuchs fährt hinein, die Schlange hinten nach und zeigt ihm, wie sie gelegen. Indes wischt der Fuchs heraus, und ehe sich die Schlange umwendet, wälzt der Bauer auf des Fuchsen Rath wieder einen großen Stein vor das Loch.

Als nun der Bauer befreit war, fordert der Fuchs, er soll ihm auf den Abend das Hühnerhaus offen lassen. Der Bauer kommt heim, erzählt seinem Weibe, was ihm begegnet, und wozu er sich gegen den Fuchs verpflichtet. Die Bäuerin sagt, Hühner und Gänse seien ihr, er habe deren nicht zu vergeben. Der Bauer aber will seinen Worten nachkommen, und läßt dem Fuchs das Hühnerhaus offen. Wie es die Frau gewahr wird, wartet sie mit ihrem Knecht die Nacht auf den Fuchs; als der im guten Vertrauen geschlichen kommt, verrennen sie ihm die Thür und bleuen auf ihn zu, bis sie ihn ergreifen. Ach! sagt der Fuchs, wenn das Recht ist, und der Welt höchster Lohn für die größte Wohlthat,

so bestätige ich heut', ich armer Schalk,
dies Weltrecht mit meinem Leben und Balg.

88. Wächterruf.

(Nach Hebel.)

Höret, was ich euch will sagen!
Die Glock' hat zehn geschlagen.
Jetzt betet und jetzt geht ins Bett,
und wer ein gut Gewissen hat,
schlaf sanft und wohl! im Himmel wacht
ein heiter Aug' die ganze Nacht.

Höret, was ich euch will sagen!
Die Glock' hat elf geschlagen.
Und wer noch bei der Arbeit schwitzt,
und wer beim Kartenspiel noch sitzt,
dem sag' ich's laut und deutlich nun:
's ist hohe Zeit, nun auszuruhn!

Höret, was ich euch will sagen!
Die Glock' hat zwölf geschlagen.
Und wo noch in der Mitternacht
ein Herz in Schmerz und Kummer wacht,—
Gott geb' dir eine stille Stund',
mach froh dich wieder und gesund!

Höret, was ich euch will sagen!
Die Glock' hat eins geschlagen.
Und wo mit Satans Will' und Rath
ein Dieb auf dunkeln Pfaden naht, —
ich will's nicht hoffen, doch geschieht's, —
geh heim, der ew'ge Richter sieht's!

Höret, was ich euch will sagen!
Die Glock' hat zwei geschlagen.
Und wem schon wieder, eh's noch tagt,
die schwere Sorg' am Herzen nagt, —
der arme Mensch, sein Schlaf ist fort!
Gott sorgt; verlaß dich auf sein Wort!

Höret, was ich euch will sagen!
Die Glock' hat drei geschlagen.
Die Morgenstund' am Himmel schwebt;
wer friedevoll den Tag erlebt,
der danke Gott und fasse Mut,
geh' ans Geschäft und halt' sich gut!

89. Der reichste Fürst.

(Kerner.)

Preisend mit viel schönen Reden
ihrer Länder Werth und Zahl,
saßen viele deutsche Fürsten
einst zu Worms im Kaisersaal.

„Herrlich," sprach der Fürst von Sachsen,
„ist mein Land und seine Macht,
Silber hegen seine Berge
wohl in manchem tiefen Schacht."

„Seht mein Land in üpp'ger Fülle,"
sprach der Kurfürst von dem Rhein,
„goldne Saaten in den Thälern,
auf den Bergen edler Wein."

„Große Städte, reiche Klöster,"
Ludwig, Herr zu Bayern, sprach,
„schaffen, daß mein Land den euern
wohl nicht steht an Schätzen nach."

Eberhard, der mit dem Barte,
Würtembergs geliebter Herr,
sprach: „Mein Land hat kleine Städte,
trägt nicht Berge silberschwer."

„Doch ein Kleinod hält's verborgen:
daß in Wäldern noch so groß
ich mein Haupt kann kühnlich legen
jedem Unterthan in Schoß!"

Und es rief der Herr von Sachsen,
der von Bayern, der vom Rhein:
„Graf im Bart! Ihr seid der reichste,
Euer Land trägt Edelstein!"

90. Luther auf dem Reichstage zu Worms 1521.

(Karl Alfred Hase.)

Als Luther von Wittenberg wegfuhr in den ersten Tagen des April, auf einem offenen Rollwagen, vom Rath ihm geliehen, da haben viele Bürger und Studenten in Thränen ihm die Hand gereicht, sie meinten, er werde nicht wiederkehren.

Vom kaiserlichen Herold geleitet, zog er über Leipzig, Erfurt und Frankfurt, an den meisten Orten mit Zeichen herzlicher Theilnahme empfangen. Das Volk lief stundenweit ihm entgegen, den kühnen Mann zu sehen. Einige versuchten ihn von seinem Vorhaben abzuschrecken, sie erinnerten ihn an Constanz, er dachte ohnedem daran, der Kaiser werde ihm das Geleit nicht halten können. In Weimar wurde gerade ein kaiserlich Edikt angeschlagen, Luthers Bücher auszuliefern und zu verbrennen. Da fragte der Herold: „Herr Doctor, wollt Ihr weiter ziehen?" Luther antwortete: „Und wenn sie gleich ein Feuer machten, das bis in den Himmel reichte, will ich doch im Namen des Herrn erscheinen, Christum bekennen und walten lassen." Als er in die Nähe von Worms kam, schickte selbst sein Freund Spalatin, der dort mit seinem Herrn war, einen Boten, er solle nicht hineinkommen, seine Sache sei verloren. Luther antwortete: „Und wenn so viel Teufel zu Worms wären, als Ziegel auf den Dächern liegen, dennoch wollt ich hinein."

Luther erzählte später davon: „Aber ich zog immer fort aus lauter Einfältigkeit. Ich war damals unerschrocken, Gott kann einen wohl so toll machen, weiß nicht, ob ich jetzt so freudig wäre." Als er früh am 16. April vor Worms ankam, waren einige sächsische Edle ihm entgegengeritten, der Herold ritt voran, neben Luther in der Mönchskutte saß noch ein Augustiner und der getreue Amsdorf, viel Volk in den Straßen und Fenstern hatte sich aufgemacht, ihn zu sehen. Herberge fand er im Hause des Komthurs der Johanniter, wo einige sächsische Herren wohnten.

hundert und tausend Jahren Gestorbenen zu uns Lebenden kommen und unter uns wandeln, als lebten sie noch. Die Kaufmannsschiffe bringen Kaffee und Thee, Baumwolle und Seide, Gold, Silber, Eisen und anderes viel, was wir für unsern Leib brauchen. Aber was unser Geist braucht, das führen Bücher uns zu von nah und ferne. Durch ein Buch spricht der Weise zu den Weisen und die es werden wollen, freilich ein Thor zuweilen auch zu Thoren; spricht das erfahrene Alter zu der Jugend und zu Kindern selbst, wenn sie lesen können. Das Buch spricht und lehret mitsprechen, es lehrt sprechen. Das Buch erweitert einem jeden die Welt, daß er ferne Dinge zu sehen bekommt und zu hören, wie hinter den Bergen und jenseits des Wassers auch Menschen wohnen. Ein Buch ist der Schwachen Schutz, der Gewaltigen Furcht; es tröstet die Traurigen, es leistet dem Einsamen Gesellschaft. Wo einige Bücher beisammen sind, da findet sich eine so gewählte und erlauchte Gesellschaft, wie kein Fürst sie an seiner Tafel siehet.

Und wie entsteht ein Buch? Bis Gutenberg kam, hatte die Welt nur Schrift. Auch die ist ein Großes oder wohl ein noch Größeres zu nennen, als ein gedrucktes Buch. Die Schrift macht den unsichtbaren Gedanken sichtbar und befestigt das flüchtige Wort. Aber *ein* Drucker kann mehr drucken, als tausend Schreiber schreiben können. Durch den Druck bekommt die Schrift Flügel und Füße, auf welchen sie nach allen Orten und Enden geht und eben sowohl in die Hütten der Dürftigen, als in die Häuser der Reichen. Vor Erfindung der Buchdruckerkunst galt eine Bibel 2000 Mark, ein Neues Testament 200 Mark.

2. Die Schrift.

Wir leben alle in einer Gemeinde oder Kommüne. Wer in einer Kommüne nicht wie ein Dienstknecht sein will, obschon er Haus und Land in derselben besitzt, der muß schreiben können. Wer in einer Kommüne dieses und jenes Amt oder Aemtchen verwalten will, der muß schreiben können. Wer in einer Kommüne Wohlfahrt und Recht fördern, Mißfahrt und Unrecht hindern will, der muß schreiben können. Wer anstatt seines Namens drei Kreuze zieht, der kann nicht Bauervogt oder Schulvorsteher sein. Sofern ein anderer zu haben ist.

Wir haben, oder, Jugend, du bekommst einen Hausstand. Wer da nicht aus der Hand in den Mund lebet, sondern einnimmt, was er erst nach längerer Zeit wieder ausgibt, wer ausgibt, was er erst nach längerer Zeit wieder zurückbekommt, es sei Geliehenes oder Geborgtes, wer überhaupt mit seiner Einnahme und Ausgabe nicht im Dunkeln tappen, sondern im Hellen gehen will, der muß anschreiben, muß schreiben. Das gehört zum ordentlichen Haushalten. Wer schreibt, der bleibt, ist ein Sprichwort.

Und noch dies zum Loben und Anloben des Schreibens: Wir bleiben ja nicht alle im Hause hocken, sondern müssen über Land und über Wasser fahren. Wir bleiben nicht in dem Kirchspiel beisammen, da man unsern Kopf über die Taufe gehalten hat, deinen und meinen, sondern wir werden zerstreuet, dahin und dorthin, wohin keiner, als die Post geht; *der* Bund soll nicht vergessen, *das* Band nicht gelöst werden von der Hand der Entfernung. Wie ich begehre in deinem Herzen zu lesen und in deinem Leben, sollst du in meinem lesen; unsere Freuden und unsern Kummer wollen wir uns mittheilen; dein Vater und deine Mutter wollen es dir bleiben, und du willst ihr Kind bleiben und wollen in treuer Liebe einander verbleiben. Wie machen

sie das? Wenn sie einander schreiben. Und weil die Sache so steht, wird auch wohl der Schreibtisch stehen bleiben, ob noch so sehr das Drucken einmal überhand nähme.

82. Gutenberg, der Erfinder der Buchdruckerkunst.

(Nach Biernatzki.)

Es gab schon im fünfzehnten Jahrhundert in Holland zünftige Briefdrucker. Diese Leute schnitzten kürzere Schriften in Holztafeln und bestrichen diese mit Farbe oder Lampenruß. Dann legten sie einen Bogen Papier darauf, überfuhren diesen mit Reiber oder Bürste und erhielten so Abdrücke. Johann zum Gensfleisch, genannt Gutenberg, ein vornehmer Mann aus Mainz, der wegen Streitigkeiten zwischen Adel und Bürgern von dort entwichen war, führte diese Kunst weiter. Im vorstädtischen Kloster St. Arbogast in Straßburg miethete er sich ein. Er hatte von Jugend auf Neigung gehabt zu gewerblicher Beschäftigung, und was er bisher nur als Liebhaberei betrieben, das mußte ihn nun ernähren. Er lehrte mehrere andere die Kunst, Steine und Spiegel zu schleifen. Daraus bildete sich eine kleine Gesellschaft, deren Mitglieder er auch in der andern Kunst unterwies, Buchstaben zu formen. Anfangs zwar hielt Gutenberg diese Kunst geheim, nach und nach aber theilte er sie seinen Genossen mit. Namentlich hatte er damals etwas sehr Wichtiges, die Presse, neu erfunden, die er statt des Reibers anwendete, um den Bogen auf die Schrifttafeln zu drücken. Diese Druckpresse war ganz ähnlich der, mit welcher die Weinbauer den Wein aus den Trauben pressen, aber zum Drucken hat sie Gutenberg zuerst eingerichtet und verwendet.

Nach zwanzigjähriger Abwesenheit kehrte er nach Mainz zurück. Auch dort setzte er das Schnitzen von Schrifttafeln fort, hatte aber unablässig mit Mangel an Geld zu kämpfen, so daß er nicht im Stande war, seine Kunst zu verbessern. Schon wollte er sie ganz aufgeben, als ein wohlhabender Bürger in Mainz, Johann Fust, sich erbot, ihm 800 Gulden vorzuschießen. Wahrscheinlich geschah dies erst, als Gutenberg schon weiter in seiner Erfindung fortgeschritten war. Er hatte nämlich die Holztafeln in Linien, Wörter und Silben oder Buchstaben zerschnitten und dadurch die ersten beweglichen Lettern zu Stande gebracht. Die einzelnen Buchstaben wurden durchlöchert, auf einen Faden gezogen und so an einander gereiht. Endlich veränderte Gutenberg noch das Material der Buchstaben. Statt des mühevollen Schnitzens in Holz, kam er auf den Gedanken, kleinere Buchstabenformen (Matrizen) über einen hölzernen oder messingenen Musterbuchstaben anzufertigen und in diese Formen neue Buchstaben von Blei oder Zinn zu gießen.

Nachdem so die Erfindung bis zu einem gewissen Abschluß gediehen war, machte sich Gutenberg daran, die Bibel zu drucken. Würdiger konnte er nicht das Ergebnis seines Nachdenkens verwerthen; damit bezeugte er seinen Dank gegen Den, der die großartigen Gedanken in seine Seele gelegt hatte. Fust lieh ihm abermals 800 Gulden, um die Bibel auf 640 Pergament-Blättern herzustellen, deren Druck er in drei Jahren vollendete. Gutenberg hoffte durch diese Arbeit aus seinen Schulden herauszukommen, darin täuschte er sich aber. Denn Fust handelte weder ehrlich noch uneigennützig gegen ihn. Fust nahm nämlich einen Goldschmied, Peter Schöffer aus Gernsheim, einen geschickten Mann, in seine Dienste. Nachdem dieser mit Gutenbergs Verfahren bekannt geworden war, machte er sich daran, Buchstabenstempel (Patrizen) aus Stahl

zu schneiden, diese in Kupfer einzuschlagen und so Matrizen (Formen) herzustellen, in die man nun metallene Lettern gießen konnte. Er that dies im Geheimen. Erst als er ein ganzes Alphabet fertig hatte, zeigte er dieses seinem Herrn, Fust, der die Wichtigkeit dieser Verbesserung begriff. Er machte Schöffer zu seinem Schwiegersohn, untersagte ihm, Gutenberg sein Verfahren mitzutheilen, und beschloß dann, sich ganz von Gutenberg zu trennen und in den Besitz von dessen Bibelvorrath zu gelangen.

Gutenberg, Fust und Schöffer in der Werkstatt.

Dazu standen Fust die Mittel leider sehr zu Gebote. Kaum hatte Gutenberg die Bibel vollendet, so forderte Fust von ihm das Kapital, was er ihm geliehen, sammt den Zinsen, zusammen 2020 Gulden. Als Gutenberg Einsprache erhob, kam die Sache zum Prozeß; das Gericht entschied gegen Guten-

berg, und Fust machte sich aus Gutenbergs Druckgeräthschaften und Bibelvorrath bezahlt. Gutenberg verlor alles, auch seine letzte Hoffnung auf Lohn für seine mühsame Arbeit. Fust und Schöffer setzten nun den Druck mit ihren neuen Lettern fort.

Verstimmt begab sich Gutenberg wieder nach Mainz zurück, wo er von neuem eine Werkstatt gründete. Leider konnte er aber mit seinen geringen Mitteln nicht gleichen Schritt halten mit den Arbeiten seiner Gegner.

Der Kurfürst Adolf von Nassau, der damals Mainz inne hatte, suchte die Verbreitung der neuen Kunst zu verhindern und wollte den Vortheil von derselben allein der Stadt Mainz erhalten. Dasselbe thaten auch Fust und Schöffer, die ihre Gesellen hinter Schloß und Riegel arbeiten ließen und zur strengsten Verschwiegenheit anhielten. Da aber der Kurfürst nur mit Mühe die Stadt Mainz behaupten konnte, so geschah es, daß bei einem Gefechte das Haus des Fust in Brand gerieth und mehrere seiner Gesellen entflohen. Diese breiteten die Kunst, die „schwarze" Kunst, wie die Mönche sie nannten, weiter aus. Bald gab es auch in Nürnberg, Augsburg und andern Städten Leute, die das Geheimnis kannten.

Den Gutenberg nahm der Kurfürst 1464 unter die Ritter seines Hofes auf, und somit war wenigstens für seinen Unterhalt gesorgt. Er starb arm und kinderlos 1467. In der Kirche der Franziskaner zu Mainz ist er begraben. Seit 1837 erinnert ein Denkmal in Mainz an diesen tiefsinnigen, uneigennützigen Mann, dem die Welt eine der großartigsten Erfindungen verdankt.

83. Nürnberg, eine alte deutsche Stadt.

(Nach Meyer.)

Schon in einer Entfernung von mehreren Stunden erblickt man von den Hügelketten aus in weiter holz- und kornreicher Ebene Nürnberg, die altehrwürdige Stadt mit ihren Mauerthürmen und ihrer alles stolz überragenden stattlichen Feste. Keine von allen vormaligen Reichsstädten kann an Großartigkeit des Ansehens sich mit ihm messen, und nur von Prag mag es an Reiz und Pracht des Alterthums übertroffen werden. Und noch immer ist es eine Lieblingsstadt des deutschen Volkes. Wie das Kind sich selig freut zur Weihnachtszeit beim Anblick des Nürnberger Lebkuchens und Spielzeuges, so gedenkt auch der Mann noch so mancher herrlichen Erfindung, welche von Nürnberg ausging, und freut sich seines ehrenwerthen Geistes.

Von allen Seiten nimmt sich Nürnberg stattlich und edel aus, doppelte Mauern, Thürme und Gräben umschließen es, wie sie es vormals schützten. Zehn Thore führen in sein Inneres, dessen Straßen zwar meist unregelmäßig und winklig sind, aber überall das Gepräge einer großen Vergangenheit an sich tragen. Wer noch keine alte Stadt gesehen hat und die Straßen von Nürnberg betritt, dem breitet sich eine neue, recht wunderliche Welt aus. Nirgends ein Einerlei, nirgends Regimenter von Häusern von gleicher Uniform, Höhe und Richtungslinie. Neben den Palästen vormaliger Patrizier stehen des Handwerkers kleine Wohnungen; schmale, alte Häuserchen mit vorspringenden Giebeln und Erkern lehnen sich nachbarlich an das Prachtgebäude des reichen Kaufmanns oder Fabrikherrn. Selbst das Unregelmäßige, Winklige der Gassen fällt nicht unangenehm auf. Wunderlich sehen die hohen, rothen Dächer aus, über denen sich oftmals ein Thürmchen mit altmodischer Wetter-

fahne erhebt. Schön ausgezierte Fenster und Thürme, geschnitzte Tragbalken, mannigfach gewundene Säulen und Figuren aller Art, alte Erker mit Bildhauerarbeit, alles fesselt das Auge des Fremden bei jedem Tritte. Hier prangen Wappen in Stein und Metall über den Thoren, dort stehen Bildsäulen von Schutzheiligen, bald in Nischen zwischen den Fenstern und auf Postamenten, bald an den Erkern zwischen den Stockwerken, und zwar sind

Straße in Nürnberg.

manche von ihnen Werke von den vorzüglichsten Meistern. Dabei gibt sich überall an diesen alten Wohnungen der vormaligen Reichsbürger eine gewisse Unregelmäßigkeit kund. Da sind oft Fenster von dreierlei Größe an ein und demselben Hause, und zwar bald nahe, bald fern von einander stehend. Dabei Thüren, Erker und Thürmchen mit den verschiedenartigsten Verzierungen, so daß sich der Wille des Bauherrn überall als oberstes Gesetz zeigt. Die meisten dieser alten Nürnberger Häuser sind unten von Stein, in den

oberen Theilen aber von Holz und Fachwerk erbaut; die zu Tage liegenden Balken sind kunstvoll geschnitzt, und das Ganze ist sehr dauerhaft und stattlich. Freilich ist die Bewohnerzahl dieser Häuser keine so beträchtliche mehr als vormals; denn von den 100,000 Einwohnern, welche Nürnberg vormals hatte, war es weit unter die Hälfte herabgesunken, hat es aber in neuester Zeit wieder höher gebracht. Der Umfang der Stadt hat sich durch Neubauten beträchtlich erweitert, rege Thätigkeit herrscht in den zahlreichen Fabriken.

Doch wir treten in eins dieser mittelalterlichen Häuser, welches vormals einem reicheren Bürger gehört haben mag. Die schwere Thür öffnet sich mühsam und wir gelangen in einen großen dunklen Raum. Die ausgeschnitzte breite Treppe führt zu einem Söller, welcher das erste Stockwerk einfaßt. Das steinerne Geländer ist von gothischer Arbeit. Zierlich geschnitzte Säulen tragen die Decke. Gartenkübel mit Feigenbäumchen und Lorbeersträuchern stehen auf dem Geländer, und umherliegendes Spielzeug verräth, daß die Kinder des Hauses hier ihren vorzüglichsten Tummelplatz haben. Oft tritt aus der Mitte der Galerie noch ein Erker weit heraus, und ein Tisch in demselben, bedeckt mit weiblichen Arbeiten, zeigt an, daß hier die Hausfrau bei den Spielen der Kleinen waltet. Im Hofe plätschert in zierlicher Einfassung ein Springbrunnen, und Arbeitsgeräthe hängt jetzt da, wo ehemals die Waffenrüstung des Mannes ihren Platz hatte. Die Zimmer im Innern des Hauses sind hoch und geräumig, dabei alterthümlich ausgetäfelt oder wohl gar mit kunstreich gewirkten Tapeten behangen. Glasschränke stehen an den Wänden und in ihnen kostbare Gefäße von buntem Porzellan, feine Deckelgläser, Humpen und Becher mit Sinnsprüchen und Familienwappen. In den großen, glänzenden, gebohnten Schränken und den zierlich ausgelegten Kommoden liegt das feine Linnen, während die Küchen von spiegelblank geputztem Kupfer- und Messinggeschirr funkeln. Kunstreich geschnitzte Tische und Stühle, welche mit dem Aeußern des Hauses in Einklang stehen, weisen auf jene frühere Zeit zurück, wo hier ein reicher Kaufmann, oder ein hochgebietender, in einträglichen Aemtern stehender Patrizier Haus und Hof hielt.

Wir verlassen das alterthümliche Haus, dergleichen es so viele gibt, und gelangen durch das Labyrinth sich kreuzender und windender Straßen bis zum Markte. Hier ruht der Blick mit Verwunderung auf einem der herrlichsten Denkmäler Nürnbergs, auf dem schönen Brunnen an dem einen Ende des Marktplatzes. Er ist ein vortreffliches Werk der Steinmetzkunst und besteht in einer frei und leicht emporsteigenden Pyramide von dreißig Meter Höhe. Zahlreich sind die in den Verzweigungen angebrachten Bildsäulen von Königen, Helden und Gottesstreitern. In dem ehemaligen Karthäuserkloster befindet sich seit 1852 das germanische Museum, eine reiche Sammlung von Kunstwerken, Denkmälern und Geräthen aus allen Jahrhunderten unseres Volkes und aus allen Gegenden des deutschen Landes. Von hier aus wandern wir nach dem im Anfange des 17. Jahrhunderts umgebauten Rathhause, in dessen stehengebliebenem, ursprünglichem Theile noch Gemälde von Dürer zu schauen sind.

Auf unserem Weitergange besuchen wir die herrlichen Kirchen zu St. Lorenz, St. Sebaldus und Unserer Lieben Frauen, wo uns die Werke Peter Vischers, des größten deutschen Erzgießers früherer Zeit, und Adam Krafts, des Bildhauers, erfreuen. Von da gehen wir zum Hause Dürers, zu seinem neu errichteten Denkmale und zu dem Grabe dieses großen Meisters auf dem

Johanniskirchhofe. Noch mancher andere altehrwürdige deutsche Mann liegt hier unter riesigen Denksteinen begraben, wobei wir nur des Hans Sachs gedenken wollen.

Und nun bergan zur Burg. Kühn und ehrfurchtgebietend thront sie auf dem Scheitel des Sandsteinfelsens und überragt mit ihren Thürmen die übrigen Gebäude der Stadt. Verwundert schauen die steinernen Gebäude, die Zeugen einer großen Vergangenheit, auf das emsige Treiben unter ihnen. — Siegreich trotzte Burg und Mauer allen Stürmen des Krieges, nie fiel Nürnbergs Schloß dem Feinde in die Hände. Hier residirten oft die Kaiser des deutschen Reiches, und gar manches deutet auf die Herrlichkeit aus alter Zeit. Hier hausten als Burggrafen oder als kaiserliche Obervögte vom Jahre 1210 an die Edlen aus dem Hause Hohenzollern, bis sie endlich zum Range deutscher Reichsfürsten erhoben und 1417 mit der Kurmark Brandenburg beliehen wurden. Der größte Theil des deutschen Nordens wird jetzt von ihren Nachkommen, den Königen von Preußen beherrscht, welche nun seit 1871 auch die Kaiserkrone von ganz Deutschland tragen. Noch immer beschattet eine alte Linde, welche schon im dreißigjährigen Kriege ein uralter Baum war, den Schloßhof; Gustav Adolf ruhte damals unter ihrem Schatten, wo drei Jahrhunderte früher schon Karl IV. und Friedrich III. verweilt haben mochten. Jetzt dient die alte Feste zur Aufbewahrung von Gemälden, unter welchen mehrere von Albrecht Dürer und Lucas Kranach, den Zeitgenossen Luthers, die bedeutendsten sind.

84. Morgenlied. (Pförtnerlied.)

(Schiller.)

Verschwunden ist die finstre Nacht,
die Lerche schlägt, der Tag erwacht,
die Sonne kommt mit Prangen
am Himmel aufgegangen,
sie scheint in Königs Prunkgemach,
sie scheinet durch des Bettlers Dach,
und was in Nacht verborgen war,
das macht sie kund und offenbar.

Lob sei dem Herrn und Dank gebracht,
der über diesem Haus gewacht,
mit seinen heil'gen Scharen
uns gnädig wollt' bewahren.
Wohl mancher schloß die Augen schwer
und öffnet sie dem Licht nicht mehr.
Drum freue sich, wer neu belebt
den frischen Blick zur Sonn' erhebt!

85. Die Glieder des Leibes.

(Campe.)

»Was brauchen wir die Vornehmen und Reichen (die Patrizier), die uns so gewaltsam drücken? Sie sollen merken, wie sehr sie uns brauchen; kommt, wir ziehen aus der Stadt!« — so hieß es unter dem Volke (den Plebejern) der Stadt Rom im Jahre 494 vor Christi Geburt. Wie gesagt, so gethan. Das Volk zog aus auf den heiligen Berg und schlug daselbst ein festes Lager auf. Da ging ein edler Patrizier und erprobter Freund des Volkes, Menenius Agrippa, hinaus zu den Aufgebrachten und erzählte ihnen eine bedeutsame Fabel; das Volk verstand die Lehre: »Nur Eintracht macht stark!« — schloß Frieden mit den Patriziern und zog wieder nach Rom. Die Fabel aber lautete also:

Die Glieder des menschlichen Körpers wurden einmal überdrüssig, einander zu dienen, und faßten den Vorsatz, dies nicht mehr zu thun. Die Füße sagten: »Warum sollen wir allein für andere tragen? Schafft euch selbst

Füße, wenn ihr gehen wollt!« — Die Hände sagten: »Warum sollen wir allein für andere arbeiten? Schafft euch selbst Hände, wenn ihr welche braucht!« — Der Mund brummte: »Ich müßte wohl ein großer Narr sein, wenn ich immer für den Magen Speisen kauen wollte, damit er nach seiner Bequemlichkeit verdauen möge; schaffe sich selbst einen Mund, wer einen nöthig hat!« — Die Augen fanden es gleichfalls sehr sonderbar, daß sie allein für den ganzen Leib beständig Wache halten und für ihn sehen sollten. Und so sprachen auch alle übrigen Glieder des Leibes, und eins kündigte dem andern den Dienst auf. Was geschah? — Da die Füße nicht mehr gehen, die Hände nicht mehr arbeiten, der Mund nicht mehr essen, die Augen nicht mehr sehen wollten, so fing der ganze Körper in allen seinen Gliedern an zu welken und nach und nach abzusterben. Da sahen sie ein, daß sie thöricht gehandelt hatten, und wurden einig, daß es künftig nicht wieder geschehen sollte. Da diente wieder ein Glied dem andern, und alle wurden wieder gesund und stark, wie sie vorher gewesen waren.

86. Sprüche.

(Rückert.)

Wenn die Wässerlein kämen zu Hauf,
gäb es wohl einen Fluß;
weil jedes nimmt seinen eigenen Lauf,
eins ohne das andre vertrocknen muß.

Sich im Spiegel zu beschaun,
kann den Affen nur erbaun.
Wirke! Nur in seinen Werken
kann der Mensch sich selbst bemerken.

Willst du, daß wir mit hinein
in das Haus dich bauen,
laß es dir gefallen, Stein,
daß wir dich behauen.

Nicht der ist auf der Welt verwaist,
dessen Vater und Mutter gestorben,
sondern der für Herz und Geist
keine Lieb' und kein Wissen erworben.

Das sind die Weisen,
die durch Irrthum zur Wahrheit reisen.
Die bei dem Irrthum verharren,
das sind die Narren.

Der Vater lehrte seinen Sohn,
keinem König gebühre ein Thron.
Der Sohn nahm Lehr' an in der Schule
und warf den Vater von seinem Stuhle.

87. Undank ist der Welt Lohn.

(Fabel. — Mathesius nach Melanchthon.)

Eine große Schlange fiel in eine Höhle und schrie jämmerlich. Ein Bauer kommt zur Höhle und fragt, was da sei. Die Schlange bittet, er wolle ihr heraus helfen. Traun, nein! sprach der Mann; an bösen Thieren ist nichts Gutes zu verdienen; ich mag keine Schlange an meinem Busen auferziehen. Die Schlange hält an mit Bitten, und verspricht dem Bauer, sie wolle ihm bei ihrem Gott, der einmal durch sie geredet, den besten Lohn geben, den die Welt zu geben pflege. Gabe und große Verheißung bethören auch die Weisen: der Bauer hilft dem bösen und listigen Wurme heraus. Darauf will sie ihn zum Lohne fressen. Habe ich das um dich verdient? ist das deiner Zusage gemäß? sagte der Bauer. Ich bin zweizüngig, antwortete die Schlange; die Welt lohnet nicht anders.

Wie der Bauer in Aengsten steht, sagt die Schlange: da du mir nicht glauben willst, so wollen wir es auf die nächsten zwei ankommen lassen, die uns begegnen; was sie in dieser Sache sprechen, das soll uns beiden Recht sein. Alsbald kommt ein altes Pferd, dem legen sie die Sache vor. Dieser

Schiedsmann spricht: Ich habe einem Kärrner fünfzehn Jahre gedient, morgen will er mich dem Schinder geben; die Welt lohnt nicht anders. Darauf kommt ein alter Hund, den sie auch fragen; dieser spricht: Ich habe zehn Jahre Tag und Nacht meinem Junker jagen und viele Füchse und Hasen fangen helfen, jetzt hat er seinem Weidmann befohlen, er solle mich an eine Weide henken; das ist der Welt Lohn.

Dem Bauer wird bang zu Mut. Indem trabte ein Füchslein daher; dem legte der Bauer seine Sache auch vor, und verheißt ihm alle seine Hühner: er solle ihm von dem bösen Wurme helfen. Der Fuchs unterwindet sich des Handels, beredet die Schlange, sie solle ihm die Höhle zeigen und was ihre Gefahr und des Bauern Dienst gewesen sei. Man kommt zum Loch; der Fuchs fährt hinein, die Schlange hinten nach und zeigt ihm, wie sie gelegen. Indes wischt der Fuchs heraus, und ehe sich die Schlange umwendet, wälzt der Bauer auf des Fuchsen Rath wieder einen großen Stein vor das Loch.

Als nun der Bauer befreit war, fordert der Fuchs, er soll ihm auf den Abend das Hühnerhaus offen lassen. Der Bauer kommt heim, erzählt seinem Weibe, was ihm begegnet, und wozu er sich gegen den Fuchs verpflichtet. Die Bäuerin sagt, Hühner und Gänse seien ihr, er habe deren nicht zu vergeben. Der Bauer aber will seinen Worten nachkommen, und läßt dem Fuchs das Hühnerhaus offen. Wie es die Frau gewahr wird, wartet sie mit ihrem Knecht die Nacht auf den Fuchs; als der im guten Vertrauen geschlichen kommt, verrennen sie ihm die Thür und bleuen auf ihn zu, bis sie ihn ergreifen. Ach! sagt der Fuchs, wenn das Recht ist, und der Welt höchster Lohn für die größte Wohlthat,

so bestätige ich heut', ich armer Schalk,
dies Weltrecht mit meinem Leben und Balg.

88. Wächterruf.

(Nach Hebel.)

Höret, was ich euch will sagen!
Die Glock' hat zehn geschlagen.
Jetzt betet und jetzt geht ins Bett,
und wer ein gut Gewissen hat,
schlaf sanft und wohl! im Himmel wacht
ein heiter Aug' die ganze Nacht.

Höret, was ich euch will sagen!
Die Glock' hat elf geschlagen.
Und wer noch bei der Arbeit schwitzt,
und wer beim Kartenspiel noch sitzt,
dem sag' ich's laut und deutlich nun:
's ist hohe Zeit, nun auszuruhn!

Höret, was ich euch will sagen!
Die Glock' hat zwölf geschlagen.
Und wo noch in der Mitternacht
ein Herz in Schmerz und Kummer wacht, —
Gott geb' dir eine stille Stund',
mach froh dich wieder und gesund!

Höret, was ich euch will sagen!
Die Glock' hat eins geschlagen.
Und wo mit Satans Will' und Rath
ein Dieb auf dunkeln Pfaden naht, —
ich will's nicht hoffen, doch geschieht's, —
geh heim, der ew'ge Richter sieht's!

Höret, was ich euch will sagen!
Die Glock' hat zwei geschlagen.
Und wem schon wieder, eh's noch tagt,
die schwere Sorg' am Herzen nagt, —
der arme Mensch, sein Schlaf ist fort!
Gott sorgt; verlaß dich auf sein Wort!

Höret, was ich euch will sagen!
Die Glock' hat drei geschlagen.
Die Morgenstund' am Himmel schwebt;
wer friedevoll den Tag erlebt,
der danke Gott und fasse Mut,
geh' ans Geschäft und halt' sich gut!

89. Der reichste Fürst.

(Kerner.)

Preisend mit viel schönen Reden
ihrer Länder Werth und Zahl,
saßen viele deutsche Fürsten
einst zu Worms im Kaisersaal.

„Herrlich," sprach der Fürst von Sachsen,
„ist mein Land und seine Macht,
Silber hegen seine Berge
wohl in manchem tiefen Schacht."

„Seht mein Land in üpp'ger Fülle,"
sprach der Kurfürst von dem Rhein,
„goldne Saaten in den Thälern,
auf den Bergen edler Wein."

„Große Städte, reiche Klöster,"
Ludwig, Herr zu Bayern, sprach,
„schaffen, daß mein Land den euern
wohl nicht steht an Schätzen nach."

Eberhard, der mit dem Barte,
Würtembergs geliebter Herr,
sprach: „Mein Land hat kleine Städte,
trägt nicht Berge silberschwer."

„Doch ein Kleinod hält's verborgen:
daß in Wäldern noch so groß
ich mein Haupt kann kühnlich legen
jedem Unterthan in Schoß!"

Und es rief der Herr von Sachsen,
der von Bayern, der vom Rhein:
„Graf im Bart! Ihr seid der reichste,
Euer Land trägt Edelstein!"

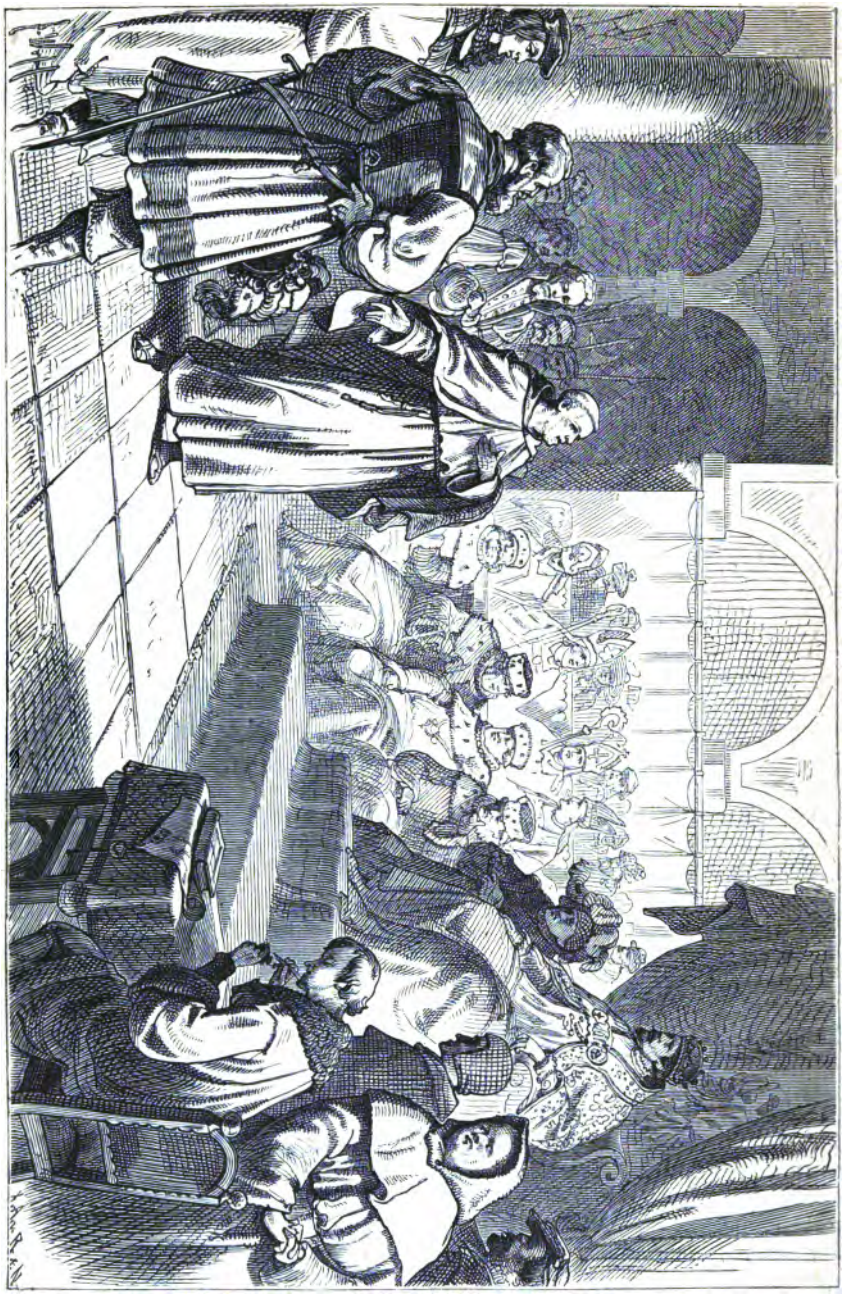
90. Luther auf dem Reichstage zu Worms 1521.

(Karl Alfred Hase.)

Als Luther von Wittenberg wegfuhr in den ersten Tagen des April, auf einem offenen Rollwagen, vom Rath ihm geliehen, da haben viele Bürger und Studenten in Thränen ihm die Hand gereicht, sie meinten, er werde nicht wiederkehren.

Vom kaiserlichen Herold geleitet, zog er über Leipzig, Erfurt und Frankfurt, an den meisten Orten mit Zeichen herzlicher Theilnahme empfangen. Das Volk lief stundenweit ihm entgegen, den kühnen Mann zu sehen. Einige versuchten ihn von seinem Vorhaben abzuschrecken, sie erinnerten ihn an Constanz, er dachte ohnedem daran, der Kaiser werde ihm das Geleit nicht halten können. In Weimar wurde gerade ein kaiserlich Edikt angeschlagen, Luthers Bücher auszuliefern und zu verbrennen. Da fragte der Herold: „Herr Doctor, wollt Ihr weiter ziehen?" Luther antwortete: „Und wenn sie gleich ein Feuer machten, das bis in den Himmel reichte, will ich doch im Namen des Herrn erscheinen, Christum bekennen und walten lassen." Als er in die Nähe von Worms kam, schickte selbst sein Freund Spalatin, der dort mit seinem Herrn war, einen Boten, er solle nicht hineinkommen, seine Sache sei verloren. Luther antwortete: „Und wenn so viel Teufel zu Worms wären, als Ziegel auf den Dächern liegen, dennoch wollt ich hinein."

Luther erzählte später davon: „Aber ich zog immer fort aus lauter Einfältigkeit. Ich war damals unerschrocken, Gott kann einen wohl so toll machen, weiß nicht, ob ich jetzt so freudig wäre." Als er früh am 16. April vor Worms ankam, waren einige sächsische Edle ihm entgegengeritten, der Herold ritt voran, neben Luther in der Mönchskutte saß noch ein Augustiner und der getreue Amsdorf, viel Volk in den Straßen und Fenstern hatte sich aufgemacht, ihn zu sehen. Herberge fand er im Hause des Komthurs der Johanniter, wo einige sächsische Herren wohnten.



Luther auf dem Reichstage in Worms.

Am Tage nach seiner Ankunft, um 4 Uhr, war Luther in die Reichsversammlung entboten. Er lag vorher im Gebet vor Gott.

Ulrich von Pappenheim und Kaspar Sturm begleiteten ihn auf Umwegen durch Gärten, um der herbeiströmenden neugierigen Menge zu entgehen, zum bischöflichen Palast, wo der Kaiser residirte und die Reichsversammlung insgemein gehalten wurde. An der großen Thür des Saales stand der tapfere Feldhauptman Georg von Frundsberg, der legte ihm die Hand auf die Schulter und sprach: „Münchlein, Münchlein, du gehest jetzt einen Gang, dergleichen ich und mancher Oberste in unsrer ernstesten Schlacht nicht gangen bin. Bist du aber auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort und sei getrost, Gott wird dich nicht verlassen." Er trat ein und stand vor Kaiser und Reich. Um den jungen Kaiser waren fast alle Fürsten des Reichs versammelt: sechs Kurfürsten, die Gesandten des Papstes, weltliche und geistliche hohe Herren, die Vertreter der Städte bildeten diese erhabene Versammlung, in der das heilige römische Reich sich gleichsam sichtbar darstellte. Luther wurde durch den Kanzler des Kurfürsten von Trier aufgefordert, zu beantworten, ob er die auf einer Tafel vorliegenden Bücher als die seinigen anerkenne, und ob er ihren Inhalt widerrufen wolle? Bevor er antwortete, sprach der rechtskundige Kollege an seiner Seite, Dr. Hieronymus Schurf: „Man verlese die Titel!" Hierauf bekannte sich Luther zu seinen Büchern. Auf die zweite Frage zu antworten, ob er alles darin vertheidigen oder widerrufen wolle, bat er Kaiserliche Majestät um Bedenkzeit, weil das der Seelen Seligkeit und den höchsten Schatz im Himmel und auf Erden, Gottes Wort, beträfe. Nach kurzer Berathung der Fürsten erwiderte der Kanzler: er habe zwar genugsam Zeit gehabt, dies zu erwägen, doch Kaiserliche Majestät wolle aus angeborener Güte ihm noch einen Tag zum Bedenken gewähren.

In der That, dazu hatte er auch Zeit genug gehabt. Er hatte mit schwacher, etwas gedrückter Stimme gesprochen. Auch wer nichts weiß von Menschenfurcht, dem fällt solch ein erster Anblick der Großen dieser Welt aufs Herz, bis das Auge sich bald daran gewöhnt. Luther hat den Tag in stiller Erwägung und im Gebet zugebracht.

Am 18. April war es bereits Abend und der Saal von Fackeln erleuchtet, als er wieder in die Reichsversammlung eingeführt wurde. Auf die wiederholte Frage nach dem Widerruf sprach er mit fester sicherer Stimme: „Allerdurchlauchtigster Kaiser, durchlauchtigste hochgeborne Kurfürsten, gnädigste Herren. Ich erscheine als der Gehorsame auf den Termin, so mir gestern Abend angesetzet ist, und bitte durch Gottes Barmherzigkeit, Ew. Kaiserliche Majestät wollen diese gerechte und wahrhaftige Sache gnädigst hören und, so ich aus Unverstand vielleicht einem jeglichen seinen gebührlichen Titel nicht geben oder mich sonst irgend nicht nach Hofgebrauch erzeigen würde, mir gnädigst zu gute halten, als der ich nicht an fürstlichen Höfen erzogen bin. Ich kann von mir nichts andres anzeigen, denn daß ich bisher mit solcher Einfalt des Gemütes geschrieben und gelehrt habe, daß ich auf Erden nicht anderes, denn Gottes Ehre, die unverkümmerte Untersuchung und der Christgläubigen Nutz und Seligkeit, damit dieselben rechtschaffen und rein unterrichtet würden, angesehen und gesuchet habe."

Darauf unterscheidet er seine Bücher in verschiedene Klassen. „Etliche sind, in welchen ich vom christlichen Glauben und guten Werken so schlicht, einfältig und christlich gelehrt habe, daß auch die Widersacher selbst müssen

bekennen, sie sein nütze, unschädlich und werth, daß sie von christlichen Herzen gelesen werden. So ich nun anfinge, dieselben zu widerrufen, was thäte ich anders, denn daß ich einziger unter allen Menschen die Wahrheit, welche beide, Freund und Feind zugleich bekennen, verdammte und allein aller einmütigen Bekenntnis widerstrebte. Eine andere Art meiner Bücher ist, so ich wider etliche Personen geschrieben habe, die sich unterwunden haben, die gottselige Lehre, so von mir gelehret ist, zu dämpfen und zu vertilgen. Wider dieselben, bekenne ich frei, bin ich etwas heftiger und schärfer gewesen, denn es nach Gewohnheit der Religion sich gebühret. Denn ich mache mich nicht zu einem Heiligen, auch disputire ich nicht von meinem Leben, sondern von der Lehre Christi. Aber auch diese Bücher zu widerrufen, will mir nicht gebühren, denn solches würde meinen Gegnern nur Mut machen, sich der Wahrheit zu widersetzen und ihre Tyrannei bestärken, wider Gottes Volk grausamer zu wüten, denn jemals bisher geschehen ist. Doch weil ich ein Mensch bin, kann ich meinen Büchlein anders nicht helfen noch sie vertheidigen, denn mein Herr und Heiland Jesus Christus seiner Lehre gethan hat, welcher, da er vor dem Hohenpriester Hannas um seine Lehre gefragt, von des Hohenpriesters Knecht einen Backenstreich empfangen hatte, sprach: Habe ich übel geredet, so beweise, daß es böse sei. Hat nun der Herr, welcher wußte, daß er nicht irren konnte, sich nicht geweigert, Zeugnis wider seine Lehre zu hören, selbst von einem geringen schnöden Knecht, wie viel mehr ich, der ich Erde und Asche bin und leicht mich irren kann, soll begehren und warten, ob jemand Zeugnis wider meine Lehre geben sollte. Darum bitte ich durch die Barmherzigkeit Gottes Ew. Kaiserliche Majestät, Kur- und Fürstliche Gnaden, oder wer es thun kann, er sei hohen oder niedrigen Standes, wollen Zeugnis geben, mich mit prophetischen und apostolischen Schriften überweisen, daß ich geirrt habe. Alsdann so ich des überzeugt werde, will ich ganz willig und bereit sein, allen Irrthum zu widerrufen und der erste sein, der meine Bücher ins Feuer werfen will."

Luthers Standbild in Worms.

Die Rede hatte lange gedauert, es war ihm heiß geworden, aber auf Begehr des Kaisers, der das Hochdeutsche wenig verstand, wiederholte er sie auch in lateinischer Sprache. Der Kanzler sagte, man sei nicht hier, um zu disputiren, nur eine schlichte runde Antwort werde von ihm begehrt, ob er Widerruf thun wolle oder nicht. Darauf antwortete Luther: „Weil denn Ew. Kaiserliche Majestät und Gnaden eine schlichte Antwort begehren, so will ich eine solche geben, die weder Hörner noch Zähne hat, dermaßen: Es sei denn, daß ich durch Zeugnis der Heiligen Schrift oder mit klaren und hellen Gründen überwunden werde, kann und mag ich nicht widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu

thun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen."

Zu Tausenden drängte das Volk auf seinem Heimwege den Vielgeliebten und Vielgehaßten zu sehen. Viele Ritter und einige Fürsten kamen noch am Abend in seine Herberge, ihm die Hand zu schütteln. Der alte Herzog Erich von Braunschweig schickte ihm einen silbernen Krug voll Eimbecker Bier. Luther fragte, von wem es sei? Der Edelknabe: Herzog Erich habe selbst daraus getrunken, er möge sich nichts Böses versehen. Da that Luther einen tiefen Zug und sprach: „Wie Herzog Erich meiner gedacht hat, also gedenke der Herr Christus seiner in seinem letzten Stündlein."

Im Jahre 1867 ist in Worms dem Doctor Luther ein großes Denkmal errichtet worden. In der Mitte steht er selbst auf einem hohen Fußgestell, so wie er vor dem Reichstage stand, das Haupt kühn erhoben, mit der Rechten auf die Bibel weisend, die er in der Linken hält. An seinem Fußgestell sitzen vier Vorläufer der Reformation: Peter Waldus aus Frankreich, Wycliffe aus England, Johannes Hus aus Böhmen und Savonarola aus Italien. Im Kreise herum aber stehen vier andere Standbilder, nämlich die beiden Beschützer und Förderer der Reformation, Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen, Luthers gnädiger Herr, und Landgraf Philipp von Hessen, dazu zwei Gelehrte jener Zeit, Reuchlin und Luthers treuer Helfer und Freund Melanchthon. Dazwischen endlich sitzen drei Frauengestalten, sie bedeuten die drei Städte Speyer, Magdeburg und Augsburg, die in der Geschichte der Reformation so wichtig sind.

91. Vom Worte Gottes.

(Luther.)

Lasset uns unsern vorigen Jammer ansehen und die Finsternis, darinnen wir gewesen sind. Ich achte, daß Deutschland noch nie so viel von Gottes Wort gehört habe als jetzt; man spürt ja nichts in der Historie davon. Lassen wir's denn so hingehen ohne Dank und Ehre, so ist zu besorgen, wir werden noch greulichere Finsternis und Plage leiden. Lieben Deutschen, kauft; weil der Markt vor der Thüre ist; sammelt ein, weil es scheinet und gut Wetter ist; braucht Gottes Gnade und Wort, weil es da ist. Denn das sollt ihr wissen: Gottes Wort und Gnade ist ein fahrender Platzregen, der nicht wiederkommt, wo er einmal gewesen ist. Er ist bei den Juden gewesen; aber hin ist hin, sie haben nun nichts. Paulus brachte ihn nach Griechenland; hin ist auch hin, nun haben sie den Türken. Und ihr Deutschen dürft nicht denken, daß ihr ihn ewig haben werdet; denn der Undank und die Verachtung werden ihn nicht lassen bleiben. Darum greift zu und haltet zu, wer greifen und halten kann; faule Hände müssen ein böses Jahr haben.

92. Wohl dem, der den Herrn fürchtet.

(Luther. — Psalm 128.)

Wohl dem, der in Gottes Furchte steht
und auch auf seinem Wege geht.
Dein eigen Hand dich nähren soll,
so lebst du recht und geht dir wohl.

Dein Weib wird in dei'm Hause sein
wie ein Reben voll Trauben fein,
und dein Kinder um deinen Tisch
wie Oelpflanzen, gesund und frisch.

Sieh, so reich Segen hangt dem an,
wo in Gottes Furchte lebt ein Mann,
von ihm läßt der alt' Fluch und Zorn,
den Menschenkindern angebor'n.

Aus Zion wird Gott segnen dich,
daß du wirst schauen stetiglich
das Glück der Stadt Jerusalem,
vor Gott in Gnaden angenehm.

Fristen wird er das Leben dein
und mit Güte stets bei dir sein,
daß du sehen wirst Kindeskind
und daß Israel Friede sind'.

93. Segen und Unsegen eines Hauses.

(Pestalozzi.)

Ich bin jung gewesen und bin alt geworden, und ich habe mich viel und oft umgesehen, wie es dem Frommen und dem Gottlosen auch gehe. Ich habe die Knaben meines Dorfes mit mir aufwachsen sehen, ich sah sie Männer werden, Kinder und Kindeskinder zeugen, und nun habe ich von meinem Alter alle bis auf sieben zu Grabe begleitet. Gott, du weißt meine Stunde, wenn ich meinen Brüdern folgen soll. Meine Kräfte nehmen ab; aber mein Auge harret dein, o Herr! Unser Leben ist wie eine Blume des Feldes, die am Morgen blühet, am Abend aber verwelket (Ps. 103, 15—17. 13, 6). O Herr, unser Herrscher, du bist gnädig den Menschen, die auf dich trauen; darum hoffet meine Seele auf dich. Aber der Weg des Sünders führt zum Verderben.

Kinder meines Dorfes, o ihr Lieben, lasset euch lehren, wie es den Gottlosen geht, damit ihr fromm werdet! Ich habe Kinder gesehen, die ihren Eltern trotzten und ihre Liebe für nichts achteten; und allen, allen ist es am Ende übel gegangen. Ich kannte des unglücklichen Ulis Vater; ich habe mit ihm unter einem Dache gewohnt und mit meinen Augen gesehen, wie der gottlose Sohn den armen Vater kränkte und schimpfte; und in meinem Leben werde ich es nicht vergessen, wie der alte, arme Mann eine Stunde vor seinem Tod über ihn weinte. Ich sah den bösen Buben bei seinem Begräbnis lachen. Kann ihn Gott leben lassen, den Bösewicht? dachte ich. Was geschah? Er nahm ein Weib, das viel Gut hatte, und er war jetzt im Dorf einer der Reichsten und ging in seinem Stolz und seiner Bosheit einher, als ob niemand im Himmel und niemand auf Erden über ihm wäre. Ein Jahr ging vorüber, da sah ich den stolzen Uli bei dem Begräbnis seiner Frau heulen und weinen. Ihr Gut mußte er ihren Verwandten bis auf den letzten Heller zurückgeben, und er war plötzlich wieder arm wie ein Bettler. In seiner Armut stahl er, und ihr wisset, welch ein Ende er genommen hat. Kinder, so sah ich immer, daß das Ende des Gottlosen Jammer und Schrecken ist.

Ich sah aber auch den tausendfachen Segen und Frieden in den stillen Hütten der Frommen. Es ist ihnen wohl bei dem, was sie haben. Bei wenigem ist ihnen wohl, und bei vielem sind sie genügsam. Arbeit in ihren Händen und Ruhe in ihrem Herzen, das ist das Theil ihres Lebens. Sie genießen froh das Ihrige und begehren nicht, was ihrem Nächsten gehört. Der Hochmut plagt sie nicht, und der Neid verbittert ihnen ihr Leben nicht; daher sind sie immer frommer und zufriedener und mehrentheils auch gesünder denn die Gottlosen. Sie besitzen auch des Lebens Nothwendigkeit sicherer und ruhiger; denn sie haben ihren Kopf und ihr Herz nicht bei Bosheiten, sondern bei ihrer Arbeit und bei den Geliebten ihrer stillen Hütten. So ist ihnen wohl im Leben. Gott im Himmel sieht herab auf ihre Sorge und auf ihren Kummer und hilft ihnen.

Kinder meines Dorfes und ihr Lieben, ich sah viel fromme Arme auf

ihrem Todtenbette, und ich habe nicht gefunden, daß einer, ein einziger von allen in dieser Stunde sich über seine Armut und über die Noth seines Lebens beklagte. Alle dankten Gott für die tausend Proben seiner Vätergüte, die sie in ihrem Leben genossen hatten.

94. Eine Frage.

(Hebel. — In alemannischer Mundart.)

Sag, weisch denn selber au, du liebi Seel,
was 's Wienechtchindli isch, und hesch's bidenkt?
Denk wol, i sag der's, und i freu mi druf.

O, 's isch en Engel usem Paradies,
mit sanften Augen und mit zartem Herz.
Vom reine Himmel abe het en Gott
de Chindlene zum Trost und Sege gschickt.
Er hüetet sie am Bettli Tag und Nacht;
er deckt sie mittem weiche Fegge zu.
Und weiht er sie mit reinem Othem a,
wird's Äugli hell und 's Bäckli rund und roth.
Er treit sie uf de Hände in der G'fohr,
günnt Blüemli für sie uf der grüene Flur.
Und stoht im Schnee und Rege d'Wienecht do,
se henkt er still im Wienechtchindli-Baum
e schöne Früehlig in der Stuben uf,
und lächlet still, und het si süeßi Freud,
und Mueterliebi heißt si schöne Name.

Jo, liebi Seel, und gang vo Huus zu Huus,
sag „Gnete Tag" und „B'hüetich Gott" und lueg!
Der Wienechtchindli-Baum verrothet bald,
wie alli Müetter sin im ganze Dorf.

Do hangte Baum, nei lueg me doch und lueg!
In alle Näste nüt as Zuckerbrod,
's isch nit viel nutz. Di het e närschi Freud
an ihrem Büebli, will em alles süeß
und liebli mache, thuet em, was es will.
Gib acht, gib acht, es chunnt e mol e Zyt,
se schlacht sie d'Händ noz'semmen überm Chopf,
und seit: „Du gottlos Chind, isch das mi Dank?"
Jo weger, Müetterli, das isch di Dank!

Jez do sieht's anderst dri ins Nochbers Huus.
Scharmanti bruuni Bire, welschi Nuß
und menge rothen Öpfel ab der Hurt,
e Gusebüchsli, doch will's Gott der Her
le Guse drin. Vom zarte Bese-Rys
e goldig Rüetli schlank und nagelneu!
Lueg, so ne Muetter het ihr Chindli lieb;

94. Eine Frage.

(Nach Hebel. — In hochdeutscher Uebersetzung.)

Sag, hast du wohl bedacht, du liebe Seel',
und weißt du, was das Weihnachtskindlein ist?
Ich will dir's sagen, und ich freu mich drauf.

Es ist ein Engel aus dem Paradies
mit sanften Augen und mit zartem Herzen.
Aus seinem reinen Himmel hat ihn Gott
den Kindern hergeschickt zum Trost und Segen.
Er hütet sie am Bettchen Tag und Nacht;
er deckt sie mit dem weichen Flügel zu.
Und weht er sie mit reinem Odem an,
wird hell ihr Aug', ihr Bäckchen rund und roth.
Er trägt sie in Gefahr auf seinen Händen,
läßt Blumen für sie wachsen auf der Flur.
Und kommt die Weihnacht dann in Schnee und Regen,
dann hängt er einen schönen Frühling leise
im Weihnachtsbaum in Stub' und Kammer auf
und lächelt still und hat so süße Freud',
und Mutterliebe heißt sein schöner Name.

Ja, liebe Seel', und geh von Haus zu Haus,
sag „Guten Tag" und „Grüß Euch Gott" und sieh!
Die Weihnachtsbäume werden bald verrathen,
wie alle Mütter sind im ganzen Dorf.

Da steht ein Baum, nein, schau doch hin, o schau:
In allen Zweigen nichts als Zuckerwerk!
Das taugt nicht viel. Die hat gar närr'sche Freud'
an ihrem Kindchen, will ihm alles süß
und lieblich machen, thut ihm, was es will.
Gib acht, gib acht, es kommt einmal die Zeit,
sie schlägt die Hände überm Kopf zusammen
und sagt: „Du gottlos Kind, ist das mein Dank?"—
Ja wahrlich, Mütterchen, das ist dein Dank!

Da sieht es anders aus im Nachbarhaus.
Scharmante braune Birnen, welsche Nüß'
und mancher blanke rothe Winterapfel.
Ein Nadelbüchschen, doch es sind, wie's scheint,
nicht Nadeln drin. Vom zarten Birkenreis,
vergoldet, eine Ruthe, schlank und nagelneu!
Sieh, solche Mutter hat ihr Kindchen lieb;

lueg, so ne Muetter zieht's verständig uf.
Und wird mi Bürstli meisterlos und meint,
er seig der Her im Huus, se hebt sie b'herzt
der Finger uf und förcht ihr Büebli nit
und seit: „Weisch nit, was hinterm Spiegel steckt?"
Und 's Büebli folgt und wird e brave Chnab.

Jez göhn mer wider wyters um e Huus.
Zwor Chinder gnueg, doch wo me lueget und luegt,
schwangt wyt und breit ke Wienechtchindli-Baum.
Chumm, weidli chumm, do blybe mer nit lang!
O Frau, wer het di Muetterherz so g'chüelt?
Verbarm's di nit und goht's der nit dur d'Seel,
wie byni Chindli, wie di Fleisch und Bluet
verwildern, ohni Pfleg und ohni Zucht
und hungrig by den andre Chinde stöhn
mit ihre breite Rufe, schüch und fremd?
Und Wy und Kaffi schmeckt dir doch so guet!

Doch lueg im vierte Huus, das Gott erbarm,
was hangt am grüene Wienechtchindli-Baum?
Viel stachlich Laub, und näume zwische drinn
ne schrumpfig Öpfeli, ne dürri Nuß!
Sie möcht, und het's nit, nimmt ihr Chind uf d'Schoß,
und wärmt's am Buese, lueget's a und briegt.
Der Engel stüürt im Chindli Thränen i.
Sel isch nit g'fehlt, s'isch mehr als Marzipan
und Zuckererbsli. Gott im Himmel sieht's,
und het us mengem arme Büebli doch
e brave Ma und Vogt und Richter gemacht
und usem Töchterli ne bravi Frau,
wenn's numme nit an Zucht und Warnig fehlt.

sieh, solche Mutter zieht's verständig auf.
Und will mein Bürschchen wo den Meister spielen
und meint sich Herr im Haus, dann hebt sie dreist
den Finger auf und fürchtet nicht ihr Kind
und sagt: „Weißt auch, was hinterm Spiegel steckt?"
Das Bürschchen folgt und wird ein braver Knabe.

Jetzt laßt uns weiter gehn zum nächsten Haus.
Ja, Kinder schon genug! Doch wo man schaut,
kein Weihnachtsbaum zu sehen weit und breit.
Komm, komm nur fort, da bleiben wir nicht lang!
O Frau, was kühlte so dein Mutterherz?
Erbarme dich! Geht dir's nicht durch die Seele,
wie deine Kinder, wie dein Fleisch und Blut
verwildern ohne Pfleg' und Zucht
und hungrig bei den andern Kindern stehn
in Schmutz und Elend und so scheu und fremd?
Und Wein und Kaffee schmeckt dir doch so gut!

Doch sieh im vierten Haus, du lieber Gott!
Was hängt dort an dem grünen Weihnachtsbaum?
Viel stachlich Laub und nur so zwischen drin
ein schrumpflich Aepfelchen. Sie möchte gern
und hat's nicht. Auf den Schoß nimmt sie das Kind,
wärmt es am Busen, sieht es an und weint.
Die Thränen sind Bescherung für das Kind.
O das ist viel, viel mehr als Marzipan
und Zuckererbsen. Gott im Himmel sieht es
und macht aus manchen armen Jungen doch
oft brave Männer, Schulzen oft und Richter
und aus dem Töchterchen ein braves Weib;
nur daß es nicht an Zucht und Warnung fehlt.

95. Von den Vögeln und Blumen.

(Luther.)

(Aus einer Predigt über das Evangelium vom 15. Sonntage nach Trinitatis.)

„Sehet die Vögel unter dem Himmel an ꝛc." Math. 6, 24—34.

Als wollt der Herr sagen: Ihr habt noch nie einen Vogel gesehen mit einer Sichel, der da hätte eingeerntet und in die Scheunen gesammelt, ja die Vögel arbeiten auch nicht wie wir, noch werden sie dennoch ernährt. Damit will aber der Herr nicht, daß wir nicht arbeiten sollen, sondern will uns mit diesem Exempel der Sorg entnehmen. Denn ein Vögelein kann nicht Ackerwerk treiben, wie wir, doch ist es nicht ohne Arbeit, sondern es treibet das, dazu es geschaffen ist, nämlich daß es Junge zeuge, sie ernähre und singe unserm Herrgott ein Liedlein dafür; hätte ihm Gott mehr Arbeit aufgesetzt, so thäte es auch mehr; frühe steht's auf, setzet sich auf einen Zweig und singet den Gesang, den es gelernt hat, und weiß von keiner Speise, sorget auch

nicht drauf; darnach wenn es hungert, so fleugt es dahin und sucht ein Körnlein; da hat ihm Gott irgend eines hingelegt, darauf es nicht gedachte, da es sang, und hätte doch Ursach genug gehabt, daß es für die Nahrung gesorgt hätte. Ei, schämet euch nun, daß die Vögelein frömmer und gläubiger sind, denn ihr; sie sind fröhlich und singen mit Freuden und wissen nicht, was sie zu essen haben.

Wenn du im Lenz, da die Vöglein am hübschesten singen, zu einem sprächest: Wie singst du so fröhlich, hast du doch noch kein Getreide in der Scheuer? Es würde deiner spotten. Es ist ein gewaltig Exempel, es sollt uns wahrlich vor den Kopf stoßen und reizen, Gott mehr zu vertrauen, denn wir thun.

Nun folget das ander Exempel, von den Blümlein auf dem Felde, damit der Herr uns reizen will, daß wir nicht sollen für die Kleidung sorgen.

„Schauet die Lilien auf dem Felde ꝛc."

Als wollt er sagen: Das Leben ist nicht euer, der Leib auch nicht, ihr könnt euch nicht eine Elle länger oder kürzer machen, noch sorget ihr, wie ihr euch kleiden möget. Sehet auf die Blumen auf dem Felde, wie die geschmückt und gekleidet sind, welches doch keines etwas dazu thut, sie spinnen noch wirken nicht, dennoch sind sie schön gezieret. Gott sorget auch für solche kleine geringe Kreaturen, die so gar vergänglich und nur auf einen Tag oder zwei geschaffen sind und fast nichts mehr daran ist, denn Farbe und Geruch, daß sie so schöne mancherlei Farben und ein jedes sein eigen Kleid muß haben, aufs allerschönste, damit sich's Gott zu Ehren beweise, wie Gott viel herrlicher und schöner schmücken kann, denn alle Menschen mit allen Perlen, Gold und köstlichem Schmuck.

Damit will der Herr abermals nicht, daß wir nicht Arbeit thun sollen, oder nicht wirken sollen, sondern wir sollen arbeiten, spinnen und nähen, aber sorgen und zweifeln sollen wir nicht.

Das Uebel, das wir haben, ist unsere Arbeit; wollen wir noch dazu sorgen, so thun wir wie die Narren, denn es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigne Plage habe.

(Wahr ist's, Gott könnte dich wohl ernähren ohne Arbeit, könnte dir wohl Gebratenes und Gesottenes, Korn und Wein auf dem Tische lassen wachsen; aber er will's nicht thun; er will, daß du arbeiten sollst und in diesen Sachen deiner Vernunft gebrauchen. — In allen Dingen handelt Gott also, daß er will sorgen, und wir sollen arbeiten.)

Ich meine, das sei auch ein Trotz geboten, daß die Blümlein da stehen und beschämen uns und werden unsre Meister. Dank habt ihr Blümlein, die ihr von den Kühen gefressen werdet, und Gott euch so hoch erhebet, daß ihr unsre Meister und Lehrer werdet. Pfui, daß uns die Erde trägt! Ist uns das eine Ehre, so weiß ich's nicht. Wir müssen da bekennen, daß das geringste Blümlein, welches das Vieh mit Füßen tritt, unser Schulmeister werden soll; sind wir nicht feine Leute? Ich meine auch! Und setzet noch eben hinzu den reichsten, mächtigsten König Salomon, der aufs köstlichste mit Purpur und Gold bekleidet war, daß der Schmuck nicht soll dem Blümlein vergleichet werden. Ist das nicht ein Großes, daß die Zierde der Blümlein auf dem Felde höher geachtet sein soll, denn alle edlen Gesteine, Gold und Silber?

Wir sind aber so blind und sehen's nicht, was Gott damit haben will,

und wie er's meint. Das Blümlein steht da um unsertwillen, daß wir es sehen sollen, pocht uns und sagt: Wenn du gleich den Schmuck der ganzen Welt an dir hättest, so bist du mir doch noch nicht gleich, so ich dastehe und sorge nicht, von wannen mir dieser Schmuck komme, bekümmere mich nichts darum, da stehe ich allein und thue nichts dazu. Und ob du gleich schön geschmückt bist, so bist du doch ein ungläubiger Mensch und dienest dem ohnmächtigen Mammon; ich aber bin frisch und hübsch und diene dem wahren rechten Gott.

96. Bauerngedanken über Gottes Vorsorge.

(Möser.)

1. Ich kam neulich in die Kinderstube eines Landmanns und sah, daß viele kleine Kinder darin mit einander spielten, ohne daß jemand acht auf sie hatte. Dürfet Ihr, sagte ich zu der Mutter, die ich draußen fand, die Kinder so allein lassen, und müßt Ihr nicht besorgen, daß sie unter sich ein Unglück anrichten? O! war ihre Antwort, das hat so leicht nichts zu sagen; ich habe alles auf die Seite gelegt, womit sie sich Schaden thun könnten, und wenn einem zu nahe geschehen sollte, so wird es schon schreien, daß ich es höre. Ich mache es, wie der liebe Gott mit den Menschenkindern. Der hat ihnen den Brotkorb so hoch gehängt, daß sie ihn nicht herunterreißen können, und um die Brocken mögen sie sich seinethalben so viel schlagen, als sie Lust haben. Wenn sie es zu arg machen, weiß er wohl, was er zu thun hat.

So meint Ihr, liebe Frau, Gott sehe nicht in die Stube, sondern lasse die Kinder kramen, und beruhige sich damit, daß sie ihm nichts verderben können? — Ja! das meine ich, erwiderte sie schnell, und ich sehe nicht, warum er es anders halten sollte. Könnten wir ihm wohl etwas von seinem großen Werke verderben? Und kann er uns nicht nach unserm Willen laufen lassen, bis wir zu ihm schreien? oder bis er es der Mühe werth hält, Holla zu rufen? —

2. Ich kam neulich in die Hütte eines Landmanns, dem die vorige Nacht das Wasser seine vier lehmernen Wände ausgespület und alles verdorben hatte. Lieber Freund! sagte ich zu ihm, wie könnt Ihr hier, wo Ihr beinahe auf eine Stunde Wegs keinen Nachbarn und keine Hilfe habt, wo Ihr allen vier Elementen zum baren Raube offen liegt, wo Diebe und Mörder und alles, was einen armen, hilflosen Menschen überfallen kann, eine fast unumschränkte Gewalt über Euch haben; wie könnt Ihr hier mit Eurer Frau und Euren kleinen Kindern, die Ihr noch nicht weit schicken könnt, mit Ruhe schlafen? Wenn einem von Euch in der Nacht etwas zustieße, so müßtet Ihr Euch ja schlechterdings auf Gottes Barmherzigkeit verlassen.

Ich kann wohl sehen, antwortete mir der Mann, daß Sie aus der Stadt sind, wo die Kinder nicht schlafen können, wenn die Magd nicht bei der Wiege sitzt. Hier auf dem Lande sind wir ganz anders gewöhnt. Sobald wir des Abends unser Gebet gethan haben, so sind wir in Gottes Gewalt; und nun mag es regnen und schneien, stürmen und wehen, so können alle vier Elemente uns wohl aus dem Bett bringen, wie es auch das Wasser noch vorige Nacht gethan hat; aber sonst denken wir: Was Gott will, das geschehe! und damit schlafen wir ruhiger ein, als wenn alle Wächter aus der Stadt uns die Ohren voll bliesen. Wer dem lieben Gott vertraut, dem steht er in allen seinen Nöthen wunderbarlich bei. — Der Bürger zwischen seinen hohen Mauern mag sich vor Dieben fürchten, mir ist es noch nicht eingefallen; und wie mir in

den theuren Jahren mein Backofen erbrochen wurde, so bat ich Gott, daß er mich nicht in die Noth setzen möchte, ein Gleiches zu thun.

Ich verließ den Mann, um ihn von der Ausbesserung seiner Hütte nicht länger abzuhalten, machte aber doch die natürliche Anmerkung, daß die Religion auf dem Lande weit stärker sei, als in den Städten, und sagte zu mir selbst: wie wollten dergleichen Leute fertig werden, wenn sie nicht einen so starken Glauben hätten? Dieses führte mich endlich auf den Schluß, daß, wenn auch die sogenannte feinere Welt alle Religionen aus der Welt wegdisputirte, die Bedürfnisse des Landmanns sie immer wieder zurückrufen würden; die Noth würde überall und allemal wieder beten lehren.

97. Der Liebe Dauer.

(Freiligrath.)

O lieb, so lang du lieben kannst!
O lieb, so lang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
wo du an Gräbern stehst und klagst!

Und sorge, daß dein Herze glüht
und Liebe hegt und Liebe trägt,
so lang ihm noch ein ander Herz
in Liebe warm entgegenschlägt!

Und wer dir seine Brust erschließt,
o thu ihm, was du kannst, zu lieb!
Und mach ihm jede Stunde froh,
und mach ihm keine Stunde trüb!

Und hüte deine Zunge wohl,
bald ist ein böses Wort gesagt!
O Gott, es war nicht bös gemeint, —
der andre aber geht und klagt.

O lieb, so lang du lieben kannst!
O lieb, so lang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
wo du an Gräbern stehst und klagst!

Dann kniest du nieder an der Gruft
und birgst die Augen, trüb und naß,
— sie sehn den andern nimmermehr —
ins lange, feuchte Kirchhofgras.

Und sprichst: „O schau auf mich herab,
der hier an deinem Grabe weint!
Vergib, daß ich gekränkt dich hab'!
O Gott, es war nicht bös gemeint!"

Er aber sieht und hört dich nicht,
kommt nicht, daß du ihn froh umfängst;
der Mund, der oft dich küßte, spricht
nie wieder: „Ich vergab dir längst!"

Er that's, vergab dir lange schon,
doch manche heiße Thräne fiel
um dich und um dein herbes Wort, —
doch still — er ruht, er ist am Ziel!

O lieb, so lang du lieben kannst!
O lieb, so lang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
wo du an Gräbern stehst und klagst!

98. Sprüche.

(Luther.)

Es ist auf Erden kein besser List,
denn wer seiner Zunge ein Meister ist.
Viel wissen und wenig sagen,
nicht antworten auf alle Fragen.
Rede wenig und mach's wahr;
was du borgest, bezahle baar.

Laß einen jeden sein, wer er ist,
so bleibest du auch wohl, wer du bist.
Schweig, leid, meid und vertrag,
deine Noth allein Gott klag,
an Gott ja nicht verzag,
dein Glück kommt alle Tag.

99. Die fromme Magd.

(Ringwaldt.)

Die fromme Magd vom rechten Stand
geht ihrer Frauen fein zur Hand,
hält Schüssel, Tisch und Teller weiß
zu ihrem und der Frauen Preis.

Sie trägt und bringt nicht neue Mär,
geht still in ihrer Arbeit her,
ist treu und eines keuschen Muts
und thut den Kindern alles Guts.

Sie ist stets munter, hurtig, frisch,
vollbringet ihre Geschäfte risch
und hält's der Frauen wohl zu gut,
wenn sie um Schaden reden thut.

Sie hat dazu fein die Geberd,
hält alles sauber an dem Herd,
verwahrt das Feuer und das Licht
und schlummert in der Kirche nicht.

100. Beruf des Weibes.

(Goethe.)

Dienen lerne bei Zeiten das Weib nach ihrer Bestimmung;
denn durch Dienen allein gelangt sie endlich zum Herrschen,
zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hause gehöret.
Dienet die Schwester dem Bruder doch früh, sie dienet den Eltern,
und ihr Leben ist immer ein ewiges Gehen und Kommen,
oder ein Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für andre.
Wohl ihr, wenn sie daran sich gewöhnt, daß kein Weg ihr zu sauer
wird und die Stunden der Nacht ihr sind, wie die Stunden des Tages,
daß ihr niemals die Arbeit zu klein und die Nadel zu fein dünkt,
daß sie sich ganz vergißt und leben mag nur in andern.
Denn als Mutter fürwahr bedarf sie der Tugenden alle,
wenn der Säugling die Kranken de weckt und Nahrung begehret
von der Schwachen und so zu Schmerzen Sorgen sich häufen.
Zwanzig Männer verbunden ertrügen nicht diese Beschwerde,
und sie sollen es nicht; doch sollen sie dankbar es einsehn.

101. Trost.

(Fouqué.)

Wenn alles eben käme,
wie du gewollt es hast,
und Gott dir gar nichts nähme
und gäb' dir keine Last,
wie wär's da um dein Sterben,
du Menschenkind, bestellt?
Du müßtest fast verderben,
so lieb wär' dir die Welt!

Nun fällt — eins nach dem andern —
manch' süßes Band dir ab,
und heiter kannst du wandern
gen Himmel durch das Grab,
dein Zagen ist gebrochen,
und deine Seele hofft; —
dies ward schon oft gesprochen,
doch spricht man's nie zu oft.

102. Dr. Luther bei dem Tode seines Lenchen.

(Sturm.)

Als Luthers Lenchen krank zum Tode lag,
da saß er an des Kindes Bett und sprach:
„Ich habe sie sehr lieb, doch ist's dein Wille,
nimm, Herr, mein Kind, ich will dir halten stille."
Und eine Thräne trocknet er geschwind
und spricht zu seinem Töchterchen: „Mein Kind,

mein liebes Lenchen, in des Himmels Höhn
wohnt auch ein Vater, willst du zu ihm gehn?
Du bliebst wohl gern bei mir und ziehst auch gern
zu jenem Vater, unser aller Herrn?"
Und Lenchen drauf: „Ja, Vater, wie Gott will!"
Der Doctor Luther aber weinte still
und sprach: „Der Geist ist willig, aber ach!
du liebes, liebes Kind, das Fleisch ist schwach!"
Und schwieg und fuhr dann fort: „Mein Gott, vergib,
ich hatte wohl mein Kind zu lieb, zu lieb!"
Und wie er wieder nach dem Lenchen schaut,
da lag es todt als bleiche Himmelsbraut;
die Mutter aber stand, ein Schwert im Herzen,
und weinte überlaut. Da sprach mit Schmerzen
der Luther: „Liebes Weib, o halte stille
doch unserm Herrgott, gnädig ist sein Wille!
Bedenke nur, wohin dein Kind gekommen,
der Heiland hat es in sein Reich genommen;
es ward erfüllt, was du im Traum geschaut:
Die Engel holten sich die Himmelsbraut."
Und als nun in dem Sarg sein Lenchen lag,
da sah er's lange an und sprach:
„Du liebes Kind, wie wohl ist dir geschehn,
bald ruft der Herr, dann wirst du auferstehn
zur ew'gen Seligkeit, zur Himmelswonne
und leuchten wie ein Stern, ja wie die Sonne.
Im Geiste bin ich fröhlich, doch das Herz
ist trauervoll, das Scheiden macht ihm Schmerz.
Es ist doch wunderbar, es fest zu wissen,
daß sie in Frieden ruht, und trauern müssen."
Und als das Volk kam, um mit ihm zu klagen
und Lenchen nach der Ruhestatt zu tragen,
rief er gefaßt: „Laßt euer Trauern sein,
zum Himmel schickt ich eine Heil'ge ein.
Ich gab sie ihm, wie er sie mir gegeben;
wer also stirbt, der hat das ew'ge Leben."
Und als sein liebes Lenchen lag im Grabe,
setzt er die Grabschrift ihr als Liebesgabe:

»Hier schlaf ich, Doctor Luthers Töchterlein,
ruh' mit allen Heil'gen in meinem Bettelein,
die ich in Sünden ward geboren,
hätt' ewig müssen sein verloren,
aber ich leb' nun und hab's gut,
Herr Christ erlöst mit seinem Blut.«

103. Es ist ein Schnitter, der heißt Tod.

(Volkslied.)

Es ist ein Schnitter, der heißt Tod,
hat Gewalt vom höchsten Gott,
heut wetzt er das Messer,
es schneidt schon viel besser,
bald wird er drein schneiden,
wir müssen's nur leiden.
Hüte dich, schöns Blümelein!

Was heut noch grün und frisch dasteht,
wird morgen schon hinweggemäht,
die edlen Narzissen,
die Zierden der Wiesen,
die schönen Hyacinthen,
die türkischen Binden.
Hüte dich, schöns Blümelein!

Viel hunderttausend ungezählt,
was nur unter der Sichel fällt,
ihr Rosen, ihr Lilgen,
euch wird er austilgen;
auch die Kaiserkronen
wird er nicht verschonen.
Hüte dich, schöns Blümelein!

Trotz! Tod, komm her, ich fürcht' dich nit,
Trotz, eil daher in einem Schritt.
Werd' ich gleich verletzet,
so werd' ich versetzet
in den himmlischen Garten,
auf den wir alle warten.
Freue dich, schöns Blümelein!

104. Das Todtenhemdchen.

(Märchen. — Brüder Grimm.)

Es hatte eine Mutter ein Büblein von sieben Jahren, das war so schön und lieblich, daß es niemand ansehen konnte, ohne ihm gut zu sein, und sie hatte es auch lieber, als alles auf der Welt. Nun geschah es, daß es plötzlich krank wurde und der liebe Gott es zu sich nahm; darüber konnte sich die Mutter nicht trösten und weinte Tag und Nacht. Bald darauf aber, nachdem es begraben war, zeigte sich das Kind nachts an den Plätzen, wo es sonst im Leben gesessen und gespielt hatte; weinte die Mutter, so weinte es auch, und wenn der Morgen kam, war es verschwunden. Als aber die Mutter gar nicht aufhören wollte zu weinen, kam es in einer Nacht mit seinem weißen Todtenhemdchen, in welchem es in den Sarg gelegt war, und mit dem Kränzchen auf dem Kopf, setzte sich zu ihren Füßen auf das Bett und sprach: „Ach Mutter! hör doch auf zu weinen, sonst kann ich in meinem Sarge nicht einschlafen, denn mein Todtenhemdchen wird nicht trocken von deinen Thränen, die alle darauf fallen." Da erschrak die Mutter, als sie das hörte, und weinte nicht mehr. Und in der andern Nacht kam das Kindchen wieder, hielt in der Hand ein Lichtchen und sagte: „Siehst du, nun ist mein Hemdchen bald trocken, und ich habe Ruhe in meinem Grab." Da befahl die Mutter dem lieben Gott ihr Leid, und ertrug es still und geduldig, und das Kind kam nicht wieder, sondern schlief in seinem unterirdischen Bettchen.

105. Aussprüche über die Auferstehung.

(Luther.)

1. Gott läßt uns seine Kunst und Allmächtigkeit, daß er die Todten auferwecken werde und könne, sehen an allen Thieren auf Erden, an den Früchten auf dem Acker und an allen Kreaturen. Die ganze Welt ist voll Zeugnis von der Auferstehung. Unser Haus, Hof, Acker, Garten und alles ist voll Bibel, da Gott durch seine Wunderwerke nicht allein prediget, sondern

auch an unsere Augen klopfet, unsere Sinne rühret und uns gleichsam ins Herz leuchtet, so wir's haben wollen, auf daß wir sollen aufmerken und wahrnehmen, wie dieser Artikel von der Todtenauferstehung in den Kreaturen gebildet und vorgemalt ist. Gehe in den Garten und frage den Kirschbaum, wie es möglich sei, daß einem todten, dürren Zweige wächset ein Aeuglein und aus demselben Aeuglein wachsen Kirschen? Gehe ins Haus und frage die Hausfrau, wie es möglich sei, daß aus den todten Eiern, so sie unter die Henne legt, lebendige Hühnlein werden. Also reden die Christen mit Bäumen und allem, was auf Erden wächst und lebet, und sie wieder mit ihnen. Denn sie sehen Gottes Werk darin vorgemalet, das er uns thun will, und diesen Artikel also darin fassen, als ein köstlich Kleinod in ein Tüchlein gewickelt, damit unsern Glauben zu stärken und zu bestätigen, den wir zuvor in der Schrift gegründet haben.

2. Siehe, wie thut ein Ackermann, der da säet auf dem Felde und das Korn dahin in die Erde wirft, daß es verfaulen und verderben muß, daß es scheinet, als sei es gar verloren; dennoch hat er keine Sorge dafür, als sei es umsonst, ja er vergisset, wo das Korn bleibt, fragt nichts darnach, wie es ihm gehe, ob es die Würmer fressen oder sonst verderbe, sondern geht mit eitel solchen Gedanken davon, daß um die Ostern oder Pfingsten werden schöne Halme herauskommen und viel mehr Aehren und Körnlein tragen, denn er dahin geworfen hat. Da hast du ein schön Bild und Gemälde, wie Gott die Todten auferwecken wird. Du mußt aber zuvor dieser Predigt glauben; darnach kannst du so dir vormalen und denken, daß Gott ein solcher Ackermann und du sein Körnlein bist, das er in die Erde wirft, auf daß es wieder viel schöner und herrlicher hervorkomme. Er ist aber viel ein besserer und größerer Ackermann, denn ein Bauer auf dem Felde, und hat einen Sack am Halse voll Samens, das sind wir Menschen, so viele unser auf Erden kommen von Adam an bis auf den jüngsten Tag; dieselben streuet er um sich in die Erden, wie er sie ergreift, und thut's allein darum, daß solche seine Körnlein auf den schönen künftigen Sommer, nach diesem elenden Wesen, sollen aufs allerschönste wieder hervorkommen, und ist bei ihm eben so gewiß, als wäre es bereits geschehen und ausgerichtet.

106. Morgengebet.

(Eichendorff.)

O wunderbares, tiefes Schweigen,
wie einsam ist's noch auf der Welt!
Die Wälder nur sich leise neigen,
als ging' der Herr durchs stille Feld.

Ich fühl' mich recht wie neu geschaffen,
wo ist die Sorge nun und Noth?
Was mich noch gestern wollt' erschlaffen,
ich schäm' mich des im Morgenroth.

Die Welt mit ihrem Gram und Glücke
will ich, ein Pilger, frohbereit
betreten nur wie eine Brücke
zu dir, Herr, übern Strom der Zeit.

107. Aus dem Wald.

(Geibel.)

Mit dem alten Förster heut'
bin ich durch den Wald gegangen,
während hell im Festgeläut'
aus dem Dorf die Glocken klangen.

Golden floß ins Laub der Tag,
Vöglein sangen Gottes Ehre,
fast, als ob der ganze Hag
wüßte, daß es Sonntag wäre.

Und wir kamen ins Revier,
wo, umrauscht von alten Bäumen,
junge Stämmlein, ohne Zier,
sproßten auf besonnten Räumen.

Feierlich der Alte sprach:
„Siehst du über unsern Wegen
hochgewölbt das grüne Dach?
Das ist unsrer Ahnen Segen.

Denn es gilt ein ewig Recht,
wo die hohen Wipfel rauschen;
von Geschlechte zu Geschlecht
geht im Wald ein ewig Tauschen.

Was uns noth ist, uns zum Heil
ward's gegründet von den Vätern;
aber das ist unser Theil,
daß wir gründen für die Spätern.

Drum im Forst auf meinem Stand
ist mir's oft, als bot' ich linde
meinem Ahnherrn diese Hand,
jene meinem Kindeskinde.

Und sobald ich pflanzen will,
pocht das Herz mir, daß ich's merke,
und ein frommes Sprüchlein still
muß ich beten zu dem Werke:

Schütz euch Gott, ihr Reiser schwank!
Mögen unter euern Kronen,
rauscht ihr einst den Wald entlang,
Gottesfurcht und Freiheit wohnen!

Und ihr Enkel, still erfreut,
mögt ihr dann mein Segnen ahnen,
wie's mit frommem Dank mich heut'
an die Väter will gemahnen!"

Wie verstummend im Gebet
schwieg der Mann, der tiefergraute,
klaren Auges, ein Prophet,
welcher vorwärts, rückwärts schaute.

Segnend auf die Stämmlein rings
sah ich dann die Händ' ihn breiten;
aber in den Wipfeln ging's
wie ein Gruß aus alten Zeiten.

108. Der Specht.

(Wagner.)

Es gibt auch unter den Vögeln reiche und arme Leute, vornehme und geringe, Fürsten und Könige und schlichte Handwerksleute. Der Habicht und der Falke ziehen mit krummen Schnäbeln und scharfen Klauen auf die Jagd, der Kranich und der Reiher gehen als Fischerleute zu dem Teiche, die Schwalbe baut als Maurer sich aus Erde das feste Nest. Die Spechtmeise macht den Töpfer und verstreicht das Baumloch, wenn es zu groß für ihren Nestbau ist, mit Lehm. Ein Vögelchen in Indien näht als Schneider Baumblätter mit Fäden ordentlich zusammen, und afrikanische Webervögel verarbeiten Grashalme und Fasern gesellschaftlich zu förmlichen Kunstwerken. Tief im Walde wohnt bei uns der Holzhauer und Zimmermann der Vögel, der arme Specht. Vier Brüder sind es, die alle das gleiche Handwerk treiben. Der größte heißt von seinem schwarzen Rocke der Schwarzspecht. Er hat ein feuerrothes Käppchen auf dem Kopfe. Schön grün und roth ist der zweite, er heißt nach seinem Kleide der Grünspecht, und die beiden anderen sind schwarz und weiß, als sei ihr Kleid aus Flicken und Flecken zusammengesetzt, wie es bei armen Leuten wohl der Fall ist; einer derselben ist größer, der andere kleiner; dies ist der große und der kleine Buntspecht. Kümmerlich ist die Nahrung dieser Vögel. Nichts Gebratenes und Gesottenes kommt auf ihren Tisch; ekle Würmer und Maden sind ihre Kost einen Tag wie den andern, selbst am Festtag, — und ohne Salz und Schmalz, roh wie sie sind, frißt sie der Vogel. Doch ist er dabei lustig und guter Dinge. Kaum graut der Tag, so eilt er an die Arbeit. Er fliegt in den dichten, finsteren Wald, dorthin, wo die ältesten und stärksten Bäume sind, und sieht mit klugen Augen sie alle nach der Reihe

an. Jetzt bemerkt er einen, der ihm tauglich scheint, und eilt auf ihn zu. Mitten am Stamme klammert er sich an der rauhen Rinde fest. Zwei von seinen Zehen hält er nach vorn und zwei nach hinten. Die Nägel an denselben sind ihm von großem Vortheil. Sein Schwanz ist ziemlich kurz, und die Federn, die denselben bilden, sind steif und hart. Er ist sein Stühlchen, auf dem er fest an des Baumes Borke ruht. Die Axt des sonderbaren Vogels ist sein fester Schnabel. Derselbe ist ganz ähnlich einem Keil, wie ihn der Holzhauer in den Baumstamm schlägt, den er zerspalten will; nur ist er vorn mehr zugespitzt. Er sitzt an harten, starken Knochen des Kopfes, und mit ihm ist der Vogel nun im Stande, tief in die Rinde und das Holz des Baumes einzuhauen. Oft pickt er nur durch die Borke und zieht die Käfermaden hervor, die in ihr wohnen. Diese leben manchmal zu Hunderten in einem Stamm und fressen das Mark des Baumes, der sich gegen diese heimlichen Feinde nicht wehren kann. Wenn der Vermehrung dieser Würmer nicht Einhalt gethan wird, zernagen sie den Stamm so, daß bald die Aeste absterben, die Knospen verwelken, der Baum weder Blatt noch Blüten treibt und dann als todter Stumpf traurig dasteht. Der Obstgärtner und der Forstmann sehen diese verborgenen Feinde nicht eher, bis sie am Absterben des Baumes ihre Gegenwart erkennen, wenn es zu spät ist. Da kommt ihnen der Specht zu Hilfe. Sein Auge erkennt gar leicht die schädlichen Gesellen, sein kräftiger Schnabel spaltet das mürbe Holz, fingerlange Splitter fliegen umher, und die Baumverderber erhalten ihre wohlverdiente Strafe. Plötzlich hält der fleißige Arbeiter mit seinem Hämmern inne und läuft behende auf die andere Seite des Stammes; hier sieht er aufmerksam sich jedes Ritzchen an. Warum thut er dies wohl? Will er etwa sehen, ob er mit seinem Loch bald fertig ist, ob es bald durch den Baum hindurchgeht? Nein, die Würmer, die noch bis dahin seinem Schnabel entgangen waren, flohen, von ihrem eifrigen Verfolger erschreckt, nach der entgegengesetzten Seite des Baumes und wähnen sich hier sicher; doch er eilt auch dorthin, und sie werden hier seine Beute.

Alle Theile des Spechtes sind auf seine Lebensart berechnet. Seine Zunge ist lang und dünn, und er vermag sie sehr weit aus dem Schnabel vorzustrecken. Sie ist nicht wie andere Zungen fleischig und weich, sondern hart und spitz, so scharf wie eine Nadel. Dazu ist sie wie ein Pfeil mit vielen feinen Widerhaken versehen. Mit dieser sonderbaren Waffe sticht er blitzesschnell in die kleinen Wurmlöcher, spießt die Käferlarven an, zieht sie heraus und verzehrt sie mit großem Wohlbehagen. Im Winter fehlt ihm freilich diese Fleischnahrung, und er muss sich nach anderer Kost umsehen. Dann sucht er Nüsse von Buchen und Haselsträuchern oder faßt mit den Füßen die Tannenzapfen und pickt die Samenkörnchen heraus.

Viele von den Löchern, welche der Specht bei seinem Würmersuchen in die Bäume einhaut, kommen anderen kleinen Vögeln sehr erwünscht. Dieselben benutzen sie als Wohnung. Meisen, Staare und Kleiber bauen in denselben ihre Nester, und der letztgenannte Vogel klebt mit Lehm so viel von der großen Oeffnung zu, daß er nur eben noch Platz genug übrig behält, um selbst durchzukommen. So ist der Specht recht eigentlich der Vögel Zimmermann, der ihnen Häuser baut. Doch vergißt er auch nicht, für sich selbst zu sorgen. Im Frühjahr sucht er in Gemeinschaft mit seinem

Weibchen sich einen geeigneten Baum und hackt in ihn ein tiefes Loch wohl zwei Spannen lang schräg hinein, erweitert es dann innen und glättet ganz sauber die Wände dieses sicheren Gemaches. Vorsichtig trägt er alle Späne ein gutes Stück vom Baume weg, damit kein böser Knabe es an ihnen merken soll, daß er hier seine Eier und seine Jungen habe. Auf den feinen Holzspänen oder dem Wurmmehl legt das Weibchen nachher schöne, weiße Eier und brütet die Jungen aus. Eifrigst fliegen beide Alten dann herum und bringen unermüdlich Futter für die Kleinen.

Nun — erzählt ein altes Märchen — muß derjenige, welcher reich werden will, ans Spechtnest gehen und, wenn der alte Specht nach Nahrung ausgeflogen, einen Holzkeil in die Oeffnung schlagen. Sobald der Specht zurückkehrt und sein Nest verschlossen findet, fliegt er — so sagt das Märchen — eiligst fort und sucht die Springwurz, hält sie an den Nesteingang, und der Keil springt wieder heraus. Wird er jetzt erschreckt, so läßt er die Zauberwurzel fallen, und wer sie findet, vermag damit alle verzauberten Thüren aufzuschließen und die verborgenen Schätze zu heben und wird ein reicher Mann. Nun gibt es zwar nirgends ein Kraut, das solche Wurzeln trüge, und nirgends bringt ein Specht sie in dem Schnabel zu seinem Neste. Aber, wer aufmerksam auf das fleißige Treiben dieses arbeitsamen Vogels achtet, der von früh bis spät in die Nacht thätig ist, wer seine Liebe zu seinen Kleinen sieht und seinen heiteren, lustigen Ruf dabei vernimmt, der kann dabei etwas lernen, das wenigstens ebenso viel werth ist, als eine Zauberwurzel.

109. Ich geh' durch einen grasgrünen Wald.

(Volkslied. — Vers 2 und 3 von Kletke.)

Ich geh' durch einen grasgrünen Wald
und höre die Vögelein singen.
Sie singen so jung, sie singen so alt,
die kleinen Vögelein in dem Wald,
wie hör' ich so gerne sie singen!

O sing nur, singe, Frau Nachtigall!
Wer wollte dich, Sängerin, stören?
Wie wonniglich klingt's im Wiederhall!
Es lauschen die Blumen, die Vögel all'
und wollen die Nachtigall hören.

Nun muß ich wandern bergauf, bergab;
die Nachtigall singt in der Ferne.
Es wird mir so wohl, so leicht am Stab,
und wie ich schreite hinauf, hinab:
die Nachtigall singt in der Ferne.

110. Betrachtung über ein Vogelnest.

(Hebel.)

Wenn der geneigte Leser ein Finkennest in die Hand nimmt und betrachtet's, was denkt er dazu? Getraut er sich auch so eins zu stricken, und zwar mit dem Schnabel und mit den Füßen? Ich glaub's schwerlich. Ja, ich will zugeben, der Mensch vermag viel. Ein geschickter Künstler mit zwanzig feinen Instrumenten kann nach viel mißlungenen Versuchen zuletzt etwas herausbringen, das einem Finkennest gleich sieht; und alle, die es sehen, können es von einem wirklichen Nest, das der Vogel gebaut hat, nicht unterscheiden. Alsdann bildet sich der Künstler etwas ein und meint, er sei auch ein Fink. Guter Freund, dazu fehlt noch viel. Und wenn ein wahrer Fink,

wie du jetzt auch einer zu sein glaubst, dazu käme und könnte dein Machwerk durchmustern, wie der Zunftherr ein Meisterstück, so würde er den Kopf ein wenig auf die linke Seite drücken und dich mit dem rechten Auge kurios ansehen; und so er menschlich mit dir reden könnte, würde er sagen: „Lieber Mann, das ist kein Finkennest! Ich mag's betrachten, wie ich will, so ist's gar kein Vogelnest. So einfältig und ungeschickt baut kein Vogel. Was gilt's, du Pfuscher hast's selber gemacht." Das würde zu dem Künstler sagen der Fink.

Ebenso ist es mit einem verachteten Spinnengewebe. Der Mensch kann kein Spinnengewebe machen. Ebenso ist es mit dem Gespinst, in das sich ein Raupenwurm so zu sagen in sein Todtenhemd einwebt, wenn seine Verwandlung anheben soll. Ein Mensch kann kein Raupengespinst machen.

Ich will ein Wort mehr sagen. Alle Finkennester in der Welt sehen einander gleich vom ersten im Paradies bis zum letzten in diesem Frühling. Keiner hat's vom andern gelernt. Jeder kann's selber. Die Finkenmutter legt ihre Kunst schon mit ins Ei. Ebenso alle Spinnengewebe, ein jedes nach seiner Art; ebenso jedes Todtenhemd des Raupengeschlechts in seiner Art. Man weiß es wohl, aber man denkt nicht daran.

Noch ein Wort mehr. Das erste Nest eines Finken ist eben so künstlich, wie sein letztes. Er lernt's nie besser. Ja, manches Thierlein braucht sein Gespinst nur einmal in seinem Leben und hat nicht viel Zeit dazu. Es wäre übel daran, wenn es zuerst eine ungeschickte Arbeit machen müßte und denken wollte: „Für dieses Jahr ist's gut genug; übers Jahr mach ich's besser!"

Noch ein Wort mehr. Jedes Vogelnest ist ganz vollkommen und ohne Tadel, nicht zu groß und nicht zu klein, nicht zu wenig daran und nicht zu viel, dauerhaft für den Zweck, wozu es da ist. In der ganzen Natur ist kein Lehrlingswerk, lauter Meisterstücke.

Aber der Mensch, was er zur Geschicklichkeit bringen soll, das muß er mit vieler Mühe und Zeit lernen, und bis er's kann, bekommt er manche Ohrfeige von dem Meister, der selber keiner ist. Denn kein menschliches Werk ist vollkommen. Hat der geneigte Leser noch nie eine Uhr gekauft, und wenn er meinte, jetzt geht sie am besten, so blieb sie stehen? Oder ein Paar Stiefel, einmal sind sie zu eng, ein andermal zu weit, oder in den ersten acht Tagen wird ein Absatz rebellisch und will desertiren.

Was sagt der geneigte Leser dazu? Also ist ein Mensch noch weniger als ein Fink? — Keineswegs! —

Denn erstlich nicht der Vogel baut sein Nest, und nicht das Würmlein baut sein Schlafbett, sondern der ewige Schöpfer thut es durch seine unbegreifliche Allmacht und Weisheit, und der Vogel muß so zu sagen nur das Schnäblein und die Füßlein und so zu sagen den Namen dazu hergeben. Deswegen kann auch jeder Vogel nur einerlei Nest bauen, wie jeder Baum nur einerlei Blüten und Früchte bringt. Deswegen kann auch der Mensch kein Vogelnest und kein Spinngewebe nachmachen. Gottes Werke macht niemand nach.

Zweitens wie der ewige Schöpfer an seinem Ort jedem genannten Geschöpf seine Wohnung bereitet, aber nicht allen auf gleiche Art, dem einen so, dem andern anders, wie es nach seinem Zwecke und Bedürfnis recht ist, also hat er dem Menschen etwas von seinem göttlichen Verstande lassen in die

Seele träufeln, daß dieser nun nach seiner eigenen Ueberlegung für mancherlei Zwecke bauen und hantiren kann, wie er selbst meint, daß es recht sei. Der Mensch kann ein Schilderhäuslein verfertigen, ein Waschhaus, eine Scheuer, ein Wohnhaus, einen Palast, eine Kirche, jedes nach seiner Weise, ebenso eine Kirchuhr, ebenso eine Orgel mit achtundvierzig Registern, ebenso einen Kalender, was auch etwas heißt. Ein Fink kann nicht zweierlei Nester bauen; er kann keinen Kalender schreiben, noch viel weniger drucken.

Drittens hat der ewige Schöpfer dem Menschen die Gnade verliehen, daß er in allen seinen Geschäften von unten anfangen und sie durch eignes Nachdenken, durch eigenen Fleiß und Uebung bis nahe an einige Vollkommenheit der göttlichen Werke hinbringen kann, wenn schon nie ganz. Das ist seine Ehre und sein Ruhm.

Item der Fink, die Spinne und das Raupenwürmlein arbeiten an ihren Werken als Nachtwandler und wie im Traume. Der Mensch arbeitet im Wachen, und wenn er die Vollkommenheit der Schöpfungswerke vor Augen hat und in seines Herzens Tiefe einen Zug, ihr näher zu kommen, so beweist er damit, daß er noch etwas von dem Ebenbilde seines Schöpfers an sich hat. Er wird aber nicht stolz darauf, sondern freuet sich nur ihrer Vollendung, wenn jedermann gestehen und bekennen muß, und er selber sagen oder denken kann: Sie sind recht.

111. Die Vögel.

(Lenz.)

Kleine Vögel *legen*, so lange ihre Legezeit dauert, jeden Tag, meist des Morgens, *ein Ei*; große ruhen meist einen Tag um den andern, oder jedesmal nur den dritten Tag. Zu *brüten* beginnt der Vogel erst, wenn er seine volle Zahl gelegt hat. An der Seite des Eidotters liegt ein weißes Fleckchen, Narbe genannt. Wird das Ei vom Vogel bebrütet, so bekommt die Narbe durch die anhaltende Wärme (welche man auch künstlich geben kann) Leben. Es bildet sich in ihm ein kleines Vögelchen, von dessen Herzchen Blutadern nach derjenigen dünnen Haut hingehen, welche rings unter der Kalkschale liegt. So tritt das Blut mit der Himmelsluft in Verbindung. Werden die feinen Löcherchen der Eierschale mit irgend etwas, das keine Luft durchläßt, zugeschmiert, so muß das sich entwickelnde Junge sterben, ersticken. Wenn daher die Eier mit dem Inhalte eines zerbrochenen Eies beschmutzt werden, so muß man sie mit lauwarmem Wasser sorgfältig abwaschen. Nach und nach füllt das Thierchen das ganze Ei aus. Ist es vollständig ausgebildet, so ritzt es vermittelst eines harten Körnchens, das auf der Schnabelspitze sitzt und später abfällt, von innen die Schale. Durch die so entstandene Oeffnung beginnt es zu athmen, dehnt sich dabei aus, stemmt sich mit Füßen und Schultern gegen die Eierschale und bricht hervor (kriecht aus). Die *Dauer* der Brütezeit richtet sich ziemlich nach der Größe des Vogels. Bei den Kolibri's dauert sie zwölf Tage, bei unsern kleinen Singvögeln zwei Wochen, beim Huhn drei, bei der Gans vier, beim Schwan fünf Wochen. Das Geschäft des Brütens wird vom Weibchen besorgt. Bei vielen paarweis lebenden Arten wird dasselbe um Mittag einige Stunden vom Männchen abgelöst. Beim Brüten fallen vielen Vögeln die Federn der Unterseite zum Theil aus, wodurch die kahlen sogenannten Brutflecken entstehen. Der Kukuk brütet gar nicht selbst, sondern legt seine Eier in fremde Nester.

Die Jungen der Singvögel kommen nackt aus dem Ei, haben nur einzelne Flaumfedern und geschlossene Augen. Sie werden von der Mutter sorgsam im Neste gewärmt, bis sie befiedert sind. Die jungen Raubvögel, sowie die meisten Hühner, Stelz- und Schwimmvögel kommen dicht mit Flaum bekleidet aus dem Ei. Viele von ihnen bleiben im Nest; viele aber laufen oder schwimmen alsbald mit der Mutter davon. Denjenigen jungen Vögeln, welche das Nest gleich verlassen, wird die Nahrung von der Mutter nur gezeigt, und sie müssen dann selbst zulangen. Die Raubvögel tragen die Beute herbei und zerreißen sie, wenn sie groß ist, auf dem Rande des Nestes. Die Jungen greifen mit den Schnäbeln selbst nach den Fetzen und würgen sie, oft mit vieler Mühe, hinab. Vögel, welche ihre Jungen mit Körnern füttern, wie die Hänflinge und Tauben, sammeln sich erst den Kropf voll, erweichen das Futter darin, und speien es dann den Kinderchen in den weit aufgesperrten Mund. Störche sammeln den Hals voll Käfer, Frösche u. s. w., Reiher sammeln ihn voll Fischchen und speien dann die Sammlung in den Mund der Kleinen. Bachstelzen und alle kleinen Vögel, die mit Kerbthieren füttern, tragen diese einzeln im Schnabel zum Neste und stecken die Speise in den weit aufgesperrten Schnabel der Jungen.

Die Nester sind sehr verschieden. Der Ziegenmelker legt seine Eier geradezu auf den Sand, der Eisvogel in ein selbstgehacktes Erdloch auf den bloßen Boden, der Specht in ein Baumloch auf mürbes Holz. Das Haushuhn legt auf etwas Stroh, der Buchfink baut ein wunderschönes, oben offenes Nestchen auf Bäume, die Beutelmeise hängt ihr Nest an Aeste und gibt ihm sehr künstlich die Gestalt eines Beutels mit engem Eingang an der Seite. So hat jede Vogelart beim Nestbau etwas Eigenthümliches. Es ist sehr anziehend, sie bei diesem Geschäfte zu beobachten. Mancher Knabe, welcher (ohne selbst recht zu wissen, warum) Vogelnester zerstört, könnte sich einen weit höheren Genuß verschaffen, wenn er die Thierchen ungestört nisten ließe und ruhig dabei von fern beobachtete. Schon die bloße Annäherung eines Menschen an ein Nest, noch mehr aber das Antasten desselben bestimmt viele Vögel, es zu verlassen. Merkwürdig ist auch die Reinlichkeit, welche manche kleine Vögel bei ihrem Nest beobachten, wie z. B. der Hänfling, der den Mist seiner Jungen weit wegträgt.

Hinsichtlich des Winteraufenthaltes nennt man diejenigen Vögel, welche ihren Geburtsort gar nicht verlassen, Standvögel. Hierher gehört der Sperling, Goldammer, Zaunkönig, Kollrabe und das Rebhuhn. Diejenigen, welche — wie Stieglitze, Hänflinge, Zeisige und Kreuzschnäbel — in ihrem Vaterlande umherstreifen, heißen Strichvögel. Die, welche ganz auswandern und nach Süden ziehen, Zugvögel. In den heißen Ländern gibt es keine einheimischen Zugvögel, aber die meisten Vögel der kalten Länder wandern im Herbst nach Süden und kehren im Frühling nach dem Norden zurück. Die ihnen zur Nahrung dienenden Thiere (Fische, Amphibien, Insekten u. s. w.) sind im Norden nur während des Sommers, in heißen Ländern nur während des Winters (während der Regenzeit) in Menge zu haben. Viele Vögel ziehen bei Tage, die meisten ziehen bei Nacht; manche ziehen sowohl bei Tag als bei Nacht. Einige ziehen familienweis oder einzeln, andere in großen Scharen. Was bei Nacht wandert, fliegt hoch durch die Luft; und das thun selbst Vögelchen, welche sonst durch keinen Zwang dahin zu bringen sind, sich bei Tage hoch in die Luft zu wagen. Was

bei Tage zieht, fliegt entweder ebenfalls hoch oder zieht von Baum zu Baum, von Busch zu Busch. — Manche Vögel des hohen Nordens, wie die Krammetsvögel, bringen den Winter bei uns in Deutschland zu. Einige von den deutschen Vögeln überwintern im südlichen Europa und kehren mit dem Frühling (oft zu voreilig) zu uns zurück. Andere, wie die Störche, Schwalben und Nachtigallen, ziehen nach Afrika. — Je früher ein Vogel im Herbste wegzieht, desto später kehrt er im Frühjahr wieder. Der Wandertrieb ist angeboren, also ein Naturtrieb (Instinkt). Selbst der Zugvogel, den man in der warmen Stube hält, ist während der ganzen Zugzeit unruhig, und man kann an dieser Unruhe im Herbst und Frühjahr beobachten, wie lange seine Art zu ziehen pflegt. Manche, welche nicht weit ziehen, lassen diese Unruhe wenig oder gar nicht merken; weit wandernde hingegen toben während der Zugzeit sehr arg. Die bei Tage ziehenden toben des Tags, die bei Nacht ziehenden des Nachts. Selbst jung in der Gefangenschaft aufgezogene Vögel sind zur Zeit, wo ihres Gleichen zu ziehen pflegt, unruhig. — Im Frühling kehrt jeder Vogel, wenn er den Gefahren der Reise glücklich entronnen ist, wieder an denselben Platz zurück, wo er geboren und erzogen wurde. Der Finke sucht seinen Baum, die Nachtigall ihren Busch, der Storch und die Schwalbe ihr Nest wieder auf. Die Bachstelze, der Steinschmätzer und der Pieper; welche Island als Auswanderer verlassen hatten, kehren in ihre Heimat zurück, ohne sich durch das Brausen der nordischen Meereswogen schrecken zu lassen. Wenn man eine Vogelart an einem Orte ausrottet, so dauert es viele Jahre, ehe die Gegend wieder von dieser Art bevölkert wird. Denn nur nach und nach siedeln sich wieder Vögel dort an, welche zufällig aus ihrem Geburtsort ausgebissen oder durch Zerstörung ihrer Wohnplätze vertrieben sind. Bei uns, in Mitteldeutschland, geht der Zug der Vögel immer von Nordosten nach Südwesten, nicht von Norden gerade nach Süden. Im Frühling geht er von Südwesten nach Nordosten zurück. Es scheint, als ob keiner unsrer Zugvögel während seiner Abwesenheit im Süden brütete; wenigstens bringt keiner Junge mit zurück. Mehrere aber kommen frisch vermausert wieder und zwar solche Arten, welche sich auch in der Gefangenschaft während des Winters mausern. Von vielen Vögeln kehren zuerst die Männchen und später die Weibchen zurück.

Es gibt im allgemeinen nur wenige Vögel, die man für durchaus schädlich erklären könnte. Bei weitem die meisten Vögel sind durchaus nur nützlich. Sehr viele erfreuen den Menschen durch Schönheit, anmutiges Wesen und Gesang. Das Fleisch und die Eier der meisten größeren Vögel geben dem Menschen eine wohlschmeckende und nahrhafte Speise. Die Federn liefern Betten und Schreibwerkzeug. Am größten ist jedoch der Nutzen, welchen die Vögel durch Vertilgung des Ungeziefers gewähren. Spechte, Baumrutscher, Finken, Sperlinge, Goldammern, Staare, Grasmücken, Meisen und Goldhähnchen reinigen die Wälder und Obstbäume von verheerenden Kerbthieren. Schwalben, Fliegenschnäpper, Rothschwänzchen und Bachstelzen schnappen Fliegen, Bremsen und Mücken weg. Hühner suchen die Eier, Larven und Puppen der Fliegen aus dem Miste hervor; Enten verzehren die in Pfützen schwimmenden Larven der Mücken; Raben reinigen die Felder von Kerbthieren, Würmern und Mäusen; Bußharde verzehren unzählige Mäuse; Eulen vertilgen Mäuse, Maikäfer und Nachtschmetterlinge u. s. w.

Bei keinem Vogel läßt sich so bequem beobachten, wie viel Nutzen er thut, wie beim Staar, keiner läßt sich durch menschliche Kunst so leicht vermehren. Man hat auf Grund sorgfältiger Beobachtungen berechnet, daß von einer einzigen Staarfamilie täglich über dreihundert schädliche Schnecken (oder anderes verderbliches Ungeziefer) vertilgt werden. Wie viel beträgt das den Sommer über! Und wie große Massen von Staaren kann man herbeilocken, wenn man ihnen an Häusern und Bäumen zweckmäßig eingerichtete Brutkasten anbringt. Dieselben müssen 40 cm hoch und 12 cm breit und tief sein. Das Flugloch muß wenigstens 6 cm Durchmesser haben. Es wird am besten ganz oben am Kasten gebohrt, damit der Raum für die Jungen dunkel ist und nicht so leicht von kleinen Raubthieren erreicht werden kann. Dicht unter dem Flugloch befestigt man eine kleine Sitzstange.

112. Heidenröslein.

(Goethe.)

Sah ein Knab' ein Röslein stehn,
Röslein auf der Heiden,
war so jung und morgenschön,
lief er schnell es nah zu sehn,
sah's mit vielen Freuden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.

Knabe sprach: Ich breche dich,
Röslein auf der Heiden!
Röslein sprach: Ich steche dich,
daß du ewig denkst an mich,
und ich will's nicht leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.

Und der wilde Knabe brach
's Röslein auf der Heiden;
Röslein wehrte sich und stach,
half ihm doch kein Weh und Ach,
mußt' es eben leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.

113. Der Hirsch.

(Lenz.)

Die Höhe des Hirsches bis zum Rückgrat beträgt etwa 1,2 Meter. Seine Farbe ist im Sommer ganz rothbraun, im Winter graubraun. Im hohen Alter wird die Farbe schwärzlich, und die Halshaare verlängern sich beim Männchen zu einer Art Mähne. Eine Seltenheit sind weiße, silberfarbene und schwarze Hirsche. Zuweilen kommen auch Hirsche mit weißer Bläße vor. Im Mai färbt sich das Hirschwild, d. h. es bekommt neue Haare und geht dabei aus der Winterfarbe in die Sommerfarbe über. Das Kalb ist bis gegen den Herbst braunröthlich mit weißen Fleckchen. Die Nasenspitze ist kahl, der Schwanz halb so lang als das Ohr. — Der Hirsch hat schon mit den ersten Menschen in den Wäldern Deutschlands, Frankreichs, Englands und Rußlands gewohnt und ist noch jetzt über Europa und Sibirien bis zur Lena verbreitet.

Der Jäger gebraucht vom Hirschwild folgende Ausdrücke: Rothwild ist die allgemeine Benennung; Hirsch heißt das Männchen, Thier das Weibchen. Das junge Männchen heißt Hirschkalb. Sobald dasselbe im folgenden Frühjahr zwei einfache Spieße aufgesetzt hat, wird es Spießer genannt. Wenn es fast zwei Jahre alt ist und nun zwei Spieße aufsetzt, die unten einen spitzen Auswuchs (Augensprosse) haben, heißt es Gabler. Bis hieher nennt man das Geweih Gehörn, von nun an bekommt es den

Namen Geweih. Es besteht aus zwei Stangen und den daran befindlichen Spitzen. Wenn diese wenigstens so groß sind, daß man einen Handschuh daran hängen kann, heißen sie Enden. Die Stärke des Geweihes und die Zahl der Enden nimmt jährlich zu, wenn der Hirsch an Kraft zunimmt. Hat er aber magere Kost oder befindet er sich unwohl, so nimmt sie nicht zu oder wohl gar ab. Je nach der Zahl der Enden heißt der Hirsch ein Sechsender, Achtender, Zehnender u. s. w. Geweihe von mehr als 16 Enden kommen nur selten vor. Schon zu Ende Februar wirft der ausgewachsene Hirsch sein Geweih ab, der jüngere Hirsch erst im März, der Spießer sein Gehörn im April. Bald darauf sprosset das neue hervor; es ist binnen 10 bis 16 Wochen ausgewachsen und wird dann gefegt, d. h. der Bast wird an Baumstämmen abgerieben. Bast nennt man den wolligen Ueberzug, welcher das Geweih in der Zeit des Wachsthums bedeckt. Während des Fegens ist das Geweih weiß und hin und wieder schweißig, d. h. blutig. Bald aber wird es braun, und nur die Spitzen bleiben weiß. Beim Fegen frißt der Hirsch die von seinem Geweih abgeschlagenen Bastlappen. Die stärksten Hirsche gehen ganz allein, geringere halten sich in Trupps zusammen; andererseits bilden die Spießer, Gabler, Thiere und Kälber gemischte, oft sehr zahlreiche Trupps oder Rudel.

Hirsche im deutschen Walde.

Das Thier (Weibchen) thut, wenn ein erwachsener Mensch ihm das Kalb nimmt, sehr kläglich, wagt aber nicht leicht etwas zu dessen Rettung. Der Hirsch (das Männchen) wird leicht boshaft und kann mit dem Geweih tödtlich verwunden. Im Herbst ist es namentlich zur Nachtzeit gefährlich, da zu gehen,

wo Hirsche schreien. In Hirschgärten ist schon oftmals der Fall vorgekommen, daß Hirsche ihre Wärter, denen sie immer ganz freundlich begegnet waren, unvermutet überfielen und tödteten.

Im Schwimmen, Laufen und Springen zeigt das Rothwild außerordentliche Fertigkeit. Springt es über einen Zaun, so zieht es dabei alle vier Läufe dicht unter den Leib, läuft es durch Buschwerk oder schwimmt es, so legt es das Geweih auf den Rücken.

Gegen Abend zieht das Rothwild auf Aesung und gegen Morgen wieder in den Wald. Im Frühjahr frißt es junge Saat, Gras, Baumknospen u. s. w., im Sommer fast alle Pflanzen, vorzüglich aber junge Triebe der Haseln und Eichen, Klee, Kohl, Erbsen, Bohnen und reifes Getreide; im Winter Saat, Baumknospen, Baumrinde u. s. w.

Das Fleisch des Hirsches ist wohlschmeckend, die Haut gibt ein sehr weiches haltbares Leder zu Beinkleidern und Handschuhen; der Talg hat die Eigenschaft des Rindstalges und wird zu Heilzwecken verwendet. Das Geweih wird zu Messerheften, Hirschfängergriffen u. s. w. verarbeitet.

Man hat schon Hirsche zum Fahren abgerichtet. Ein Viergespann von Hirschen gewährt einen prächtigen Anblick. Es hat sich aber immer gezeigt, daß sie schwer zu lenken sind und bei dergleichen Beschäftigung nicht lange leben.

114. Johannes Kant.

(Schwab.)

Herr Kant ein Doctor Theologiä war,
in schwarzer Kutte, mit langem Bart und Haar,
so saß er zu Krakau auf dem Lehrersitz,
so ging er einher gegürtet in Kält' und Hitz',
ein rein Gemüt, ein immer gleicher Sinn,
dem Unrecht dulden, nicht thun, stets däuchte Gewinn.
Im grauen Alter zog ein Sehnen den Kant
gen Schlesien, in sein altes Vaterland.
Er schloß die Bücher in'n Schrein, bestellt' sein Haus,
den Seckel nahm er und zog in die Fern' hinaus.
Gemächlich ritt in der schweren, schwarzen Tracht
der Doctor durch der polnischen Wälder Nacht,
doch in der Seele, da wohnt' ihm ein lichter Schein,
die goldnen Sprüche zogen aus und ein,
ins Herz schoß Strahlen ihm das göttliche Wort,
voll innern Sonnenlichtes, so ritt er fort.
Auch merkt' er nicht, wie das Thier in finstrer Schlucht
den Weg durch Abenddunkel und Dickicht sucht,
er hört nicht vor und hinter sich Tritt und Trott,
er ist noch immer allein mit seinem Gott.
Da wimmelt's plötzlich um ihn zu Roß, zu Fuß,
da flucht ins Ohr ihm der Wegelagerer Gruß;
es stürmen auf den heiligen Mann sie ein,
es blinken Messer und Schwert im Mondenschein.
Er weiß nicht, wie ihm geschieht, er steigt vom Roß,
und eh' sie's fordern, theilt er sein Gut dem Troß;

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY

den vollen Reisebeutel streckt er dar,
darin beim Groschen manch blanker Thaler war,
vom Halse löst er ab die güldene Kett',
er reißt die schmucken Borten vom Barett;
den Ring vom Finger und aus der Tasche zieht
das Meßbuch er mit Silberbeschläg' und Niet';
daß sie das Pferd abführen mit Sattel und Zaum,
der arm' erschrockne Mann, er sieht es kaum;
erst wie er alles Schmuckes und Gutes bar,
da flehet er um sein Leben zu der Schar.
Der bärtige Hauptmann faßt ihn an der Brust
und schüttelt sie mit derber Räuberlust.
„Gabst du auch alles? brüllt's um ihn und murrt,
trägst nichts versteckt im Stiefel oder Gurt?"
Die Todesangst schwört aus dem Doctor: „Nein!"
und aber „Nein!" Es zittert ihm Fleisch und Bein.
Da stoßen sie fort ihn in den schwarzen Wald;
er eilt, als wär' er zu Roß noch ohne Halt;
doch fährt die Hand im Gehen ihm wie im Traum
hinab an der langen Kutte vorderm Saum,
mit Angst fühlt sie herum an allem Wulst,
und endlich findet sie da die rechte Schwulst,
wo eingenäht, geborgen und unentdeckt
der güldene Sparpfennig sich versteckt.
Nun will dem Mann es werden recht sanft und leicht,
mit all dem Gold er die Heimat wohl erreicht,
er mag mit Gottes Hilfe vom Schrecken ruhn,
mit Freunden und Vettern sich recht gütlich thun.
Da stand er plötzlich still, denn in ihm rief
mit lauter Stimme der heilige Imp'rativ:
„Leug nicht! Leug nicht! Du hast gelogen, Kant!"
Das einzige Wort ihm auf der Seele brannt',
vergessen war der Heimat fröhliche Lust,
er war allein der Lüge sich bewußt.
Und schneller, als ihn getrieben der Freiheit Glück,
trieb ihn der Sünde Pein nun zurück, zurück.
Schon winkt von ferne der unglückselige Platz,
die Räuber theilen dort noch immer den Schatz,
am Mondlicht prüfen sie sich das Allerlei,
die Pferde weiden zwischen den Büschen frei.
Und wie sie lagern im Gras und tauschen, tritt
in ihre Mitte der Kant mit heftigem Schritt.
Er stellt demütig sich vor die Räuber hin,
er sprach: „O wisset, daß ich ein Lügner bin!
Doch log der Schrecken aus mir, darum verzeiht!"
Mit diesen Worten riß er den Saum vom Kleid,
in hohler Hand beut er ein Häuflein Gold,
darüber des Mondscheins blinkende Welle rollt.
Weil keiner zugreift, bittet er ganz beschämt:

„Das hab' ich böslich vor euch verleugnet, nehmt!"
Den Räubern aber wird's wunderlich im Kopf,
sie möchten lachen und spotten ob den Tropf:
Und ihre Lippe findet doch keinen Laut,
und ihr vertrocknetes, starres Auge thaut.
Und in dem bleiernen Schlummer, den er schlief,
regt sich in ihnen plötzlich der Imp'rativ,
der wunderbare, das heil'ge Gebot: „Du sollt —
du sollt nicht stehlen!" und vor der Hand voll Gold
aufspringen sie, dann werfen sich all aufs Knie,
ein tiefes Schweigen waltet; denn Gott ist hie.

Jetzt aber regt sich emsig die ganze Schar:
Der reicht den Beutel und der die Kette dar,
ein dritter bringt das Pferd gesattelt, gerüst't,
das Meßbuch reicht der Hauptmann — er hat's geküßt,
dann helfen sie ihm zu Roß mit willigem Dienst,
nichts bleibt zurück vom neuen Räubergewinst;
ja, mußte Herr Kant nur sein auf seiner Hut,
daß sie ihm nicht auch schenkten gestohlen Gut.

Er scheidet, er theilt den Segen aus vom Pferd,
wünscht ihnen gründliche Reu', die sie bekehrt,
nur dacht' er traurig, als um die Eck' er bog:
„Ihr armen Schelme! ihr stehlet, und ich log!"
Doch als er kam zum finstern Wald hinaus,
da war verschwunden der Sünde ganzer Graus,
da stand der Morgenhimmel in rother Glut,
da ward dem frommen Wandrer froh zu Mut.
„Dein Wille geschehʼ im Himmel und auf der Erd'!"
So betet der Kant und gibt die Sporen dem Pferd.

115. Herr Baron von Münchhausen erzählt einige Jagdgeschichten.

1. Ich hatte einmal mit einer Kette Hühner einen sehr anziehenden Vorfall. Ich war ausgegangen, um eine neue Flinte zu probiren, und hatte meinen kleinen Vorrath von Hagel ganz und gar verschossen, als wider alles Vermuten vor meinen Füßen eine Flucht Hühner aufging. Der Wunsch, einige derselben abends auf meinem Tische zu sehen, brachte mich auf einen Einfall, von dem Sie, meine Herren, auf mein Wort im Falle der Noth Gebrauch machen können. Sobald ich gesehen hatte, wo sich die Hühner niederließen, lud ich hurtig mein Gewehr und setzte statt des Schrotes den Ladestock auf, den ich, so gut sich's in der Eile thun ließ, an dem oberen Ende etwas zuspitzte. Nun ging ich auf die Hühner zu, drückte, so wie sie aufflogen, ab und hatte das Vergnügen zu sehen, daß mein Ladestock mit sieben Stück, die sich wohl wundern mochten, so frühe am Spieße vereinigt zu werden, in einiger Entfernung allmählich herunterfank. — Wie gesagt, man muß sich nur in der Welt zu helfen wissen.

2. Ich jagte einmal zwei ganzer Tage hinter einem Hasen her. Mein Hund brachte ihn immer wieder herum, aber nie konnte ich zum Schusse kommen. An Hexerei zu glauben, ist meine Sache nie gewesen, dazu habe ich zu außerordentliche Dinge erlebt; allein hier war ich doch mit meinen fünf Sinnen zu Ende. Endlich kam mir aber der Hase so

nahe, daß ich ihn mit meinem Gewehr erreichen konnte. Er stürzte nieder, und was meinen Sie, was ich nun fand? Vier Läuse hatte mein Hase unter dem Leibe und vier auf dem Rücken. Waren die zwei unteren Paar müde, so warf er sich, wie ein geschickter Schwimmer, der auf Bauch und Rücken schwimmen kann, herum, und nun ging es mit den beiden neuen wieder mit verstärkter Geschwindigkeit fort.

3. Nie habe ich nachher einen Hasen von der Art gefunden, und auch diesen würde ich nicht bekommen haben, wenn mein Hund nicht so ungemeine Vollkommenheiten gehabt hätte. Dieser aber übertraf sein ganzes Geschlecht so sehr, daß ich kein Bedenken tragen würde, ihm den Beinamen des Einzigen beizulegen, wenn nicht ein Windspiel, das ich hatte, ihm diese Ehre streitig machte. Dies Thierchen war minder wegen seiner Gestalt, als wegen seiner außerordentlichen Schnelligkeit merkwürdig. Hätten die Herren es gesehen, so würden sie es gewiß bewundert und sich gar nicht verwundert haben, daß ich es so lieb hatte und so oft mit ihm jagte. Es lief so schnell, so oft und so lange in meinem Dienste, daß es sich die Beine ganz bis dicht unterm Leibe weglief und ich es in seiner letzten Lebenszeit nur noch als Dachssucher gebrauchen konnte, in welcher Eigenschaft es mir dann ebenfalls noch manch liebes Jahr diente.

116. Der Jäger Abschied.

(Eichendorff.)

Wer hat dich, du schöner Wald,
aufgebaut so hoch da droben?
Wohl den Meister will ich loben,
so lang' noch mein' Stimm' erschallt.
Lebe wohl, du schöner Wald!

Tief die Welt verworren schallt,
oben einsam Rehe grasen,
und wir ziehen fort und blasen,
daß es tausendfach verhallt.
Lebe wohl, du schöner Wald!

Was wir still gelobt im Wald,
wollen's draußen ehrlich halten,
ewig bleiben treu die Alten,
bis das letzte Lied verhallt.
Schirm dich Gott, du deutscher Wald!

117. Die deutsche Hansa.

(Herrer.)

Während Kaiser Friedrich II. in Italien und Palästina kämpfte, herrschte in Deutschland noch immer der greuliche Unfug des Faustrechts. Alles wimmelte von Land- und Seeräubern; weder auf den Landstraßen, noch auf den Flüssen und Meeren war Sicherheit zu finden. Die Ritter hatten eine Menge Burgen an der Elbe und am Rhein errichtet und nöthigten die vorübersteuernden Schiffe, ihnen hohe Zölle zu bezahlen. An den Straßen aber lauerten sie den Kaufleuten auf, warfen sie nieder, plünderten sie aus, führten sie gefangen fort und gaben sie nicht anders als gegen ein starkes Lösegeld wieder frei.

Dieser Plackereien wurden endlich die großen Handelsstädte, besonders Lübeck und Frankfurt, müde; sie beschlossen, sich selbst zu schützen, und traten mit einander in einen Bund (1241). Auf gemeinschaftliche Kosten sammelten sie ein bedeutendes Heer und rüsteten Kriegsschiffe aus, welche die Kauffahrer auf der Elbe in Schutz nahmen. Die Raubritter hatten nun üble Tage. Ihre Burgen wurden belagert, zerstört, der Erde gleich gemacht und die Galgen mit ihren Personen geziert. Nicht besser erging es den Seeräubern; eine Flotte lief gegen sie aus, suchte sie auf, vernichtete ihre Fahrzeuge, ersäufte

ihre Mannschaft. Bald erzitterte alles vor der deutschen Hansa — so nannte man diesen Bund, dem bald eine Stadt nach der andern beitrat. Die bekanntesten Hansastädte damaliger Zeit waren Braunschweig, Wismar, Rostock, Stettin, Stralsund, Greifswald, Stolpe, Kolberg; dann Köln, Nimwegen, Frankfurt a. d. O., Königsberg, Danzig, Magdeburg — im ganzen über sechzig Städte. Sie hatten sich nun, da sie durch Einigkeit stark geworden, vor den mächtigsten Feinden nicht mehr zu fürchten, rüsteten eine Flotte von 200 Schiffen, hielten ein furchtbares Landheer und führten Kriege mit Königen und Fürsten. Der schwedische König Magnus wurde von der deutschen Hansa gezwungen, seine Krone niederzulegen, und dem dänischen Könige Christoph erklärte ein Bürgermeister von Danzig den Krieg. Andere Städte und Länder bemühten sich um die Freundschaft der deutschen Hansa und räumten ihren Schiffen Stapelplätze und Handelsvorrechte ein. Weithin nach allen Weltgegenden, nach England und tief nach Rußland hinein zogen deutsche Kaufleute, geehrt in der Fremde wie in der Heimat.

Zu Lübeck wurden die Hansatage oder die Bundesversammlungen gehalten, wobei sich alle Bundesstädte durch ihre Abgeordneten einfanden. Auch Gesandte aus den benachbarten Staaten erschienen dabei, um mit dem Bunde ihre Angelegenheiten zu verhandeln. Da wurden denn alle Unternehmungen verabredet, die Beiträge zu den Kosten ausgeschrieben und die Beschwerden eines jeden gehört und abgethan. Der Bund hielt strenge Polizei unter seinen Gliedern. Hatte eine Stadt ihre Pflichten nicht erfüllt oder sonst sich eines Frevels schuldig gemacht, so wurde sie verhanset, d. h. aus dem Bunde gestoßen und geächtet, für eine Feindin aller andern erklärt. Eine solche Strafe war immer von furchtbaren Folgen; denn der geächteten Stadt wurden ihre Schiffe fortgenommen und ihr Handel zerstört.

Dreihundert Jahre lang erhielt sich die deutsche Hansa auf dieser Höhe ihrer Gewalt und ihres Ansehens. Als aber ihr Zweck erreicht, d. h. die Sicherheit und Ausbreitung ihres Handels nach Wunsch befördert war, trat wieder eine Stadt nach der andern vom Bunde ab, und so blieben am Ende nicht mehr als die drei Städte Hamburg, Lübeck und Bremen übrig, die auf dem letzten Bundestage im Jahre 1630 ihren Verein erneuerten und bis auf diesen Tag den Namen der Hansastädte behalten haben.

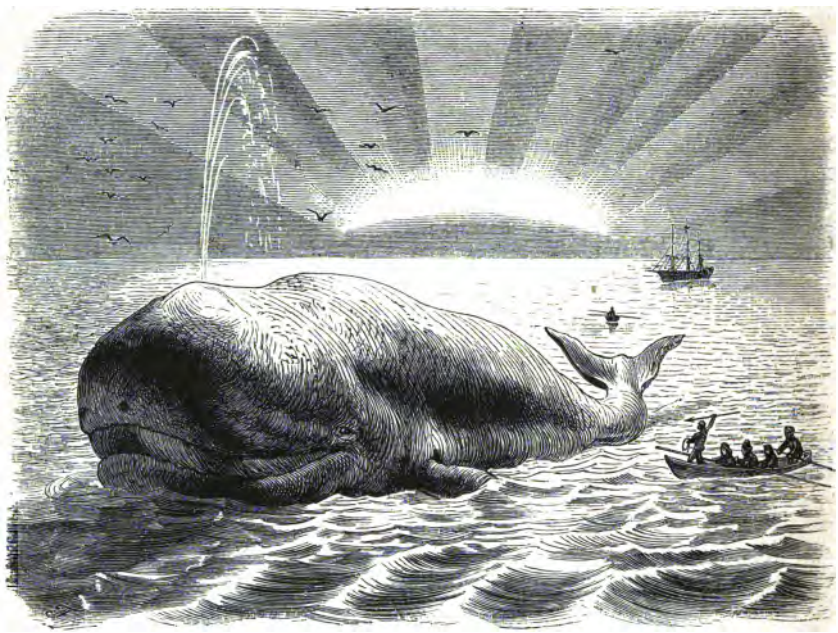
118. Der Walfisch.

(Nach Cannabich, Zimmermann und Brehm.)

Der gemeine (grönländische) Walfisch erreichte ehemals eine Länge von 40 Meter und darüber. Jetzt gelangt er nur selten zu einem solchen Wachsthum, da er zu sehr verfolgt wird, und man findet ihn nur 20 bis 25 Meter lang. Das Gewicht eines Walfisches von 20 Meter Länge schätzt man auf fünf und siebenzigtausend Kilogramm. Der Kopf macht fast den dritten Theil des Körpers aus. Die Augen dieses Ungeheuers übertreffen an Größe nicht die Augen eines Ochsen. Mitten auf dem Kopfe befinden sich an einer Erhöhung, welche die Krone heißt, zwei Oeffnungen zum Athemholen. Durch diese stößt der Walfisch seinen Athem mit einer solchen Gewalt aus, daß das in die Nasenlöcher gedrungene Wasser in feine Tropfen verwandelt und gleich einer Dampfsäule gegen sechs Meter in die Höhe geschleudert wird. Der Schwanz, welcher in der Mitte ausgeschnitten ist, vertritt bei ihm gleichsam die Stelle eines Ruders und ist

die furchtbare Waffe, auf der die außerordentliche Stärke des Walfisches zu seiner Vertheidigung beruht. Vermöge desselben treibt er vorwärts durch das Meer, und seine größte Geschwindigkeit wird durch dessen kräftige Schläge gegen das Wasser hervorgebracht, indem er ihn bald aufwärts, bald niederwärts schlägt. Die Haut ist sehr glatt und leicht gefurcht, bei jungen Walfischen bläulich schwarz, bei völlig ausgewachsenen schwarz.

Nichts kann die zärtliche Anhänglichkeit und mütterliche Aufmerksamkeit übertreffen, die das Weibchen beweist, wenn sein Junges verwundet wird. Es vergißt dann alle Rücksicht auf seine eigene Erhaltung aus Besorgnis für sein Junges. Es schießt durch die Feinde, verachtet die ihm drohenden Gefahren und bleibt selbst verwundet bei seinen Jungen.



Walfischfang beim Schein des Nordlichts.

Der Walfisch hat keine Zähne, sondern nur Barten, unter dem Namen des Fischbeins bekannt. Dieselben stehen in dem obern Kinnbacken in zwei Reihen mit der größten Regelmäßigkeit. Es sind ihrer über 200 auf jeder Seite. Bei dem Suchen der Nahrung schwimmt der Walfisch mit großer Schnelligkeit unter dem Wasser und sperrt dabei seinen Rachen weit auf. In diesem bilden die mit Franzen besetzten Barten ein Netz oder Sieb. Dasselbe läßt die kleinen Wasserthierchen, von denen er lebt, und deren er täglich wohl einige Millionen bedarf, nicht wieder entweichen. Der Rachen ist so groß, daß, wenn das Thier getödtet ist, sechs bis acht Mann mit einem Kahn hinein fahren und ungehindert darin hantiren können. Die Kehle hingegen ist so enge, daß eine starke Faust nur so eben durchkommen kann.

Die Walfische halten sich theils um den Nordpol, besonders um Grön-

land und Spitzbergen herum, theils aber auch in südlichen Gegenden des atlantischen und großen Oceans auf. Um der Nahrung willen treten sie auch in die Nordsee aus. Der Speck dieses Thieres und das Fischbein veranlassen die Menschen, auf seinen Fang auszugehen, der aber mit vielen Gefahren und Kosten verbunden ist. Die Schiffe, welche darauf ausgehen, müssen sich oft in den nördlichen Gegenden durch große Eisfelder den Weg bahnen und werden zuweilen von den schwimmenden ungeheuren Eismassen eingeschlossen oder zerschmettert. Oft geht der vierte Theil der ausgesandten Schiffe zu Grunde.

Sobald ein Schiff sich der Heimat der Walfische nähert, schaut man immerfort umher nach Beute. Wo sich in der Entfernung etwas zeigt, das einem Walfische ähnlich ist, da wird ein Boot ausgesetzt und darauf Jagd gemacht. Ein Boot der Art ist mit den kühnsten, erfahrensten Matrosen besetzt und trägt außer diesen einen oder zwei Männer, welche geschickt eine Lanze zu werfen und möglichst kräftig und weit zu schleudern wissen. Die Lanze, welche man hierzu braucht, heißt Harpune (ihr Führer Harpunirer). Sie hat ein schweres Eisen mit starken Widerhaken, so daß, wenn sie geworfen und in das Fleisch des Thieres eingedrungen ist, man sie nicht wieder herausziehen kann. Da, wo die Lanze sich mit dem Schafte vereinigt, hat das Eisen einen starken Ring, durch den eine Leine gezogen wird, die der Harpunirer zum Theil in der Hand hält, die aber zum großen Theile auf eine leicht bewegliche Winde gerollt ist.

Hat man nun einen Walfisch zu Gesicht bekommen und sich ihm still und behutsam so weit genähert, daß es möglich ist, die Lanze zu brauchen, so stellt sich der Harpunirer auf den Schnabel des Boots, faßt die Harpune und ein Stück der Leine in die rechte, ungefähr doppelt so viel, als die Entfernung des Walfisches vom Boote beträgt, in die linke Hand, und wirft nun mit aller Kraft seine Lanze in die Seite des Thieres. In demselben Augenblick schlagen alle Ruder in das Wasser, um das Boot aus der gefährlichen Nähe des Ungeheuers zu entfernen. Dem Wurfe folgt gewöhnlich ein starker Blutstrahl. Das verwundete Thier flieht, nicht von dem Boote hinweg, sondern in die Tiefe des Meeres hinab. Es stellt sich auf den Kopf, sinkt unter, und mit seinem Schweife hin und her schlagend, theilt es das Wasser mit ungeheurer Kraft und fährt mit Blitzesschnelligkeit nieder. Die auf die Rolle gewickelte Schnur läuft nun schnell ab; nähert sie sich ihrem Ende, so wird schnell eine zweite und dann eine dritte u. s. w. eingehängt. Endlich aber, wenn man nicht mehr genug Leinen hat, hängt man eine starke Rinds- oder Seehundsblase daran und läßt nun den Walfisch ziehen. Das letztere ist immer ein unangenehmer Fall, man wagt dabei das angeschossene Thier. Denn falls dasselbe sich unten in seiner unermeßlichen Tiefe rechts oder links wendet, kann der Harpunirer dies durchaus nicht wissen; er muß es dem guten Glück überlassen, ob dasselbe ihm den verwundeten Riesenleib wieder zuführt, ob er die mit dem Thiere heraufkommende Blase sieht. War aber die Leine lang genug, d. h. der Meeresboden nicht zu tief, so folgt das Boot dem Walfisch ohne Beschwerde und kann ganz ruhig sein Wiederkommen erwarten. Länger als zwanzig Minuten kann er nicht unter Wasser bleiben, ohne Luft zu schöpfen.

Wenn der Harpunirer glücklich geworfen hat, so ruft er: »Getroffen!«

und nun heißt sein Boot das Festboot, weil es den Walfisch fest hat. Es wird auf dem Boote eine rothe Flagge (die sogenannte Blutfahne) ausgesteckt, welche dem Schiffe, zu dem es gehört, als Zeichen dient. Sogleich stampft die Wache des Schiffes wiederholt auf das Verdeck. Wer noch schläft, springt, wie er da ist, aus der Hängematte und läuft mit den zusammengebundenen Kleidern in der Hand herbei. Alles drängt sich in die Boote, welche schnell nach dem Boote rudern, von welchem der Walfisch harpunirt worden ist. Haben sie es erreicht, so taucht er auch gewöhnlich schon wieder aus seinem geheimnisvollen Reich auf, weil es ihm an Luft fehlt. So wie dieses geschieht, wird er von allen Seiten umringt. Man wirft noch mehrere Harpunen nach ihm, sticht mit langen Lanzen ihm in die gefährlichsten Stellen und sucht ihn durch die Leinen der Harpunen zu verhindern, noch einmal in die Tiefe zu tauchen. Dies könnten nun freilich die dünnen Stricke nicht hindern, aber der Schmerz wehrt es ihm, der sich auf das schrecklichste vermehren muß, wenn er beim Untertauchen an vier, fünf Orten seines Körpers das Fleisch von den Knochen sich losreißen fühlt. So kämpft er stundenlang gegen die Mückenstiche, welche die kleinen unbedeutenden Menschlein ihm beibringen, bis er endlich der Zahl derselben erliegt.

Nicht immer aber ist dieses so gefahrlos, wie es hier beschrieben wird. Zuweilen kommt der angestochene Walfisch, welcher senkrecht in die Tiefe fuhr, eben so senkrecht herauf; und das Schifflein mit den Matrosen wird von ihm gehoben und zerbricht auf seinem Rücken. Ein andermal schlägt er beim Untertauchen mit seinem Schweif die Schaluppe mitten von einander; oder es verunglücken einzelne Matrosen, was sehr häufig geschieht.

Wenn ein Walfisch gefangen und getödtet ist, so wird er durch die Boote ans Schiff gebracht und mit Ketten daran befestigt. Nun steigen die Matrosen mit Eissporen an den Füßen, d. h. mit unterwärts gerichteten Stacheln unter den Sohlen oder Fersen, auf den Walfisch. Diese Vorsicht ist nöthig, damit man auf der glatten, schleimigen Haut des erlegten Thieres nicht ausgleite. Der in der Regel einen Fuß dicke Speck wird nun mit meterlangen Messern in breite Streifen zerschnitten, von dem Körper abgelöst und in Tauen auf das Schiff gezogen. Hier schneidet man denselben in so kleine Stücke und Streifen, daß er in Fässer gefüllt werden kann, worauf man dieselben verspundet. Dies ist eine höchst unangenehme, schmutzige Arbeit. Das leicht schmelzbare Fett trieft von jedem Stückchen ab, besudelt die Arbeiter, macht den Boden, das Verdeck so glatt, daß man bei der geringsten Neigung des Schiffes sich nicht mehr auf den Füßen erhalten kann, sondern hinfällt und sich in Oel und Thran badet. Ungesund aber, was man oft sagen hört, ist die Arbeit nicht, da der üble Geruch kein fauliger, sondern der natürliche Fettgeruch ist.

Außer dem Speck ist das Fischbein die Hauptsache an dem Walfisch. Dieses steckt, wie bereits angeführt, in der oberen Kinnlade und vertritt nicht sowohl die Stelle der Zähne, als die eines Seihers oder Siebes für das Thier. Es wird an den Wurzeln herausgehauen, gereinigt und in den obersten Räumen des Schiffes verpackt, weil es das Leichteste an der ganzen Ladung ist. Speck oder (wenn man landete und Zeit hatte, denselben auszulassen) statt dessen der bereits fertige Thran, füllt in den großen Fässern die untersten Räume des Schiffs.

Das Fischbein wird zu sehr verschiedenen Dingen gebraucht und ist daher ein wichtiger Handelsartikel. Nicht bloß Regenschirme, Reitpeitschen macht man, nicht bloß Körbchen und Hüte flicht man davon, sogar Perrücken hat man aus den Haaren verfertigt, zu denen sich das Fischbein zerlegen läßt. Die Bewohner der Nordländer machen Bogen und Pfeile, Stricke und Netze daraus. Die ungeheuern Knochen der Kinnlade dienen zu Thorgerüsten und tragen die schwersten Thüren. Allein nicht nur dieses ist's, was man vom Walfisch braucht, sondern auch die Leber wird zu Thran verkocht, die Zunge wird gegessen, das Gehirn zu Walrath ausgelassen. Ein etwa 20 Meter langer Walfisch liefert gegen 30,000 Kilogramm Speck, woraus man etwa 24,000 Kilogramm reinen Thran bereitet, der gegen 5000 Mark werth ist. Ausserdem kann das Fischbein auf 2500 Mark gerechnet werden. Doch sind so einträgliche Walfische selten. Im Durchschnitt kann man jeden getödteten Walfisch nicht über 4—5000 Mark anschlagen.

119. Der Lappländer und das Rennthier.

(Rügge.)

Das Leben des Berglappen ist mit dem Leben des Geschöpfes, das seine einzige Habe ausmacht, innig verbunden, und dies Thier selbst zwingt ihn zum steten Wechsel seines Wohnplatzes. Das Rennthier weidet auf jenen hohen fürchterlichen Sümpfen, deren braune Decke das bittere Rennthiermoos trägt und die Moltebeere als einzige Frucht hervorbringt. Wenn die Sommerhitze hier oben eintritt, sieht es sich von zahllosen Mücken- und Fliegenschwärmen verfolgt, welche Menschen und Thieren das Leben wahrhaft unerträglich machen. Es bringt daher von selbst darauf, daß seine Herren mit ihm an die kühle Meeresküste oder in die tieferen Thäler hinabziehen, wo die Wolken des Ungeziefers in den Winden zerstieben. Kaum aber naht der Herbst, so erwacht die Begierde nach dem Schnee der Berge, und vergebens wäre es, dem Verlangen des Thieres zu wehren. Die ganze Herde der ohnehin nur halbgezähmten Renner würde gewaltsam entlaufen, um in wilder Freiheit mit ihren Brüdern die Gebirge zu durchirren. Zieht der Lappe im Herbst auf die Alpen zurück, so werden die Rennthiere mit allem Eigenthum beladen, wie man Pferde beladet. Es werden dazu die stärksten Männchen ausgesucht, und man vertheilt möglichst die Last; denn das Rennthier kann nicht viel tragen. Den großen Leitthieren werden Glocken angehängt, und so wandelt die Karawane, die mindestens zweihundert, zuweilen aber mehr als zweitausend Geweihe zählt, aufwärts in die unermeßlichen Wüsten, gefolgt von der Familie und umkreist von den wachsamen Hunden. Der Hausvater bestimmt endlich einen zur Winterrast geeigneten Ort. Hier baut er seine Hütte. Dabei sucht er gern die Nähe einer geschützten Schlucht, wo Birke und Kiefer wächst, wo ein Bach niederstürzt. Er baut dann diese Hütte etwas fester als das leichte Sommerzelt, bedeckt sie von außen mit Rasen, bekleidet sie innen mit den Fellen des Thieres, dem er alles verdankt, und erwartet nun, umringt von seinen Vorräthen, die weiße, warme Decke, welche der Himmel ihm aus den Wolken schickt. Der Schnee fällt ellenhoch. Aber das Rennthier achtet das nicht. Es weiß mit seinen Hufen die Hülle fortzuscharren, weiß die Kräuter und Moose darunter zu finden und irrt auf diesen ungeheuren Schneefeldern umher, ohne je eines Stalles oder einer Wartung zu bedürfen. Die kleinen gelben, zottigen Hunde hüten die Thiere vor dem Wolf, der sie hungrig umschleicht. Der Lappe mit seiner Familie theilt dabei abwechselnd die Aufsicht. Auch nachts, wenn die Herde um die Hütte ruht, hat immer einer, begleitet von mehreren Hunden, die Wache.

Neben dem Wohnzelte des Lappen steht meist noch ein Zelt; hier speichert er auf, was er an Mehl, Fellen und Geräthen besitzt. Gewöhnlich aber hat er nichts als einige hölzerne Schüsseln, einen Kessel, einige Kleidungsstücke, einige Pelzdecken, und an den Zeltstangen hängen die Rennthiermagen, in welchen er seinen Milch- und Käsevorrath verwahrt. Auf einer andern Seite der Hütte ist aus Pfählen eine Art Hürde gemacht, in welcher die Rennthiere zweimal des Tages gemolken werden. Dies ist das Anziehendste für den Fremden, der eine solche Hütte besucht. Die Hunde und Hirten treiben die Herde herbei, und die schönen Thiere mit den klugen, milden Augen bilden einen Wald von Geweihen. Die Kälber umringen die Mütter, die jungen Thiere erproben spielend und stoßend ihre Kraft, und unaufhörlich hört man jenes seltsame Knistern, das aus dem Knacken der Kniegelenke des Rennthiers entsteht. Beim Melken wird jedem Thiere eine Schlinge über-

geworfen, damit es still stehe. Diesen Zügelriemen gebrauchen die Lappen mit derselben bewunderungswürdigen Geschicklichkeit, wie die Indianer ihr Fangseil. Das Rennthier gibt wenig Milch, aber sie ist fetter als jede andere und außerordentlich nahrhaft. Jedes Mitglied der Familie bekommt seine Portion; ein anderer Theil wird zu der täglichen Suppe verwendet, welche, mit Mehl oder auch mit Rennthierblut oder Fleisch gemischt, eine wohlschmeckende, stärkende Speise gewährt. Der Rest der Milch wird zu Käse gemacht. Im Winter läßt man die Milch auch wohl gefrieren, so daß man sie in Tafeln schneiden kann. Sie verliert dabei durchaus nichts von ihrer süßen Frische und ist namentlich auf Reisen ein sehr dienliches Nahrungsmittel. Fleisch und Milch des Rennthiers sind überhaupt die wichtigste Nahrung des Lappen, und nur durch die Kräftigkeit derselben wird es ihm möglich, die Furchtbarkeit des Winters zu überdauern.

Will man das Rennthier in seiner ganzen Schnelle sehen, so muß man es als Zugthier betrachten, wie es im scharfen Trabe mit großen schnellen Tritten dahineilt. Das

Geschirr ist leicht; man lenkt das Thier mittelst eines dünnen Riemens, der am Geweih befestigt wird, und treibt es entweder durch Zuruf und die Peitsche oder mit einem Treibstachel an. Es wird in der Regel nur einzeln vor einen Schlitten gespannt. Sorgsam in Pelze eingehüllt, daß kein Theil des Körpers mit Ausnahme des Gesichts der freien Luft ausgesetzt ist, sitzt der Reisende in seinem kleinen Schlitten und hat nur die Arme und Schultern frei; das Thier wird mit der Peitsche angetrieben, und sogleich geht's mit schnellen Schritten vorwärts. Es ist schwer im Laufe anzuhalten, und hieraus entspringen gar mancherlei Unglücksfälle; oft wird ein Schlitten umgeworfen, und der Reisende wird weit hin über den Schnee geschleppt, bevor er das Thier zum Stehen bringt. Ein nur halb überfrorener Fluß unterbricht die Reise des Lappländers nicht. Er treibt sein Thier zum schnellsten Laufe an, daß es einen Sprung über die Oeffnung macht, wenn sie auch über zwei Meter weit wäre. Der Schlitten folgt theils in Folge des Stoßes, den er erhalten hat, theils wegen des fortdauernden Zuges, den das Thier noch immer ausübt.

Größere Gefahren entstehen aber, wenn Nebel oder Schneegestöber eintritt. Die Annäherung des ersteren bemerkt übrigens der Lappe lange voraus, wenn auch für das Auge des Fremden alles rundum noch heiteres schönes Wetter verspricht. Man bemerkt in solchem Falle in einer gewissen Himmelsgegend eine schwache Dämmerung, die allmählich zunimmt und bald den ganzen Horizont überzieht. Die Landzeichen oder die Sterne, die dem Reisenden seither als Wegweiser dienten, verschwinden jetzt auf einmal, und gewöhnlich folgt auf den Nebel auch noch dichtes Schneegestöber. Ist eine Reisegesellschaft von mehreren Personen beisammen, so würden sie ohne das Klingeln der Glöckchen, die an verschiedenen Theilen des Geschirrs angebracht sind, einander schnell verlieren. Muß die Reise durch dichte Nebel oder Schneegestöber fortgesetzt werden, so geschieht es nur mit bedeutender Gefahr; denn in diesem Wetter ist auch der Erfahrenste des Weges nicht mehr kundig. Aus dieser Gefahr rettet oft nur der instinktmäßige Scharfsinn des Thieres, das plötzlich anhält, ehe es noch den Rand der Kluft erreicht, selbst wenn es diesen im Dunkel gar nicht sehen kann. Erlaubt das Wetter durchaus keine Fortsetzung der Reise, so hüllt sich der Lappe in seinen Ueberrock aus Rennthierhaut, streckt sich in den Schnee nieder und wartet geduldig auf günstigeres Wetter. Die Schnelligkeit des Rennthieres ist eine ungewöhnliche, indem es in einer Stunde mit Leichtigkeit 15 Kilometer zurücklegt. Allein es ist nöthig, daß man es spätestens in der dritten Stunde ablöst, damit es nicht buglahm werde, in welchem Zustande es ganz entmutigt auf dem Boden sich ausstreckt, nicht wieder auf die Beine zu bringen ist und geschlachtet werden muß.

Im Herbste, wenn die Thiere fett sind, sondert der Lappe von der Herde zum Schlachten aus, was er vom älteren Theile derselben entbehren kann. Das Rennthier ist ausgewachsen so groß wie ein starker Hirsch. Braten und Keule schmecken ähnlich wie Hirschbraten, das Fleisch ist aber weicher und saftiger. Die Keulen werden auch geräuchert und als Rennthierschinken weit versandt.

120. Die Hunde auf Kamtschatka.

(Grube.)

Unter allen Hunden Sibiriens gelten dieselben für die besten Läufer, und sie werden von ihrem Feuer oft so hingerissen, daß sie sich im Ziehen Glieder ausrenken. Der tiefe Schnee, über den die Hunde fortlaufen ohne einzusinken, die steilen Gebirge, die engen Thäler, die Bäche und Waldströme, die oft nur schwach zufrieren, der Schnee, den die Winde zusammenwehen, und der die Wege versperrt, — alles dies müßte das Zusammenkommen der Menschen für den Winter unmöglich machen, wenn sie nicht ihre Hunde hätten. Pferde wären da nicht zu gebrauchen, noch weniger anderes Zugvieh. Wo sollte auch das Futter für solche Thiere herkommen? Kamtschatka wäre eine traurige Einöde, von den

Menſchen verlaſſen. Aber Gott hat ihnen den Hund geſchenkt und mit ihm das ganze Land, das durch ihn bewohnbar wird.

Sehr lehrreich iſt es, zu ſehen, wie es die Menſchen anfangen, um aus den Hunden Zugpferde zu bilden. Man wirft die jungen Hunde, ſobald ſie ſehen können, ganz unbarmherzig in eine dunkle Erdhöhle. Dort bleiben ſie ſo lange eingeſperrt, bis man ſie zu einem Verſuche für tüchtig genug hält. Man ſpannt ſie alsdann mit anderen ſchon eingeübten Hunden vor einen Schlitten, den ſie aus Leibeskräften vorwärts ziehen, weil ſie von dem ungewohnten Lichte wie geblendet werden. Nach dieſem kurzen Verſuche müſſen ſie wieder in ihren dunklen Kerker zurück. Dieſes Verfahren wird ſo lange wiederholt, bis ſie zum Zuge geſchickt und gelehrig genug ſind, den Zuruf ihres Führers zu verſtehen.

Nur durch Liſt und Ueberraſchung gelingt es, die Hunde anzuſpannen. Während der Zurüſtungen heben ſie die Köpfe in die Höhe und laſſen ein klägliches Geheul hören. Sie haben auch ein Recht dazu, ein Trauerlied anzuſtimmen; denn nun beginnt ihre Sklaverei. Doch ſobald man abfährt, iſt auch die Ruhe wieder hergeſtellt. Dann aber ſcheinen ſie ſich untereinander in Tücken zu überbieten, um die Geduld ihres Führers zu ermüden oder ihn in Gefahr zu bringen. Kommen ſie an eine gefährliche Stelle, ſo verdoppeln ſie ihre Schnelligkeit. Will man nicht in einen Abgrund oder in einen Fluß geſtürzt werden, ſo iſt man nicht ſelten genöthigt, aus dem Schlitten zu ſpringen. Im nächſten Dorfe kann man denſelben dann zerſchmettert wiederfinden, wenn es den Hunden nicht gar gelungen iſt, ſich gänzlich in Freiheit zu ſetzen und in die Wälder zu flüchten. Es iſt, als wollten ſie ſich an dem tyranniſchen Menſchen rächen für den Zwang, mit welchem er ſie zu Dienſten nöthigt, die eigentlich ihrer Natur widerſtreben. Aber bald trägt doch der Menſch den Sieg davon. Der Hund ergibt ſich in ſein Schickſal und wird der treueſte Diener bis in ſeinen Tod.

Will man ein Geſpann bilden, ſo iſt es vor allem nöthig, einen guten Leithund aus-

zuwählen, wobei vor allem Gelehrigkeit und Kraft in Anschlag kommt. Der Führer des Schlittens sitzt mit ausgespreizten Beinen vorn, so daß seine Füße fast den Schnee berühren. In der Hand hält er eine lange Peitsche, die man nur nach vieler Uebung führen lernt. Da jedoch die Kamtschadalen von Kindheit damit umgehen, und der Gebrauch dieses Instrumentes einen Haupttheil ihrer Erziehung ausmacht, so wissen sie es sehr geschickt zu handhaben. Uebrigens vermeiden sie den Gebrauch der Peitsche so viel als nur möglich, weil er stets verdrießliche Folgen nach sich zieht und die Fahrt eher aufhält als beschleunigt. Der Hund, welcher einen Peitschenhieb erhalten hat, stürzt sich auf den ihm nächsten und beißt ihn. Der Gebissene thut einem dritten desgleichen. So ist in einem Augenblicke das ganze Gespann in Unordnung. Die Kamtschadalen bedienen sich daher zum Lenken oder Antreiben gewisser Worte, die von den Hunden sehr gut verstanden werden. Der Leithund besonders merkt sehr gut auf dieselben, wenn man vorher ihn beim Namen gerufen hat. In diesem Falle dreht er, ohne im Laufe inne zu halten, den Kopf ein wenig nach hinten, um anzudeuten, er habe den Ruf verstanden.

Das mühevolle Leben dieser Thiere findet nur während des kurzen Sommers einige Erleichterung. Da sie in dieser Jahreszeit keine Dienste thun, so hat niemand acht auf sie, und sie genießen der vollkommensten Freiheit, welche sie benutzen, um ihren Hunger zu stillen. Ihre Nahrung besteht einzig und allein aus Fischen, denn sonst ist in Kamtschatka nichts zu haben. Wollen sie dieselben verspeisen, so müssen sie erst selber den Fischer machen. Mit vieler Schlauheit und Gewandtheit wissen sie auch die Fische zu erhaschen. Haben sie eine hinreichende Menge beisammen, so fressen sie, gleich den Bären, nur die Köpfe. Diese ihre Freuden- und Ruhezeit dauert jedoch nur bis zum Monat Oktober, wo jeder Eigenthümer seine Hunde zusammentreibt und sie in der Nähe seiner Wohnung anlegt. Ihre Dienstzeit beginnt damit, daß man sie hungern läßt, damit sie das überflüssige Fett, welches sie in der Freiheit gewonnen, wieder verlieren und zum Laufen geschickter werden. Sobald der erste Schnee gefallen ist, beginnt auch ihre Arbeit. Nun hört man wieder ihr klägliches Geheul, durch das sie ihr unglückliches Schicksal beklagen. Der Beschwerden ungeachtet, welche diese Thiere im Winter zu erdulden haben, besteht ihre Nahrung in nichts als getrockneten, gesalzenen und verfaulten Fischen. Die gesalzenen reicht man ihnen nur als Leckerbissen und besonderes Stärkungsmittel. Ihr gewöhnlichstes Futter sind verschimmelte, getrocknete Fische, welche der Mensch nicht mehr genießen kann. Dieselben bestehen bloß aus Gräten und Knochen, und es blutet von ihnen den Hunden fast immer der Rachen. Wird der Hunger zu groß, so steigen sie als entschlossene Diebe auf den Leitern keck in die Vorrathskammern ihres Herrn und zerfressen alles, was von Leder ist.

Von einer Liebe gegen seinen Herrn kann bei dem kamtschadalischen Hunde keine Rede sein. Auch fühlt er sich nicht berufen, das Eigenthum des Herrn zu vertheidigen, weil er nie bei ihm heimisch wird. Und trotz aller Ausartung blickt doch der Grundzug der Treue und Aufopferung überall bei den Hunden Kamtschatkas durch. Man kann mit ihrer Hilfe nicht nur die unzugänglichsten Gebirge erklimmen und glücklich über die tiefsten Schneetriften gelangen, sondern es werden auch vollständige Hundeposten für den Winter eingerichtet. Man fährt in drei Tagen fünfundvierzig Meilen mit denselben Hunden. Ihre Spürkraft ist trefflich und in den Schneeländern ganz unschätzbar. Selbst in der größten Dunkelheit und unter den heftigsten Stürmen finden sie den Ort ihrer Bestimmung. Nur selten irren sie sich, wofern man nur getrost ihrer Führung sich überläßt. Ist der Weg so weit, daß man die Nacht auf dem Schnee zubringen muß, so legen sich die Hunde neben ihren Herrn und erhalten ihrem Peiniger das Leben dadurch, daß sie ihm ihre Wärme mittheilen. Wenn sie den Schnee aufscharren, so werden die Menschen dadurch gewarnt; denn es ist ein sicheres Vorzeichen eines herrannahenden Sturmes.

121. Der Eisbär.

(Nach Curtman, Walter und Brehm.)

Der Eisbär übertrifft den Landbären an Größe bei weitem, indem er 2 bis 3 Meter, folglich so lang als eine Kuh wird. Das Gewicht desselben beträgt 500—750 Kilogramm. Seinen Namen hat er von dem Aufenthalte auf und an den Eisfeldern des höchsten Nordens, wo andere Thiere vor Kälte umkommen würden. Hungern kann er nun freilich länger als irgend ein Thier, allein er muß doch fressen und zwar nach so langem Warten desto mehr. Diese Nahrung findet er größtentheils im Meere, denn er ist ein ganz vortrefflicher Schwimmer. Auch versteht er das Tauchen meisterhaft und kann auf beträchtliche Entfernungen unter dem Wasser schwimmen. Seehunde erhascht er lebendig, von Walfischen und Walrossen sucht er das Aas. Was sich nur Lebendes in jenen Gegenden findet, darauf macht er Jagd, denn das Pflanzenreich kann ihm nichts gewähren. An die Hausthiere wagt er sich nur selten. Man hat mehr als einmal bemerkt, daß er zwischen weidenden Rinderherden durchgegangen ist, ohne eines von den Thieren anzufallen. Dies geschieht freilich bloß so lange, als er gesättigt ist. Wenn ihn der Hunger plagt, greift er jedes Thier an, welches ihm begegnet. Das Aas frißt er ebenso gern, wie frisches Fleisch; ja, er soll nicht einmal den Leichnam eines anderen Eisbären verschmähen. Dagegen greift er den Menschen ungereizt bloß bei dem größten Hunger an und geht ihm gewöhnlich

aus dem Wege. Wenn er jedoch zum Kampfe aufgefordert wird, hält er jederzeit Stand und kehrt sich immer gegen seinen Feind. Dann ist er unbedingt das furchtbarste aller Thiere, welches in jenen nördlichen Ländern dem Menschen entgegentreten kann. Nur seine tödtliche Verwundung kann den Verwegenen retten, welcher ihm den Kampf anzubieten wagte. Schüsse, welche nicht das Herz oder den Kopf treffen, reizen nur die Wut des Riesen und vermehren somit die Gefahr. Eine Lanze weiß

er geschickt mit seinen Zähnen zu fassen und beißt sie entweder entzwei oder reißt sie dem Gegner aus der Hand. Man erzählt sich sehr viele Unglücksfälle, welche durch ihn herbeigeführt worden sind, und gar mancher Walfischfänger hat die Tollkühnheit, einen Eisbären bekämpfen zu wollen, mit seinem Leben bezahlt. Wenn man den Bären im Wasser antrifft, kann man ihn gewöhnlich mit Vortheil angreifen. Wenn er aber am Ufer oder auf beschneitem oder glattem Eise ist, wo er mit seinen breiten Tatzen noch einmal so schnell fortzukommen vermag, als ein Mensch, so kann er selten mit Sicherheit oder gutem Erfolg angegriffen werden. Bei weitem die meisten Unglücksfälle wurden durch die Unvorsichtigkeit solcher Angriffe herbeigeführt. Wird die Jagd von mehreren Jägern mit Vorsicht betrieben, so gelingt in der Regel die Erlegung des Eisbären und liefert einen sehr erwünschten Braten. Denn das Fleisch soll wirklich gut schmecken. Das Fett wird ebenfalls benutzt. Sein Fell gibt, mit den Haaren zurecht gemacht, herrliche Teppiche. Wenn man die Haare nach innen kehrt, so dient es zu Säcken, welche statt Betten gebraucht werden.

In der Gefangenschaft frißt der Eisbär für seine Körpermasse äußerst wenig. Vielleicht verdirbt ihm die Wärme den Appetit. Unser Klima sagt ihm so wenig zu, daß er täglich mit Wasser übergossen werden muß, wenn er gesund bleiben soll. Sein gelblich weißer Pelz ist freilich auch für die Polargegenden eingerichtet und hält wärmer als alle Teppiche. Deshalb ist selbst das kalte Island und Norwegen nicht nach seinem Geschmack. Aber die Einwohner lassen es auch nicht zu einer förmlichen Ansiedelung kommen. Führt eine große Eisscholle einige Eisbären an ihre Küste, so drängt sich alles herbei, um auf die furchtbaren Fremdlinge Jagd zu machen. Uebrigens fehlt es diesem Thiere keineswegs an Fähigkeiten, es benimmt sich schlauer und ist weniger plump als der Landbär, scheint auch keinen Winterschlaf zu halten. Die Eisbärin zeigt eine außerordentliche Zärtlichkeit gegen ihre Jungen und opfert lieber selbst ihr Leben, als daß sie dieselben im Stiche läßt.

122. Herr Baron von Münchhausen erzählt einige Reise- und Reitergeschichten.

1. Ich weiß nicht mehr recht, ob es in Esthland oder in Ingermannland war, so viel aber besinne ich mich noch wohl, es war mitten in einem fürchterlichen Walde, als ich einen entsetzlichen Wolf mit aller Schnelligkeit des gefräßigsten Winterhungers hinter meinem Rennschlitten ansetzen sah. Er holte mich bald ein, und es war schlechterdings unmöglich, ihm zu entkommen. Mechanisch legte ich mich platt in den Schlitten nieder und ließ mein Pferd zu unserem beiderseitigen Besten ganz allein machen. Was ich zwar vermutete, aber kaum zu hoffen und zu erwarten wagte, das geschah gleich nachher. Der Wolf bekümmerte sich nicht im mindesten um meine Wenigkeit, sondern sprang über mich hinweg, fiel wütend auf das Pferd, riß ab und verschlang auf einmal den ganzen Hintertheil des armen Thieres, welches vor Schrecken und Schmerzen nur desto schneller lief. Wie ich nun auf die Art selbst so unbemerkt und gut davon gekommen war, so erhob ich ganz verstohlen mein Gesicht und nahm mit Entsetzen wahr, daß der Wolf sich beinahe über und über in das Pferd hineingefressen hatte. Kaum aber hatte er sich so hübsch hineingezwängt, so nahm ich meine Zeit wahr und fiel ihm tüchtig mit meiner Peitsche auf das Fell. Solch ein unerwarteter Ueberfall in diesem Futteral verursachte ihm keinen geringen Schreck; er strebte mit aller Macht vorwärts, der Leichnam des Pferdes fiel zu Boden, und siehe! an seiner Statt steckte mein Wolf in dem Geschirre. Ich meines Orts hörte nun noch weniger auf zu peitschen, und wir langten in vollem Galopp gesund und wohlbehalten in St. Petersburg an, ganz gegen unsere beiderseitigen Erwartungen und zu nicht geringem Erstaunen aller Zuschauer.

2. So leicht und fertig ich im Springen war, so war es auch mein Pferd. Weder Gräben noch Zäune hielten mich jemals ab, überall den geradesten Weg zu reiten. Einst setzte ich hinter einem Hasen her, der querfeldein über die Heerstraße lief. Eine Kutsche mit zwei schönen Damen fuhr diesen Weg gerade zwischen mir und dem Hasen vorbei. Mein Gaul setzte so schnell und ohne Anstoß mitten durch die Kutsche hindurch, von der die Fenster aufgezogen waren, daß ich kaum Zeit hatte, meinen Hut abzuziehen, um die Damen wegen dieser Freiheit unterthänigst um Verzeihung zu bitten.

3. Ein anderes mal wollte ich über einen Morast setzen, der mir anfänglich nicht so breit vorkam, als ich ihn fand, da ich mitten im Sprunge war. Schwebend in der Luft wandte ich daher wieder um, wo ich hergekommen war, um einen größeren Anlauf zu nehmen. Gleichwohl sprang ich auch zum zweitenmale noch zu kurz und fiel nicht weit vom andern Ufer bis an den Hals in den Morast. Hier hätte ich unfehlbar umkommen müssen, wenn nicht die Stärke meines eigenen Arms mich an meinem eigenen Haarzopfe sammt dem Pferde, welches ich fest zwischen meine Kniee schloß, wieder herausgezogen hätte.

4. Einstmals mußte ich mit der Post reisen. Als sich's nun fügte, daß wir an einen engen hohlen Weg zwischen hohen Dornhecken kamen, so erinnerte ich den Postillon, mit seinem Horn ein Zeichen zu geben, damit wir uns in diesem engen Passe nicht etwa gegen ein anderes entgegenkommendes Fuhrwerk festfahren möchten. Mein Kerl setzte an und blies aus Leibeskräften in das Horn, aber alle seine Bemühungen waren umsonst: nicht ein einziger Ton kam heraus, — was uns ganz unerklärlich, ja in der That für ein rechtes Unglück zu achten war, indem bald eine andere uns entgegenkommende Kutsche auf uns stieß, vor welcher nun schlechterdings nicht vorbei zu kommen war.

Nichts desto weniger sprang ich aus meinem Wagen und spannte zuvörderst die Pferde aus. Hierauf nahm ich den Wagen sammt den vier Rädern und allen Päckereien auf meine Schultern und sprang damit über Ufer und Hecke, ungefähr neun Fuß hoch, was in Rücksicht auf die Schwere der Kutsche eben keine Kleinigkeit war, auf das Feld hinüber. Durch einen andern Rücksprung gelangte ich, die fremde Kutsche vorüber, wieder in den Weg. Darauf eilte ich zurück zu unsern Pferden, nahm unter jeden Arm eins und holte sie auf die vorige Art, nämlich durch einen zweimaligen Sprung hinüber und herüber, gleichfalls herbei, ließ wieder anspannen und gelangte glücklich am Ende der Station zur Herberge.

Hier erholten wir uns wieder von unserm Abenteuer. Der Postillon hing sein Horn an einen Nagel beim Küchenfeuer, und ich setzte mich ihm gegenüber.

Nun hört, ihr Herren, was geschah! Auf einmal ging's: Tereng! tereng! teng! teng! Wir machten große Augen und fanden nun auf einmal die Ursache aus, warum der Postillon sein Horn nicht hatte blasen können. Die Töne waren in dem Horn festgefroren und kamen nun, so wie sie nach und nach aufthauten, hell und klar zu nicht geringer Ehre des Fuhrmanns heraus; denn die ehrliche Haut unterhielt uns nun eine ziemliche Zeit lang mit den herrlichsten Modulationen, ohne den Mund an das Horn zu bringen. Da hörten wir den preußischen Marsch — Ohne Lied und ohne Wein — Als ich auf meiner Bleiche — Gestern Abend war Vetter Michel da — nebst noch vielen andern Stückchen, auch sogar das Abendlied: Nun ruhen alle Wälder. — Mit diesem letzten endigte sich denn dieser Thauspaß, so wie ich hiermit meine russische Reisegeschichte.

123. Der Bauer und sein Sohn.

(Gellert.)

Ein guter, dummer Bauerknabe,
den Junker Hans einst mit auf Reisen nahm,
und der, trotz seinem Herrn, mit einer guten Gabe,
recht dreist zu lügen, wiederkam,

ging kurz nach der vollbrachten Reise
mit seinem Vater über Land.
Fritz, der im Gehn recht Zeit zum Lügen fand,
log auf die unverschämt'ste Weise.
Zu seinem Unglück kam ein großer Hund gerannt.
Ja, Vater, rief der unverschämte Knabe,
Ihr mögt mir's glauben oder nicht,
so sag' ich's Euch und jedem ins Gesicht,
daß ich einst einen Hund beim Haag gesehen habe,
hart an dem Weg, wo man nach Frankreich fährt,
der .... ja, ich bin nicht ehrenwerth,
wenn er nicht größer war, als Euer größtes Pferd.

Das, sprach der Vater, nimmt mich Wunder;
wiewohl ein jeder Ort läßt Wunderdinge sehn.
Wir, zum Exempel, gehn jetzunder
und werden keine Stunde gehn,
so wirst du eine Brücke sehn
(wir müssen selbst darüber gehn),
die hat dir manchen schon betrogen
(denn überhaupt soll's dort nicht gar zu richtig sein).
Auf dieser Brücke liegt ein Stein,
an den stößt man, wenn man denselben Tag gelogen,
und fällt und bricht sogleich das Bein.

Der Bub' erschrak, sobald er dies vernommen.
Ach! sprach er, lauft doch nicht so sehr!
Doch wieder auf den Hund zu kommen,
wie groß sagt' ich, daß er gewesen wär'?
Wie Euer großes Pferd? Dazu will viel gehören.
Der Hund, jetzt fällt mir's ein, war erst ein halbes Jahr;
allein das wollt' ich wohl beschwören,
daß er so groß als mancher Ochse war.

Sie gingen noch ein gutes Stücke;
doch Fritzen schlug das Herz. Wie konnt' es anders sein?
Denn niemand bricht doch gern ein Bein.
Er sah nunmehr die richterische Brücke
und fühlte schon den Beinbruch halb.
Ja, Vater, fing er an, der Hund, von dem ich red'te,
war groß, und wenn ich ihn auch was vergrößert hätte,
so war er doch viel größer als ein Kalb.

Die Brücke kömmt. Fritz! Fritz! wie wird dir's gehen!
Der Vater geht voran; doch Fritz hält ihn geschwind.
Ach, Vater, spricht er, seid kein Kind
und glaubt, daß ich dergleichen Hund gesehen.
Denn kurz und gut, eh' wir darüber gehen:
Der Hund war nur so groß, wie alle Hunde sind. —

124. Kurzweilige Fragen.

1. Wer ist geschickt?
2. Wo hat Adam den ersten Löffel genommen?
3. Wo hat er aber den ersten Löffel hingethan?
4. Was sieht ein König selten und ein Bauer alle Tage?
5. Was ist nicht recht und doch keine Sünde?
6. Warum hat St. Paulus an die Korinther geschrieben?
7. Wohin geht man, wenn man zwölf Jahre alt ist?
8. Wo sitzt man, wenn man in die Schule geht?
9. Wer kann hundert Mann auf einem Wagen in die Stadt fahren?
10. Welches sind die längsten Nächte?
11. Warum fressen die weißen Schafe mehr denn die schwarzen?
12. Warum kann jeder Arme sagen, er habe keine neun Dukaten, aber Zehen?
13. Wie viel Eier kannst du nüchtern essen?
14. Wenn fünf Gäste sind und fünf Eier aufgetragen werden, wie kann jeder ein Ei nehmen und doch zuletzt noch eines in der Schüssel bleiben?
15. Warum schabt man den Käse?
16. Warum fressen die Gänse so gerne Gras und kein Heu?
17. Welches ist die gefährlichste Jahreszeit?
18. Wie kannst du machen, daß dich im Winter die Hand nicht friere?
19. In welchem Monat essen die Reutlinger am wenigsten?
20. Welches sind die härtesten Nüsse?
21. Was geht über ein gutes Gewissen und einen gesunden Leib?
22. Je mehr du davon thust, je größer wird es: was ist das?
23. Welches ist der längste Fisch?
24. Welche Fische haben die Augen am nächsten beisammen?
25. Wie kann man aus einem Sack voll Korn zwei solche Säcke zugleich voll machen?
26. Warum ist in Ulm ein Groschenbrot größer denn in Schaffhausen?
27. Wer geht zum ersten in die Kirche?
28. Welcher Vogel sieht dem Storch am ähnlichsten?
29. Warum haben die Müller weiße Hüte?
30. Was steht zwischen Berg und Thal?
31. Es sind zween leibliche Brüder, der eine ist mein Vetter, der andere aber nicht: wie kann das sein?
32. Wer zieht sein Geschäft in die Länge und wird doch zu rechter Zeit fertig?
33. Was ist das Beste an einem Kalbskopf?
34. Wie weit geht der Hirsch in den Wald hinein?
35. Wann thun dem Hasen die Zähne weh?
36. Wo sagen die Füchse und Hasen einander gute Nacht?
37. Welche Kerze brennt länger, eine Wachskerze oder ein Talglicht?
38. Welche Menschen gehen auf Köpfen?
39. Ein Blinder sah einen Hasen laufen, ein Lahmer sprang ihm nach, und ein Nackter steckte ihn in die Tasche: was ist das?
40. Welches ist der schwerste Stab?
41. Wie unterscheidet sich eine saure Gurke von dem Satz, daß zweimal zwei vier ist?

125. Reiters Morgengesang.

(Hauff.)

Morgenroth!
leuchtest mir zum frühen Tod.
Bald wird die Trompete blasen:
dann muß ich mein Leben lassen,
ich und mancher Kamerad.

Kaum gedacht,
wird der Lust ein End' gemacht.
Gestern noch auf stolzen Rossen,
heute durch die Brust geschossen,
morgen in das kühle Grab.

Ach, wie bald
schwindet Schönheit und Gestalt!
Thust du stolz mit deinen Wangen,
die wie Milch und Purpur prangen?
Ach! die Rosen welken all'.

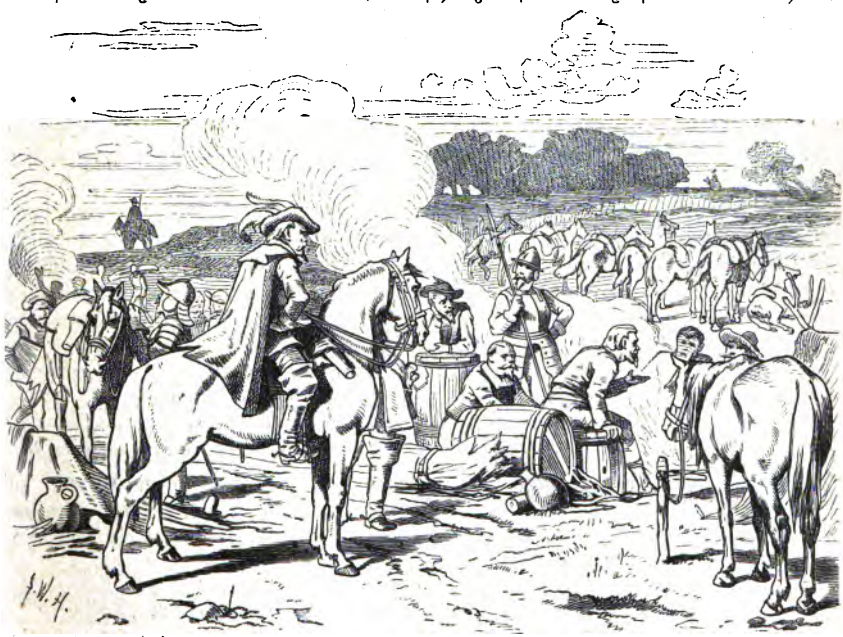
Darum still
füg' ich mich, wie Gott es will.
Nun so will ich tapfer streiten;
und sollt' ich den Tod erleiden,
stirbt ein braver Reitersmann.

126. Aus dem dreißigjährigen Kriege.

(Kohlrausch.)

11. Das Lager bei Nürnberg.

Der Kurfürst Maximilian von Bayern wurde von dem Schwedenkönige Gustav Adolf in seinem Lande hart bedrängt und wandte sich mit den dringendsten Bitten an Wallenstein; dieser, der sich an seiner Noth und Demütigung zu weiden schien, zögerte lange; endlich, da der Kurfürst versprach, sich unbedingt allen seinen Befehlen in Führung des Krieges zu unterwerfen, lud er ihn zur Vereinigung nach Eger ein, um von da aus gegen Nürnberg, einen der wichtigsten Waffenplätze des Königs, zu ziehen. Aber Gustav, der die Absicht merkte, kam ihm zuvor und erschien unvermutet am 19. Juni mit seinem Heere bei der Stadt, verschanzte sie mit Hilfe der Einwohner,



Wallensteinische Soldaten im Lager.

die für ihn begeistert waren, und erwartete den Feind. Dieser zog heran und verschanzte sich gleichfalls auf den Höhen von Zirndorf und Altenberg, im Angesichte des schwedischen Lagers. Beide Gegner hatten den Plan, einander durch Mangel und Noth aus der festen Stellung zu vertreiben; elf Wochen lagen sie einander gegenüber, und keiner wollte weichen. Aber die Noth des ganzen umliegenden Landes war sehr groß, es war alles weit und breit ausgezehrt und verödet. In Wallensteins Lager waren, außer dem großen Heere, an 15,000 Troßbuben und Bediente und eben so viele Weiber, weil er ihnen erlaubte, ihren Männern nachzuziehen, und 30,000 Pferde, welche größtentheils zum Fortbringen des unendlichen Gepäcks gebraucht wurden. Dieses war nicht zu verwundern, brauchte doch Wallenstein für sein unmittelbares Gefolge 50 Sechsspänner, für seine Küche 50 Vierspänner u. s. w. Die Verwilderung dieser Menschenmenge stieg mit jedem Tage, denn sie lebte nur von Raub und Plünderung. Auch in Gustavs Heer war nicht mehr die strenge Ordnung wie anfangs, es bestand nun zum großen Theil aus Geworbenen und aus deutschen Hilfsvölkern. Mit aller Strenge konnte er diese nicht ganz nach seinem Willen zügeln, denn ihren eigenen Anführern war es nicht Ernst mit der Zucht. Des Königs frommer Sinn wurde empört durch die Nachricht von der Wildheit der Seinigen gegen die armen Landbewohner; er berief die Anführer zusammen, schalt sie hart und brach in die Worte aus: „Es ist mir so wehe bei euch, daß es mich verdrießt, mit einem so verkehrten Volke umzugehen;" — allein sein Auge konnte nicht allenthalben sein, und das Verderben hatte schon zu tiefe Wurzel geschlagen. Da beschloß er endlich, dem unentschiedenen und verderblichen Zustande durch ein kühnes Wagestück ein Ende zu machen. Am 24. August stürmte er die wallensteinischen Berge; allein das Unternehmen war zu groß; die entschlossenste Tapferkeit vermochte nichts gegen die festen Werke mit ihren Feuerschlünden, und der König mußte, nach großem Verluste, am Abende den Angriff aufgeben. Noch vierzehn Tage wartete er darauf in seinem Lager, und als Wallenstein dennoch unbeweglich blieb, zog er am 8. September unter Trompetenschall vor dem Feinde vorüber, der ihn nicht anzugreifen wagte, und wandte sich wieder nach Bayern.

Nun verließ Wallenstein gleichfalls sein Lager, zündete es an und faßte den unerwarteten Entschluß, den Krieg mit Gewalt wieder in das nördliche protestantische Deutschland zu versetzen; er wendete sich plötzlich nach Sachsen, und sein Eintritt wurde durch Mord und Flammen bezeichnet. Schnell eilte auch der König zur Hilfe herbei und traf am 11. November in Naumburg an der Saale ein. Das Volk empfing ihn wie seinen schützenden Engel, es umringte ihn bei seinem Einzuge und küßte ihm die Füße. Eine trübe Ahnung durchflog seine Seele bei diesem Uebermaße der Verehrung: „Unsere Sachen stehen auf einem guten Fuße", sprach er zu seinem Hofprediger Fabricius; „allein ich fürchte, daß mich Gott wegen der Thorheit dieses Volkes strafen werde. Hat es nicht das Ansehen, daß diese Leute mich recht zu ihrem Abgotte machen? Wie leicht könnte der Gott, welcher den Stolzen demütigt, sie und mich selbst empfinden lassen, daß ich nichts als ein schwacher und sterblicher Mensch sei?"

2. Die Schlacht bei Lützen am 16. November 1632.

Da gerade um diese Zeit eine strenge Kälte eingefallen war und der König

sich bei Naumburg verschanzt hatte, so glaubte Wallenstein, daß derselbe vor dem Frühjahr im Felde nichts vornehmen werde, und schickte den Grafen Pappenheim nach dem Rheine ab; jedoch sollte derselbe zuvor die Schweden aus Halle und der dabeiliegenden Moritzburg vertreiben. Sogleich brach Gustav auf, rückte nach Weißenfels und stand am 15. November abends dem Heere Wallensteins bei Lützen gegenüber. Beide bereiteten sich zur Schlacht, und der kaiserliche Feldherr rief den Pappenheim, der noch mit der Belagerung der Moritzburg beschäftigt war, eilig zurück; er konnte im Laufe des folgenden Tages eintreffen.

Der König brachte die kalte Herbstnacht in seinem Wagen zu und beredete mit seinen Heerführern die Schlacht. Der Morgen brach an, ein dicker Nebel bedeckte das Gefilde, erwartungsvoll standen die Heere, und die Schweden sangen zu dem Schalle der Trompeten und Pauken Luthers Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott," und das vom König selbst gedichtete Lied: „Verzage nicht, du Häuflein klein!" Nach elf Uhr, als die Sonne durchblickte, schwang sich der König nach kurzem Gebet auf sein Pferd, stellte sich an die Spitze des rechten Flügels (den linken führte Bernhard von Weimar) und rief: „Nun wollen wir dran! Das walt' der liebe Gott! Jesu! Jesu! Hilf mir heute streiten zu deines Namens Ehre!" Den Brustharnisch wies er mit den Worten zurück: „Gott ist mein Harnisch!" — Er führte die Seinigen gegen die Fronte der Kaiserlichen, welche wohl verschanzt auf dem Steinwege, der von Lützen nach Leipzig führt, und in den tiefen Gräben auf beiden Seiten desselben aufgestellt waren. Ein mörderisches Feuer empfing die Schweden; viele fanden hier ihren Tod, aber dennoch gewannen die Nachfolgenden den Platz, setzten über den Graben, und die Wallensteinischen wichen zurück. Indes war Pappenheim mit seinen Reitern von Halle herbeigekommen, und die Schlacht erneuerte sich mit größter Wut. Das schwedische Fußvolk wankte und wich über die Gräben zurück. Ihm zu Hilfe eilte der König mit einem Reiterhaufen nach jener Seite hin und sprengte weit voran, um des Feindes Blöße auszuspähen; nur wenige Begleiter und der Herzog Franz von Sachsen-Lauenburg folgten ihm. Sein kurzes Gesicht führte ihn zu nahe an eine Schwadron kaiserlicher Reiter; er erhielt einen Schuß in den Arm, daß er beinahe ohnmächtig herabsank. Indem er sich wendete, um sich aus dem Getümmel wegführen zu lassen, bekam er einen zweiten Schuß in den Rücken. Mit dem Seufzer: „Mein Gott! mein Gott!" sank er vom Pferde, welches ebenfalls durch den Hals geschossen ihn eine Strecke im Steigbügel fortschleppte. Der Herzog von Lauenburg verließ ihn, nur ein treuer Page, Leubelfing, bemühte sich, ihm aufzuhelfen; aber die kaiserlichen Reiter schossen auch ihn nieder, tödteten den König mit noch mehreren Wunden und plünderten ihn aus. Der Page starb fünf Tage nachher an seinen Wunden in Naumburg. Ueber den Leichnam des Königs hin stürzten die schnaubenden Rosse und zertraten mit ihren Hufen den edlen Leib, so daß er ganz entstellt war. Sein zurückkommendes, blutiges Pferd verkündigte den Seinigen die traurige Botschaft; sie entflammte in ihrer Brust einen rachedürstigen Zorn, und unter der Anführung des Herzogs Bernhard von Weimar, welcher mit heldenmütiger Entschlossenheit die Scharen von neuem ordnete, drangen sie wieder über die Gräben vor und stürzten die Reihen der Feinde über den Haufen. Diese konnten nicht mehr widerstehen; der Generalleutenant Piccolomini bestieg schon blutbedeckt das fünfte Pferd, und Pappenheim, der ritterlich gekämpft, war

Gustav Adolfs Tod.

von einer Kugel tödtlich verwundet gefallen. Flucht und Verwirrung nahmen zu. „Die Schlacht ist verloren, der Pappenheimer ist todt, die Schweden kommen über uns!“ erscholl es. Wallenstein, der sich wegen schmerzhafter Fußgicht in einer Sänfte tragen lassen mußte, ließ zum Rückzuge blasen. Ein dicker Nebel und die einbrechende Nacht verhinderten die Schweden eben so sehr, als ihre eigene Ermüdung am Nachsetzen; sie brachten die Nacht auf dem Schlachtfelde zu, und das kaiserliche Geschütz blieb in ihren Händen. Wallenstein zog mit den Ueberbleibseln des Heeres nach Böhmen, obwohl er früher sein Winterlager in Sachsen zu nehmen beschlossen hatte. So redete der Erfolg unzweideutig genug für den Sieg der Schweden, obgleich Wallenstein die Schlacht für unentschieden ausgab und der Kaiser in allen seinen Städten das Tedeum singen ließ.

Am folgenden Tage suchten die Schweden den Körper ihres theuern Königs unter den Tausenden, die das weite Schlachtfeld deckten; sie fanden ihn nackt unter vielen andern, von Blut und Hufschlägen fast unkenntlich und mit elf Wunden bedeckt. Er wurde nach Weißenfels gebracht und von da durch die Königin Maria Eleonore, welche ihrem Gemahle nach Deutschland gefolgt war, unter tausend Thränen nach Stockholm begleitet, wo er beigesetzt wurde. Das blutige Koller, welches der König in der Schlacht getragen, ward dem Kaiser Ferdinand nach Wien gebracht; er soll bei dessen Anblick Thränen vergossen haben, durch welche er den gefallenen Gegner und sich selbst ehrte. Ferdinands Seele war groß genug, um auch im Feinde die Heldentugend zu bewundern.

127. Der gute Kamerad.

(Uhland.)

Ich hatt' einen Kameraden,
einen bessern findst du nit.
Die Trommel schlug zum Streite,
er ging an meiner Seite,
in gleichem Schritt und Tritt.

Eine Kugel kam geflogen,
gilt's mir oder gilt es dir?
Ihn hat es weggerissen,
er liegt mir vor den Füßen,
als wär's ein Stück von mir.

Will mir die Hand noch reichen,
derweil ich eben lad'.
Kann dir die Hand nicht geben,
bleib du im ew'gen Leben
mein guter Kamerad!

128. Zu Straßburg auf der Schanz.

(Volkslied.)

Zu Straßburg auf der Schanz,
da ging mein Trauern an;
das Alphorn hört' ich drüben wohl anstimmen,
ins Vaterland mußt' ich hinüber schwimmen,
das ging nicht an.

Ein' Stund' in der Nacht,
sie haben mich gebracht;
sie führten mich gleich vor des Hauptmanns Haus,
ach Gott, sie fischten mich im Strome auf,
mit mir ist's aus.

Früh morgens um zehn Uhr
stellt man mich vor das Regiment;
ich soll da bitten um Pardon,
und ich bekomm' gewiß doch meinen Lohn,
das weiß ich schon.

Ihr Brüder allzumal,
heut seht ihr mich zum letztenmal;
der Hirtenbub' ist doch nur Schuld daran,
das Alphorn hat mir solches angethan,
das klag' ich an.

129. Wann die Noth am größten, ist Gott am nächsten.

(Stern nach Barth.)

Das Handelshaus Gruit van Steen war im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts eines der angesehensten und reichsten in Hamburg. Aber der verheerende dreißigjährige Krieg machte seine traurigen Folgen zuletzt auch ihm fühlbar, und zwar um so mehr, je ausgebreiteter die Geschäfte des Hauses früher gewesen waren. Städte und Dörfer waren zu Hunderten verheert und verlassen, und bei der Unsicherheit der Straßen war es kein Wunder, daß der Handel stockte und vorzüglich der Absatz in das Innere von Deutschland gering war. Ein Kaufmann nach dem andern ward unfähig zu zahlen und zog auch jenes Handelshaus in seine Verluste mit hinein. Dagegen wagte das große Seeschiff, welches als sein Eigenthum an der Mündung der Elbe lag, des Krieges wegen nicht auszulaufen, und die gangbarsten Waaren mußten von Holländern zu außerordentlich hohen Preisen aus der zweiten Hand erkauft werden.

Hermann Gruit, der Besitzer der Handlung, saß mit dem alten Jansen, einem erfahrnen Diener des Hauses, ums Jahr 1638 in der Schreibstube und verglich mit ihm die großen Bücher. »So thut es nicht länger gut,« sagte dieser endlich, »wir müssen es anders anfangen. Ueberlaßt mir auf ein Jahr das Schiff und so viel Geld und Nürnberger Waaren, als möglich, und laßt mich damit selbst in die neue Welt (nach Amerika) segeln. Ihr wißt, ich bin in jüngeren Jahren schon zweimal dort gewesen und verstehe das Geschäft; mit Gott wird es mir gelingen.«

Die beiden Männer berathschlagten mit einander über diesen Einfall, und nachdem sie die mögliche Gefahr und den möglichen Vortheil auf das beste erwogen hatten, kamen sie dahin überein, daß Jansen reisen solle. Vier Wochen später schritt Herr van Steen in seinem Rathsherrngewande, den alten Buchhalter neben sich, dem Hafen zu, wo eine große Menschenmenge der Abfahrt des stattlichen Schiffes harrte. Einige Handelsfreunde traten grüßend auf sie zu und äußerten bedenklich, sie wünschten, Herr Hermann möge bei dieser Ausrüstung nicht zu viel gewagt haben. Aber Jansen antwortete: »Lasset es euch nicht anfechten, ihr Herren; ich hoffe fest, wir sehen uns gesund und freudig wieder, denn ich traue auf das gute Sprichwort: Gott verläßt keinen Deutschen.«

Da donnerte der erste Signalschuß zur Abfahrt, und das Boot, welches den alten Jansen zum Schiffe führen sollte, hatte eben gelandet. Noch einmal drückte er seinem Herrn die Hände, dann stieg er schnell ein und schiffte hinüber. Jetzt wurde der grosse Anker aufgewunden, der letzte Kanonenschuß ward gelöset, alle Wimpel flaggten, und mit vollen Segeln flog das Schiff dahin, dem Meere entgegen.

Drei Vierteljahre gingen vorüber, und kein Jansen kehrte zurück oder ließ auch nur etwas von sich hören; wohl aber verbreiteten sich dunkle Gerüchte von deutschen Handelsschiffen, die in der Gegend von Neu-Amsterdam gescheitert seien. Die Miene des Herrn Hermann Gruit ward immer bedenklicher. Einen großen Verlust nach dem andern erlitt er durch den Fall mehrerer Handlungshäuser zu Braunschweig, Nürnberg, Augsburg und Ulm, und täglich noch trafen neue Unglücksbriefe ein. Am Jahresschlusse verglich er seine Bücher — und siehe da, was er gefürchtet hatte, erwies sich als Wahrheit; die Schulden überstiegen sein Vermögen. Da legte er

langsam die Feder weg, klappte leise das Buch zu und ging, schwer seufzend, aus der Schreibstube hinauf in das Familienzimmer. Dort kleidete er sich in seine volle Amtstracht als Rathsherr, küßte seine Frau und seine drei Knaben und ging mit der Aeußerung, daß heute Sitzung sei, hinunter. Die grüne Gasse entlang schritt er dem Rathhause zu; ein Diener trug ihm das schwere Hauptbuch nach. Im Rathhause legte er vor den erstaunten Amtsgefährten die Ehrenzeichen seiner Würde ab und erklärte seine Zahlungsunfähigkeit.

Man kann denken, wie groß das Staunen aller war, daß das große Haus Gruit van Steen zu zahlen aufhören müsse. Indes überzeugten sie sich aus der genauen Ansicht der Bücher, daß Herr Hermann an seinem Unglücke nicht schuld sei, und beschlossen, ihm noch eine halbjährige Frist zu gestatten als die äußerste Zeit, in welcher man Jansen noch zurückerwarten könne, wenn das Schiff nicht verunglückt wäre.

Aber das halbe Jahr verfloß; es vergingen zwei Monate darüber — und Jansen war nicht gekommen. Herrn Hermanns Umstände aber hatten sich noch verschlimmert.

Da drangen die schon durch die bewilligte Frist erbitterten Gläubiger so ungestüm auf die strenge Vollziehung des Gesetzes und die Versteigerung aller ihrem Schuldner gehörigen Sachen, daß die Obrigkeit dem Rechte seinen Gang lassen mußte. Alles wurde unter Siegel gelegt, und dem armen Gruit nebst seiner Familie blieb nur das kleine Stübchen, wo sonst der Hausknecht geschlafen, links am Haupteingang des Hauses.

Die Versteigerung begann; sie geschah in dem geräumigen Schreibzimmer, jenem Stübchen gegenüber; man konnte hier die laute Stimme des Ausrufers deutlich hören. Mit jedem Niederfallen des Hammers fuhr es dem Herrn Hermann wie ein Schwert durchs Herz. Er saß tiefsinnig am Fenster und starrte das Schild seines Nachbars, des Wirths zum Westindienfahrer, an. Die Frau saß in der Tiefe der Stube mit rothgeweinten Augen, die Knaben aber spielten mit dem großen Hunde.

Da trat der Rathsdiener herein und sagte mitleidig: »Herr Senator, den Lehnsessel soll ich holen.«

Herr Hermann seufzte, und Thränen traten in seine Augen; in diesem mit grünem Sammet beschlagenen Lehnsessel war sein seliger Vater sanft entschlafen, und er war darum als ein Heiligthum im Hause gehalten. Doch er wurde nun hinausgetragen, und die ganze Familie folgte ihm nach, als könnte sie sich nicht von ihm trennen.

Der Versteigerer rief: »Ein noch guter Lehnsessel, mit Sammet beschlagen,« — und eine lange Pause folgte, weil sich alle Blicke nach den jammernden Hausbewohnern wandten. Endlich bot jemand darauf mit vier Mark, und der Auctionator rief mismutig: »Also vier Mark zum ersten!«

In diesem Augenblick rief eine starke Baßstimme zum offenen Fenster herein: »Vierhundert Mark zum ersten!«

Alles staunte; der Hund drängte sich gewaltsam und freudig bellend vor das Haus. Jetzt trat ein Mann in Schiffertracht ins Zimmer und rief nachdrücklich, indem er mit seinem spanischen Rohre auf den Tisch schlug: »Vierhundert Mark zum andern, zum dritten und letztenmal!«

»Gott, unser Jansen!« rief Herr Hermann — und fiel ihm um den Hals. Der aber fuhr fort: »Ja, ich bin's, und unser Schiff liegt voll Gold

und Waaren im Hafen. Die Auction ist aus! Fort jetzt, ihr alle; morgen kommt aufs Rathhaus; da soll alles sammt den Interessen bezahlt werden. Denn wissen sollt ihr: Unser Herrgott lebt noch, und das Haus Hermann Gruit van Steen steht noch — und nun erst seid freudig begrüßt in der Heimat, mein Herr Hermann und Frau Elisabeth, von eurem alten Jansen!«

Ps. 37, 5. Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn; er wird's wohl machen.

130. Danklied für den Frieden (1648).

(Gerhardt.)

Gottlob, nun ist erschollen
das edle Fried- und Freudenwort,
daß nunmehr ruhen sollen
die Spieß' und Schwerter und ihr Mord.
Wohlauf und nimm nun wieder
dein Saitenspiel hervor,
o Deutschland! und sing Lieder
im hohen vollen Chor.
Erhebe dein Gemüte
und danke Gott und sprich:
Herr, deine Gnad' und Güte
bleibt dennoch ewiglich!

Sei tausendmal willkommen,
du theure, werthe Friedensgab'!
Jetzt sehn wir, was für Frommen
dein Beiunswohnen in sich hab'.
In dich hat Gott versenket
all unser Glück und Heil;
wer dich betrübt und kränket,
der drückt ihm selbst den Pfeil
des Herzleids in das Herze
und löscht aus Unverstand
die güldne Freudenkerze
mit seiner eignen Hand.

Das drückt uns niemand besser
in unsre Seel' und Herz hinein,
als ihr zerstörten Schlösser
und Städte voller Schutt und Stein;
ihr vormals schönen Felder,
mit frischer Saat bestreut,
jetzt aber lauter Wälder
und dürre wüste Heid';
ihr Gräber, voller Leichen
und tapfrem Heldenschweiß
der Helden, derer gleichen
auf Erden man nicht weiß.

131. Sprüche.

(Logau.)

1. Freude, Mäßigkeit und Ruh'
schleußt dem Arzt die Thüre zu.

2. Leichter trägt, was er trägt,
wer Geduld zur Bürde legt.

3. Willst du fremde Fehler zählen, heb an deinen an zu zählen;
ist mir recht, dir wird die Weile zu den fremden Fehlern fehlen.

4. Sich selbst bekämpfen ist der allerschwerste Krieg;
sich selbst besiegen ist der allerschönste Sieg.

5. Den Geizhals und ein fettes Schwein
sieht man im Tod erst nützlich sein.

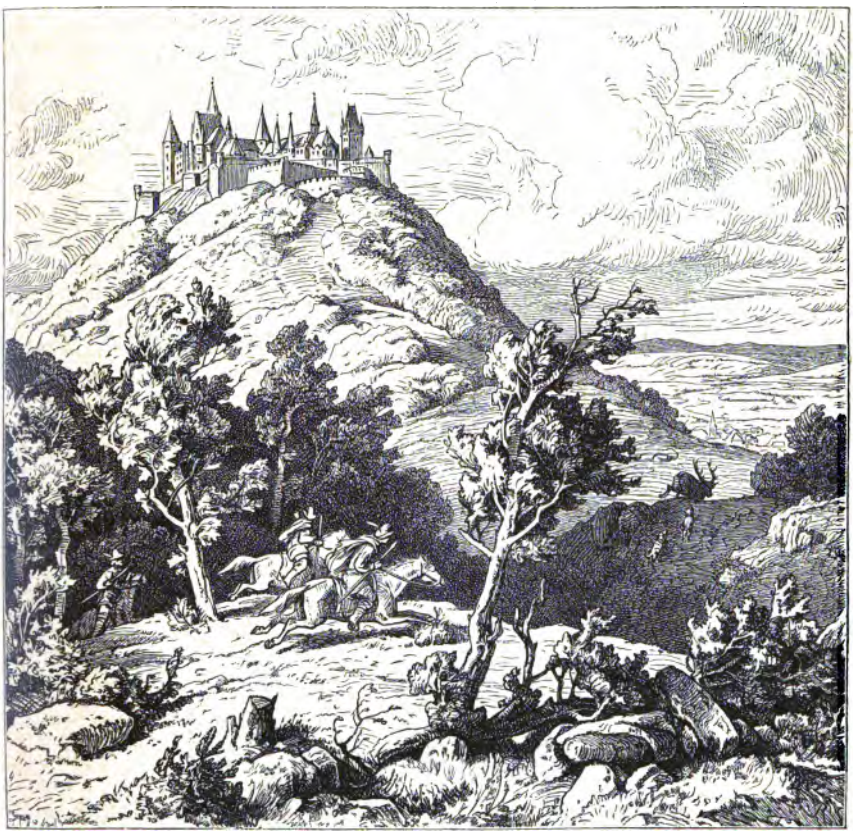
6. Gottes Mühlen mahlen langsam, mahlen aber trefflich fein;
ob aus Langmut er sich säumet, bringt mit Schärf' er alles ein.

132. Die Stammburg Hohenzollern.

(Aus dem Lesebuche von Böckler und Fritze.)

Unter den zahlreichen Kegelbergen der Rauhen oder Schwäbischen Alp im südlichen Theile des Schwabenlandes sind besonders zwei berühmt, der

Hohenstaufen und der Hohenzollern. Auf dem kahlen Gipfel des ersten stand das Stammschloß des mächtigen Kaisergeschlechtes der Hohenstaufen, das schon seit drei Jahrhunderten in Trümmern liegt. Das Bergschloß auf dem Hohenzollern ist die Wiege des preußischen Königshauses. Es ist vor mehr als achthundert Jahren von einem Grafen von Zollern erbaut. Gar mancher streitbare Held ist da herab und zu Rosse gestiegen und hat in fehdereicher Zeit hinter starken Mauern Schutz gefunden. Das Schloß liegt eine Stunde



südlich von Hechingen. Zum Gipfel des Schloßberges führt nur ein einziger, durch Brücken verbundener Zugang, der früher noch durch neun starke, mit Eisen beschlagene Thore verwahrt war. Die mehrere Stockwerk hohe Burg besteht aus einem Hauptgebäude und zwei Flügeln, nebst einer alten Burgkapelle, unter welcher die Fürstengruft sich befindet. Die Burg hatte keine Brunnen mit lebendigem Wasser; ein großer, acht bis neun Meter tiefer, kupferner Kessel in einer gemauerten Grube, welcher die dahin abgeleiteten Traufen der Dächer auffing, versah die Bewohner mit Regenwasser. Den übrigen Theil des Schlosses nehmen hohe, geräumige Säle und Zimmer ein. Fast mitten im Burghofe grünt eine alte Linde, und an der Ober-

fläche des Berges ziehen sich überall in den Kalkfelsen gehauene Gewölbe hin. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts war die Burg dem gänzlichen Verfalle nahe. Als aber im Sommer 1823 der Kronprinz von Preußen, der nachherige König Friedrich Wilhelm IV., eines Abends auf dem Schlosse seiner Ahnen verweilt hatte, wurden bald Anstalten getroffen, die Gebäude zu erneuern und in wohnlichen Stand zu setzen. Seitdem die hohenzollernschen Fürstenthümer in das Königreich Preußen im Jahre 1849 einverleibt sind, ist die Burg ganz wieder hergestellt und befestigt. Auch eine evangelische Kapelle ist vorhanden. Malerisch ragen die Mauern der Kaserne, des Schlosses und der beiden Kapellen mit ihren vielen Erkern und Thurmspitzen empor und gewähren fast den Anblick einer kleinen Stadt. Schon der mit Schanzen und Bastionen versehene Wall bietet eine schöne Aussicht, eine noch weitere der runde, neu erbaute Wartthurm. Er eröffnet den Fernblick auf fünfzig Stunden in die Runde über Berge, reizende Thäler und Landschaften mit ihren Städten und Dörfern bis tief nach Schwaben hinein und bis zu den Alpen.

So steht die Burg da, ein Sinnbild der Kraft und zugleich ein Schmuck des Reiches der königlichen Hohenzollern.

133. Der große Kurfürst von Brandenburg.

1. Das Standbild.
(Aus Wetzel's Lesebuch.)

Wenn du einmal nach Berlin kömmst und siehst dir das Schloß des Königs an, so versäume nicht, noch ein paar Schritte weiter bis zur langen

Brücke zu gehen. Auf derselben steht das herrliche Standbild des großen Kurfürsten. Hoch sitzt er auf mutigem Roß. Sein Auge blickt stolz und kühn. Das Haar wallt ihm bis zur Schulter herab, und seine Hand hält den Feldherrnstab, wie einem Helden es ziemt, der viele Schlachten geschlagen hat; und fast immer war er Sieger. Das deuten die vier Männer an, welche am Fußgestell angebracht sind. Ihre beiden Arme tragen Ketten, und das Auge blickt flehend empor zu dem hohen Herrscher, daß er sie nicht fühlen lasse seinen gewaltigen Zorn. Sieh ihn dir an, den gewaltigen Mann, und präge dir sein Bild fest ein! Denn er ist der Gründer des preußischen Staates, und sein großer Enkel, welcher es am besten verstand, hat von ihm gesagt: „Der hat viel gethan!“

2. Lebensbild.

(Deinhardt.)

Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst von Brandenburg, wurde im Jahre 1620 geboren; seine Jugend fällt also in die Zeit des dreißigjährigen Krieges. Als der Knabe sieben Jahre alt geworden war, ließ ihn sein Vater, der Kurfürst Georg Wilhelm, der Kriegsunruhen wegen in die schützende Festung Küstrin bringen. Allein fünf Jahre später hatten die Kriegsverhältnisse einen so bedrohlichen Charakter angenommen, daß selbst Küstrin nicht mehr sicher schien; man flüchtete mit dem Prinzen daher nach Pommern. Hier sah er die Leiche seines Onkels, des Schwedenkönigs Gustav Adolf, als sie gerade eingeschifft wurde, um nach Schweden übergeführt zu werden. Der traurige Anblick machte auf das Gemüt des Knaben einen unauslöschlichen Eindruck. Einige Jahre später bezog er zu seiner weiteren Ausbildung die berühmte niederländische Universität Leyden. Von hier ging er nach dem Haag, der niederländischen Residenz, und ließ sich von den dort weilenden Gesandten der fremden Mächte in die Staatskunst einweihen. Dort versuchte man, ihn zu einem üppigen, ausschweifenden Leben zu verleiten, aber vergeblich; er verließ den Haag und eilte zu seinem Vetter, dem Prinzen Heinrich von Oranien, welcher gerade die von den Spaniern besetzte Festung Breda belagerte. Oranien erkannte sofort mit klarem Blick, daß diese That des Jünglings ein Vorzeichen künftiger Größe sei, und sprach die prophetischen bedeutungsvollen Worte: „Vetter, Ihr habt einen schöneren Sieg erfochten, als wenn ich Breda eroberte! Ihr habt das gethan, Ihr werdet mehr thun!“

Im Jahre 1640 starb der Kurfürst Georg Wilhelm, und nun bestieg der Prinz den Thron. Das Land, welches er regieren sollte, war durch den blutigen Krieg entvölkert, verwüstet und gänzlich verarmt. Allein der junge Fürst verzagte nicht. Zunächst suchte er seinem Lande den Frieden wiederzugeben; er schloß daher mit den Schweden einen vorläufigen Vertrag, nach welchem sie nur noch in einigen festen Plätzen seines Landes Besatzungen halten durften. Dann wirkte er für die Herbeiführung eines endgültigen Friedens, der auch endlich im Jahre 1648 zu stande kam und dem furchtbaren dreißigjährigen Kriege ein Ziel setzte. Die eingetretene Friedenszeit benutzte der Kurfürst, um in seinem Lande Ordnung zu machen, den widerspenstigen Adel zu bändigen und den darniederliegenden Gewerben auf jede Weise aufzuhelfen. Er gab zu dem Ende weise Gesetze, die sich trefflich bewährten. Nebenbei richtete er auch sein Augenmerk auf die Vergrößerung des Kurfürstenthums, und es gelang ihm auch mit Hilfe seines tapferen, von ihm heran-

gebildeten Heeres, sowie durch kluges Verhandeln mit anderen Fürsten, diesen Zweck zu erreichen. Namentlich erwarb er die große und werthvolle Provinz Ostpreußen, die seinem Reiche später den Namen geben sollte, als unabhängiges Herzogthum.

Das hervorragendste Ereignis in dem Leben des großen Kurfürsten war die Schlacht bei Fehrbellin. Als er nämlich im Vereine mit anderen deutschen Fürsten gegen die Franzosen ins Feld gerückt war, fielen die Schweden, durch den französischen König Ludwig XIV. dazu bewogen, in Brandenburg ein. Furchtbar waren die Verwüstungen, die sie in den Ländern an der Havel anrichteten. Der Kurfürst erfuhr diese Vorgänge mit tiefem Schmerz, doch ohne sich dadurch in seiner Entschlossenheit beugen zu lassen. Durch einen Brief ermahnte er die Brandenburger, nur noch eine Zeit lang geduldig auszuharren; er werde bald kommen. Die Brandenburger kamen seinem Wunsche nach. Tausende von Bauern rotteten sich zur Nothwehr zusammen und ließen ihre Fahnen wehen; auf den Fahnen aber stand: „Wir sind Bauern von geringem Gut und dienen unserm Kurfürsten mit Leib und Blut!" Der Kurfürst rückte nun rasch mit 15,000 Mann heran. Magdeburg wurde besetzt, ein schwedisches Heer, das bei Rathenow an der Havel lagerte, durch eine List des Feldmarschalls Dörflinger überrumpelt und zersprengt. Am 18. Juni 1675 stießen die Brandenburger bei Fehrbellin auf die Hauptmacht der Schweden. Der Landgraf von Hessen-Homburg, welcher die brandenburgische Vorhut führte, griff den Feind an; er kam dabei hart ins Gedränge und schickte um Hilfe. Nun war ein rascher Entschluß nöthig, es ward alsogleich Kriegsrath gehalten. Dörflinger war gegen die Schlacht. Der Kurfürst aber meinte: „Weil wir dem Feinde so nahe sind, so muß er Federn oder Haare lassen." Da gab Dörflinger nach, und alsogleich entwickelte sich auch die Schlacht. Anfänglich geriethen die Brandenburger in Nachtheil. Als dies der Kurfürst gewahrte, eilte er an den gefährdeten Platz. Nach der Chronik glichen seine Augen „zween funkelnden Kometen". Er stellte sich an die Spitze der Schwadronen und rief: „Getrost, tapfere Soldaten, ich, euer Fürst und nun euer Kapitän, will siegen oder ritterlich mit euch sterben." Dann ging es vorwärts. Nun ritt der Kurfürst ein weißes Roß, daran erkannten ihn die Schweden und begrüßten ihn mit einem Hagel von Kugeln. Sein Stallmeister Froben erkannte rasch die Gefahr, in welcher der Kurfürst schwebte; er ritt herzu und sprach: „Herr Kurfürst, ich sehe, Euer Schimmel ist scheu geworden; gebt ihn mir und besteigt meinen Braunen." Kaum waren die Rosse gewechselt, so sank der edle Froben, von einer Kugel getroffen, zur Erde. Gleich darauf ward der Kurfürst von den Schweden, die mit oft bewährter Tapferkeit fochten, umringt; aber neun brandenburgische Reiter ließen ihre Klingen sausen und hieben ihn wieder heraus. Noch eine Weile schwankte die Schlacht. Da nahm die brandenburgische Reiterei, an deren Spitze die Gestalt Dörflingers hervorstach, einen wuchtigen Anlauf. Das brachte die Entscheidung; die Schweden wankten, wichen, flohen. Anfangs fanden die Fliehenden in Fehrbellin Schutz. Als man zu einer Beschießung der Stadt rieth, sagte der Kurfürst: „Ich bin nicht gekommen, mein Land zu verwüsten, sondern es zu retten." Bald gelang es vollständig, die Schweden aus dem Lande zu vertreiben. Mit der ihnen abgenommenen Kriegsbeute wurden die geplünderten Einwohner entschädigt.

Was dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm aber zu noch höherem Ruhm

gereicht, als die vielen von ihm erworbenen Kriegslorbeeren, das ist die weise Fürsorge, die er dem Wohlergehen seiner Unterthanen, überhaupt der inneren Entwicklung seines Reiches widmete. So zog er aus der Schweiz und den Niederlanden tüchtige Kolonisten ins Land, nahm die gewerbfleißigen Hugenotten, welche durch eine schmachvolle Maßregel aus Frankreich verbannt waren, mit kluger Bereitwilligkeit auf; ferner begünstigte er die Gewerbe und den Handel, ja er schuf sogar eine kleine Flotte und erwarb an der Küste Afrikas einige Kolonien, die später freilich wieder aufgegeben wurden.

134. Von der Fruchtbarkeit und schnellen Verbreitung der Pflanzen.

(Hebel.)

1. Man kann sich nicht genug über die Menge und Mannigfaltigkeit der Pflanzen verwundern, mit welchen die Natur alle Jahre die Erde bekleidet. In dem kleinen Raum, den das Auge auf einmal überschauen kann, welch eine Vielfachheit der Gestalten, welch ein Spiel der Farben, welche Fülle in der Werkstätte der reichsten Kraft und der unerforschlichen Weisheit? Nicht weniger muß man sich wundern über die Geschwindigkeit, mit welcher die Natur jede leere Stelle auf öden Feldern, verlassenen Wegen, kahlen Felsen, Mauern und Dächern, wo nur eine Hand voll fruchtbarer Erde hingefallen ist, ansäet und mit Gras, Kräutern, Stauden und Buschwerk besetzt. Das sieht man oft und achtet's nicht, eben weil man es von Kindheit an so oft sieht; die größte Weisheit verräth sich in der einfachen und natürlichen Einrichtung der Dinge, und man erkennt sie nicht, eben weil alles so einfach und natürlich ist.

2. Die meisten Pflanzen haben eine wunderbare Vermehrungskraft, wie jeder aufmerksame Landwirth wohl weiß. Tausend Samenkerne von einer einzigen Pflanze, so lange sie lebt, ist zwar schon viel gesagt, nicht jede trägt's, aber es ist auch noch lange nicht das Höchste. Man hat schon an einer einzigen Tabakspflanze 40,000 Körnlein gezählt, die sie in einem Jahre zur Reife brachte. Man schätzt, daß eine Eiche 500 Jahre leben könne. Aber wenn wir uns nun vorstellen, daß sie in dieser langen Zeit nur fünfzigmal Früchte trage und jedesmal in ihren weit verbreiteten Aesten und Zweigen nur 500 Eicheln, so liefert sie doch 25,000, wovon jede die Anlage hat, wieder ein solcher Baum zu werden. Gesetzt, daß dieses geschehe, und es geschehe bei jeder von diesen wieder, so hätte sich die einzige Eiche in der zweiten Abstammung schon zu einem Walde von 625 Millionen Bäumen vermehrt. Wie viel aber eine Million oder tausendmal 1000 sei, glaubt man zu wissen, und doch erkennt es nicht jeder. Denn wenn ihr ein ganzes Jahr lang vom 1. Januar bis zum 31. Dezember alle Tage 1000 Striche an eine große Wand schreibet, so habt ihr am Ende des Jahrs noch keine Million, sondern erst 365,000 Striche, und das zweite Jahr noch keine Million, sondern erst 730,000 Striche, und erst am 26. September des dritten Jahrs würdet ihr zu Ende kommen. Aber unser Eichenwald hätte 625 solcher Millionen, und so wäre es bei jeder andern Art von Pflanzen nach Verhältnis in noch viel kürzerer Zeit, ohne an die zahlreiche Vermehrung durch Augen, Wurzelsprossen und Knollen zu gedenken. Wenn man sich also einmal über diese große Kraft in der Natur gewundert hat, so hat man sich über den großen Reichthum an Pflanzen aller Art nicht mehr zu verwundern. Obgleich viele tausend Kerne und Körnlein alle Jahre von Menschen und Thieren verbraucht werden, viele tausend im Boden ersticken oder im Aufkeimen durch ungünstige Witterung und andere Zufälle wieder zu Grunde gehen, so bleibt doch, Jahr aus Jahr ein, ein freudiger und unzerstörbarer Ueberfluß vorhanden. Auf der ganzen weiten Erde fehlt es nirgends an Gesäme, überall nur an Platz und Raum.

3. Aber wenn jeder reife Kern, der sich von seiner Mutterpflanze ablöset, unter ihr zur Erde fiele und liegen bliebe; alle lägen auf einander, keiner könnte gedeihen, und wo vorher keine Pflanze war, käme doch keine hin. Das hat die Natur vor uns bedacht und nicht auf unsern guten Rath gewartet. Denn einige Kerne, wenn sie reif sind, fliegen selbst durch eine verborgene Kraft weit auseinander; die meisten sind klein und leicht und werden durch jede Bewegung der Luft davon getragen; manche sind noch mit kleinen Federlein besetzt, wie der Löwenzahn (Kettenblume), Kinder blasen sie zum Vergnügen auseinander und thun damit der Natur auch einen kleinen Dienst, ohne es zu wissen; andere gehen in zarte, breite Flügel aus, wie die Samenkerne von Nadelholzbäumen. Wenn die Sturmwinde wehen, wenn die Wirbelwinde, die im Sommer vor den Gewittern hergehen, alles von der Erde aufwühlen und in die Höhe führen, dann säet die Natur aus und ist mit einer Wohlthat beschäftiget, während wir uns fürchten oder über sie klagen und zürnen; dann fliegen und schwimmen und wogen eine Menge von unsichtbaren Keimen in der bewegten Luft herum und fallen nieder weit und breit, und der nachfolgende Staub bedeckt sie. Bald kommt der Regen und befeuchtet ihn, und so wird's auf Flur und Feld, in Berg und Thal, auf First und Halden auch wahr, daß etliches auf dem Weg von den Vögeln des Himmels gefressen wird, etliches unter den Dornen zu Grund geht, etliches auf trockenem Felsengrund in der Sonnenhitze erstirbt, etliches aber gut Land findet und hundertfältige Frucht bringt. Weiter sind manche Kerne für den Wind zu groß und zu schwer, aber sie sind rund und glatt, rollen auf der Erde weiter und werden durch jeden leichten Stoß von Menschen oder Thieren fortgeschoben. Andere sind mit umgebogenen Spitzen oder Häklein versehen, sie hängen sich an das Fell der Thiere oder an die Kleider der Menschen an, werden fortgetragen und an einem andern Orte wieder weggestreift oder abgelesen und ausgesäet, und der es thut, weiß es nicht oder denkt nicht daran. Viele Kerne gehen unverdaut und unzerstört durch den Magen und die Gedärme der Thiere, denen sie zur Nahrung dienen sollen, und werden an einem andern Ort wieder abgesetzt. So haben wir ohne Zweifel durch Strichvögel schon manche Pflanze aus fremden Gegenden bekommen, die jetzt bei uns daheim ist und guten Nutzen bringt. So gehen auf hohen Gemäuern und Thürmen Kirschbäume und andere auf, wo gewiß kein Mensch den Kern hingetragen hat. Noch andere fallen von den überhangenden Zweigen ins Wasser, oder sie werden durch den Wind und Ueberschwemmungen in die Ströme fortgerissen und weiter geführt und an andern Orten durch neue Ueberschwemmungen wieder auf dem Lande abgesetzt. Ja einige schwimmen auch wohl auf den Strömen bis ins Meer, erreichen das jenseitige Gestade und heimen sich alsdann in einer landesfremden Erde ein. Es sind da und dort schon Pflanzen als Unkraut aufgegangen, von denen man wohl wissen kann, daß der Samen dazu auf diese Art über das Meer gekommen sei. Also müssen alle Kräfte und Elemente die wohlthätigen Absichten des Schöpfers befördern, Schnee und Regen, Blitz und Hagel, Sturm und Winde, die seine Befehle ausrichten.

4. Aber das ist ja eben die Plage des Landmannes! Daher kommt also das viele Unkraut im Gartengelände und auf den Ackerfurchen, das der schönen gereinigten Saat Raum und Nahrung stiehlt, so viel Mühe macht und doch mit aller Geduld und Sorgfalt nicht vertilgt werden kann! Die Sache ist nicht so schlimm, wie sie scheint. Denn zum ersten ist der Mensch nicht allein auf der Erde da. Viele tausend Thiere aller Art, von mancherlei Natur und Bedürfnissen, wollen auch genährt sein und warten auf ihre Speise zu seiner Zeit. Manche davon sind uns unentbehrlich, und wir wissen's wohl; manche schaffen uns großen Nutzen, und wir wissen's nicht; und es muß doch wahr bleiben, woran wir uns selber so oft erinnern, daß sich eine milde Hand aufthut und sättiget alles, was da lebet, mit Wohlgefallen. Zum andern hat doch der Mensch

auch schon von manchem Kräutlein Nutzen gezogen, das er nicht selber gesäet und gepflanzet, nicht im Frühlingsfrost gedeckt und in der Sommerhitze begossen hat. Und eine einzige unscheinbare und verachtete Pflanze, deren Kraft dir oder deinen Kindern, oder auch nur deinem Vieh, eine Wunde heilt, einen Schmerz vertreibt oder gar das Leben rettet, bezahlt die Mühe und den Schaden reichlich, den tausend andere verursachen. Aber wer stellt den Menschen zufrieden? Wenn die Natur nicht so wäre, wie sie ist, wenn wir Baldrian und Wohlgemut, Ehrenpreis und Augentrost und alle Pflanzen in Feld und Wald, die uns in gesunden und kranken Tagen zu mancherlei Zwecken nützlich und nöthig sind, selber ansäen, warten und pflegen müßten, wie würden wir alsdann erst klagen über des viel bedürftigen Lebens Mühe und Sorgen?

135. Die Obstbaumzucht.

(Nach Grünewald und Bodenmüller.)

Schon ein Blick ins Freie ermuntert uns zur Zucht und Pflege der Obstbäume. Im Frühlinge erfreut uns der Obstbaum durch die Pracht seiner Blüten; im Sommer erquickt er uns mit seinem Schatten; für Herbst und Winter bereichert er uns in mannigfaltiger Weise durch seine kostbaren Früchte. — Der Obstbaum ist die Zierde einer Gegend. Wo dieser König des Pflanzenreichs in einer Landschaft fehlt, da ist es kahl und öde. Wo der Baum an Straßen und Wegen, in Gärten und Feldern mangelt, da ist die Natur eines Schmuckes beraubt, der durch anderes nicht zu ersetzen ist. — Die Obstbaumzucht ist aber auch ein Gegenstand vielseitigen Nutzens. Das Obst ist eine höchst schätzbare und gesunde Zugabe zur Speise der Land- und Stadtbewohner. Wie erfrischt und erquickt es den Dürstenden und Arbeitsmüden in heißen Sommer- und Herbsttagen, und welches Labsal ist es dem Kranken in seiner Fieberglut! — Den Bienen ist das Blütenmeer der Obstbäume ein wahres Paradies. Wochenlang schwelgen sie darin und tragen die reiche Honigbeute ihren Stöcken zu. Aber indem sie naschen und rauben und Millionen Blüten durchkriechen, tragen sie unwillkürlich an ihrem haarigen Körper den Blütenstaub auf die Griffel über und machen dadurch die Befruchtung weit vollkommener. Bienenreiche Obstgegenden sind daher immer ertragreicher, als bienenarme. Es gewinnt mithin der Landmann gleichzeitig mehr Honig und mehr Obst.

Unsere edlen Obstsorten stammen, wie unsere meisten Getreidearten und Gartengewächse, aus den wärmeren Gegenden Asiens, insbesondere aus den Ländern am südlichen Fuße des Kaukasus. Darum erhalten wir in unserem Klima edles Obst nur dann, wenn wir die Obstbäume veredeln und mit Kunst und Sorgfalt erziehen. Dazu eignen sie sich ihrer Natur nach auch ganz vollkommen. Unter allen landwirthschaftlichen Gewächsen sind sie nicht nur am meisten der Veredlung fähig, sondern sie lassen auch den allgemeinsten Anbau zu, da für jeden Boden und für jedes Klima angemessene Sorten gewählt werden können. Ihr Ertrag steigt mit ihrem Wachsthum und ist im Verhältnis zu den Kosten höher, als bei den übrigen Erzeugnissen der Landwirthschaft. Die Obstbaumzucht verdient es in hohem Grade, daß wir ihr unsere Aufmerksamkeit zuwenden. Sie ist eine Quelle edlen Vergnügens durchs ganze Leben. Der Greis noch wird erfreut durch den Anblick eines Baumes, den er in seiner Jugend, vielleicht an einem bedeutungsvollen Tage in der Geschichte seines Lebens gepflanzt oder veredelt hat.

Bei dem Veredeln fügt man einem Wildling einen Zweig oder ein Auge von einem edlen, vorzügliche Früchte tragenden Stamme so ein daß der eingesetzte Theil des Edelstammes vom Wildstamme Saft und Kraft erhält und sich zum edlen Baume entwickelt. Soll die Veredlung ihren Zweck erreichen, so müssen das Edelreis und der Wildling in Rücksicht auf den Bau der Saftgefäße, auf die Beschaffenheit des Holzes und der Rinde, sowie auf die Frucht von einerlei Art sein. Darum paßt nur Kernobst auf Kernobst.

Steinobst auf Steinobst, — Äpfel auf Äpfel, Kirschen auf Kirschen u. s. w. Außerdem muß auch die Verschiedenheit des Wachsthums berücksichtigt werden. So passen auf langsam wachsende und spät tragbar werdende Wildlinge keine Sorten von schnellem Wuchs und früher Fruchtbarkeit (oder umgekehrt), auf niedrig bleibende Wildlinge keine hochstämmig wachsende Sorten. Man muß daher wissen, welche Bäume einander annehmen. Äpfel werden auf zahme und wilde Äpfel veredelt, wenn man Hochstämme ziehen will; — zu Zwergbäumen wählt man Johannisäpfel und Borsdorfer als Wildlinge. Birnen veredelt man auf wilde und zahme Birnen, um Hochstämme zu ziehen; auf Quitten, Weißdorn und Vogelbeeren, um Zwergbäume zu erhalten. Pflaumen werden auf Pflaumen, Süßkirschen auf Süß- und Mahalebkirschen, Sauerkirschen auf Mahalebkirschen u. s. w. veredelt.

Die vorzüglichsten Veredelungsarten, welche unter den vielen am meisten in Anwendung kommen, sind: Das Okuliren, das Pfropfen und das Kopuliren.

1. Das Okuliren ist die leichteste und wichtigste Veredlungsart, die bei allen Obstsorten, ausgenommen bei Nüssen, angewendet werden kann. Sie verursacht dem Baum nur eine kleine Wunde in die Rinde und stört darum das Wachsthum am wenigsten. Das Okuliren kann vorgenommen werden, wenn der Saft sich zwischen dem Holze und der Rinde sehr angehäuft hat, so daß sich die Rinde leicht ablöst. Man okulirt im Frühjahr, zehn Tage vor bis vierzehn Tage nach Johanni und im August. Das Okuliren in den beiden ersten Zeiten heißt das Okuliren auf das treibende Auge, weil das Auge noch in dem nämlichen Jahre einen Zweig treibt. Das Okuliren im August heißt das Okuliren auf das schlafende Auge, weil das eingesetzte Auge bis zum künftigen Frühjahr unentwickelt bleibt.

Die vorzüglichste Okulirzeit ist die, in welcher auf das schlafende Auge okulirt wird. Die besten Tageszeiten sind die Morgen- und die Abendstunden. Besonders günstig beim Okuliren ist trocknes, kühles, trübes Wetter, welchem Gewitterregen vorausgegangen sind. Regenwetter verhindert das Anwachsen des Auges, weil die Nässe den klebrigen Saft durchwässert und ihm die Kraft zum Anwachsen nimmt.

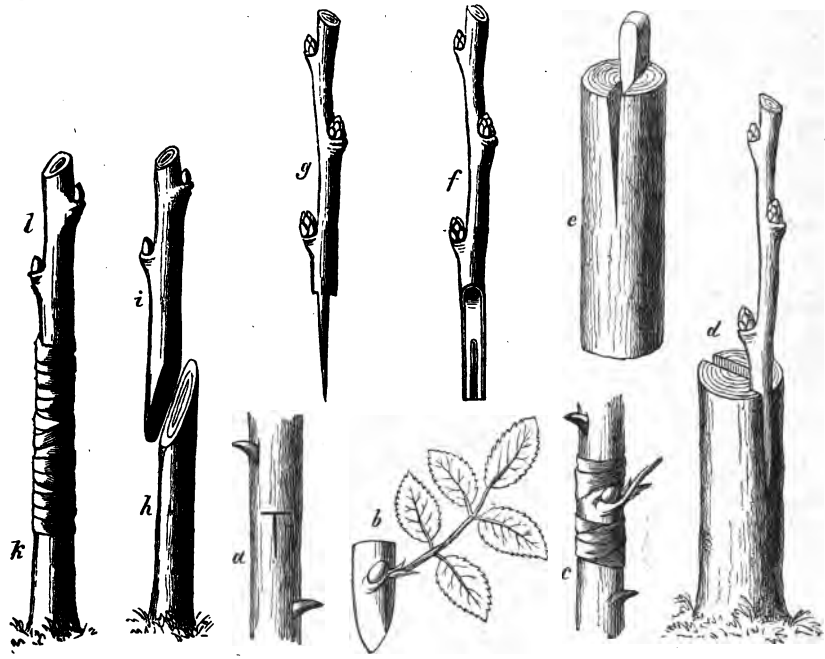
Ein Haupterfordernis beim Okuliren sind gesunde Stämme mit glatter, zarter Rinde an der Veredlungsstelle, die sich leicht ablösen läßt. Am meisten okulirt man nahe am Boden und wählt dazu junge, kräftige Stämme. Soll in die Krone okulirt werden, was vorzüglich bei den Kirschen geschieht, so benutzt man dazu junge, kräftige Zweige.

Die Edelreiser, von welchen die Augen genommen werden, müssen junge, saftige Sommerschosse von gesunden fruchtbaren Bäumen sein. Man nimmt sie frisch von der sonnenreichsten Seite des Baumes und stellt sie bei heißer Witterung mit dem untern Theile in Wasser. Sie sollen nicht über drei Tage alt werden. Von diesen Zweigen wählt man zur Veredlung nur die mittlern, großen und kräftigen Augen.

Nachdem die Blätter am Edelreis eingestutzt sind, macht man mit dem Okulirmesser etwa 1 cm oberhalb des ausgewählten Auges einen Querschnitt in die Rinde. Von diesem aus schneidet man auf jeder Seite des Auges abwärts, und zwar so, daß sich diese beiden Schnitte 1 cm unterhalb des Auges vereinigen. Alsdann löst man dieses Rindenschildchen (b), auf dessen Mitte das Auge steht, mit wenigem Holz vom Edelzweige ab und nimmt darnach das Holz hinweg. Hierbei muß man aber mit Sorgfalt darauf sehen, daß der Kern (Keim) des Auges nicht mit weggebrochen wird. Um das Ausbrechen des Kerns am Edelauge zu verhüten (namentlich beim Kernobst und wenn die Zweige nicht viel Saft haben), läßt man ein dünnes Streifchen von Holz in dem Schildchen. Man nennt dies Verfahren das Okuliren mit dem Holze; es verdient dem Okuliren ohne Holz vorgezogen zu werden.

Nun schneidet man an einer glatten Stelle des Wildlings so in die Rinde, daß die beiden Schnitte ein lateinisches T bilden (a). Der senkrechte Schnitt muß etwas länger

sein als das Schildchen. Dann wird die Rinde rechts und links mit der Spitze des Okulirmessers und dem kleinen Falzbein desselben behutsam abgelöst. Das Schildchen mit dem Auge schiebt man soweit ein, daß es mit seinem Querschnitt dem Querschnitt am Wildling gleich steht, und drückt es sanft an. Endlich verbindet man die okulirte Stelle sorgfältig mit Bast oder mit Papier- oder Leinwandstreifen von $^1/_2$ cm Breite (c). Dieselben sind zuvor mit flüssigem Baumwachs bestrichen worden, damit weder Feuchtigkeit noch Luft eindringen kann.



Die wichtigsten Veredlungsarten.
1. Okuliren (a, b, c). 2. Pfropfen (d, e, f und g). 3. Kopuliren (h, i und kl).

Die ganze Arbeit muß möglichst geschwind geschehen, damit alles frisch und saftig zusammenkommt. Deshalb macht man auch gern die Schnitte in den Wildling zuerst, richtet dann das Auge zu und löst nachher die Rinde vom Wildling. Das Schildchen mit dem Auge in den Mund zu nehmen, ist aus dem Grunde nicht anzurathen, weil die Näße der Lippen und der warme Athem ihm leicht schaden. Lieber hält man es in der Hand oder legt es bis zum Einsetzen auf ein Stückchen Papier.

Etwa 14 Tage nach geschehener Veredlung sieht man nach, ob das Auge angewachsen ist, und ob der Verband nicht in die Rinde des Wildlings einschneidet. Ist das Auge vertrocknet, so setzt man an einer anderen Stelle ein frisches Auge ein; hat der Bast zu sehr eingeschnitten, so wird derselbe abgenommen und ein frischer Verband angelegt. Bei den auf das treibende Auge okulirten Stämmchen nimmt man, wenn das Edelauge einen fingerlangen Trieb gemacht hat, den Verband ganz ab und schneidet das Wildstämmchen 5 cm über dem eingesetzten Auge weg. Die schlafenden Augen bleiben den Winter über verbunden. Erst im Frühjahr, wenn die Augen treiben, nimmt man den Verband weg und schneidet den Wildling über dem Edelauge ab.

2. Das Pfropfen ist die älteste Veredlungsart und jetzt noch unter den Landleuten

vielfach in Gebrauch; aber es steht wegen der größern Verwundung des Stammes und der zusammengesetzten Arbeit dem Okuliren und Kopuliren weit nach. Dennoch ist es in manchen Fällen unentbehrlich, wenn nämlich der Wildling schon zu dick oder krumm gewachsen ist, oder wenn alte Obstbäume umgepfropft werden sollen. Es wird im Frühlinge, im März und April, bis zur Kirschblüte vorgenommen, wenn die Bäume im Safte stehen. Die Pfropfreiser schneidet man, ehe die Bäume treiben, etwa im Februar, und bewahrt sie in frischem Sande im Keller auf. Das Edelreis ist ein Zweig mit 3—4 Augen (f und g). Beim Pfropfen schneidet man dasselbe zu, indem man das Messer nahe unter einem Auge ansetzt und beiderseits abwärts schneidet. Es muß ein 2 Centimeter langer Keil entstehen, der an einer Seite scharf zuläuft, wie eine Messerklinge, damit der dickere Theil, an welchem die Rinde bleibt, um so genauer und fester in den Spalt des Wildlings paßt (g). Darauf schneidet man den Wildstamm wagrecht ab und spaltet ihn mitten durch (e). In den Spalt setzt man das zugeschnittene Pfropfreis so ein, daß seine grüne Rinde genau mit der des Wildlings zusammentrifft (d). Die freibleibende Schnittfläche wird mit Baumwachs überstrichen und hierauf das Ganze mit einem bandförmigen Streifen aus Leinwand umwickelt und verbunden. Eine zweite Art des Pfropfens ist das Pfropfen in die Rinde, das man bei älteren Bäumen anwendet (f).

3. Beim Kopuliren ist es wünschenswerth, daß der Wildling und das Edelreis gleiche Dicke haben. In diesem Falle verfährt man also: Man schneidet das Edelreis von unten her mit einem scharfen Messer glatt in schiefer Richtung ab (i); hierauf schneidet man in gleich schiefer Richtung völlig glatt auch den Wildling so ab (h), daß das Edelreis auf die entstandene Schnittfläche am Wildlinge paßt. Sollten die beiden Schnittflächen nicht vollkommen passen, so müssen sie noch zugeschnitten werden, bis Rinde, Holz und Mark des Wildlings und des Edelreises sich genau decken. Sind Edelreis und Wildling passend zusammengefügt, wovon das Gelingen vorzugsweise abhängt, so wird ein Verband aus Papierstreifen oder Bast angelegt, der mit Baumwachs getränkt ist (k l). Es hat dies den Zweck, die verbundenen Theile in unverrückter Lage zu erhalten und auch den Zutritt der Luft zur Wunde zu verhindern.

Schon vor dem Kopuliren wird das Edelreis oben bis auf zwei oder drei gute Augen schräg abgeschnitten. Die Triebe, welche sich hieraus entwickeln, läßt man im ersten Jahre alle drei wachsen, im folgenden Jahre aber beseitigt man die zwei schwächeren und zieht nur den schönsten zum Stämmchen heran.

136. Der Maikäfer.

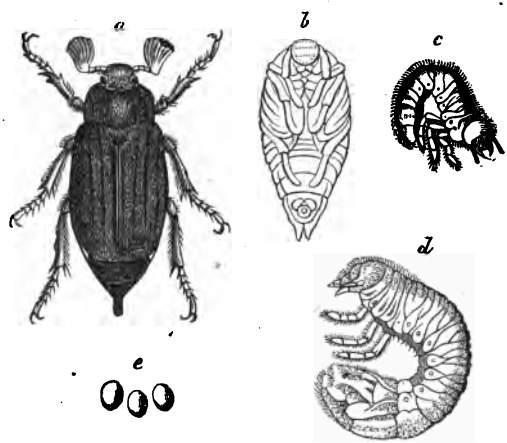
(Üben.)

Die Obstbäume haben wir eigentlich nur für uns gepflanzt. Die Maikäfer thun aber, als wären sie ihretwegen da; denn in manchen Jahren finden sie sich so häufig auf ihnen ein, daß die Zweige sich von der Last beugen. Dann geht es den Bäumen schlecht. Was an weichem Laube sich vorfindet, wird unbarmherzig abgefressen. Noch ehe acht Tage vergangen sind, stehen ausgedehnte Obstanlagen entlaubt da und haben ein winterliches Ansehen; denn die Bäume verlieren ja mit den Blättern diejenigen Werkzeuge, die ihnen zum Leben so nothwendig sind, als den Menschen die Lungen, und müssen alle ihre Säfte zur Hervorbringung neuer Blätter verwenden.

Haben sich die Maikäfer acht bis vierzehn Tage dem Vergnügen umherzuschwärmen und Laub zu fressen hingegeben, so graben sich die Weibchen, die man leicht an den kleinen Fühlhörnern erkennt, einige Zoll tief in die Erde und legen dort an zwei bis drei verschiedenen Orten zwölf bis dreißig Eier (e). Bald darauf sterben sie. Nach vier bis sechs Wochen entstehen aus den Eiern kleine wurmartige Thierchen, Larven oder Engerlinge genannt, die sechs Beine und kräftige Kinnbacken haben (c).

Ihre Nahrung besteht meistens aus zarten Wurzeln. Wie die Alten, so sind auch sie äußerst gefräßig. Um sich's bei ihren Mahlzeiten recht bequem zu machen, legen sie sich auf den Rücken, fangen am Wurzelspitzchen an zu fressen und fahren damit so weit fort, als es ihnen schmeckt und sie ohne große Unbequemlichkeit mit dem Kopfe hinaufreichen können. Im Herbst gehen sie tiefer in die Erde, machen sich eine recht glatte Höhle und schlummern darin, bis die Frühlingssonne den Boden wieder erwärmt und die Pflanzen zum Wachsthum antreibt.

Mittlerweile ist ihnen ihr Kleid zu enge geworden, und sie sollten ein neues, weiteres haben. Dafür ist auch ohne ihr Zuthun zum voraus gesorgt von dem, der auch die Lilien des Feldes kleidet. Das alte Kleid platzt von selber, und unter demselben ist schon ein neues gewachsen. Der Engerling, der diese Verwandlung tief unter der Erde abgewartet hat, steigt in verjüngter Gestalt in die Höhe und fällt mit Begier über die Pflanzenwurzeln her (d).



Der Maikäfer und seine Entwicklung.

Die Pflanzen leiden in Folge dieser Gefräßigkeit natürlich sehr, hängen traurig die Köpfe und verwelken ganz, wenn der Regen lange auf sich warten läßt. Darum ist der Landmann den Engerlingen ebensowenig hold, wie der Gärtner den Maikäfern. Er vertilgt sie, wo er nur kann, und sieht es recht gern, wenn die Saatkrähe im Frühling hinter dem Pfluge hergeht und alle auffrißt, die sich in der Furche blicken lassen.

So treiben nun die Engerlinge ihr Wesen drei bis vier Jahre lang in der Erde. Zu Ende des letzten Sommers steigen sie tiefer als jemals in dieselbe hinab, oft eine Klafter tief, machen sich noch einmal eine recht hübsche, länglich runde Höhle und harren dann darin der Veränderungen, die noch mit ihnen vorgehen sollen. Diese lassen auch nicht lange auf sich warten. Nach einer kurzen Ruhe von einigen Tagen wird die Haut nochmals abgestreift. Aber diesmal geht nicht ein Engerling daraus hervor, sondern eine Puppe, ein Geschöpf, das weder Larve noch Käfer ist, indes doch mit dem letzteren die größte Aehnlichkeit hat (b).

Beine und Fühler sind an den Leib gezogen und zur Fortbewegung untauglich; ebenso bleibt das sonst so gefräßige Maul in vollkommener Ruhe. Nach vier bis sechs Wochen wird auch diese Hülle wieder gesprengt, und es erscheint nun endlich der vollkommene Käfer (a). Rumpf und Glieder sind anfangs weich und blaß, erhärten aber bald und bekommen dabei ihre gewöhnliche dunkle Farbe. Vom Februar an arbeiten sich die Käfer höher hinauf, besonders an frostfreien Tagen, kommen jedoch nicht eher zum Vorschein, als bis der Tisch für sie gedeckt ist, was Ende April und Anfang Mai der Fall zu sein pflegt. Einzelne, die nicht so tief gelegen haben mögen, arbeiten sich auch früher, bei auffallend gelindem Wetter selbst mitten im Winter bis zur Oberfläche. Aus Mangel an Nahrung und Maienwärme kommen sie natürlich um.

Das beste Mittel, die schädlichen Maikäfer zu vertilgen, besteht darin, sie des Morgens, wo sie gewöhnlich vom Thau ganz erstarrt sind, von den Bäumen zu schütteln und in Gruben mit heißem Wasser zu tödten oder sie den Hühnern, Enten u. s. w. als Futter zu geben; jung und alt, arm und reich sollten sich bei dieser nützlichen Arbeit betheiligen.

137. Räthsel.

(Schiller.)

Wie heißt das Ding, das wen'ge schätzen,
doch ziert's des größten Kaisers Hand;
es ist gemacht, um zu verletzen;
am nächsten ist's dem Schwert verwandt.

Kein Blut vergießt's und macht doch tausend Wunden;
niemand beraubt's und macht doch reich;
es hat den Erdkreis überwunden,
es macht das Leben sanft und gleich.

Die größten Reiche hat's gegründet,
die ält'sten Städte hat's erbaut;
doch niemals hat es Krieg entzündet,
und Heil dem Volk, das ihm vertraut!

138. Ein Brief über einen Regen.

(Nach G. Jahn.)

Lieber Vetter!

Hiermit füge ich Dir zu wissen, daß uns unser Herrgott nach langem Warten heute mit einem gnädigen Regen heimsucht. Seit einer Stunde regnet's in hellen Güssen, und jetzt noch immerfort, daß das Land dampft. Ich bin schon zehnmal in den Garten gelaufen, zu sehen, wie alles sich in die Höhe gerichtet hat und frisch und fröhlich steht, und möchte es immer wieder aufs neue thun, möchte sogar, wie in meinen jungen Jahren, vor Freuden meinen Rock ausziehen und mich beregnen lassen, wenn's für meinen grauen Kopf noch paßte. Denn was soll ich nun in der Stube anfangen? Den 103. Psalm habe ich schon durch; aber es regnet immer noch fort! — Ich weiß nichts anderes, als ich setze mich hin und schreibe einen Brief an Dich, damit ich nur meine Freude so etwas ausweiten kann. —

Ihr Städter wißt eigentlich gar nicht, was ein Regen ist. Wenn bei Euch unser Herrgott seinen Brunnen aufschließt, so spannt Ihr den Paraplü (Regenschirm) auf, daß Euch kein Tropfen an den Leib kommt, und geht wie die Nürnberger drunter weg. Dazu läuft's von Eurem Steinpflaster so rasch ab, als es gekommen ist, und nach ein paar Stunden sieht kein Mensch mehr, daß unser Herrgott dagewesen ist. Was läßt denn die Erde bei Euch für allerlei grünes Kraut aufgehen? Höchstens habt Ihr eine halbe Mandel Blumentöpfe im Fensterbrett, und die nehmt Ihr wohl gar noch bei einem Regen herein und meßt ihnen ihr Deputat mit der Gießkanne zu.

Das ist bei uns anders. Da habe ich mich eben noch einmal in den Garten gemacht und mit meiner Feldhacke in den Gurkenbeeten gescharrt, wie tief der Regen schon gedrungen sei; und es geht bereits über Hand und Daumen hoch durch und regnet immer noch! Vetter, es ist doch noch was ganz anderes, wenn unser Herrgott die Gießkanne nimmt! Einmal geregnet ist besser, als zehnmal gegossen, sagt eine alte Bauernregel; denn beim Regen kriegt jedes Hälmchen und Gräschen auf meilenweit in der Runde sein Theil so gut mit zugemessen, wie die Levkojen und der Goldlack auf dem Paradebeete mitten im Garten. Und wenn ich dann bei meinen Bohnen oder Kartoffeln stehe, so kann ich nicht wegkommen; erst muß ich zusehen, wie alles mit einemmale so frisch und dunkelgrün wird, was vor wenigen Stunden noch ganz verschmachtet an der Erde lag, und wie der Regen auf die vollen, straffen Blätter niederrauscht.

Hei, wie das jetzt wieder anhebt! — Nun, morgen muß ich durchs Feld. Bin neugierig, was meine Kohlpflanzen dazu sagen, und ob's dem Weizen nicht zu viel geworden ist! —

Jetzt läßt's nach. Gott sei Lob und Dank für alle seine Gnade! Wenn's nur allerwegen hingekommen ist! Hab' ich doch gehört, daß in einigen Gegenden das Korn wegen der Dürre recht verkommen sein soll. Sollte mir von Herzen leid thun; doch ist's vielleicht nicht so arg, wie man's macht. Bei uns steht noch alles fröhlich in Hoffnung. Unser Herrgott beschere uns eine gesegnete Ernte! — Ich will meinen 103. Psalm noch einmal lesen, und dann muß ich hinaus in den Garten.

Leb wohl! Wenn Du meinst, daß mein Brief diesmal das Postgeld nicht werth sei, so hast Du Dich auch noch nicht von ganzem Herzen über einen Regen gefreut. Dein getreuer Vetter

Schulze Gottlieb.

139. Der Szekler Landtag.

(Chamisso.)

Ich will mich für das Factum nicht verbürgen;
ich trag' es vor, wie ich's geschrieben fand:
Schlagt die Geschichte nach von Siebenbürgen.

Als einst der Sichel reif der Weizen stand
in der Gespannschaft Szekl, da kam ein Regen,
wovor des Landmanns schönste Hoffnung schwand.

Es wollte nicht der böse West sich legen,
es regnete der Regen alle Tage,
und auf dem Feld verdarb der Gottessegen.

Gehört des Volkes laut erhob'ne Klage,
gefiel es, einen Landtag auszuschreiben,
um Rath zu halten über diese Plage.

Die Landesboten ließen sich nicht treiben,
sie kamen gern, entschlossen, gut zu tagen
und Satzungen und Bräuchen treu zu bleiben.

Da wurde denn nach bräuchlichen Gelagen
der Tag eröffnet und mit Ernst und Kraft
der Fall vom Landesmarschall vorgetragen:

„Und nun, hochmögende Genossenschaft!
Weiß einer Rath? Wer ist es, der zur Stunde
die Ernte trocken in die Scheune schafft?"

Es herrschte tiefes Schweigen in der Runde,
doch nahm zuletzt das Wort ein würd'ger Greise
und sprach gewichtig mit beredtem Munde:

„Der Fall ist ernst; mit nichten wär' es weise,
mit übereiltem Rathschluß einzugreifen;
wir handeln nicht unüberlegter Weise.

Drum ist mein Antrag ohne weit zu schweifen:
Laßt uns auf nächsten Samstag uns vertagen;
die Zeit bringt Rath, sie wird die Sache reifen."

Beschlossen ward, worauf er angetragen.
Die Frist verstrich bei ew'gen Regenschauern,
Hinbrüten drauf und bräuchlichen Gelagen.

Der Samstag kam und sah dieselben Mauern
umfassen noch des Landes Rath und Hort,
und sah den leid'gen Regen ewig dauern.

Der Landesmarschall sprach ein ernstes Wort:
„Hochmögende! nun thut nach eurer Pflicht!
Ihr seht, der Regen regnet ewig fort.

Wer ist es, der das Wort der Weisheit spricht?
Wer bringt in unsres Sinnes düstre Nacht
das lang erwartete, begehrte Licht?

Zur That! Ihr habt erwogen und bedacht.
Ich wende mich zuerst an diesen Alten,
des Scharfsinn einmal schon uns Trost gebracht:

„Ehrwürd'ger Greis, laß deine Weisheit walten."
Der stand und sprach: „Ich bin ein alter Mann,
ich will euch meinen Rath nicht vorenthalten.

Wir sehn es vierzehn Tage noch mit an,
und hat der Regen dann nicht aufgehört,
gut! regn' es denn, so lang' es will und kann."

Er schwieg; es schwiegen, die das Wort gehört,
noch eine Weile staunend, dann erscholl
des Beifalls Jubel-Nachklang ungestört.

Einstimmig, heißt es in dem Protokoll,
einstimmig ward der Rathschluß angenommen,
der nun Gesetzeskraft behalten soll.

So schloß ein Szekler Landtag, der zum Frommen
des Landes Weiseres vielleicht gerathen,
als mancher, dessen Preis auf uns gekommen.

So wie die Väter stolz auf ihre Thaten
nach bräuchlichen Gelagen heimgekehrt,
erschien die Sonne, trockneten die Saaten,
und schwankten heim die Wagen goldbeschwert.

140. Räthsel.

(Schiller.)

Von Perlen baut sich eine Brücke
hoch über einen grauen See,
sie baut sich auf im Augenblicke,
und schwindelnd steigt sie in die Höh'

Der höchsten Schiffe höchste Masten
ziehn unter ihrem Bogen hin,
sie selber trug noch keine Lasten
und scheint, wie du ihr nahst, zu fliehn.

Sie wird erst mit dem Strom und schwindet,
so wie des Wassers Flut versiegt,
so sprich, wo sich die Brücke findet,
und wer sie künstlich hat gefügt.

141. Predigt der Garben.

(Kl. Harms.)

Der heiße Erntetag war vorüber; eine laue Sommernacht breitete sich über die schönen Gefilde. Da richtete sich eine Garbe auf und rief über den Acker hin: „Lasset uns dem Herrn ein Erntedankfest halten unter dem stillen Nachthimmel!“ — Und alle Garben richteten sich auf, und von ihrem Rauschen erwachten die Lerchen und die Wachteln, die in den Stoppeln umher schlummerten.

Die erste Garbe begann ihre Predigt: „Bringet her dem Herrn Ehre und Preis! Danket dem Herrn, denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich. Er läßt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute, er läßt regnen über Gerechte und Ungerechte. Aller Augen warten auf ihn, und er gibt ihnen Speise zu seiner Zeit. Jahrtausende sind über die Erde gegangen, und jedes Jahr hat Ernten gesammelt und Speise bereitet. Immer noch deckt der Herr seinen Tisch, und Millionen werden gesättigt. Seine Güte ist alle Morgen neu. Bringet her dem Herrn Ehre und Preis!“

Da stimmte der Chor der Lerchen ein Danklied an. Und eine andere Garbe redete: „An Gottes Segen ist alles gelegen! Der Landmann rührt seine thätige Hand, pflüget den Acker und streuet Körner in seine Furchen. Aber vom Herrn kommt das Gedeihen. Viele kalte Nächte und heiße Sommertage liegen zwischen dem Säen und dem Ernten. Menschenhand kann die Regenwolken nicht herbeiführen, noch den Hagel abwehren. Der Herr behütet das Körnlein im Schooße der Erde, behütet die grünende Saat und die reifende Aehre. Fürchtet euch nicht! Er war mit uns. An Gottes Segen ist alles gelegen.“

Nun nahm die dritte Garbe das Wort: „Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten! Mit schwerem Herzen ging ein Sohn aus, zu säen. Ach, der Vater war ihm gestorben, und daheim weinte die verlassene Mutter; denn die harten Gläubiger hatten die Scheuer geräumt. Ein mitleidiger Nachbar lieh ihm den Samen; aber Thränen fielen mit den Körnern in die Furchen. Nun erntet er zehnfältig, denn der Herr hat seine Ernte gesegnet. Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten; sie gehen hin und weinen und tragen edlen Samen, kommen wieder mit Freuden und bringen ihre Garben.“

Darnach fuhr eine vierte fort zu reden: „Wohlzuthun und mitzutheilen vergesset nicht, denn solche Opfer gefallen Gott wohl. Könnten wir das hineinrufen in die Häuser der Reichen, die ihre Scheuern jetzt füllen! Könnten wir es dem hartherzigen Manne zurufen, der gestern die armen Aehrenleser von seinem Acker trieb! Wen der Herr gesegnet hat, der soll auch seine milde Hand aufthun, daß er gleiche dem redlichen Boas, der an der frommen Ruth Barmherzigkeit übte. Wohlzuthun und mitzutheilen vergesset nicht!“

Und die Wachteln riefen laut hinüber in das Dorf, als wollten sie die schlafenden Herzen aufwecken. Und also endete die fünfte Garbe: „Was der Mensch säet, das wird er ernten! Wer kärglich säet, der wird auch kärglich ernten, und wer da säet in Segen, der wird auch ernten in Segen. Was wundert ihr euch, daß Unkraut unter dem Weizen steht! Hättet ihr den Samen gesichtet, ehe ihr ihn ausstreutet! — Wer auf sein Fleisch säet,

der wird vom Fleische das Verderben ernten, wer aber auf den Geist säet, der wird vom Geiste das ewige Leben ernten. Was der Mensch säet, das wird er ernten."

Und alle Garben umher neigten sich und sprachen: Amen! Amen!

142. Das Gewitter.

(Schwab.)

Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
in dumpfer Stube beisammen sind.
Es spielet das Kind, die Mutter sich schmückt,
Großmutter spinnet, Urahne gebückt
sitzt hinter dem Ofen im Pfühl. —
Wie wehen die Lüfte so schwül!

Das Kind spricht: „Morgen ist's Feiertag!
Wie will ich spielen im grünen Hag;
wie will ich springen durch Thal und Höhn;
wie will ich pflücken viel Blumen schön!
Dem Anger, dem bin ich hold!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Die Mutter spricht: „Morgen ist's Feiertag!
Da halten wir alle fröhlich Gelag.
Ich selber, ich rüste mein Feierkleid;
das Leben, es hat auch Lust nach Leid;
dann scheint die Sonne wie Gold!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Großmutter spricht: „Morgen ist's Feiertag!
Großmutter hat keinen Feiertag.
Sie kochet das Mahl, sie spinnet das Kleid;
das Leben ist Sorg' und viel Arbeit;
wohl dem, der that, was er sollt'!"
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Urahne spricht: „Morgen ist's Feiertag!
Am liebsten morgen ich sterben mag.
Ich kann nicht singen und scherzen mehr;
ich kann nicht sorgen und schaffen schwer;
was thu ich noch auf der Welt?" —
Seht ihr, wie der Blitz dort fällt?

Sie hören's nicht, sie sehen's nicht;
es flammet die Stube wie lauter Licht.
Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
vom Strahl mit einander getroffen sind.
Vier Leben endet ein Schlag, —
und morgen ist's Feiertag!

143. Das Hafermus.

(Nach Hebel.)

Kinder, das Hafermus ist fertig, so kommt denn und esset!
Betet: „Aller Augen" — und gebt mir ordentlich Achtung,
daß am rußigen Topf sich keins das Aermelchen schwarz macht.
So, nun esset, und segn' es euch Gott, und wachst und gedeihet!
Seht, es hat die Haferkörnlein der Vater im Frühjahr
zwischen die Furche gesät mit fleißiger Hand und beegget.
Aber daß sie gewachsen und zeitig geworden, dafür kann
euer Vater hier nicht, das thut der Vater im Himmel.
Denkt nur, Kinder, es schläft ein Keimchen im mehligen Körnlein,
klein gestaltet und zart; nicht regt noch rührt sich das Keimchen,
nein, fest schläft's und redet kein Wort und ißt nicht und trinkt nicht,
bis es die Furche bedeckt und der aufgelockerte Boden.
Aber sodann in der Furch' und in der befeuchteten Wärme
wacht allmählich es auf aus seinem verschwiegenen Schlafe,
streckt die Gliederchen aus und sauget am saftigen Körnlein,
wie an der Mutter das Kind; es fehlt nur, daß es noch weinte.

Nach und nach wird's größer und heimlich auch schöner und stärker,
schlüpft aus den Windeln heraus und streckt ein Würzelchen abwärts,
tiefer hinab in den Grund, sich Nahrung suchend und findend.
Ja, und der Vorwitz plagt's, neugierig möcht' es auch wissen,
wie es nun weiter oben wohl sei. — Gar heimlich und furchtsam
guckt's aus dem Boden heraus. — Potz tausend, wie g'fällt's ihm.
Und der liebe Gott schickt einen Engel hernieder:
„Bring ihm ein Tröpfchen Thau und sag ihm freundlich: Willkommen!"
Und es trinkt, und es schmeckt ihm so wohl, es streckt sich behaglich.
Aber nun kämmt sich die Sonne, und ist sie gekämmt und gewaschen,
tritt mit dem Strickzeug schnell sie hervor dort hinter den Bergen,
wandelt daher den Weg hoch an der himmlischen Straße,
strickt und schaut herab, wie eine freundliche Mutter
nach den Kinderchen sieht. Sie lächelt freundlich dem Keimchen,
und es thut ihm so wohl bis tief hinein in das Würzlein.
„Solch eine prächtige Frau, und doch so gütig und freundlich!"
Aber was sie wohl strickt? Gewölk aus himmlischen Düften!
Schon setzt's Tropfen, ein Sprützelchen kommt, jetzt regnet es reichlich.
Keimlein trinket sich satt, drauf wehet ein Lüftchen und trocknet's.
Und es sagt: „Nicht kehr' ich zurück jetzt unter den Boden!
Nicht um alles! Da bleib' ich und schau', zu was ich noch gut bin!"
Esset, ihr Kindlein, und segn' es euch Gott, und wachst und gedeihet!
Bittre Zeit doch harrt auf das Keimlein. Wolken an Wolken
stehen am Himmel bei Tag und bei Nacht, und die Sonne verbirgt sich.
Hoch auf den Bergen, da schneit es, und weiter unten, da hagelt's.
Hu — wie schaudert es jetzt dem Keimlein, wie schlottert's und weint es!
Und der Boden ist zu und hat gar ärmliche Nahrung.
„Ist denn die Sonne gestorben," so spricht's, „daß sie gar nicht zu sehn ist?
Oder fürchtet sie auch, sie erfrör'? Ach, wär' ich geblieben,
wo ich gewesen, bescheiden und klein im mehligen Körnlein,
in dem heimischen Grund' und in der befeuchteten Wärme!"
Seht, ihr Kinder, so geht's! Ihr sprecht wohl auch noch dereinst so,
wenn in die Welt ihr kommt, bei nie gesehenen Leuten
schaffen müßt und euch rühren und Brot euch verdienen und Kleidung:
„Wäre daheim ich doch bei Mütterchen, hinter dem Ofen!"
Tröst' euch Gott, es währet nicht immer, und endlich wird's besser,
wie auch das Keimlein erfahren. Nun hört! am heiteren Maitag
weht es so lau, und es steigt die Sonne so kräftig vom Berg auf,
und sie schaut, wie's dem Keimlein ergeht und gibt ihm ein Küßchen.
Ach, wie ist's ihm so wohl, es weiß nicht zu bleiben vor Freude!
Allgemach pranget die Matte mit Gras und farbigen Blumen,
allgemach duftet die Blüte der Kirschen, es grünet der Pflaumbaum,
buschiger wird das Korn und buschiger Weizen und Gerste,
und mein Häferlein spricht: „Jetzt bleib ich allein nicht dahinten!"
Nein, es spreitet die Blättchen — wer hat sie so zart ihm gewoben?
Jetzt auch schießet der Halm — wer treibt in Röhren an Röhren
aus den Wurzeln das Wasser hinauf zur saftigen Spitze?
Endlich schlüpft ein Aehrlein heraus und schwankt in den Lüften —
sage mir doch nur ein Mensch: Wer hat an seidene Fäden

dort ein Knöspchen gehängt und hier mit künstlichen Händen? —
Himmlische Engel, wer sonst? — Sie wandeln zwischen den Furchen
auf und ab von Halm zu Halme und schaffen gewaltig.
Jetzt hängt Blüte bei Blüt' an der zierlichen schwankenden Aehre,
und mein Häferchen steht gleich einem Bräutlein im Kirchstuhl.
Jetzt sind zarte Körnchen darin und wachsen im Stillen,
und mein Hafer beginnt zu merken, was es will werden.
Käferchen kommen und Fliegen; sie kommen und machen Besuch ihm,
schauen, wie es ihm geht, und singen: Eia Popeia! —
Und auch der Glühwurm kommt, potz tausend! mit dem Laternchen
nachts um neun auf Besuch, wenn Flieg' und Käferlein schlafen. —
Esset, ihr Kinder, gesegn' es euch Gott, und wachst und gedeihet!
Späterhin hat man geheu't und Kirschen gesammelt nach Pfingsten;
späterhin saftige Pflaumen gepflückt dort hinten im Garten;
späterhin hat man Roggen gemäht und Weizen und Gerste; —
aber die Kinder der Armen sind barfuß zwischen den Stoppeln
Aehren lesen gegangen, und 's Mäuslein machte den Kehraus.
Drauf hat auch der Hafer gegelbt; voll mehliger Körner
hat er geschwankt und gesagt: „Jetzt ist's mir endlich verleidet;
meine Zeit, ich merk' es, ist aus; was mach' ich allein hier
zwischen den Stoppelrüben und zwischen dem Kraut der Kartoffeln?"
Drauf ist die Mutter hinaus mit Euphrosinchen und Lischen,
und schon fror's an die Finger, so kalt war's morgens und abends;
endlich haben wir heim ihn gebracht in die staubige Scheune
und ihn gedroschen von früh um zwei bis zu Abend um viere.
Drauf hat des Müllers Esel ihn abgeholt in die Mühle
und ihn wiedergebracht, in feine Körnlein zermahlen;
und mit sahniger Milch von jungen fleckigen Kühen
hat lieb Mütterchen ihn gekocht, — gelt, Kinder, es schmeckte? —
Wischet die Löffel nun ab, und bet eins: „Danket dem Herren!"
Und jetzt geht in die Schule, dort hängt das Ränzchen am Simse!
Falle mir keins, gebt Achtung und lernt hübsch, was man euch aufgibt!
Kehrt ihr zurück, dann gibt es gebackene Pfläumlein.

144. Der Wanderer in der Sägemühle.

(Kerner.)

Dort unten in der Mühle
saß ich in süßer Ruh
und sah dem Räderspiele
und sah den Wassern zu.

Sah zu der blanken Säge,
es war mir wie ein Traum,
die bahnte lange Wege
in einen Tannenbaum.

Die Tanne war wie lebend,
in Trauermelodie,
durch alle Fasern bebend,
sang diese Worte sie:

Du kehrst zur rechten Stunde,
o Wanderer, hier ein,
du bist's, für den die Wunde
mir dringt ins Herz hinein.

Du bist's, für den wird werden,
wenn kurz gewandert du,
dies Holz im Schooß der Erden
ein Schrein zur langen Ruh.

Vier Bretter sah ich fallen,
mir ward's ums Herze schwer,
ein Wörtlein wollt' ich lallen,
da ging das Rad nicht mehr.

145. Der Maulwurf.

(Hebel.)

Unter allen Thieren, die ihre Jungen säugen, ist der Maulwurf das einzige, das seiner Nahrung allein in dunkeln Gängen unter der Erde nachgeht. Und an dem einen ist's zu viel, wird mancher sagen, der an seine Felder und Wiesen denkt, wie sie mit Maulwurfshügeln bedeckt sind, wie der Boden zerwühlt und durchlöchert wird, wie die Gewächse oben absterben, wenn das heimtückische Thier unten an den Wurzeln weidet. Nun so wollen wir denn Gericht halten über den Missethäter. Wahr ist es und nicht zu leugnen, daß er durch seine unterirdischen Gänge hin und wieder den Boden durchwühlt und ihm etwas von seiner Festigkeit raubt. Wahr ist es ferner, daß durch die herausgestoßenen Grundhaufen viel fruchtbares Land bedeckt und die darunter liegenden Keime im Wachsthum gehindert, ja erstickt werden können. Dafür ist jedoch in einer fleißigen Hand der Rechen gut. Aber wer hat's gesehen, daß der Maulwurf die Wurzeln abfrißt? wer kann's behaupten? Nun, man sagt so: Wo die Wurzeln abgenagt sind und die Pflanzen sterben, wird man auch Maulwürfe finden; und wo keine Maulwürfe sind, geschieht das auch nicht. Folglich thut's der Maulwurf. — Der das sagt, ist vermutlich der nämliche, der einmal so behauptet hat: Wenn im Frühlinge die Frösche zeitig quaken, so schlägt auch das Laub bei Zeiten aus. Wenn aber die Frösche lange nicht quaken wollen, so will auch das Laub nicht kommen. Folglich quaken die Frösche das Laub heraus. — Seht doch, wie man sich irren kann! Aber da kommt ein Advokat des Maulwurfs, ein erfahrner Landwirth und Naturbeobachter, der sagt so: Nicht der Maulwurf frißt die Wurzeln ab, sondern die Quadten oder Engerlinge, die unter der Erde sind, aus welchen hernach die Maikäfer und anderes Ungeziefer kommen. Der Maulwurf aber frißt die Quadten und reinigt den Boden von diesen Feinden. Jetzt wird es also begreiflich, daß der Maulwurf immer da ist, wo das Gras und die Pflanzen krank sind und absterben, weil die Engerlinge da sind, denen er nachgeht, und die er verfolgt. Und dann muß er's gethan haben, was diese anstellen, und bekommt für eine Wohlthat, die er euch erweisen will, des Henkers Dank. Das hat wieder einer in der Stube erfunden oder aus Büchern gelernt, werdet ihr sagen, der noch keinen Maulwurf gesehen hat. — Halt, guter Freund! der das sagt, kennt den Maulwurf besser als ihr alle und eure besten Maulwurfsfänger, wie ihr sogleich sehen werdet. Denn ihr könnt zweierlei Proben anstellen, ob er die Wahrheit sagt. Erstlich, wenn ihr dem Maulwurf in den Mund schaut. Denn alle vierfüßigen oder Säugethiere, welche die Natur zum Nagen am Pflanzenwerk bestellt hat, haben in jeder Kinnlade, oben und unten, nur zwei einzige und zwar scharfe Vorderzähne und gar keine Eckzähne, sondern eine Lücke bis zu den Stockzähnen. Alle Raubthiere aber, welche andere Thiere fangen und fressen, haben sechs oder mehr spitzige Vorderzähne, dann Eckzähne auf beiden Seiten und hinter diesen zahlreiche Stockzähne. Wenn ihr nun das Gebiß eines Maulwurfs betrachtet, so werdet ihr finden: Er hat in der obern Kinnlade sechs und in der untern acht spitzige Vorderzähne und hinter denselben Eckzähne auf allen vier Seiten, und daraus folgt: Er ist kein Thier, das an Pflanzen nagt, sondern ein kleines Raubthier, das andere Thiere frißt. Das merkt ihr auch zweitens,

wenn ihr einem getödteten Maulwurf den Bauch aufschneidet und in den Magen schaut. Denn was er frißt, muß er im Magen haben, und was er im Magen hat, muß er gefressen haben. Nun werdet ihr, wenn ihr die Probe machen wollt, nie Wurzelfasern oder so etwas in dem Magen des Maulwurfs finden, aber immer die Häute von Engerlingen, Regenwürmern und anderm Ungeziefer, das unter der Erde lebt.

Wenn ihr also den Maulwurf recht fleißig verfolgt und mit Stumpf und Stiel vertilgen wollt, so thut ihr euch selbst den größten Schaden und den Engerlingen den größten Gefallen. Da können sie alsdann ohne Gefahr eure Wiesen und Felder verwüsten, wachsen und gedeihen, und im Frühjahr kommt alsdann der Maikäfer, frißt euch die Bäume kahl wie Besenreis und bringt euch zur Vergeltung auch des Kukuks Dank und Lohn. So sieht's aus.

146. Die Wohlthaten.

(Lessing.)

»Hast du wohl einen größeren Wohlthäter unter den Thieren als uns?« fragte die Biene den Menschen. — »Ja wohl,« erwiderte dieser. — »Und wen?« — »Das Schaf; denn seine Wolle ist mir nothwendig, und dein Honig ist mir nur angenehm. Und willst du noch einen Grund wissen, warum ich das Schaf für meinen größeren Wohlthäter halte, als dich, Biene? Das Schaf schenkt mir seine Wolle ohne die geringste Schwierigkeit; aber wenn du mir deinen Honig schenkst, muß ich mich noch immer vor deinem Stachel fürchten.«

147. Räthsel.

(Hebel.)

Kennt ihr, vor Frost und Sonnenschein geschützt, ein Häuslein, zart und klein?
kennt ihr die wundervolle Stadt,
die tausend solcher Häuser hat?
Sie ist mit Garnison besetzt,
die täglich ihre Waffen wetzt;
sonst treibt sie reich Gewerb, es blühen weit ihre reichen Kolonieen,
und alle Zölle ein und aus
führt sie ihr süßes Gut nach Haus.
Sie lehret uns, daß edle Triebe,
daß stiller Fleiß und Ordnungsliebe,
daß Treu und Ehrfurcht vor dem Throne
am liebsten unterm Strohdach wohne.

148. Die Bienen.

(Nach Conscience und Grube.)

Die Bienen sind unter allen Insekten, vielleicht unter allen Thieren diejenigen, welche unsere Bewunderung am meisten verdienen. Sie verdienen sie nicht bloß wegen des großen Nutzens, welchen sie uns gewähren, sondern auch wegen ihrer sinnreichen Handlungen und häuslichen Tugenden. Ihr Haushalt ist ein glänzendes Vorbild von gegenseitiger Zuneigung, von Aufopferung für das gemeinsame Wohl, von Haß des Müßigganges, von Gehorsam gegen den Fürsten, von Sparsamkeit, von unaufhörlicher Aufmerksamkeit und Sorge für den Vortheil aller Glieder der Familie.

In einem Bienenstocke befinden sich drei Arten von Bienen. Zuerst kommen die Arbeitsbienen, deren in großen Körben 18,000 und mehr sein können. Diese sind fast das ganze Jahr hindurch mit Einsammeln von Honig und Wachs, mit Bauen von Waben, mit Pflege der Nachkommenschaft, mit Reinigung des Stockes u. s. w. beschäftigt. Sie sind kleiner als die anderen und haben an den Hinterfüßen einen kleinen Behälter, das sogenannte Körbchen, in welchem sie den Blütenstaub eintragen. Auch haben sie einen

Stachel, dessen sie sich zum Kampf und Mord unter einander, sowie zum Angriff gegen Feinde bedienen. Der Stich desselben ist sehr schmerzhaft und verursacht eine Geschwulst, weil durch ihn ein ganz klein wenig Gift, das diese Bienen bei sich tragen, in die Wunde gebracht wird. Die zweite Art von Bienen sind die Männchen oder Drohnen, von denen man etwa tausend in einem jährigen Korbe zählt. Sie sind merklich größer als die Arbeiter, haben einen dicken Kopf, einen schwärzlichen, haarigen Körper und keinen Stachel. Sie arbeiten nichts. Darum werden sie auch alle nach drei oder vier Monaten durch die Stiche der Arbeiter getödtet. Von der dritten Art befindet sich in jedem Korbe nur eine einzige Biene; man nennt sie die Königin, weil sie in diesem Staate zu herrschen scheint und der Gegenstand allgemeiner Verehrung ist. Sie ist jedoch nichts anderes als eine Mutter, die in zwanzig Tagen mehr als zehntausend Eier legen kann. Sie ist dünner als die Drohnen und gleicht an Gestalt den Arbeitern, aber ihr Hinterleib ist viel länger und wird von den Flügeln nur zur Hälfte bedeckt.

Die Arbeitsbienen tragen Blumenstaub, Honig und Wachs in den Korb. Wenn sich die Biene in einer Blume herumtummelt, so bleibt zwischen den Haaren, mit welchen fast ihr ganzer Leib bedeckt ist, der Blütenstaub hängen. Sie bürstet ihn dann mit ihren vorderen und mittleren Füßen rückwärts in die an den Hinterfüßen befindlichen Körbchen. Dort erhält derselbe die Form von dicken, länglichten Ballen, welche man Höschen nennt, und welche bisweilen so groß wie ein Pfefferkorn werden. Dieser Blütenstaub, den sie so in den Korb bringen, dient hauptsächlich zur Nahrung der Jungen. Den Honig sammeln die Bienen aus den Honigdrüsen oder Honigbehältern der Blumen, indem sie ihn mit dem Rüssel einschlürfen, verschlucken und im Magen nach Hause tragen. Diese honigtragenden Bienen kommen ohne Höschen an. Im Korbe läßt eine Biene einen bis zwei Tropfen Honig aus dem Munde in eine Zelle fallen, dann kommt eine andere und thut das Gleiche, und so geht es fort, bis die Zelle voll ist. Das Wachs aber, das die Bienen zum Bauen der Waben brauchen, bereiten sie aus dem Honig, den sie eingesogen und heimgetragen haben. Sie schwitzen dasselbe zwischen den Ringen ihres Hinterleibes als eine klebrige Flüssigkeit aus.

Das Innere eines Bienenkorbes ist mit senkrechten Wänden angefüllt, an deren beiden Seiten die Zellen in liegender Richtung fest aneinander gebaut sind. Die Wände mit den Zellen heißen Waben. Diese sind immer so weit von einander entfernt, daß zwei Bienen dazwischen gehen können. Die Zellen sind sechseckig, und jede derselben fügt sich an sechs andere an. So geht nicht der geringste Raum verloren. Von diesen Zellen sind in jedem Korbe einige tausende. Sie sind fast alle bestimmt, zum Neste oder zur Wiege der Jungen zu dienen. Manche werden auch als Fässer benutzt, in welche die Honigbienen ihren Honig ausschütten. Jede Biene holt daraus ihre Nahrung, wenn sie Hunger hat. Uebrigens sind sie immer damit beschäftigt, einen großen Vorrath von Honig und Blumenstaub für den Winter zu sammeln. Diesen häufen sie in den Zellen an der Decke des Korbes auf und siegeln, um denselben vor Unreinigkeiten und vor dem Ausströmen zu bewahren, jede gefüllte Zelle mit einem wächsernen Deckel zu. Die gefüllten Waben aber macht sich der Mensch zu eigen. In einem guten Stocke können im Herbst wohl zehn Kilogramm Honig und ein Kilogramm Wachs sein.

Sobald einige Zellen im Korbe fertig sind, legt die Königin in jede leere Zelle ein Ei, aus welchem am dritten Tage ein kleiner, weißer Wurm geboren wird. Einige Bienen beobachten den Wurm und geben ihm etwas Brei, wenn er Hunger hat. Derselbe besteht aus einer sehr wässerigen Mischung von Blumenstaub und Honig; mit dem zunehmenden Alter des Wurmes wird er immer wohlschmeckender und kräftiger. Am fünften Tage nach der Geburt muß sich der Wurm ein kleines Gehäuse spinnen, um seine Verwandlung darin vorgehen zu lassen. Er verwandelt sich zuerst in ein Püppchen; sieben oder acht Tage darauf

beißt er sein Kleid in Stücke und kommt mit Flügeln und ganz wie die andern Bienen aussehend aus der Zelle. Die Neulinge werden nun von einer großen Anzahl von Bienen umringt. Die eine bietet ihnen Essen an, die andere trocknet ihren Körper ab, viele streicheln sie und helfen ihnen beim Loslösen ihrer steifen Glieder. Indessen kriechen andere in die verlassene Zelle, reinigen sie und bereiten sie damit zur Aufnahme eines anderen Eies vor. Die junge Biene fliegt den andern Tag um Honig aus und nimmt an der gemeinschaftlichen Arbeit ebenso Theil, als wäre sie schon seit langer Zeit auf der Welt.

Die Bienen haben viele Feinde. Der Bienenwolf bringt in den Korb und legt seine Eier in die Zellen. Es gibt Motten, welche die Dunkelheit abwarten und dann ihre Eier auf die Waben legen; ihre Würmer zernagen die Zellen und können manchmal den ganzen Korb verderben. Ferner haben sie Vögel, Frösche, Mäuse und Spinnen zu Feinden. Sie wachen darum Tag und Nacht an den Thoren ihrer Stadt und lösen einander in dieser Arbeit ab. — Wenn eine Maus, eine Schnecke oder ein anderes Thier in den Korb gedrungen ist, fallen die Bienen in Menge auf dasselbe los und tödten es in wenigen Minuten. Die Leiche ist jedoch zu schwer, um aus dem Korbe getragen zu werden; rasch wird etwas Vorwachs herbeigeschafft; man mauert ein Gewölbe darüber her und schließt die Leiche auf diese Weise in ein Grab, aus welchem weder Dunst noch Geruch aufsteigen kann.

149. Die Milchfrau.

(Gleim.)

Nachlässig aufgeschürzt, zwei Gürtel um den Leib,
auf leichten Füßen, ging ein junges Bauerweib
frühmorgens nach der Stadt und trug auf ihrem Kopfe
vier Stübchen süße Milch in einem großen Topfe.
Sie lief und wollte gern: Kauft Milch! am ersten schrei'n;
„denn, — dachte sie, — die erste Milch ist theuer.
„Ich nehme heut, will's Gott, zwölf baare Groschen ein
„und kaufe mir dafür ein halbes hundert Eier;
„die bringt mein einzig Huhn mir dann auf einmal aus.
„Gras stehet rings herum um unser kleines Haus;
„da werden sie sich schon im Grünen selbst ernähren,
„die kleinen Küchelchen, die meine Stimme hören.
„Und, ganz gewiß! der Fuchs muß mir sehr listig sein,
„läßt er mir nicht so viel, daß ich ein kleines Schwein,
„nur eins zum wenigsten, dafür eintauschen kann.
„Wenn ich mich etwa schon im Geiste darauf freue,
„so denk' ich nur dabei an meinen lieben Mann.
„Zu mästen kostet es ja nur ein wenig Kleie. —
„Ist es dann fett gemacht, dann kauf' ich eine Kuh
„in unsern kleinen Stall, auch wohl ein Kalb dazu;
„das will ich allemal selbst zu dem Hirten bringen.
„Wie fröhlich wird es da um seine Mutter springen.
„Hopp!" — sagt sie und springt auch; und von dem Kopfe fällt
der Topf mit Milch herab, und ach! ihr baares Geld,
ihr Kalb und ihre Kuh, Glück, Reichthum und Vergnügen
sieht sie nun vor sich da in kleinen Scherben liegen.
Betrübt steht sie dabei, schielt sie barmherzig an.
„Die schöne weiße Milch! — seufzt sie, — auf schwarzer Erde!" —

weint laut und schleicht nach Haus, erzählt es ihrem Mann,
der ihr entgegen kommt, mit zitternder Geberde.
Was sagte der dazu? — Erst sah er ernsthaft aus,
als zürnte er auf sie, ging schweigend in das Haus,
kehrt' aber um und sprach: — „Kind! bau ein andermal
„nicht Schlösser in die Luft, man bauet seine Qual.
„Es drehet sich so schnell kein laufend Wagenrad,
„als sie verschwinden in den Wind.
„Wir haben alles Glück, was unser Junker hat,
„wenn wir zufrieden sind."

150. Thörichtes Murren.

(Lesebuch für hessische Volksschulen.)

Es war einmal ein Graf, der wohnte in seinem Schlosse nahe bei einem Dorfe. Er hatte ein sehr großes Landgut und hielt viele Knechte und Mägde, die ihm sein Feld bestellten. Ueberdies arbeiteten ihm auch viele Leute aus dem Dorfe um den täglichen Lohn. Unter diesen Tagelöhnern befand sich auch ein Mann mit seiner Frau. Sie hießen Hans und Grete und waren zwar nicht ärmer als die übrigen Arbeiter, aber sie fühlten sich doch unglücklicher, denn sie waren faul und arbeiteten nicht gern. Darum fiel ihnen die Arbeit auch schwer.

Eines Tages waren sie wieder nach dem Schlosse des Grafen gekommen und wollten um den Lohn bei ihm arbeiten. Da schickte sie der Verwalter in den Garten, und der Gärtner wies ihnen ihre Arbeit an. Sie mußten die Wege des Gartens aufhacken und das Gras herausschütteln. Am Ende kam dann der Gärtner mit dem Rechen oder der Harke und ebnete die Wege wieder. Die Wege aber waren sehr fest getreten, der Tag war schwül; und es war den Leuten so heiß, daß ihnen der Schweiß von der Stirn rann. Da richtete sich Hans mit einemmale von der Arbeit auf und sagte zu seiner Frau: „Wir sind doch recht unglücklich, daß wir um die paar Groschen Tagelohn so hart arbeiten müssen!" „Ja," sagte die Frau, und warf ihre Hacke aus den Händen, „es ist recht hart! Warum ist denn die Einrichtung so in der Welt, daß man sein Brod im Schweiße seines Angesichts erwerben muß?" „Ei, das kannst du in der Bibel lesen," erwiderte Hans, „das schreibt sich noch vom Paradiese her. Der liebe Gott hatte den ersten Menschen, Adam und Eva, verboten von den Aepfeln des Baumes mitten im Garten zu essen; und sie haben sein Gebot nicht geachtet und doch davon gegessen. Darum sind sie aus dem Paradiese gejagt worden; und seitdem muß der Mensch sein Brot im Schweiße seines Angesichts essen. Wäre das nicht geschehen, so säßen noch alle Menschen ruhig im Paradiese und brauchten gar nicht zu arbeiten." „Hm!" brummte Grete, „das hätten sie können bleiben lassen. Die Eva muß aber recht naschhaft gewesen sein. Muß man denn alles versuchen?" „Ja," fiel ihr Hans in die Rede, „und Adam muß sehr dumm gewesen sein, daß er sich von der Eva verleiten ließ, auch in den Apfel zu beißen. Ich hätte der Adam sein sollen! Eine tüchtige Ohrfeige hätte die Frau Eva von mir bekommen, wenn sie mir mit ihrem Apfel gekommen wäre. Ich bin nicht so dumm als der Adam und muß doch jetzt für seinen Fehler büßen." Er setzte unwillig seine Arbeit fort. „Und ich bin nicht so neugierig und näschig, als die Eva war, und muß auch

für sie büßen," fügte die Frau hinzu und griff langsam nach ihrer Hacke. Also murrten die beiden einfältigen und faulen Leute über die Sünde der ersten Menschen und über ihr eigenes Schicksal. Aber der Graf hatte in einer nahen Laube gesessen und ihr Gespräch mit angehört. Am Abend war er im Hofe zugegen, als sein Verwalter den Lohn unter die Arbeiter auszahlte. Als sie nach ihrem Dorfe zurückgehen wollten, rief er Hansen und Greten zurück. „Hört," sprach er, „ich habe heute mit angehört, was ihr im Garten mit einander gesprochen. Da du Hans nicht so dumm wie Adam, und du Grete nicht so naschhaft bist wie Eva, so scheint es mir auch allerdings unbillig, daß ihr so hart für ihr Vergehen gestraft sein und euren Unterhalt so sauer verdienen sollt. Ich will euch in eine bessere Lage bringen. Bleibt bei mir auf dem Schlosse; ihr sollt ein schönes Zimmer, ein gutes Bett und Nahrung und Kleidung haben, auch mögt ihr euch die Zeit vertreiben, wie ihr wollt, arbeiten oder müßig gehen, ganz nach Gefallen. Nur eine Bedingung mache ich euch: Unter den übrigen Schüsseln, aus welchen ihr euch mittags und abends sättigen sollt, wird eine verdeckte Schüssel sein. Diese dürft ihr nie aufdecken; sobald ihr sie aufdeckt, ist eures Bleibens nicht mehr in meinem Schlosse; dann müßt ihr wieder nach eurem Dorfe zurückkehren." — Hans und Grete sahen sich während dieser Rede des Grafen abwechselnd fragend und in freudiger Verwunderung an; und als er sie fragte: „Nun, seid ihr's zufrieden? wollt ihr bleiben?" riefen beide zugleich: „Ja, ja, gnädiger Herr, von Herzen gern!" „Und wollt ihr die verdeckte Schüssel nicht aufdecken?" fragte der Graf weiter. „Nein, nein, gewiß nicht!" war die Antwort. Auf dieses Versprechen ließ er ihnen eine schöne Stube in seinem Schlosse einräumen; bald wurde auch der Tisch gedeckt und ein herrliches Abendessen aufgetragen. Die verdeckte Schüssel war auch dabei. Sie saßen einander gegenüber am Tisch und ließen sich's trefflich schmecken. Bald versuchten sie dieses Gericht, bald jenes. „Du stehst mir lange gut!" sagte Hans, indem er auf die verdeckte Schüssel deutete, „dieser Braten und Salat ist mir gut genug." „Heisa! lustig, Hans!" rief Grete, „verdeckte Schüssel hin, verdeckte Schüssel her! Da ist ja Essen die Hülle und die Fülle, was man nur auftreiben kann. Was kann denn auch noch Besonderes drinnen sein?" „Meinetwegen sei drinnen, was da wolle!" sagte Hans und kaute mit beiden Backen. „Ja, ich meine nur, Hans, es ist vielleicht eine Pastete drinnen." „Was ist denn das für ein Ding, eine Pastete?" „Ach," erwiderte Grete, „eine Pastete ist das Allerbeste, was man nur essen kann. Das hat den Geschmack von allerlei Fleisch und Gewürz und ist gebacken, da ist ein Kalbsbraten oder Schweinebraten noch nichts dagegen." „Hast du denn schon einmal Pasteten gegessen?" fragte Hans. „Ei, nein!" antwortete Grete, „aber meine Mutter stand in ihrer Jugend in der Stadt in Diensten, und diese hat mir oft erzählt, daß ihre Herrschaft alle Sonntage eine Pastete gegessen hätte. Sie hat aber selbst niemals etwas davon bekommen; denn so etwas Kostbares essen nur die vornehmen Leute. Der tausend! so ein Stückchen Pastete, Hans, das wäre doch nicht übel! Mir wässert schon der Mund. Ich muß doch einmal riechen; vielleicht geht neben dem Deckel ein wenig Dunst heraus." Indem sie an der verdeckten Schüssel roch, sagte Hans: „Hm, hm! versuchen möchte ich solch ein Wunderessen auch!" — „Hans, Hans," rief Grete freudig, das ist wahrlich eine Pastete! Es ist ja kein Mensch da, der es sehen könnte. Komm, halte einmal das Licht nahe! Ich will den Deckel

nur halb aufdecken, und da wollen wir hineinsehen. Sehen werden wir doch dürfen, was es ist, und ganz unvermerkt ein bißchen davon versuchen! Komm Hans, eine Pastete kann man nicht jeden Tag zu sehen und zu versuchen bekommen." — Diese Worte der Versuchung verfehlten auf Hans ihre Wirkung nicht. Anstatt seiner Frau mit der tüchtigen Ohrfeige zu antworten, war er dumm genug, sich verleiten zu lassen. Neugierig nahm Hans das Licht und hielt es näher. Die Frau ergriff den Deckel und hob ihn auf der einen Seite in die Höhe; und beide sahen neugierig hinein. Aber in demselben Augenblicke sprang eine Maus heraus, und die Schüssel war übrigens ganz leer. Grete schrie vor Schrecken laut auf und warf den Deckel hin, daß er in Stücke brach. Da trat der Graf durch eine Seitenthür herein und sah sie noch in ihrer Bestürzung. „Ei, ei!" sagte er, „wer hat die Schüssel denn aufgedeckt?" Sie standen beschämt und sahen unter sich. „Ich hatte mir vorgenommen, euch das Leben so angenehm zu machen als möglich, allein nun könnt ihr nicht mehr hier bleiben. Ich habe es euch vorher gesagt. Nun könnt ihr wieder um den täglichen Lohn arbeiten. Schiebt die Schuld nun aber nicht mehr auf Adam und Eva, da ihr euch selbst das sorgenlose Leben verscherzt habt." — Sie gingen noch in der Nacht in ihre Hütte nach dem Dorfe zurück und kamen zur Erkenntnis ihrer albernen Beschuldigungen. Sie arbeiteten künftig ohne Murren über ihr Schicksal, und so arbeiteten sie auch leichter und lebten zufriedener. Und murrten sie je wieder einmal, so war es ein Murren über ihre eigene Thorheit.

151. Es ist nicht alles Gold, was glänzt.

(Hebel.)

„Es ist nicht alles Gold, was glänzt." Mancher, der nicht an dieses Sprichwort denkt, wird betrogen. Aber eine andere Erfahrung wird noch öfter vergessen. Manches glänzt nicht und ist doch Gold; und wer das nicht glaubt und nicht daran denkt, der ist noch schlimmer daran. In einem wohlbestellten Acker, in einem gut eingerichteten Gewerbe ist viel Gold verborgen, und eine fleißige Hand weiß es zu finden, und ein ruhiges Herz dazu; und ein gutes Gewissen glänzt auch nicht und ist noch mehr als Goldes werth. Oft ist gerade da am wenigsten Gold, wo der Glanz und die Prahlerei am größten ist. Wer viel Lärm macht, hat wenig Mut. Wer viel von seinen Thalern redet, hat nicht viel. Einer prahlte, er habe ein ganzes Simri (Scheffel) Dukaten daheim. Als er sie zeigen sollte, wollte er lange nicht daran. Endlich brachte er ein kleines, rundes Schächtelchen zum Vorschein, das man mit der Hand bedecken konnte. Doch half er sich mit einer guten Ausrede. Das Dukatenmaß, sagte er, sei kleiner als das Fruchtmaß.

152. Abendlied.

(Claudius.)

Der Mond ist aufgegangen,
die goldnen Sternlein prangen
am Himmel hell und klar;
der Wald steht schwarz und schweiget,
und aus den Wiesen steiget
der weiße Nebel wunderbar.

Wie ist die Welt so stille,
und in der Dämmrung Hülle
so traulich und so hold!
als eine stille Kammer,
wo ihr des Tages Jammer
verschlafen und vergessen sollt.

Seht ihr den Mond dort stehen?
Er ist nur halb zu sehen
und ist doch rund und schön.
So sind wohl manche Sachen,
die wir getrost belachen,
weil unsre Augen sie nicht sehn.

Wir stolze Menschenkinder
sind eitel arme Sünder
und wissen gar nicht viel;
wir spinnen Luftgespinste
und suchen viele Künste
und kommen weiter von dem Ziel.

Gott, laß uns dein Heil schauen,
auf nichts Vergänglichs trauen,
nicht Eitelkeit uns freun!
Laß uns einfältig werden
und vor dir hier auf Erden
wie Kinder fromm und fröhlich sein!

Wollst endlich sonder Grämen
aus dieser Welt uns nehmen
durch einen sanften Tod,
und wenn du uns genommen,
laß uns in Himmel kommen,
du lieber, treuer, frommer Gott!

So legt euch denn, ihr Brüder,
in Gottes Namen nieder;
kalt ist der Abendhauch.
Verschon uns Gott mit Strafen
und laß uns ruhig schlafen
und unsern kranken Nachbar auch.

153. Räthsel.

(Hebel.)

Verfertigt ist's vor langer Zeit,
doch mehrentheils gemacht erst heut.
Sehr schätzbar ist es seinem Herrn,
und dennoch hütet's niemand gern.

154. Herr Baron von Münchhausen erzählt einige Begebenheiten aus seinem Leben.

1. Wir belagerten, ich weiß nicht mehr, welche Stadt in der Türkei, und dem Feldmarschall war ganz erstaunlich viel an genauer Kundschaft gelegen, wie die Sachen in der Festung stünden. Es schien äußerst schwer, ja fast unmöglich, durch alle Vorposten, Wachen und Festungswerke hinein zu gelangen, auch war eben kein tüchtiges Subjekt vorhanden, wodurch man so etwas glücklich auszurichten hätte hoffen können. Vor Mut und Diensteifer fast ein wenig allzurasch, stellte ich mich neben eine der größten Kanonen, die soeben nach der Festung abgefeuert ward, und sprang im Hui auf die Kugel, in der Absicht, mich in die Festung hineintragen zu lassen. Als ich aber halbweges durch die Luft geritten war, stiegen mir allerlei nicht unerhebliche Bedenklichkeiten zu Kopfe. Hm! dachte ich, hinein kommst du nun wohl, allein wie hernach sogleich wieder heraus? und wie kann dir's in der Festung ergehen? Man wird dich sogleich als Spion erkennen und an den nächsten Galgen hängen. Ein solches Bette der Ehren wollte ich mir denn doch wohl verbitten.

Nach diesen und ähnlichen Betrachtungen entschloß ich mich kurz, nahm die glückliche Gelegenheit wahr, als eine Kanonenkugel aus der Festung einige Schritte weit vor mir vorüber nach unserm Lager flog, sprang von der meinigen auf diese hinüber und kam, zwar unverrichteter Sache, jedoch wohlbehalten bei den lieben Unsrigen wieder an.

2. Trotz aller meiner Tapferkeit und Klugheit ging's mir in dem Türkenkriege doch nicht immer nach Wunsche. Ich hatte sogar das Unglück, durch die Menge übermannt und zum Kriegsgefangenen gemacht zu werden. Ja, was noch schlimmer war, aber doch immer unter den Türken gewöhnlich ist, ich wurde zum Sklaven verkauft.

In diesem Stande der Demütigung war mein Tagewerk nicht sowohl hart und sauer, als vielmehr seltsam und verdrießlich. Ich mußte nämlich des Sultans Bienen alle Morgen auf die Weide treiben. Eines Abends vermißte ich eine Biene, wurde aber sogleich gewahr, daß zwei Bären sie angefallen hatten und ihres Honigs wegen zerreißen wollten. Da ich nun nichts anderes Waffenähnliches in Händen hatte, als die silberne Axt, welche das Kennzeichen der Gärtner und Landarbeiter des Sultans ist, so warf ich diese nach den beiden Räubern, bloß in der Absicht, sie damit wegzuscheuchen. Die arme Biene setzte ich auch wirklich dadurch in Freiheit; allein durch einen unglücklichen, allzustarken Schwung meines Armes flog die Axt in die Höhe und hörte nicht auf zu steigen, bis sie im Mond niederfiel. Wie sollte ich sie nun wiederkriegen? mit welcher Leiter auf Erden sie herunterholen?

Da fiel mir ein, daß die türkischen Bohnen sehr geschwind und zu einer ganz erstaunlichen Höhe emporwüchsen. Augenblicklich pflanzte ich also eine solche Bohne, welche wirklich emporwuchs und sich an eins von des Mondes Hörnern von selbst anrankte. Nun kletterte ich getrost nach dem Monde empor, wo ich auch glücklich anlangte. Es war ein ziemlich mühseliges Stückchen Arbeit, meine silberne Axt an einem Orte wieder zu finden, wo alle anderen Dinge gleichfalls wie Silber glänzen. Endlich aber fand ich sie doch auf einem Haufen Spreu und Häckerling.

Nun wollte ich wieder zurückkehren, aber ach, die Sonnenhitze hatte indessen meine Bohne aufgetrocknet, so daß daran schlechterdings nicht wieder hinabzusteigen war. Was war nun zu thun? — Ich flocht mir einen Strick aus dem Häckerling, so lang ich ihn nur immer machen konnte. Diesen befestigte ich an eins von des Mondes Hörnern und ließ mich daran hinunter. Mit der rechten Hand hielt ich mich fest, und in der linken führte ich meine Axt. Sowie ich nun eine Strecke hinuntergeglitten war, so hieb ich immer das überflüssige Stück über mir ab und knüpfte dasselbe unter mir wieder an, wodurch ich denn ziemlich weit herunter gelangte. Dieses wiederholte Abhauen und Anknüpfen machte nun freilich den Strick eben so wenig besser als es mich völlig auf des Sultans Landgut brachte.

Ich mochte wohl noch ein paar Meilen weit droben in den Wolken sein, als mein Strick auf einmal zerriß und ich mit solcher Heftigkeit herab zu Gottes Erdboden fiel, daß ich ganz betäubt davon wurde. Durch die Schwere meines von einer solchen Höhe herabfallenden Körpers fiel ich ein Loch, wenigstens neun Klafter tief, in die Erde hinein. Ich erholte mich zwar endlich wieder, wußte aber nun nicht, wie ich wieder herauskommen sollte. Allein was thut nicht die Noth! Ich grub mir mit meinen Nägeln, deren Wuchs damals vierzigjährig war, eine Art von Treppe und förderte mich dadurch glücklich an den Tag.

155. Die Tabakspfeife.

(Pfeffel.)

„Gott grüß euch, Alter, schmeckt das Pfeifchen?
Weist her! — ein Blumentopf
von rothem Thon mit goldnem Reifchen!
Was wollt ihr für den Kopf?“ —

O Herr, den Kopf kann ich nicht lassen!
er kömmt vom bravsten Mann,
der ihn, Gott weiß es, welchem Bassen
bei Belgrad abgewann.

Da, Herr, da gab es rechte Beute!
Es lebe Prinz Eugen!
Wie Grummet sah man unsre Leute
der Türken Glieder mähn. —

„Ein andermal von euren Thaten!
Hier, Alter, seid kein Tropf,
nehmt diesen doppelten Dukaten
für euren Pfeifenkopf.“ —

Ich bin ein armer Kerl und lebe
von meinem Gnadensold,
doch, Herr, den Pfeifenkopf, den gebe
ich nicht um alles Gold.

Hört nur: Einst jagten wir Husaren
den Feind nach Herzenslust,
da schoß ein Hund von Janitscharen
den Hauptmann in die Brust.

Ich hob ihn flugs auf meinen Schimmel
(er hätt' es auch gethan)
und trug ihn sanft aus dem Getümmel
zu einem Edelmann.

Ich pflegte sein. Vor seinem Ende
reicht' er mir all sein Geld
und diesen Kopf, drückt mir die Hände
und blieb im Tod noch Held.

Das Geld mußt du dem Wirthe schenken,
der dreimal Plündrung litt!
so dacht' ich, und zum Angedenken
nahm ich die Pfeife mit.

Ich trug auf allen meinen Zügen
sie wie ein Heiligthum,
wir mochten weichen oder siegen,
im Stiefel mit herum.

Vor Prag verlor ich auf der Streife
das Bein durch einen Schuß,
da griff ich erst nach meiner Pfeife
und dann nach meinem Fuß. —

„Ihr rührt mich, Alter, bis zu Zähren.
O sagt, wie hieß der Mann?
damit auch mein Herz ihn verehren
und ihn beneiden kann." —

Man hieß ihn nur den tapfern Walter;
dort lag sein Gut am Rhein . . .
„Das war mein Ahne, lieber Alter,
und jenes Gut ist mein!"

„Kommt, Freund! ihr sollt bei mir nun leben;
vergessen eure Noth,
kommt, trinkt mit mir von Walters Reben
und eßt von Walters Brot." —

Nun, topp! ihr seid sein wackrer Erbe!
Ich ziehe morgen ein,
und euer Dank soll, wenn ich sterbe,
die Türkenpfeife sein!

156. Peter Paasch in den Händen der Türken.

(L. Harms.)

Am Anfange des vorigen Jahrhunderts war der große türkische Krieg, in welchem der fromme und tapfere Feldherr Prinz Eugen so herrliche Siege über die Türken davon trug. Aus allen deutschen Ländern befanden sich Hilfstruppen bei dem kaiserlichen Heere, auch aus der Lüneburger Heide waren etliche mitgezogen, und namentlich aus der Gemeinde Hermannsburg ein Herr von Staffhorst mit zwei Reitersknechten, von welchen der eine Peter Paasch und der andere Hans Püffel hieß. In der großen Schlacht bei Belgrad, welche die Deutschen gewannen, hatte Hans Püffel seinen Tod gefunden, indem er seinen hart bedrängten Herrn aus den Händen der Türken los hieb. Bei dem darauf folgenden Sturm auf Belgrad war der Herr von Staffhorst gefallen, nachdem er bereits in die Stadt eingedrungen war. Peter Paasch, voll Schmerz über den Tod seines geliebten Herrn, hatte die fliehenden Türken so unvorsichtig verfolgt, daß er außerhalb der Stadt von den Fliehenden umzingelt und gefangen genommen wurde. Sie banden ihn an seines Pferdes Schweif. Ein Türke setzte sich auf das Pferd, und Paasch mußte nackt und barfuß nebenan laufen; denn die Türken hatten ihm alles abgenommen. Spät abends machten sie in einem Walde halt, wo sie sich vor den Christen in Sicherheit glaubten, und nun sollte an dem gefangenen Christen eine ausgesuchte Rache genommen werden; denn die Türken hatten gesehen, wie Paasch mehrere von ihren Landsleuten niedergehauen hatte im Kampfe. Sie legten zuerst zwei Stecken in Form eines Kreuzes übereinander, spieen dies Kreuz an und wollten Paasch durch Schläge und Martern zwingen, auch das Kreuz anzuspeien. Paasch aber, der vom Pferde wieder losgebunden war, und von dem man sich

keines Widerstandes versah, schlug jeden Türken, der das Kreuz anspie, ritterlich hinter die Ohren, bis man ihm wieder Hände und Füße zusammenband. Nun stach man ihn mit Messern und Dolchen, um ihn zum Anspeien des Kreuzes zu zwingen. Als das alles nichts half, nagelte man ihm beide Hände über den Kopf an einen Baumstamm fest und wollte ihn mit Peitschenhieben, Stockschlägen und beigebrachten Wunden zwingen, den Namen Muhamed ehrfurchtsvoll auszusprechen. Aber so oft man ihm diesen Namen vorsprach, sagte er: Jesus Christus. Da entschlossen sich die Feinde Christi, zu seinen Füßen ein Feuer anzuzünden und ihn so entweder zum Verleugnen zu bringen oder ihn unter Feuerqualen sterben zu lassen. Da nun Paasch sah, daß sein Tod nahe war, so betete er mit andächtiger Stimme ein Vaterunser und dann den Glauben. Und der Herr gab dem tapfern Kriegsmann solchen Frieden ins Herz, daß er sogar für seine Mörder beten konnte, wie der Herr gethan und der heilige Stephanus. Kaum aber hatte er ausgebetet, so wurde er mit so hoher himmlischer Freudigkeit erfüllt, daß er sich nicht enthalten konnte, mit andächtiger, alles übertönender Stimme den alten herrlichen Passionsgesang anzustimmen: O Lamm Gottes unschuldig, am Kreuz für uns geschlachtet u. s. w. Eben hatte er den dritten Vers zu Ende gesungen und mit den Worten: Gib uns deinen Frieden, o Jesu. Amen, geschlossen, da ertönte draußen vor dem Walde heller Trompetenklang. Deutsche Reiter brachen in den Wald, die Türken stoben aus einander, und mit Staunen sahen die Reiter den angenagelten Paasch und das Feuer zu seinen Füßen. Sie machten ihn eilends los, und ohnmächtig fiel er in ihre Arme. Nachdem sie seine vielen Wunden verbunden, ihn gereinigt und mit Kleidern versehen hatten, kam er wieder zu sich, und seine erste Frage war: Wie hat Gott euch gerade zur rechten Stunde hergesandt? Sie antworteten: Wir waren zur Verfolgung der Türken ausgesandt, da hörten wir aus dem Walde den Gesang: O Lamm Gottes unschuldig. Das ist ein Christ, riefen wir und jagten hinein in den Wald. Das Lamm Gottes, dem du vertrauetest, hat dich errettet. Sie brachten nun Paasch nach Belgrad. Die Geschichte kam vor die Ohren des frommen Prinzen Eugen, der ließ ihn aufs beste verpflegen, besuchte ihn selbst einigemal und freute sich an seinem kindlichen, einfältigen Glauben. Später schickte er ihn, da er zum Kriegsdienste nicht mehr taugte, ins Vaterland zurück. Er hat noch zehn Jahre in der Gemeinde auf Paaschen Hof in Bonstorf, aus welchem er stammte, gelebt und die Wundenmale des Herrn Jesu an seinem Leibe getragen zur Stärkung der Gemeinde im Glauben. Im Jahre 1728 ist er im Glauben gestorben, nachdem er eben gesungen: O Lamm Gottes, unschuldig! Das war auch ein Bekenner. Der Herr Jesus präge uns doch an diesem Beispiele den Spruch ein: „Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater."

157. Das Hallische Waisenhaus.

Vor einem der Thore in Halle an der Saale steht ein hohes Gebäude, das über seinem Eingang die Inschrift trägt: »Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler« Jes. 40, 31. Dieser Eingang führt durch das Vordergebäude in einen sehr langen Hof, in eine wahre Straße, auf deren beiden Seiten hohe Häuser stehen. Hier erblickt man ein Waisenhaus für arme Kinder, eine Erziehungsanstalt für Kinder aus höheren Ständen, zwei Buchdruckereien, eine große Buchhandlung, viele Wirthschaftsgebäude, Gärten und dergleichen.

Alles dieses ist erwachsen aus der gesegneten Glaubensarbeit des armen Predigers und Professors August Hermann Francke, geboren in Lübeck im Jahre 1663. Dieses Waisenhaus mit allen damit zusammenhängenden Gebäuden und Anstalten hatte einen gar kleinen Anfang. Es ging damit folgendermaßen zu. An jedem

Donnerstag kamen Arme aus Franckes Gemeinde in das Pfarrhaus. Statt ihnen bloß Almosen in Brot oder Geld zu reichen, sprach er mit ihnen über christliche Wahrheiten und schloß jedesmal mit einem Gebet. Weil er selber arm war, so entzog er sich eine Zeit lang das Abendessen, um Geld für die Armen zu erübrigen. Im Jahr 1695 hängte er in seiner Wohnstube eine Armenbüchse auf und ließ oben darüber den Spruch schreiben: »Wenn jemand dieser Welt Güter hat und siehet seinen Bruder darben und schleußt sein Herz vor ihm zu, wie bleibet die Liebe Gottes in ihm?« und darunter die Worte des Paulus: »Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb.« Nach Verlauf von einem Vierteljahr gab eine Person auf einmal 7 Gulden hinein. »Als ich dies in die Hände nahm,« so erzählt er selbst, »sagte ich mit Glaubensfreudigkeit: Das ist ein ehrlich Kapital, davon muß man etwas Rechtes stiften, ich will eine Armenschule damit anfangen. Ich besprach mich nicht darüber mit Fleisch und Blut, sondern fuhr im Glauben zu und machte noch desselben Tages Anstalt. Es wurden für zwei Thaler Bücher gekauft und an arme Kinder vertheilt; ein armer Student mußte ihnen täglich zwei Stunden Unterricht geben. Die Bettelkinder nahmen die neuen Bücher mit Freuden an. Aber von siebenundzwanzig Büchern, die unter sie vertheilt worden, wurden nicht mehr als vier wiedergebracht; die anderen Kinder behielten oder verkauften die Bücher und blieben weg.« Francke ließ sich dadurch nicht abschrecken; er kaufte neue Bücher, räumte einen Saal neben seiner Studirstube ein und gab den Kindern dreimal in der Woche Almosen. Bald gesellten sich Bürgerskinder dazu; jedes brachte wöchentlich einen Groschen Schulgeld, so daß der Lehrer besser bezahlt werden und dafür täglich fünf Unterrichtsstunden geben konnte. Schon im ersten Sommer stieg die Zahl der Kinder auf sechzig.

Bald verbreitete sich der Ruf von Franckes großer Thätigkeit für die Armen, und von da an strömten ihm von nah und fern Unterstützungen zu. In dem Maße, als diese zunahmen, erweiterten sich seine Pläne. Noch öfter geschah es aber, daß er kühn in festem Glauben Großes unternahm, ohne irgend Mittel zu haben, es auszuführen, da ihm dann diese Mittel zur rechten Zeit auf wahrhaft wunderbare Weise zuflossen.

Bald war seine Pfarrwohnung zu eng für die Schule. Er miethete im Nachbarhause eine Stube und bildete zwei Klassen, eine für die armen, die andere für die Bürgerskinder; jede erhielt einen eigenen Lehrer.

Bald regte sich in Francke der Wunsch, die Kinder nicht bloß zu unterrichten, sondern auch zu erziehen, der Wunsch, ein Waisenhaus zu stiften. Ein Freund gab ihm zu dem Ende 500 Thaler, davon die Zinsen zu diesem Zweck verwendet werden sollten. »Als ich diesen Segen Gottes sah,« so erzählte Francke selbst, »wollte ich ein armes Waislein dazu aussuchen, das von solchen jährlichen Zinsen möchte erhalten werden. Da wurden mir vier vater- und mutterlose Geschwister genannt, darunter ich eines auslesen sollte. Ich wagte es auf den Herrn, sie alle vier zu nehmen. Da ich's aber einmal im Namen Gottes angefangen, einige arme Waisen ohne menschliche Absicht auf ein gewisses Kapital auf- und anzunehmen, so ließ ich's auch getrost auf den Herrn ankommen, deren noch mehr dazu zu thun. Des nachfolgenden Tages, nachdem ich die vier Waislein angenommen hatte, kamen gleich noch zwei dazu, des nächsten Tages darauf wieder eins, zwei Tage darnach abermals eins und acht Tage darauf wieder eins, daß also den 16. November 1695 schon ihrer neun beisammen waren, welche bei unterschiedlichen christlichen Leuten erzogen wurden. Und also waren die armen Waisen eher da, als ihnen ein Haus erbaut oder erkauft war.«

Doch nun mußte auch bald für ein Haus gesorgt werden. Es wurden bis zum Jahr 1697 zwei Häuser zu diesem Zweck gekauft. Als aber auch diese zu klein wurden, weil bis zum Jahr 1698 die Zahl der Waisenkinder schon auf hundert, die der zum Unterricht kommenden Bürgerskinder aber auf fünfhundert gestiegen war, so legte er im Namen Gottes den Grundstein zu einem großen Waisenhaus.

Der Bau dieses Hauses ist recht das Werk des Glaubens und des Gebets. Ein Theil des nöthigen Bauholzes konnte von den vorhandenen Gaben guter Leute angekauft werden. »Aber zum Bau selbst,« sagte er, »mußte ich nun von Woche zu Woche von der guten Hand Gottes erwarten, was sie darreichen würde, denselben fortzusetzen.«

Indes seine Erwartung betrog ihn nicht. Francke theilt hierüber eine Reihe der merkwürdigsten Erfahrungen mit. Einmal war äußerster Geldmangel. »Da ich bei schönem Wetter ausgegangen war,« erzählt Francke, »und den klaren Himmel betrachtete, ward mein Herz sehr im Glauben gestärkt, also daß ich bei mir selbst gedachte: Wie herrlich ist es doch, wenn man nichts hat und sich auf nichts verlassen kann, kennt aber den lebendigen Gott, der Himmel und Erde erschaffen hat, und setzet auf ihn allein sein Vertrauen, dabei man auch im Mangel so ruhig sein kann! Kaum war ich nach Hause zurückgekehrt, so kommt ein Bauaufseher und verlangt Geld für die Arbeitsleute. »Ist was kommen?« fragte er. Ich antwortete: »Nein; aber ich habe Glauben an Gott.« Kaum hatte ich das Wort ausgeredet, so ließ sich ein Student bei mir melden, welcher dreißig Thaler von jemandem, den er nicht nennen wollte, brachte. Da ging ich wieder in die Stube und fragte den andern, wie viel er diesmal zur Bezahlung der Bauleute bedürfte. Er antwortete: »Dreißig Thaler.« Ich sagte: »Hier sind sie,« fragte dabei, ob er mehr brauchte? Er sagte: »Nein,« welches denn uns beide sehr stärkte, indem wir so gar augenscheinlich die Hand Gottes erkannten, die es in dem Augenblick gab, da es vonnöthen war. So ging der Bau ungestört fort, obwohl kein sichtbares Baukapital da war; aber Gott hat von Zeit zu Zeit so viel Segen zufließen lassen, daß die Bauleute und Tagelöhner um der richtigen Zahlung willen gern und mit Lust gearbeitet, wie denn auch der Bau täglich mit Gebet angefangen, auch bei der Zahlung des Sonnabends Gott für den verliehenen Beistand in der Woche gedanket worden. Im Herbst 1698 war das Haus schon unter das Dach gebracht; zu Ostern des Jahres 1700 konnte es bereits von den Waisenkindern bezogen werden.

Wie bei der Erbauung, so ging es auch bei der Erhaltung desselben. »Von Woche zu Woche, von Monat zu Monat,« sagt Francke, »hat mir der Herr zugebröckelt, wie man den kleinen Küchlein das Brot zubröckelt, was die Nothdurft erfordert.« Von vielen Beispielen, die er hier erzählt, stehe hier nur eins. »Zu einer Zeit wurde auch des Morgens früh zur Zahlung desselben Tages Geld von mir gefordert. Ich hatte aber nur sechs Thaler, welche ich abgab. Der Hausverwalter nahm es in die Hand, zählte es und sagte: »Wenn es sechsmal so viel wäre, so reichte es; wer nun möchte multipliziren können: 6mal 6 ist 36!« Ich tröstete ihn mit der vielfältigen Erfahrung der Hilfe Gottes, welcher es auch noch selbigen Tages just zu 36 multiplizirte zu seiner und meiner nicht geringen Stärkung des Glaubens. Gott that aber noch ein mehreres und bescherte auch über dieses an demselbigen Tage fünfundzwanzig Dukaten, damit auch dem folgenden Tag, der gleichfalls ein Zahlungstag war, ein Genüge geschehen könnte.«

Immerhin ging es nicht selten auch durch großes Gedränge. »Es ist oft und

vielmal geschehen,« erzählt er, »daß ich keinen Heller mehr übrig gehabt, obwohl auf den nächsten Tag das Marktgeld für 2—300 Personen da sein mußte.« Manchmal mußten die Pfennige zu Hilfe genommen werden, welche man für Arme zurückgelegt hatte. Einmal mußte der Hausverwalter mit Schmerzen suchen, wie er nur ein paar Groschen auftriebe, um auf den Abend etliche Lichter zu kaufen, damit die Kinder nicht im Finstern sitzen dürften, und kam nicht eher dazu, als bis es dunkel geworden war. Und dennoch konnte Francke auf die Frage: »Habt ihr auch je Mangel gehabt?« in Wahrheit antworten wie die Jünger: »Herr, nie keinen.«

Zur Zeit seines Todes (1727) waren im Waisenhause 134 Waisenkinder unter 10 Aufsehern, 2207 Kinder und Jünglinge, die in den verschiedenen Schulen von 175 Lehrern unentgeltlich unterrichtet wurden. 150 Schüler und 255 arme Studenten wurden aus der Kasse des Waisenhauses täglich gespeist. Aus dem Verkauf einer Predigt Franckes »Von der Pflicht gegen die Armen« erwuchs nach und nach eine bedeutende Buchhandlung sammt Buchdruckerei; eine Anweisung zur Bereitung eines sehr wirksamen Heilmittels, die ein Sterbender Francken übergab, legte den Grund zu einer großen Apotheke, die auch dem Waisenhaus wieder viel einbrachte.

Der Segen, welcher von dem Hallischen Waisenhaus ausging, erstreckte sich nicht bloß auf diejenigen Kinder und Jünglinge, welche in seiner unmittelbaren Pflege standen; es übte überhaupt einen bedeutenden Einfluß auf Verbesserung des Schul- und Erziehungswesens bei Armen und Reichen in der Nähe und Ferne aus. Auch wurde bei demselben die erste Bibel- und die erste Missionsanstalt in der evangelischen Kirche Deutschlands ins Leben gerufen. Aus der Bibelanstalt des Hallischen Waisenhauses, die sich die Verbreitung wohlfeiler Bibeln unter den Armen zum Ziel setzte, sind bis jetzt allein vier Millionen hervorgegangen. Aus dem Hallischen Waisenhause wurde der Erstling unter den evangelischen Missionaren, Bartholomäus Ziegenbalg, im Jahre 1706 zu den Heiden gesandt.

158. Freundschaft.

(Dach.)

Der Mensch hat nichts so eigen,
so wohl steht ihm nichts an,
als daß er Treu' erzeigen
und Freundschaft halten kann;
wann er mit seines gleichen
soll treten in ein Band,
verspricht sich nicht zu weichen
mit Herzen, Mund und Hand.

Die Red' ist uns gegeben,
damit wir nicht allein
für uns nur sollen leben
und fern von Leuten sein;
wir sollen uns befragen
und sehn auf guten Rath,
das Leid einander klagen,
so uns betreten hat.

Was kann die Freude machen,
die Einsamkeit verhehlt?
Das gibt ein doppelt Lachen,
was Freunden wird erzählt;
der kann sein Leid vergessen,
der es von Herzen sagt;
der muß sich selbst auffressen,
der insgeheim sich nagt.

Gott stehet mir vor allen,
die meine Seele liebt;
dann soll mir auch gefallen,
der mir sich herzlich gibt.
Mit diesen Bundsgesellen
verlach' ich Pein und Noth,
geh' auf dem Grund der Höllen
und breche durch den Tod.

159. Sprüche.

(Schiller.)

1. Freund und Feind.

Theuer ist mir der Freund, doch auch den Feind kann ich nützen;
Zeigt mir der Freund, was ich kann, lehrt mich der Feind, was ich soll.

2. Der Schlüssel.

Willst du dich selber erkennen, so sieh, wie die andern es treiben.
Willst du die andern verstehn, blick in dein eigenes Herz.

160. Johanna Sebus.

Zum Andenken der siebzehnjährigen Schönen Guten aus dem Dorfe Brienen, die am 13. Januar 1809 bei dem Eisgang des Rheins und dem großen Bruche des Dammes von Cleverham Hilfe reichend unterging.

(Göthe.)

Der Damm zerreißt, das Feld erbraust,
die Fluten spülen, die Fläche saust.
„Ich trage dich, Mutter, durch die Flut,
noch reicht sie nicht hoch, ich wate gut.“ —
„Auch uns bedenke, bedrängt wie wir sind,
die Hausgenossin, drei arme Kind!
die schwache Frau! . . . Du gehst davon!“ —
Sie trägt die Mutter durchs Wasser schon.
„Zum Bühle da rettet euch! harret derweil!
gleich kehr' ich zurück und allen ist Heil;
zum Bühl ist's noch trocken und wenige Schritt!
doch nehmt auch mir meine Ziege mit!“

Der Damm zerschmilzt, das Feld erbraust,
die Fluten wühlen, die Fläche saust.
Sie setzt die Mutter auf sicheres Land,
schön Suschen, gleich wieder zur Flut gewandt.
„Wohin? Wohin? die Breite schwoll:
des Wassers ist hüben und drüben voll;
verwegen ins Tiefe willst du hinein!“ —
„Sie sollen und müssen gerettet sein!“

Der Damm verschwindet, die Welle braust,
eine Meereswoge sie schwankt und saust.
Schön Suschen schreitet gewohnten Steg,
umströmt auch gleitet sie nicht vom Weg,
erreicht den Bühl und die Nachbarin;
doch der und den Kindern kein Gewinn.
Der Damm verschwand, ein Meer erbrausts,
den kleinen Hügel im Kreis umsausts.

Da gähnet und wirbelt der schäumende Schlund
und ziehet die Frau mit den Kindern zu Grund:
das Horn der Ziege faßt das ein',
so sollten sie alle verloren sein!
Schön Suschen steht noch strack und gut:
wer rettet das junge, das edelste Blut?
Schön Suschen steht noch wie ein Stern;
doch alle Werber sind alle fern.
Rings um sie her ist Wasserbahn,
kein Schifflein schwimmet zu ihr heran.
Noch einmal blickt sie zum Himmel hinauf,
da nehmen die schmeichelnden Fluten sie auf.

Kein Damm! kein Feld! nur hier und dort
bezeichnet ein Baum, ein Thurm den Ort.
Bedeckt ist alles mit Wasserschwall;
doch Suschens Bild schwebt überall. —
Das Wasser sinkt, das Land erscheint
und überall wird schön Suschen beweint. —
Und dem sei, wer's nicht singt und sagt,
im Leben und Tod nicht nachgefragt!

161. Das Lied vom braven Mann.

(Bürger.)

Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
wie Orgelton und Glockenklang.
Wer hohes Muts sich rühmen kann,
den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob! daß ich singen und preisen kann,
zu singen und preisen den braven Mann.

Der Thauwind kam vom Mittagsmeer
und schnob durch Welschland trüb und feucht.
Die Wolken flogen vor ihm her,
wie wenn der Wolf die Herde scheucht.
Er fegte die Felder, zerbrach den Forst;
auf Seen und Strömen das Grundeis borst.

Am Hochgebirge schmolz der Schnee;
der Sturz von tausend Wassern scholl;
das Wiesenthal begrub ein See;
des Landes Heerstrom wuchs und schwoll,
hoch rollten die Wogen, entlang ihr Gleis
und rollten gewaltige Felsen Eis.

Auf Pfeilern und auf Bogen schwer,
aus Quaderstein von unten auf,
lag eine Brücke drüber her;
und mitten stand ein Häuschen drauf.
Hier wohnte der Zöllner mit Weib und Kind. —
„O Zöllner! o Zöllner! entfleuch geschwind!"

Es dröhnt' und dröhnte dumpf heran,
laut heulten Sturm und Wog' ums Haus.
Der Zöllner sprang zum Dach hinan
und blickt' in den Tumult hinaus. —
„Barmherziger Himmel! erbarme dich!
Verloren! Verloren! Wer rettet mich?" —

Die Schollen rollten, Schuß auf Schuß,
von beiden Ufern, hier und dort,
von beiden Ufern riß der Fluß
die Pfeiler sammt den Bogen fort:
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind,
er heulte noch lauter als Strom und Wind.

Die Schollen rollten, Stoß auf Stoß
an beiden Enden, hier und dort,
zerborsten und zertrümmert, schoß
ein Pfeiler nach dem andern fort.
Bald nahte der Mitte der Umsturz sich. —
„Barmherziger Himmel! erbarme dich!" —

Hoch auf dem fernen Ufer stand
ein Schwarm von Gaffern, groß und klein;
und jeder schrie und rang die Hand,
doch mochte niemand Retter sein.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind
durchheulte nach Rettung den Strom und Wind.

Wann klingst du, Lied vom braven Mann,
wie Orgelton und Glockenklang?
Wohlan! So nenn ihn, nenn ihn dann!
Wann nennst du ihn, o braver Sang?
Bald nahet der Mitte der Umsturz sich.
O braver Mann! braver Mann! zeige dich!

Rasch galoppirt' ein Graf hervor,
auf hohem Roß ein edler Graf.
Was hielt des Grafen Hand empor?
Ein Beutel war es, voll und straff. —
„Zweihundert Pistolen sind zugesagt
dem, welcher die Rettung der Armen wagt."

Wer ist der Brave? Ist's der Graf?
Sag an, mein braver Sang, sag an! —
Der Graf, beim höchsten Gott! war brav!
Doch weiß ich einen bravern Mann. —
O braver Mann, braver Mann! zeige dich!
Schon naht das Verderben sich fürchterlich. —

Und immer höher schwoll die Flut;
und immer lauter schnob der Wind;
und immer tiefer sank der Mut. —
O Retter! Retter! komm geschwind! —
Stets Pfeiler bei Pfeiler zerborst und brach.
Laut krachten und stürzten die Bogen nach.

„Halloh! Halloh! Frisch auf gewagt!"
Hoch hielt der Graf den Preis empor.
Ein jeder hört's, doch jeder zagt,
aus Tausenden tritt keiner vor.
Vergebens durchheulte mit Weib und Kind
der Zöllner nach Rettung den Strom und Wind.

Sieh, schlecht und recht, ein Bauersmann
am Wanderstabe schritt daher,
mit grobem Kittel angethan,
an Wuchs und Antlitz hoch und hehr.
Er hörte den Grafen, vernahm sein Wort
und schaute das nahe Verderben dort.

Und kühn, in Gottes Namen, sprang
er in den nächsten Fischerkahn;
trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang,
kam der Erretter glücklich an.
Doch wehe! der Nachen war allzuklein,
der Retter von allen zugleich zu sein.

Und dreimal zwang er seinen Kahn,
trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang,
und dreimal kam er glücklich an,
bis ihm die Rettung ganz gelang.
Kaum kamen die letzten in sichern Port;
da rollte das letzte Getrümmer fort. —

Wer ist, wer ist der brave Mann?
Sag an, sag an, mein braver Sang!
Der Bauer wagt ein Leben dran;
doch that er's wohl um Goldesklang?
Denn spendete nimmer der Graf sein Gut,
so wagte der Bauer vielleicht kein Blut. —

„Hier," rief der Graf, „mein wackrer Freund!
Hier ist dein Preis! Komm her! Nimm hin!" —
Sag an, war das nicht brav gemeint? —
Bei Gott! der Graf trug hohen Sinn! —
Doch höher und himmlischer, wahrlich! schlug
das Herz, das der Bauer im Kittel trug.

„Mein Leben ist für Gold nicht feil;
arm bin ich zwar, doch ess' ich satt.
Dem Zöllner werb' euer Gold zu Theil,
der Hab' und Gut verloren hat!"
So rief er mit herzlichem Biederton
und wandte den Rücken und ging davon. —

Hoch klingst du, Lied vom braven Mann,
wie Orgelton und Glockenklang!
Wer solches Muts sich rühmen kann,
den lohnt kein Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob! daß ich singen und preisen kann,
unsterblich zu preisen den braven Mann.

162. Das treue Herz.

(Flemming.)

Ein getreues Herze wissen,
hat des höchsten Schatzes Preis.
Der ist selig zu begrüßen,
der ein treues Herze weiß.
Mir ist wohl bei höchstem Schmerze,
denn ich weiß ein treues Herze.

Läuft das Glücke gleich zu Zeiten
anders, als man will und meint,
ein getreues Herz hilft streiten
wider alles, was ist feind.
Mir ist wohl bei höchstem Schmerze,
denn ich weiß ein treues Herze

Sein Vergnügen steht alleine
in des andern Redlichkeit,
hält des andern Noth für seine,
weicht nicht auch bei böser Zeit.
Mir ist wohl bei höchstem Schmerze,
denn ich weiß ein treues Herze.

Gunst, die kehrt sich nach dem Glücke.
Geld und Reichthum, das zerstäubt.
Schönheit läßt uns bald zurücke.
Ein getreues Herze bleibt.
Mir ist wohl bei höchstem Schmerze,
denn ich weiß ein treues Herze.

163. Der Postillon.

(Lenau.)

Lieblich war die Maiennacht,
Silberwölklein flogen,
ob der holden Frühlingspracht
freudig hingezogen.
Schlummernd lagen Wies' und Hain,
jeder Pfad verlassen;
niemand als der Mondenschein
wachte auf der Straßen.
Leise nur das Lüftchen sprach,
und es zog gelinder
durch das stille Schlafgemach
all der Frühlingskinder.

Heimlich nur das Bächlein schlich,
denn der Blüten Träume
dufteten gar wonniglich
durch die stillen Räume.
Rauher war mein Postillon,
ließ die Geißel knallen,
über Berg und Thal davon
frisch sein Horn erschallen.
Und von flinken Rossen vier
scholl der Hufe Schlagen,
die durchs blühende Revier
trabten mit Behagen.

Wald und Flur im schnellen Zug
kaum gegrüßt — gemieden;
und vorbei, wie Traumesflug
schwand der Dörfer Frieden.

Mitten in dem Maienglück
lag ein Kirchhof innen,
der den raschen Wanderblick
hielt zu ernstem Sinnen.

Hingelehnt an Bergesrand
war die bleiche Mauer,
und das Kreuzbild Gottes stand
hoch, in stummer Trauer.

Schwager ritt auf seiner Bahn
stiller jetzt und trüber;
und die Rosse hielt er an,
sah zum Kreuz hinüber:

„Halten muß hier Roß und Rad,
„mag's euch nicht gefährden:
„drüben liegt mein Kamerad
„in der kühlen Erden!

„Ein gar herzlieber Gesell!
„Herr, 's ist ewig schade!
„Keiner blies das Horn so hell,
„wie mein Kamerade!

„Hier ich immer halten muß,
„dem dort unter'm Rasen
„zum getreuen Brudergruß
„sein Leiblied zu blasen!"

Und dem Kirchhof sandt' er zu
frohe Wanderfänge,
daß es in die Grabesruh'
seinem Bruder dränge.

Und des Hornes heller Ton
klang vom Berge wieder,
ob der todte Postillon
stimmt in seine Lieder. —

Weiter ging's durch Feld und Hag
mit verhängtem Zügel;
lang mir noch im Ohre lag
jener Klang vom Hügel.

164. Schulprüfung König Friedrich Wilhelms I.

(Nach Hiltl.)

Giesebrügge ist ein Dorf in der Neumark nicht weit von der Kreisstadt Soldin. Die Gegend rings umher ist flach, zum Theil sandig, zum Theil von weiten Mooren durchzogen. Hin und wieder erheben sich kleine Hügel, Wiesen und Ackerland liegen dazwischen, und lange Striche von Fichtenwald ziehen sich an mehreren schönen, klaren und fischreichen Seen entlang.

Es war im Jahre 1730 an einem Tage im Juli. Eine schwüle, drückende Stille, wie sie großen Gewittern vorauszugehen pflegt, lag auf der Gegend, und die Sonne sendete ihre heißesten Strahlen von dem unbewölkten Himmel herab. Das Gewitter blieb nun zwar aus an diesem Tage, obwohl es mancher erwartet und gewünscht hatte. Aber etwas anderes traf ein, das niemand erwartet hatte, nämlich ein Besuch König Friedrich Wilhelms I. Und diese königlichen Besuche waren gewöhnlich plötzlich und oft schrecklich wie Donner und Blitz, aber meist auch fruchtbar, wie ein Gewitterregen.

Wenige Jahre vorher hatte der König eine neue Schule in Giesebrügge eingerichtet. Er hatte zum Bau des Schulhauses das Holz gegeben und einen Schulmeister Namens Wendroth geschickt, welcher Küster und Lehrer geworden war. Bei dem früheren Küster hatten die Kinder nur den Katechismus gelernt. Nun lernten sie auch Lesen, Schreiben und Rechnen und einige andere nützliche Kenntnisse. An Widerwillen gegen die neue Schule fehlte es allerdings im Anfange bei manchen Eltern nicht; aber Wendroth war ein fleißiger Mann; seine Kinder lernten etwas bei ihm, und so wurden auch die Abgeneigten nach und nach gewonnen.

Der König aber war gewohnt, wo er etwas Neues gegründet hatte, auch selbst nachzusehen, ob es gedieh, und ob seine Beamten fleißig waren und ihre Schuldigkeit thaten. Seine Fahrten durchs Land waren bei allen faulen und gewissenlosen Leuten sehr gefürchtet. Denn plötzlich war er da, wo ihn niemand erwartete, und seinem scharfen Auge entging kein Fehler.

So wußte auch an diesem Tage in Giesebrügge und zehn Meilen in die Runde kein

OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Mensch, daß der König unterwegs war, die Schule zu besuchen. Aber er war schon um Mitternacht aus Frankfurt an der Oder gefahren. Nur zwei Offiziere, von Pannewitz und von Blesow, begleiteten ihn. Mitten in der Morgendämmerung fuhr er in die Festung Küstrin und hielt am Thore bei der Citadelle. Zehn Minuten darauf wird Alarm geschlagen und geblasen; Wirrwarr und Spektakel in der ganzen Stadt; eine halbe Stunde später stand die ganze Garnison unter dem Gewehr, und noch nach drei Stunden war der König zwischen den Fronten der Glieder und untersuchte jedes Mannes Uniform genau bis auf den letzten Kamaschenknopf. Um sieben Uhr war die Inspektion beendet, und eine Stunde später stieg der König wieder in den Wagen, um nach der Kreisstadt Soldin zu fahren.

Dort wollte der König seine Domänenkammer revidiren. Er fand seinen Domänen- und Kammerrath, einen alten erprobten Beamten, eben im Begriff, sich zu Tische zu setzen. Ohne Umstände bat sich der König zu Gaste und aß mit, was vorhanden und was eben gerade nicht königlich bereitet war. Unterdessen hatte der alte Domänenrath schon die Beamten rufen lassen, und sofort vom Tische begab sich der König in die Kassen- und Arbeitsstuben. In wenig Minuten lagen die Bücher, die Rechnungen und Kassenbestände bereit; mit einer bewunderungswürdigen Genauigkeit wußte der König sich in der schwerfälligen Buchführung zurecht zu finden. Er kannte alle Preise, alle Gehalte der Beamten, wußte genau, aus welchen Kassen die Gelder flossen, und rechnete die wichtigsten Posten durch, indem er mit dem Zeigefinger die Reihen entlang fuhr. Hierauf ließ er sich die baaren Gelder vorlegen. „Alles gut, alles in Ordnung, vortrefflich!“ sagte er, dem alten Rath auf die Schulter klopfend. „Hab's nicht anders erwartet; das mag Sein bestes Lob sein. Jetzt will ich weiter. Abends komme ich noch einmal zurück; da bitte ich mir kalten Schinken, Salat und Eier aus. Gott befohlen.“

Die Kalesche wartete schon, Pannewitz nahm neben dem Könige Platz, Blesow saß ihm gegenüber. Ohne weiteres Gefolge außer dem Leibjäger und dem Kutscher ging es nach Gießebrügge.

Meister Wendroth, der Küster und Schullehrer, hatte des Tages Last in der niedern Schulstube getragen. Der Abend war nahe, die kleine Küsterwohnung lag im Garten, die Blumen dufteten aus den Beeten, die Nutzanpflanzungen standen herrlich da, und dazwischen summten die Bienen, welche Wendroth züchtete. Die Schuljugend tummelte sich munter auf dem Platze vor der Kirche.

Wendroth schritt, in der Rechten die Gießkanne, von Beet zu Beet, und dabei stieß er dicke Wolken aus der Pfeife. Dem Küster war recht behaglich zu Mute, und nur einigemale rief er den lärmenden Jungen scharfe Ermahnungen über den grünen Heckenzaun hinweg zu, als in den Garten athemlos die Frau Wendroth stürzte. „Ach Gott, Mann, tummele dich,“ so ächzte sie. „Was ist?“ schrie der Küster. „Der König ist hier, er kommt eben mit dem Schulzen die Straße herauf.“

Wendroth fiel beinahe in die Hecke; er riß eilig den Hausrock von den Schultern und stürmte, ohne zu wissen, wohin, durch den Garten ins Haus. Aber als er eben die Thür öffnete, um auf die Gasse zu kommen, sank er halb in die Kniee, denn vor ihm stand der König.

„Aha, das ist mir lieb,“ begann Friedrich Wilhelm. „Ich finde Ihn hier im Hause.“ „Majestät,“ stammelte Wendroth, „ich war in meinem Garten, solche Visitation hatte ich mir nicht vermutet.“ „Ja, ist meine Art so,“ lachte der König. „Da gerathen noch ganz andere Leute in Schrecken; fasse Er sich, Er soll mir eine Stunde halten mit seinen Jungens, will mal die Bengels arbeiten sehen.“

Wendroth faßte sich. „Wie Majestät befehlen.“ „Der Schulbesuch ist doch gut?“ „Sehr gut, Majestät.“ Der König war in die Schulstube getreten; er musterte alles genau,

Bänke, Tische, Geräthe, Bücher; dann ließ er sich die Listen geben, sah die Schreibhefte nach und prüfte einige Censuren. — „Was bringt Er denn den Jungens bei?“ — „Lesen,

König Friedrich Wilhelm I. von Preußen hält Schulprüfung.

Schreiben, Rechnen, die Heilige Schrift, etliche Kenntnisse in der Geographie und Naturgeschichte.“ — „Gut, weiter ist nichts nöthig. Nun leg Er mal los.“

Es bedurfte nicht großer Mühe, die Jungen herbeizurufen. Einmal waren sie auf dem Spielplatze, dann aber hatte sich wie ein Lauffeuer im Dorfe die Nachricht von des

Königs Eintritt ins Schulhaus verbreitet, die Leute scharten sich daher alle in der Nähe des Schulgebäudes zusammen. Bald füllte sich die Schulstube mit Schülern. Sie waren alle gekommen, wie sie gingen und standen, in ihren nicht eben saubern Kleidern, einige mit Schürzen, wenige mit Jacken angethan, — die meisten in Hemdärmeln, alle recht neugierig und eifrig den König betrachtend, der sich auf einen Stuhl niedergelassen hatte und lächelnd die wohlgenährten, meist strammen Burschen betrachtete. Hinter dem Könige standen Pannewitz und Blesow. Staunend gafften die Jungen die Uniformen an, und leises Zittern überfiel sie denn doch.

Wendroth war in ziemlich großer Unruhe. „Worin befehlen Majestät, daß ich examiniren soll?“ fragte er. „Worin Er will, nota bene, das Nützliche zuerst.“ Der Küster glaubte sich einen besondern Stein im Brette zu machen, wenn er die hohe Gelehrsamkeit seiner Jungen herausbiß. „So wollen wir in Geographie antreten. Hier die Karte von Frankreich, ich werde —“ „Halt da,“ rief der König, „das lehrt Er besonders? Ich will nichts hören von den Blitzfranzosen, das brauchen die Jungens so nebenbei. Ich will was anderes.“

Wendroth zitterte, vielleicht war eben das Land dem Könige nicht angenehm. „Also die Karte von Engelland,“ stotterte er. „London ist —“ „Kann Er mir auch schenken,“ brummte der König. „Also dann? Biblische Geschichte?“ „Gut,“ sagte der König.

Das Examen ging vor sich, die Jungen bestanden gut. Ebenso ging das Lesen vor sich, die Schüler waren ordentlich auf dem Posten. Beifällig nickte der König, Wendroth wurde wieder mutig.

„Nun die Hauptsache fürs Leben,“ sagte der König, „Rechnen.“ Wendroth bebte wieder. Seine Jungen waren mit wenig Ausnahmen keine Rechenkünstler, und zum größten Schrecken sagte der König: „Ich werde mal die Aufgabe ertheilen.“ Wendroth schien verloren, wenn die Bengels das Examen nicht bestanden, das dem Könige das wichtigste war. Die Tafeln waren schon in den Händen der Jungen, und diese standen, die Griffel bereit haltend, die Augen fest auf den König gerichtet, wie ein zur Attake fertiges Bataillon.

„Wenn ein Mensch,“ begann der König, „dreihundert fünfundsechzig Tage lang — jeden Tag vier Thaler verdient, wie viel macht das am Ende des Jahres — also nach dreihundert fünfundsechzig Tagen — wie wollt ihr das finden — durch welche Species?“

„Durch die Multiplikation,“ sagte eine Stimme. „Recht so,“ rief der König. „Das ist meine liebste Species. Rechnet das also aus, und wenn ihr es ausgerechnet habt, dann zieht von der Summe zweihundert vierzig — schreibt's auf — zweihundert vierzig ab, und dann will ich wissen, was bleibt. Vorwärts.“

Wendroth fürchtete, daß seine Jungen schlecht bestehen würden. So leicht die Aufgabe war, so sehr er auch die vier Species eingeübt hatte, die Anwesenheit des Königs machte ängstlich. Tiefe Stille trat ein. Man hörte nur leises Flüstern, das Einmaleins ward angewendet, die Griffel quietschten auf den Tafeln, Wendroth lehnte an einem Tische, die Jungen rechneten, ohne zum Ziele zu kommen, sie waren eben ängstlich, der König beobachtete genau.

Da rief eine helle Stimme: „Ich bin fertig.“ Wendroth athmete auf. Wer war es? Ha, der kleine oft zurückgesetzte Jochen Müller hielt die Tafel empor. „Na mal heraus,“ lachte der König. „Wie ist das nun? Was kommt heraus?“ „Ich multiplizire dreihundert fünfundsechzig mit vier; macht eintausendvierhundertundsechzig; dann ab zweihundert vierzig, bleibt: tausendzweihundert zwanzig.“ „Bravo!“ rief der König. „Gut gemacht. Und wenn nun zwei Leute sich in die Summe theilen, wieviel kommt auf jeden?“ Kurze Pause. „Sechshundertundzehn,“ sagte Jochen. „Sehr gut,“ rief der König, „das ist ein kluger Bengel.“

Wendroth hatte seine Linke auf Jochens Kopf gelegt. „Ein sehr kluger Junge,“ sagte

er, „fleißig, Majestät, sehr fleißig, meine Freude, mein Stolz. Meine Schüler sind alle gut, aber freilich Jochen ist der beste.“ „Glaub's,“ sagte der König. „Was sind die Eltern?“ „Arme Tagelöhner,“ sagte der Schulmeister. „Werde nachsehen lassen,“ entschied der König; „hier, Jochen, sind zwei Dukaten, und immer ordentlich rechnen!“

Der Jubel der Jungen war groß, der König ward umringt, und da er sich gnädig über die Leistungen aussprach, auch noch andere Aufgaben glücklich gelöst wurden, konnte Wendroth mit dem Tage zufrieden sein. Nach einer Besprechung mit dem Pastor und Schulzen stieg der König wieder in seinen Wagen. Die Dorfbewohner umstanden das Fuhrwerk, Jochen war der Held des Tages, er sollte in das Potsdamer Waisenhaus kommen. Als der König abfuhr, rief alles ein donnerndes „Vivat“.

Abends langte der König in Soldin an. Der Domänenrath hatte den gewünschten Imbiß bereitet. „Sieht Er,“ sagte der König beim Abschied, „ich habe heut meine Tagfahrt gemacht. Erst Soldaten, dann die Kassen, dann die Schule. Ich weiß wohl, da draußen im Reiche nennen sie mich einen Unteroffizier. Ja lasset sie nur; ich kenne mein Land, meine Mittel, und ich werde die Jungens nicht in der Dummheit aufwachsen lassen. Denn es wird der Tag kommen, wo Geld, offener Kopf mit guter Weisheit drinnen und gute preußische Soldaten nothwendig sind, und kein Engländer oder Franzose soll über uns Deutsche gebieten; dafür will ich allen Preußenkindern Degen und Pistolen in die Wiege geben, damit sie die fremden Völker aus Deutschland abhalten helfen. Aber Geld braucht man auch dabei, und ich spare für die Zukunft; also haltet wie bisher zusammen, und geht's einmal drauf, werden wir mit dabei sein. Adieu, ich bin zufrieden mit Ihm, brave Wirthschaft hier.“ Der König warf sich in den Wagen, und dieser rollte mit ihm davon. Das war eine Tagfahrt Friedrich Wilhelms I.

165. Nützliche Lehre.

(Hebel.)

Man vergißt im menschlichen Leben nichts so leicht, als das Multipliziren, wenn man es noch so gut in der Schule gelernt hat und kann. Und doch lernt man in der Schule für das Leben, und die Weisheit besteht nicht im Wissen, sondern in der rechten Anwendung und Ausübung davon.

Es kann jemand einen Tag in den andern nur einen Groschen unnöthigerweise ausgeben. Mancher, der den Groschen übrig hat, thut es und meint, es sei nicht viel. Aber in einem Jahre sind es 365 Groschen und in dreißig Jahren 10950 Groschen. Facit: 547 Gulden 30 Kreuzer weggeworfenes Geld, und das ist doch viel.

Ein anderer kann einen Tag in den andern zwei Stunden unnütz und im Müßiggang zubringen und meint jedesmal, für heute lasse es sich verantworten. Das multiplizirt sich in einem Jahre zu 730 Stunden und in dreißig Jahren zu 21900 Stunden. Facit: 912 verlorene Tage des kurzen Lebens. Das ist noch mehr als 547 Gulden, wer's bedenkt.

Die Erde hat 5400 deutsche Meilen oder 10800 Stunden im Umkreis. Das ist ein weiter Weg. Aber wenn man in gerader Linie fortgehen könnte, und es wollte jemand jeden Tag nur eine Stunde davon zurücklegen, so könnte er im dreißigsten Jahre wieder daheim sein. Daraus ist zu lernen, wie weit ein Mensch in seinem Leben es nach und nach bringen kann, wenn er zu einem nützlichen Geschäft jeden Tag nur eine Stunde anwenden will; und wie viel weiter noch, wenn er alle Tage dazu benutzt, besser und vollkommener zu werden und sein eigenes Wohl und das Wohl der Seinigen zu befördern. Aber wer nie anfängt, der hört nie auf; und

wem wenig auf einmal nicht genug ist, der erfährt nie, wie man nach und nach zu vielem kommt.

166. Wo nichts ist, kommt nichts hin. Was nicht ist, das kann werden.

(Hebel.)

Von zwei unbemittelten Brüdern hatte der eine keine Lust und keinen Mut, etwas zu erwerben, weil ihm das Geld nicht zu den Fenstern hineinregnete. Er sagte immer: »Wo nichts ist, kommt nichts hin.« Und so war es auch. Er blieb sein Leben lang der arme Bruder Wonichtsist, weil es ihm nie der Mühe werth war, mit einem kleinen Ersparnis den Anfang zu machen, um nach und nach zu einem größeren Vermögen zu kommen. So dachte der jüngere Bruder nicht. Der pflegte zu sagen: »Was nicht ist, das kann werden.« Er hielt das Wenige, was ihm von der Verlassenschaft der Eltern zu Theil worden war, zu Rath und vermehrte es nach und nach durch eigenes Ersparnis, indem er fleißig arbeitete und eingezogen lebte. Anfänglich ging es hart und langsam. Aber sein Sprichwort: »Was nicht ist, kann werden,« gab ihm immer Mut und Hoffnung. Mit der Zeit ging es besser. Er wurde durch unverdrossenen Fleiß und Gottes Segen noch ein reicher Mann und ernährt jetzt die Kinder des armen Bruders Wonichtsist, der selber nichts zu beißen und zu nagen hat.

167. Zimmerspruch.

(Uhland.)

Das neue Haus ist aufgericht't,
gedeckt, gemauert ist es nicht,
noch können Regen und Sonnenschein
von oben und überall herein;
drum rufen wir zum Meister der Welt,
er wolle von dem Himmelszelt
nur Heil und Segen gießen aus
hier über dieses offne Haus.
Zuoberst woll er gut Gedeihn
in die Kornböden uns verleihn;
in die Stube Fleiß und Frömmigkeit,
in die Küche Maß und Reinlichkeit,
in den Stall Gesundheit allermeist,
in den Keller dem Wein einen guten Geist;
die Fenster und Pforten woll er weihn,
daß nichts Unsel'ges komm herein,
und daß aus dieser neuen Thür
bald fromme Kindlein springen für.
Nun, Maurer, decket und mauert aus;
der Segen Gottes ist im Haus.

168. Selber essen macht fett.

(Hebel.)

Es sagt ein altes Sprichwort: „Selber essen macht fett.“ Ich will noch ein paar hinzusetzen: Selber Achtung geben macht verständig und: Selber arbeiten macht reich. Wer nicht mit eigenen Augen sieht, sondern sich auf andere verläßt, und wer nicht selber Hand anlegt, wo es nöthig ist, sondern andere thun läßt, was er selber thun soll, der bringt's nicht weit, und mit dem Fettwerden hat es bald ein Ende.

169. Altes Gold.

(W. O. v. Horn.)

Man braucht des alten Goldes gar viel in der Haushaltung, und ich wollt' wünschen, manche Hausfrau beachtete die kleinen Stückchen, die ich ihr hier darbiete. Aufgepaßt! Trocken Brot macht Backen roth, sagte meine

jelige Mutter, wenn ich als naschiger Bub etwas darauf oder dazu haben wollte, etwa Honig oder Butter oder Käse. Ich aß es nun mit Behagen. Drang ich stärker in sie, so sagte sie: *Wer zwei Häuser hat, darf etwas zum Brote essen*; wart also noch so lange, bis du die hast; dann darfst du's, und ich aß mein Brot trocken mit Behagen. Merk's! Man kann gar leicht die Kinder zu Schleckermäulern machen, und die thörichte Mutterliebe thut's wohl gerne. Aber sie bleiben's dann ihr Lebetag, und davon kommt dann später ein reicher Strom des Jammers in die Familie, die sie einmal gründen sollen. Die Narren, die Gold machen wollen, jagen nicht allein das Geld zum Schornsteine hinaus! Meiner Treu! Mit dem Rauch, darauf die köstlichen Bißchen gekocht, gesotten und gebacken werden, fliegt noch weit mehr hinaus. Darum haltet meiner Mutter Sprichwörter im Sinne. Sie sind echtes, altes Gold, und in eurer Haushaltung wird manches gespart, was einmal als Nothpfennig dient. Aber noch eins! Sind eure Kinder an trocken Brot gewöhnt, so schmeckt's herrlich, da ja der Hunger nicht allein ein guter Koch, sondern auch ein Erzzuckerbäcker ist. Sie gewöhnen sich an Einfachheit der Bedürfnisse, an Zufriedenheit mit wenigem und an Unabhängigkeit von den armseligen Naschereien, Putzereien und Eitelkeiten. Und das ist ein Lebensgewinn, dessen Werth höher ist, als reiche Kapitalien, die ihr ihnen etwa hinterlasset. *Sie sind dann auf einem Karren nicht zu lang und auf einem Wagen nicht zu kurz.* Das will sagen: *Sie passen in alle Schuhe* — *und Lebensverhältnisse.*

Vorgeschnitten Brot erhöht des Hungers Noth. Das ist auch so ein goldenes Sprüchlein, das besonders auf deine Knechte und Mägde paßt, Hausmutter. Wer arbeitet, will und soll auch essen. Kargt's und geizt's da, o weh dann! Unlust ist das erste; Schnaufen ist das zweite! Und es folgt noch drei und — viel mehr. Schneid kein Scheibchen Brot vor. Laß deine Leute essen. Sie werden eher satt; denn meinen sie, du seheſt aufs Essen, so ist ihr Hunger nie am Ende, denn die Begierde spornt ihn.

Das aber ist auch nicht zu vergessen: *Vorgegessen Brot macht darben.* Du lieber Gott, das vorgegessene Brot ist das Brot, das man *vor dem Bezahlen* schon gegessen hat, also geborgtes Brot. Eßschulden sind in aller Welt die schlimmsten, weil man nichts mehr davon und dafür aufzuweisen hat. Gewiß macht also vorgegessenes Brot darben, denn es stürzt in Schulden und Noth, die allemal folgen. Darum halt zu Rath und hüte dich vor Eßschuld, Hausmutter! O, es gibt viele Hausfrauen, die borgen beim Metzger und Bäcker, und Gott weiß, wo noch sonst. Aber das Geld hängen sie in Flitterstaat an ihren Leib. Armer Mann! Arme Kinder! Arme Mutter, von der man fast sagen möchte, es wär' ihr auch besser, wenn sie einen Mühlstein am Halse hätte und läge im tiefsten Meere! Sie ist ein Judas an ihrem Gatten, an ihren Kindern, an sich selbst! Aufgepaßt, ihr Hausmütter! Seht 'mal nach, ob der Spiegel nicht euer Bild zurückwirft?

170. Der Schatzgräber.

(Goethe.)

Arm am Beutel, krank am Herzen,
schleppt' ich meine langen Tage.
Armut ist die größte Plage,
Reichthum ist das höchste Gut!

Und, zu enden meine Schmerzen,
ging ich einen Schatz zu graben.
Meine Seele sollst du haben!
Schrieb ich hin mit eignem Blut.

Und so zog ich Kreis' um Kreise,
stellte wunderbare Flammen,
Kraut und Knochenwerk zusammen:
Die Beschwörung war vollbracht.
Und auf die gelernte Weise
grub ich nach dem alten Schatze
auf dem angezeigten Platze;
schwarz und stürmisch war die Nacht.

Und ich sah ein Licht von weitem,
und es kam gleich einem Sterne
hinten aus der fernsten Ferne,
eben als es zwölfe schlug.
Und da galt kein Vorbereiten.
Heller ward's mit einemmale
von dem Glanz der vollen Schale,
die ein schöner Knabe trug.

Holde Augen sah ich blinken
unter dichtem Blumenkranze;
in des Trankes Himmelsglanze
trat er in den Kreis herein.
Und er hieß mich freundlich trinken;
und ich dacht': es kann der Knabe
mit der schönen lichten Gabe
wahrlich nicht der Böse sein.

„Trinke Mut des reinen Lebens!
Dann verstehst du die Belehrung,
kommst mit ängstlicher Beschwörung
nicht zurück an diesen Ort.
Grabe hier nicht mehr vergebens.
Tages Arbeit, Abends Gäste;
saure Wochen, frohe Feste!
Sei dein künftig Zauberwort."

171. Der rechte Steuermann.

(Caspari.)

Ein Geistlicher in einem Seestädtchen fuhr auf einem kleinen Schifflein vom Ufer nach der gegenüberliegenden Insel. Am Hintertheil des Schiffes stand der Steuermann; vorn saßen zwei Matrosen, Vater und Sohn, und handhabten die Ruder. „Ihr seid heute wieder traurig, Jack," sagte der Geistliche zu dem Vater. „Freilich," antwortete der Matrose; „der Winter ist vor der Thüre, und wie wird's werden mit meinen fünf Kindern? Ich bin den ganzen Tag voller Sorge." — „Das sollt Ihr aber nicht sein; denn der Heiland sagt: Sorget nicht!" — „Den Spruch versteh' ich nimmer und nimmer; also soll ich mich jetzt auf die faule Haut legen, von meinen paar ersparten Groschen mir einige gute Tage machen und es darauf ankommen lassen, ob der liebe Gott etwas beschert für Weib und Kind, oder ob sie hungern und frieren müssen?"

„Das nicht, aber — holla, Jack! was ist denn das?" rief plötzlich der Geistliche; „wir fahren eben durch die Klippen, und Ihr schaut Euch nicht einmal um darnach? Thut Eure Schuldigkeit!" — „Ei," sagte der Matrose gleichgültig, „das ist Sache des Steuermanns." — „Thut Eure Schuldigkeit, Jack! sage ich noch einmal, und dämmert nicht so vor Euch hin; seht Ihr denn die Klippen nicht? Wir gehen zu Grunde, wenn Ihr's so leichtsinnig mit Eurer Arbeit nehmt." — „Schuldigkeit thun — leichtsinnig nehmen?" erwiderte der Matrose; „Herr, wie kommt Ihr mir vor? Arbeit' ich nicht aus Leibeskräften? Soll ich vielleicht steuern helfen?" — „Freilich," sagte der Geistliche, „damit es glücklich vorwärts geht." — „Ach, das wäre ja eine unnütze Geschichte, Herr. Jeder thut eben das Seine; dann wird schon alles recht werden. Der Steuermann steuert, und ich führe das Ruder. So ist's Schiffsbrauch!"

„Nun, nehmt's nur nicht übel, Jack!" erwiderte lächelnd der Geistliche; „im Reiche Gottes ist's eben auch so Brauch. Das Arbeiten ist Eure Sache; das thut aus Leibeskräften und seht dabei nicht rechts und links! — Die Sorge aber, daß Ihr bei Eurer Arbeit zu Grunde gehen und nicht vorwärts

kommen möget, die erspart Euch und laßt sie dem, der am Steuer sitzt, und von dem geschrieben steht: All' eure Sorge werfet auf ihn; denn er sorget für euch."

172. Die alte Waschfrau.

(Chamisso.)

Du siehst geschäftig bei dem Linnen
die Alte dort in weißem Haar,
die rüstigste der Wäscherinnen
im sechsundsiebenzigsten Jahr.
So hat sie stets mit saurem Schweiß
ihr Brot in Ehr' und Zucht gegessen
und ausgefüllt mit treuem Fleiß
den Kreis, den Gott ihr zugemessen.

Sie hat in ihren jungen Tagen
geliebt, gehofft und sich vermählt;
sie hat des Weibes Loos getragen,
die Sorgen haben nicht gefehlt;
sie hat den kranken Mann gepflegt;
sie hat drei Kinder ihm geboren;
sie hat ihn in das Grab gelegt
und Glaub' und Hoffnung nicht verloren.

Da galt's, die Kinder zu ernähren;
sie griff es an mit heiterm Mut,
sie zog sie auf in Zucht und Ehren,
der Fleiß, die Ordnung sind ihr Gut.
Zu suchen ihren Unterhalt,
entließ sie segnend ihre Lieben;
so stand sie nun allein und alt,
ihr war ihr heitrer Mut geblieben.

Sie hat gespart und hat gesonnen
und Flachs gekauft und nachts gewacht,
den Flachs zu feinem Garn gesponnen,
das Garn dem Weber hingebracht;
der hat's gewebt zu Leinewand;
die Scheere brauchte sie, die Nadel,
und nähte sich mit eigner Hand
ihr Sterbehemde sonder Tadel.

Ihr Hemd, ihr Sterbehemd, sie schätztes,
verwahrt's im Schrein am Ehrenplatz;
es ist ihr Erstes und ihr Letztes,
ihr Kleinod, ihr ersparter Schatz.
Sie legt es an, des Herren Wort
am Sonntag früh sich einzuprägen;
dann legt sie's wohlgefällig fort,
bis sie darin zur Ruh sie legen.

Und ich, an meinem Abend, wollte,
ich hätte, diesem Weibe gleich,
erfüllt, was ich erfüllen sollte
in meinen Grenzen und Bereich;
ich wollt', ich hätte so gewußt
am Kelch des Lebens mich zu laben
und könnt' am Ende gleiche Lust
an meinem Sterbehemde haben.

173. Kannitverstan.

(Hebel.)

Der Mensch hat wohl täglich Gelegenheit, Betrachtungen über den Unbestand aller irdischen Dinge anzustellen, wenn er will, und zufrieden zu werden mit seinem Schicksale, wenn auch nicht viel gebratene Tauben für ihn in der Luft herumfliegen. Aber auf dem seltsamsten Umweg kam ein deutscher Handwerksbursche in Amsterdam durch den Irrthum zur Wahrheit und zu ihrer Erkenntnis. Denn als er in diese große und reiche Handelsstadt voll prächtiger Häuser, wogender Schiffe und geschäftiger Menschen gekommen war, fiel ihm sogleich ein großes und schönes Haus in die Augen, wie er auf seiner ganzen Wanderschaft von Tuttlingen bis nach Amsterdam noch keines erlebt hatte. Lange betrachtete er mit Verwunderung dieses kostbare Gebäude, die Kamine auf dem Dach, die schönen Gesimse und die hohen Fenster, größer denn an des Vaters Haus daheim die Thür. Endlich konnte er sich nicht enthalten, einen Vorübergehenden anzureden. „Guter Freund," redete er ihn an, „könnt Ihr mir nicht sagen, wie der Herr heißt, dem dieses wunderschöne Haus gehört mit den Fenstern voll Tulipanen, Sternenblumen und Levkojen?" — Der Mann aber, der vermutlich etwas Wichtigeres zu thun hatte und

zum Unglück gerade so viel von der deutschen Sprache verstand, als der Fragende von der holländischen, nämlich nichts, sagte kurz und schnauzig: „Kannitverstan!“ und schnurrte vorüber. Dies war ein holländisches Wort oder drei, wenn man's recht betrachtet, und heißt auf deutsch so viel als: Ich kann euch nicht verstehen. Aber der gute Fremdling glaubte, es sei der Name des Mannes, nach dem er gefragt hatte. Das muß ein grundreicher Mann sein, der Herr Kannitverstan, dachte er und ging weiter. Gaß aus, Gaß ein kam er endlich an den Meerbusen, der da heißt: „Het Ey“, oder auf deutsch: „Das Ypsilon“. Da stand nun Schiff an Schiff und Mastbaum an Mastbaum; und er wußte anfänglich nicht, wie er es mit seinen zwei einzigen Augen durchfechten werde, alle diese Merkwürdigkeiten genug zu sehen und zu betrachten, bis endlich ein großes Schiff seine Aufmerksamkeit an sich zog, das vor kurzem aus Ostindien angelangt war und jetzt eben ausgeladen wurde. Schon standen ganze Reihen von Kisten und Ballen auf- und nebeneinander am Lande. Noch immer wurden mehrere herausgewälzt und Fässer voll Zucker und Kaffee, voll Reis und Pfeffer. Als er aber lange zugesehen hatte, fragte er endlich einen, der eben eine Kiste auf der Achsel heraustrug, wie der glückliche Mann heiße, dem das Meer alle diese Waaren an das Land bringe. „Kannitverstan!“ war die Antwort. Da dachte er: Haha, schaut's da heraus? Kein Wunder! wem das Meer solche Reichthümer an das Land schwemmt, der hat gut solche Häuser in die Welt stellen und solcherlei Tulipanen vor die Fenster in vergoldeten Scherben. Jetzt ging er wieder zurück und stellte eine recht traurige Betrachtung bei sich selbst an, was er für ein armer Mensch sei unter so viel reichen Leuten in der Welt. Aber als er eben dachte: Wenn ich's doch nur auch einmal so gut bekäme, wie dieser Herr Kannitverstan es hat, kam er um eine Ecke und erblickte einen großen Leichenzug. Vier schwarzvermummte Pferde zogen einen ebenfalls schwarz überzogenen Leichenwagen langsam und traurig, als ob sie wüßten, daß sie einen Todten in seine Ruhe führten. Ein langer Zug von Freunden und Bekannten des Verstorbenen folgte nach, Paar und Paar, verhüllt in schwarze Mäntel und stumm. In der Ferne läutete ein einsames Glöcklein. Jetzt ergriff unsern Fremdling ein wehmütiges Gefühl, das an keinem guten Menschen vorübergeht, wenn er eine Leiche sieht; und er blieb mit dem Hut in den Händen andächtig stehen, bis alles vorüber war. Da machte er sich an den Letzten vom Zug, der eben in der Stille ausrechnete, was er an seiner Baumwolle gewinnen könnte, wenn der Centner um zehn Gulden aufschlüge, ergriff ihn sachte am Mantel und bat ihn treuherzig um Entschuldigung. „Das muß wohl auch ein guter Freund von Euch gewesen sein,“ sagte er, „dem das Glöcklein läutet, daß Ihr so betrübt und nachdenklich mitgeht.“ „Kannitverstan!“ war die Antwort. Da fielen unserm guten Tuttlinger ein paar große Thränen aus den Augen, und es ward ihm auf einmal schwer und wieder leichter ums Herz. „Armer Kannitverstan,“ rief er aus, „was hast du nun von allem deinem Reichthum? Was ich einst von meiner Armut auch bekomme, ein Todtenkleid und ein Leichentuch, und von allen deinen schönen Blumen vielleicht einen Rosmarin auf die kalte Brust oder eine Raute.“ Mit diesen Gedanken begleitete er die Leiche, als wenn er dazu gehörte, bis ans Grab, sah den vermeinten Herrn Kannitverstan hinabsenken in seine Ruhestätte und ward von der holländischen Leichenpredigt, von der er kein Wort verstand, mehr gerührt als von mancher deutschen, auf die er nicht acht gab.

Endlich ging er leichten Herzens mit den andern wieder fort, verzehrte in einer Herberge, wo man deutsch verstand, mit gutem Appetit ein Stück Limburger Käse, und wenn es ihm wieder einmal schwer fallen wollte, daß so viele Leute in der Welt so reich seien und er so arm, so dachte er nur an den Herrn Kannitverstan in Amsterdam, an sein großes Haus, an sein reiches Schiff und an sein enges Grab.

174. Die Schlacht bei Roßbach am 5. November 1757.

(Archenholtz.)

Von Dresden aus ging Friedrich nach Erfurt, die vereinigten Franzosen und Reichsvölker zu einer Schlacht zu bringen. Seine Lage war schrecklich; in der Nähe und in der Ferne Feinde, die sich beständig mehrten; hatte er eine Armee geschlagen, so rückten ihm wieder zwei andere entgegen. Ein Reichsbeschluß hatte ihn aller seiner Länder, ja selbst der Kurwürde verlustig erklärt; der Vorsatz und die Macht, ihn ganz zu Boden zu drücken, waren bei seinen Feinden stärker als jemals. Nie war daher seine Hoffnung schwächer, dennoch aber die Heiterkeit seines Geistes in eben diesem Zeitpunkt groß. So gerecht aber auch seine Besorgnis war, der Menge zu unterliegen, so nahm er doch alle Maßregeln, um zu überwinden. Seine durch so viele Treffen geschwächte Armee war nur 22,000, die der Feinde aber 60,000 Mann stark. Sie hatten schon am 19. September eine Probe der preußischen Thätigkeit erfahren.

Der Generalstab der Franzosen mit ihrem Heerführer Soubise an der Spitze hatte mit 8000 Mann Gotha zu seinem Erholungsort ausersehen. Es war am herzoglichen Hofe große Tafel, und auf dem Schlosse hatte man gewaltige Zurüstungen gemacht, die bewaffneten hohen Gäste wohl zu bewirthen; die Tische waren gedeckt, und die Franzosen zeigten den besten Appetit, als der preußische General Seidlitz mit 1500 Reitern vor den Thoren erschien. Die 8000 Franzosen dachten an keinen Widerstand; sie verließen die rauchenden Schüsseln und eilten aus der Stadt. Nur wenige ihrer Soldaten wurden zu Gefangenen gemacht, aber desto mehr Kammerdiener, Lakaien, Köche, Haarkünstler und Schauspieler, die damals von einer französischen Armee unzertrennlich waren. Das Gepäck vieler Generäle fiel den Preußen in die Hände; darunter ganze Kisten voll wohlriechender Wasser und Salben, desgleichen eine Menge Pudermäntel, Haarbeutel, Sonnenschirme, Schlafröcke und Papageien. Seidlitz ließ sich mit seinen Offizieren den Rest der Speisen wohlschmecken, übergab einen Theil der Beute seinen Husaren, den gefangenen Troß aber schickte er ohne Lösegeld zurück. Die Franzosen waren darüber eben so vergnügt, als ob sie ein Treffen gewonnen hätten; der Mut zu fechten wuchs ihnen, und ihre einzige Besorgnis war, daß der König ihnen entrinnen möchte. Einige seiner Märsche und Stellungen bestärkten sie in dieser Vermutung. Sie kannten seine schnellen Bewegungen und Wendungen und seine Kriegskunst überhaupt bloß aus Erzählungen, die aber wenig Eindruck auf sie gemacht hatten. Ihre Hoffnung war nicht bloß ihn zu besiegen, sondern seine ganze Armee aufzuheben; ja man warf im französischen Lager die Frage auf, ob es auch Ehre bringe, sich mit einem so kleinen Haufen zu schlagen. Nie war kriegerischer Eigendünkel stärker, und nie wurde er besser bestraft.

Es war am 5. November bei dem Dorfe Roßbach, eine Meile von Lützen, wo Gustav Adolf gefallen war, als eine der sonderbarsten Schlachten geliefert wurde. Der König lockte die Franzosen durch eine rückgängige Bewegung aus ihrer vortheilhaften Stellung. Sie glaubten, er suche sich aus ihren Händen zu retten, und bemühten sich daher ihm in den Rücken zu kommen. Friedrich, der sich wieder gelagert hatte, verließ sich auf die Geschwindigkeit, mit welcher seine Truppen in Schlachtordnung gestellt werden konnten, sah daher den Bewegungen der Feinde gelassen zu und ließ seine Linien nicht einmal ausrücken.

Das preußische Lager stand unbeweglich, und da es eben Mittagszeit war, beschäftigten sich die Soldaten mit ihren Mahlzeiten. Die Franzosen, welche dieses in der Ferne sahen, trauten kaum ihren Sinnen; sie hielten es für dumpfe Verzweiflung, in der man selbst auf alle Vertheidigung Verzicht leistet. Diese Erwartung war nicht wenig Ursache ihres so geringen Widerstandes und ihres großen Schreckens. Der General Seidlitz nämlich kam mit der preußischen Reiterei auf einmal hinter einem Hügel hervor und stürzte wie ein Donnerwetter mit künstlichen Wendungen auf den hoffnungstrunkenen Feind los. Was nie auf einem Schlachtfelde erhört war, geschah hier; die leichtbewaffneten Husaren mit ihren behenden Pferden waren verwegen genug, die schwere französische Reiterei trotz ihrer kolossalen Rosse anzufallen. Sie wurde über den Haufen geworfen. Soubise ließ die Nachhut vorrücken; allein kaum zeigte sie sich so wurde sie auch aus dem Felde geschlagen. In eben dieser Zeit rückte das vorher so ruhige preußische Fußvolk plötzlich in Schlachtordnung an und empfing die Franzosen mit einem entsetzlichen Kanonendonner. Hierauf folgte ein regelmäßiges Gewehrfeuer wie bei Musterungen. Das französische Fußvolk sah sich nun von seiner Reiterei verlassen und vom Feinde in der Flanke angegriffen. Vergebens versuchte Soubise französische Künste; seine Kolonnen wurden mit leichter Mühe auseinandergesprengt, und nichts blieb übrig als eine allgemeine Flucht. Die Franzosen sowohl als die Reichsvölker warfen ihre Gewehre weg, um sich desto geschwinder retten zu können; nur einige Schweizerregimenter fochten noch eine Zeit lang und waren die letzten auf dem Schlachtfelde. Der Sieg war so geschwind entschieden worden, daß selbst die Ueberwundenen nicht einmal auf die Ehre eines starken Widerstandes Anspruch machten, sondern sich mit ihrem Schrecken entschuldigten; dabei unterließen die Franzosen jedoch nicht, den Reichstruppen alle Schuld beizumessen.

Viele einzelne Züge vermehren die Merkwürdigkeit des Tages. Der König fand auf dem Wahlplatze einen französischen Grenadier, der sich gegen drei preußische Reiter wie ein Rasender vertheidigte und sich nicht ergeben wollte. Der Befehl Friedrichs machte diesem ungleichen Kampfe ein Ende. Er fragte den Grenadier, ob er sich denn unüberwindlich glaube; dieser antwortete: „Ja, Sire, unter Ihrer Anführung.“ Der König ging auf dem Schlachtfelde umher und tröstete die verwundeten französischen Offiziere, welche, gerührt über diese Herablassung, ihn als den vollkommensten Ueberwinder begrüßten, der nicht nur ihre Körper bezwungen, sondern auch ihre Herzen erobert hätte.

Die Beute der Preußen war sehr groß. Unter anderem fiel eine Menge Ludwigskreuze den preußischen Husaren in die Hände, die sich damit putzten. Es wurden 72 Kanonen und 22 Fahnen erobert und 6220 Gefangene gemacht. Die vereinigten Armeen hatten 3560 Todte und Verwundete, die Preußen nur 300; unter den Verwundeten befanden sich auch Prinz Heinrich von Preußen und der General Seidlitz. Ein so wohlfeiler und doch dabei so vollkommener Sieg gegen ein kriegerisches Volk ist in der neueren Geschichte ohne Beispiel. Die Kürze des Tages in dieser Jahreszeit rettete das fliehende Heer vom gänzlichen Untergange; denn es war kein Rückzug, sondern eine Flucht in der möglichsten Verwirrung. Die Geschlagenen verschwanden in Sachsen und den angrenzenden Ländern spurlos; sie zerstörten alle Brücken, um nicht verfolgt zu werden, und zerstreuten sich dabei so außerordentlich, daß viele Haufen von ihnen nicht eher als am Rheine Halt machten; denn immer glaubten sie, den König hinter sich zu haben.

Alle deutsche Völkerschaften, groß und klein, ohne Rücksicht auf Partei und eigenen Vortheil freuten sich dieses Sieges über die Franzosen, den man als einen Triumph des Vaterlandes ansah. Diese Stimmung äußerte sich allenthalben, selbst auf dem Schlachtfelde. Ein preußischer Reiter, im Begriff, einen französischen gefangen zu nehmen, erblickt in dem Augenblicke, wo er Hand anlegen will, einen österreichischen Kürassier hinter sich mit dem Schwerte über seinem Kopfe. „Bruder Deutscher,“ ruft ihm der Preuße zu,

„laß mir den Franzosen!“ — „Nimm ihn!“ antwortet der Österreicher und eilt davon. In ganz Deutschland blieb die Niederlage der Franzosen lange in frischem Andenken, und das Wort Roßbach tönte vom Baltischen Meere bis zu den Alpen ohne Ansehen des Standes allen Franzosen entgegen, die man beschimpfen wollte.

Soldaten Friedrichs des Großen.

175. Der Choral von Leuthen.

(Besser.)

Gesiegt hat Friedrichs kleine Schar. Rasch über Berg und Thal
von dannen zog das Kaiserheer im Abendsonnenstrahl.
Die Preußen stehn auf Leuthens Feld, das heiß noch von der Schlacht;
des Tages Schreckenswerke rings umschleiert mild die Nacht.

Doch dunkel ist's hier unten nur, am Himmel Licht an Licht,
die goldnen Sterne ziehn herauf, wie Sand am Meer so dicht;
sie strahlen so besonders heut, so festlich hehr ihr Lauf,
es ist, als wollten sagen sie: Ihr Sieger, blicket auf!

Und nicht umsonst; der Preuße fühlt's: Es war ein großer Tag;
drum still im ganzen Lager ist's, kein Jubel, noch Gelag,
so still, so ernst die Krieger all', kein Lachen und kein Spott —
Auf einmal tönt es durch die Nacht: „Nun danket alle Gott!“

Der Alte, dem's mit Macht entquoll, singt's fort, doch nicht allein;
Kam'raden um ihn her im Kreis, gleich stimmen sie mit ein,
die Nachbarn treten zu, es wächst lawinengleich der Chor,
und voller, immer voller steigt der Lobgesang empor.

Aus allen Zelten strömt's, es reiht sich singend Schar an Schar,
einfallen jetzt die Jäger, jetzt fällt ein auch der Husar.

Auch Musika will feiern nicht; zu reiner Harmonie
lenkt Horn, Hobo' und Clarinett' die heil'ge Melodie.
Und stärker noch und lauter noch, es schwillt der Strom zum Meer,
am Ende wie aus einem Mund singt rings das ganze Heer.
Im Echo donnernd wiederhallt's das aufgeweckte Thal;
wie hundert Orgeln braust hinan zum Himmel der Choral.

176. Der alte Zieten.

(Fontane.)

Joachim Hans von Zieten,
Husaren-General,
dem Feind die Stirne bieten
thät er die hundertmal.
Sie haben's all erfahren,
wie er die Pelze wusch
mit seinen Leibhusaren,
der Zieten aus dem Busch.

Hei, wie den Feind sie bläuten
bei Lowositz und Prag,
bei Liegnitz und bei Leuthen
und weiter Schlag auf Schlag!
Bei Torgau, Tag der Ehre,
ritt selbst der Fritz nach Haus;
doch Zieten sprach: Ich kehre
erst noch mein Schlachtfeld aus!

Sie stritten nie alleine,
der Zieten und der Fritz;
der Donner war der eine,
der andre war der Blitz.
Es wies sich keiner träge;
Drum schlug's auch immer ein.
Ob warm', ob kalte Schläge,
sie pflegten gut zu sein.

Der Friede war geschlossen;
doch Krieges Lust und Qual
die alten Schlachtgenossen
durchlebten noch einmal.
Wie Marschall Daun gezaubert
und Fritz und Zieten nie;
es ward jetzt durchgeplaudert
bei Tisch in Sanssouci.

Einst mocht' es ihm nicht schmecken,
und sieh, der Zieten schlief.
Ein Höfling will ihn wecken;
der König aber rief:
„Laßt schlafen mir den Alten!
Er hat in mancher Nacht
für uns sich wach gehalten;
der hat genug gewacht!"

Und als die Zeit erfüllet
des alten Helden war,
lag einst, schlicht eingehüllet
Hans Zieten, der Husar.

Wie selber er genommen
die Feinde stets im Husch,
so war der Tod gekommen,
wie Zieten aus dem Busch.

177. Die Cantons-Revision.

(Rochows Kinderfreund.)

Es war einmal im Kriege nöthig, daß Rekruten mußten ausgehoben werden, und der Offizier ließ deswegen die eingeschriebenen zusammenkommen. Unter diesen war einer, der weinte sehr. „Schäme dich!" sagte der Offizier, „bist du ein treuer Unterthan und fürchtest dich, deinem Könige und dem Vaterlande zu dienen, wenn deine Dienste nöthig sind!" „Ach Herr!" sagte der Bursche, „aus Furcht weine ich nicht; aber ich habe eine siebzigjährige gichtbrüchige Mutter und eine Schwester, welche durch die Pocken blind geworden, und diese beide habe ich bisher mit meiner Arbeit ernährt; die jammern mich so sehr." Der Offizier fragte nach, ob dieses sich also verhielte, und als er es wahr befand, ließ er den Burschen zurück. Nach zween Monaten starb die alte Mutter und kurz darauf die blinde Schwester; und nun, sobald sie begraben waren, ging der junge Bursche zum Regiment und meldete sich. Denn er sprach bei sich selbst: Nun hält mich keine andere Pflicht ab, meinem König zu dienen, und wenn sich der gute Offizier an mir nicht betrogen findet, so ist er vielleicht gegen andere eben so gütig, als er gegen mich gewesen ist.

Edle Gesinnungen sind an keinen Stand gebunden.

178. Es war nicht das meinige.

(Caspari.)

Im siebenjährigen Kriege wurde einst ein Rittmeister ausgeschickt, um Fütterung für die Pferde zu suchen. In einem einsamen Thale, wo man keinen Menschen, sondern nur Buschwerk erblickte, ward er endlich einer armseligen Hütte ansichtig; als er anpochte, trat ein alter Mann mit eisgrauem Kopfe heraus. „Zeigt mir ein Feld, Alter," redete ihn der Offizier an, „wo meine Leute Futter holen können." „Mit allem Willen," antwortete der Bauer und ging ihnen als Wegweiser voran. Nach einer Viertelstunde etwa trafen sie ein schönes Gerstenfeld. „So, hier ist, was wir suchen," sagte der Rittmeister. — „Geduldet Euch noch ein wenig," erwiderte der Bauer und ging vorüber. Sie folgten ihm und kamen endlich bei einem andern Gerstenfelde an, das aber weit geringer stand als das erste. Nachdem die Reiter das Getreide abgemäht, es auf die Pferde gebunden hatten und wieder weiter reiten wollten, sagte der Rittmeister: „Ihr habt uns ganz unnöthiger Weise weiter reiten lassen, Alter; das erste Feld war besser als dieses." — „Kann wohl sein," versetzte der Alte, „aber es war nicht das meinige."

179. Anekdoten von Friedrich dem Großen.

1. Frühaufstehen.

Als des Königs Alter und Leibesschwäche zunahmen, begegnete es ihm einigemal, daß er etwas länger schlief, als er sich vorgesetzt hatte; er ärgerte sich darüber und befahl seinem Kammerdiener, ihn nicht länger als bis vier Uhr schlafen zu lassen und ihn, wenn er auch noch so viel kapituliren würde,

mit Gewalt zu wecken. Einst kam ein Bedienter, den der König erst angenommen hatte, um diesen Befehl zu erfüllen. „Laß mich doch noch ein wenig schlafen, ich bin noch gar zu müde!“ — „Ihro Majestät haben mir befohlen, ich sollte so früh kommen.“ — „Nur noch eine einzige Viertelstunde, sag' ich.“ — „Keine Minute, Ihro Majestät; es ist vier Uhr; ich lasse mich nicht abweisen.“ — „Nun, das ist brav,“ rief der König; „du würdest übel angekommen sein, wenn du mich hättest liegen lassen.“

Friedrich der Große.

2. Der alte Zieten.

Der König theilte, wie bekannt, im siebenjährigen Kriege alle Gefahren, alle Unbequemlichkeiten mit dem gemeinsten Soldaten. Einst marschirte er mit den Grenadieren seiner Garde bis tief in die Nacht hinein. Es wurde endlich Halt gemacht, und der König stieg vom Pferde und sagte: „Grenadiere, es ist kalt! Zündet ein Feuer an!“ Dies wurde sogleich gemacht. Der König wickelte sich in seinen blauen Mantel und setzte sich auf einige Stücke Holz zum Feuer, und um und neben ihm lagerten sich seine Grenadiere. Endlich kam auch Zieten und setzte sich zum Könige ebenfalls auf ein Bündchen Holz. Beide waren sehr ermüdet und schliefen sanft ein; der König aber schlug sehr oft die Augen auf, und als er bemerkte, daß Zieten von seinem Sitze heruntergerutscht war, und daß ihm ein Grenadier ein ander Bündchen Holz unter den Kopf legte, rief er ganz leise: „Bravo! der alte Mann ist müde!“ Bald nachher sprang ein anderer Grenadier noch halb im Schlafe auf und zündete sich beim Feuer seine Tabakspfeife an, stieß aber unvorsichtigerweise an Zietens Fuß. Der gute König, der seinem General so gern ein wenig Ruhe gönnte, richtete sich plötzlich auf, winkte mit der Hand und sprach mit leiser Stimme: „St! Grenadier! wecke mir den Zieten nicht auf, er ist sehr müde!“

3. Das Tedeum.

Als Friedrich aus dem siebenjährigen Kriege zurückkam, begab er sich sogleich nach Charlottenburg, ließ hier unverzüglich seinen Konzertmeister Benda zu sich rufen und trug ihm auf, die Orgel in der Schloßkapelle, welche von dem Feinde verdorben worden war, innerhalb vier Tagen wieder herstellen zu lassen. Der Orgelbauer fand aber die Orgel so verwüstet, daß er sie in

einer so kurzen Zeit nicht wieder in Gang bringen konnte. Benda stattete dem König hiervon Bericht ab und erhielt von ihm die Antwort, er möchte die Orgel nur so lassen und zu einer gewissen Stunde das Tedeum in der Schloßkapelle aufführen. Musiker und Sänger begaben sich in die Kapelle und vermuteten den ganzen königlichen Hofstaat. Aber der König erscheint allein, setzt sich nieder, winkt, und die Musik nimmt ihren Anfang. Als die Singstimmen mit dem Tedeum einfielen, stützte er den Kopf mit der Hand und verbarg die Augen, um den Thränen des Dankes gegen den Ewigen freien Lauf zu lassen. Die meisten Musiker waren dabei so gerührt, daß auch ihnen die Thränen über die Wangen rollten.

180. König Friedrich und sein Nachbar.

(Hebel.)

Der König von Preußen hatte acht Stunden von Berlin ein schönes Lustschloß und war gerne darin, wenn nur nicht ganz nahe daneben die unruhige Mühle gewesen wäre. Denn erstlich stehen ein königliches Schloß und eine Mühle nicht gut neben einander, obgleich das Weißbrot in dem Schloß auch nicht übel schmeckt, wenn's die Mühle fein gemahlen und der Ofen wohl gebacken hat. Außerdem aber, wenn der König in seinen besten Gedanken war und nicht an den Nachbar dachte, — auf einmal setzte der Müller die Mühle in Bewegung und dachte auch nicht an den Herrn Nachbar, und die Gedanken des Königs störten das Räderwerk der Mühle nicht, aber manchmal das Klapperwerk der Räder die Gedanken des Königs. Der geneigte Leser sagt: »Ein König hat Geld wie Laub; warum kauft er dem Nachbar die Mühle nicht ab und läßt sie niederreißen?« Der König wußte, warum. Denn eines Tages ließ er den Müller zu sich rufen. »Ihr begreift,« sagte er zu ihm, »daß wir zwei nicht neben einander bestehen können. Einer muß weichen. Was gebt Ihr mir für mein Schlößlein?« — Der Müller sagte: »Wie hoch haltet Ihr es, königlicher Herr Nachbar?« — Der König erwiderte ihm: »Wunderlicher Mensch, so viel Geld habt Ihr nicht, daß Ihr mir mein Schloß abkaufen könnt. Wie hoch haltet Ihr Eure Mühle?« — Der Müller erwiderte: »Gnädigster Herr, so habt auch Ihr nicht so viel Geld, daß Ihr mir meine Mühle abkaufen könnt. Sie ist mir nicht feil.« Der König that zwar ein Gebot, auch das zweite und dritte; aber der Nachbar blieb bei seiner Rede: »Sie ist mir nicht feil. Wie ich darin geboren bin,« sagte er, »so will ich darin sterben, und wie sie mir von meinen Vätern erhalten worden ist, so sollen sie meine Nachkommen von mir erhalten und auf ihr den Segen ihrer Vorfahren ererben.« Da nahm der König eine ernsthaftere Sprache an: »Wißt Ihr auch, guter Mann, daß ich gar nicht nöthig habe, viel Worte zu machen? Ich lasse Eure Mühle taxiren und breche sie ab. Nehmt alsdann das Geld, oder nehmt es nicht!« Da lächelte der unerschrockene Mann, der Müller, und erwiderte dem König: »Gut gesagt, allergnädigster Herr, wenn nur das Kammergericht in Berlin nicht wäre!« Nämlich daß er es wolle auf einen richterlichen Ausspruch ankommen lassen. Der König war ein gerechter Herr und konnte überaus gnädig sein, also daß ihm die Herzhaftigkeit und Freimütigkeit einer Rede nicht mißfällig war, sondern wohlgefiel. Denn er ließ von dieser Zeit an den Müller unangefochten und unterhielt fortwährend mit ihm eine friedliche Nachbarschaft. Der geneigte Leser aber darf schon ein wenig Respekt haben vor einem solchen Nachbar und noch mehr vor einem solchen Herrn Nachbar.

181. Ein guter Sohn, der im Glücke sich seiner geringen Eltern nicht schämt.

(Pustkuchen-Glanzow.)

In dem Regimente des berühmten, von Friedrich dem Großen hoch geehrten Generals von Zieten stand auch ein Rittmeister, mit Namen Kurzhagen. Er war klug, tapfer und hatte ein kindliches Gemüt. Seine Eltern waren arme Landleute im Mecklenburgischen. Mit dem Verdienstorden rückte er nach Beendigung des siebenjährigen Krieges in Parchim ein.

Die Eltern waren von ihrem Dörfchen nach der Stadt gekommen, um ihren Sohn nach Jahren wieder zu sehen, und erwarteten ihn auf dem Markte. Wie er sie erkannte, sprang er rasch vom Pferde und umarmte sie unter Freudenthränen. Bald darauf mußten sie zu ihm ziehen und aßen allezeit mit an seinem Tische, auch wenn er vornehme Gäste hatte.

Einst spottete ein Offizier darüber, daß Bauern bei einem Rittmeister zu Tische säßen. »Wie sollte ich nicht die ersten Wohlthäter meines Lebens dankbar achten?« war seine Antwort. »Ehe ich des Königs Rittmeister wurde, war ich ihr Kind.«

Der brave General von Zieten hörte von diesem Vorfalle und bat sich selbst nach einiger Zeit mit mehreren Vornehmen bei dem Rittmeister zu Gaste. Die Eltern des letztern wünschten diesmal selbst, nicht am Tische zu erscheinen, weil sie sich verlegen fühlen würden. Als man sich setzen wollte, fragte der General: »Aber, Kurzhagen, wo sind Ihre Eltern? Ich denke, sie essen mit Ihnen an einem Tische.« Der Rittmeister lächelte und wußte nicht sogleich zu antworten.

Da stand Zieten auf und holte die Eltern selbst herbei; sie mußten sich rechts und links an seine Seite setzen, und er unterhielt sich mit ihnen aufs freundlichste. Als man anfing, Gesundheiten auszubringen, nahm er sein Glas, stand auf und sprach: »Meine Herren, es gilt dem Wohlergehen dieser braven Eltern eines verdienstvollen Sohnes, der es beweist, daß ein dankbarer Sohn mehr werth ist, als ein hochmütiger Rittmeister.«

Später fand der General Gelegenheit, dem Könige von der kindlichen Achtung zu erzählen, welche der Rittmeister seinen Eltern erwies, und Friedrich II. freute sich sehr darüber. Als Kurzhagen einst nach Berlin kam, wurde er zur königlichen Tafel gezogen. »Hör' Er, Rittmeister,« fragte der König, um seine Gesinnung zu erforschen, »von welchem Hause stammt Er denn eigentlich? Wer sind Seine Eltern?« »Eure Majestät,« antwortete Kurzhagen ohne Verlegenheit, »ich stamme aus einer Bauernhütte, und meine Eltern sind Bauersleute, mit denen ich das Glück theile, das ich Euer Majestät verdanke.«

»So ist's recht,« sagte der König erfreut; »wer seine Eltern achtet, der ist ein ehrenwerther Mann; wer sie gering schätzt, verdient nicht, geboren zu sein.«

Ehre Vater und Mutter, das ist das erste Gebot, das Verheißung hat.

182. Die Krönung.

(Glaubrecht.)

Als im Jahre 1764 der Kaiser Joseph, seligen Andenkens, zu Frankfurt am Main mit der goldenen Krone des heiligen römischen Reichs gekrönt

wurde, da krönte der ewige Erwähler einen frommen Pfarrer mit einer schönen Dornenkrone, und sein seliges Abscheiden lebt noch im Segen seiner Gemeinde.

Es war der Pfarrer Holzmann ein gar treuer Hirte seiner Gemeinde gewesen, einem Dorfe in der Nähe von Frankfurt; man hatte ihn nicht viel gesehen in der nahen Stadt und nie bei Spiel und Tanz, auch nicht einmal in seinen jüngeren Jahren, desto mehr aber an den Krankenbetten seiner Beichtkinder und in den Häusern der Betrübten.

Wie aber Kaiser Joseph sollte von den Reichsfürsten gewählt und gekrönt werden, ein Kaiser, von dem man sich im Reich gar Wundersames versprach, denn ein guter Ruf von Einsicht und Herrschertugend und Menschenfreundlichkeit war ihm vorausgegangen, und von allen Seiten her die Fernen und Nahen in die Kaiserstadt strömten, und aus dem eigenen Dörflein schier keins daheim blieb, das nicht mußte; — da ergriff auch der Pfarrer Holzmann seinen Rohrstock, und sagte zu seinem Weibe: Gertrud, ich will auch in die Stadt gehen in Gottes Namen mit den andern allen, die nicht daheim bleiben können, vielleicht daß mir der Herr den Gang für mich und andere segnet. Und er bot der treuen Lebensgefährtin die Hand und ging. Der Weg nach der Krönungsstadt wimmelte von Fußgängern und Reitern. Die Fremden eilten vorüber und beachteten den Einzelnen nicht, die Bekannten aber riefen ihm Grüße zu, sprachen auch wohl ein Wort mit ihm; und allen gab er freundlich Bescheid, und trug ihr Wort und Bild in seinem Herzen; denn das Herz des alten Holzmann war ein gar weites und reiches, und hatte gar mancher ein Plätzchen darinnen und einen Betaltar.

Auch heute gedachte er seiner Freunde, die an ihm vorübereilten, gar herzlich; wie sie ihn geliebt, wie sie ihm wohlgethan zu vielen malen, dessen freute er sich vor dem Herrn, und war gar fröhlich in seinem Herzen. Auch des Kaisers, der heute gewählt werden sollte, gedachte er vor dem Herrn und bat für ihn um ein weises und frommes Herz, auf daß alle seine Unterthanen ein ruhiges und stilles Leben führen möchten in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit. Indem, so kommt ein Hündchen auf ihn zugelaufen und er hat sein nicht acht, denkt bei sich, da es den Schwanz herabhängt, es habe seinen Herrn verloren. Auch als das Hündchen an ihm hinaufspringt, kümmert es ihn nicht, er wehrt das Thier mit der Hand von sich und will weiter gehen. Jetzt fühlt er aber einen tiefen Biß in seinem Beine und noch einen zweiten und sieht sein Blut durch die Strümpfe hinab in die Schuhe fließen; und ein genauerer Blick auf den Hund überzeugt ihn mit einem Blick, daß der Hund toll sei.

Barmherziger Gott! ruft er, erbarme dich meiner und führe es zum guten Ende. Dir sei Leib und Seele befohlen! und mit schnellen Schritten eilt er dem Hunde nach, ereilt ihn, wie er eben an einer Frau, die des Weges kommt, hinaufspringt, und schlägt ihn mit seinem Rohrstock nieder.

Aber was nun beginnen? Nach Hause zu den Seinen zog ihn sein Verlangen, aber die Stadt lag näher, dort verspricht er sich schnellere Hilfe. Er eilt zu einem Arzte, der ist nicht zu Hause, zu einem zweiten, auch der ist abwesend. Er klopft an alle Thüren, wo Bader wohnen, endlich an alle Barbierstuben, niemand hört ihn an, niemand will ihm helfen; die Kaiserwahl und die Augenlust liegt heute allen näher am Herzen als ein Menschenleben.

Indem er nach dem Arzte sucht, stößt ihn die wogende Menge dahin und dorthin. Er hört die Glocken von allen Thürmen läuten, sie klingen ihm wie Grabgeläute; er sieht den Zug mit dem gewählten Kaiser aus dem Dome nach dem Römerberge ziehen; trotz der bunten Kleider kommt ihm der Zug wie sein eigner Leichenzug vor. Jetzt, als der Kaiser sich auf dem Balkon des Römers dem Volke zeigt, als das Volk sich um die ausgeworfenen Krönungsmünzen, um den gebratenen Ochsen und um den Haferberg tummelt und schlägt, da erfaßt seine Hand endlich den ersehnten Arzt, und er bittet und beschwört ihn, ihm zu helfen. Aber der Arzt vergißt seiner Pflicht; er tröstet ihn damit, der Hund sei wahrscheinlich gar nicht toll gewesen, und er wolle ihm morgen in der Frühe die Wunde verbinden; heute könne kein Christenmensch ihm zumuten, daß er seinen guten Platz verlasse. Denn es sei noch mehr zu sehen, und eine Kaiserkrönung erlebe man nicht alle Tage.

Da wandte sich der alte Holzmann schweigend aus dem Getümmel; er sah wohl, daß die Selbstsucht heute alle in Priester und Leviten verwandelt habe, die den Geschlagenen am Wege liegen lassen. Da bei Menschen keine Hilfe zu finden war, so befahl er sich dem Arzt im Himmel.

Und das Gebet zu dem Helfer in aller Noth und die Stille des Aprilabends nach dem Getümmel des Krönungstages that ihm so wohl, daß er getröstet heim kam und Kraft behielt, auch die Seinen zu trösten.

Aber nicht mit Lebenshoffnungen, sondern mit jenen, die der Herr den Seinen gab: „Es ist euch gut, daß ich von euch gehe.“ So ließ er wohl am andern Tage das verwundete Bein von dem Arzte verbinden, so befolgte er genau dessen Vorschriften, aber in seinem Herzen war es zur Gewißheit geworden: „Beschicke dein Haus, denn du wirst sterben und nicht leben bleiben.“

Und so that der alte Holzmann. Noch ein Sonntag, das fühlte er, war ihm in diesem Leben beschieden; den wollte er noch mit seiner Gemeinde begehen. Obgleich von großen Schmerzen gequält, betrat er noch einmal die Kanzel. Von seiner Gemeinde fehlten heute nur die Kranken und Unmündigen, Alt und Jung hing an seinen Lippen; sie fühlten alle, daß ihr Hirte von ihnen Abschied nehmen wollte. Und er nahm Abschied. Sein Text war der Abschied Pauli von den Aeltesten von Ephesus. Und als er kam zu der Stelle: „Und nun, lieben Brüder, ich befehle euch Gott und dem Wort seiner Gnade, der da mächtig ist, euch zu erbauen und euch zu geben das Erbe unter allen, die geheiligt werden,“ — da konnte er nicht weiter reden, denn es war, wie dort zu Milet, viel Weinens unter ihnen.

Noch ein schweres Stündlein gab es, als der verhängnisvolle neunte Tag kam, und der Pfarrer auch von den Seinen scheiden mußte. Das that er noch mit frischer Kraft und fröhlicher Hoffnung. Dann ging er, stark wie ein Held und geduldig wie ein Lamm, in sein Studierstübchen, hieß es von außen verriegeln und verwahren und wartete auf ein schweres Ende.

Das Ende kam, aber schwer war es nicht. Einen Tag lang hörten ihn die Seinen von Zeit zu Zeit laut beten und zuletzt immer lauter, aber kein Geschrei der Wut, kein Toben und Schlagen ward gehört. Der Engel des Herrn, der sich um die lagert, so ihn fürchten, und ihnen aushilft, der muß ihm Kühlung zugewehet haben mit seiner Palme, die in Eden sprießt. Als man die Thüre des Sterbegemachs öffnete, da fand man ihn auf den Knieen

zusammengesunken und die Hände zum Gebet gefaltet. So hatte ihn sein Heiland mit der Himmelskrone gekrönt.

183. Belehrung über das Wetterglas.

(Hebel.)

Mancher geneigte Leser hat auch sein Wetterglas im kleinen Stüblein hängen, nicht erst seit gestern, denn die Fliegen haben auch schon daran geschaut, was der Himmel für Wetter im Sinne hat, also daß der Mensch nicht mehr viel daran erkennen kann. Mit einem nassen Tüchlein von Zeit zu Zeit wäre zu helfen. Aber das scharfe Auge des Lesers hat's noch nicht vonnöthen. Jetzt schaut er's deutlich an und sagt: „Morgen können wir noch nicht mähen auf den unteren Matten." Jetzt klopft er ein wenig an dem Brettlein, ob sich denn das Queckſilber gar nicht lupfen will, als wenn er es wecken müßte, wie aus einem Schlaf oder aus tiefen Gedanken, und wenn es ein wenig ob sich geht, so heitert sich in seinem Herzen die Hoffnung auf. Aber doch weiß er nicht recht, wie es zugeht.

Merke erstlich: Ein braves Wetterglas hat an der Spitze des Kölbleins oder Köpfleins, worin sich das Queckſilber sammelt, eine kleine Oeffnung.

Zweitens: Sonst meint man, wo nichts anderes ist, dort sei doch wenigstens Luft. Aber oben in der langen Röhre, wo das Queckſilber aufhört, bis ganz oben, wo die Röhre aufhört, ist keine Luft, sondern nichts, reines, klares, offenbares, nie gewesenes nichts.

Dies wird erkannt, wenn man das Wetterglas langsam in eine schiefe Richtung bringt, als wollte man es umlegen, so fährt das Queckſilber durch den leeren Raum hinauf bis an das Ende der Röhre und man hört einen kleinen Knall. Dies könnte nicht geschehen, wenn noch Luft darin wäre. Sie würde sagen: „Ich bin auch da, ich muß auch Platz haben."

Drittens: Die Luft, welche die Erde und alles umgibt, drückt unaufhörlich von oben gegen die Erde hinab, ja sie will, vermöge einer inwendigen Kraft, unaufhörlich nach allen Seiten ausgedehnt und so zu sagen ausgespannt sein bis auf ein Gewisses. Denn sie ist Gottes lebendiger Athem, der die Erde einhüllt und alles durchdringt und segnet, und hat gar viel verborgene Wunder. Also geht die Luft durch jede offne Thüre, ja durch jedwedes Spältlein in die Häuser und aus einem Gemach in das andere und durch die kleine Oeffnung an der Spitze des Kölbleins hinein und drückt auf das Queckſilber, und die Luft, welche noch außen ist, drückt immer nach und will auch noch hinein. Ei, sie drückt und treibt das Queckſilber in der langen Röhre gewöhnlich zwischen 27 und 28 Zoll weit in die Höhe, bis sie nimmer weiter kann. Denn wenn das Queckſilber in der Röhre einmal eine gewisse Höhe erreicht hat, so drückt es, vermöge seiner eigenthümlichen Schwere, der Luft wiederum dergestalt entgegen, daß beide in das Gleichgewicht treten. Da strebt gleiche Kraft gegen gleiche Kraft, und

keines kann dem andern mehr etwas anhaben. Die Luft spricht: „Gelt, du mußt droben bleiben?“ Das Queckſilber ſpricht: „Gelt, du bringſt mich nimmer höher?“

Merke viertens die Hauptſache: Der Druck und die Spannung in der Luft bleibt nicht immer gleich. Die Gelehrten wiſſen ſelbſt noch nicht recht, wo dieſes herrühren mag. Wird nun die Ausſpannung der Luft auf einmal ſtärker, ſo daß man ſagen kann, ſie gewinne neue Kraft, ſo drückt ſie auch um ſo ſtärker auf das Queckſilber im Kölblein, alſo daß es in der Röhre höher hinauf muß, manchmal bis über 28 Zoll hinaus. Sobald aber die Ausdehnung der Luft im geringſten nachläßt, drückt im Augenblick die Schwere des Queckſilbers in der Röhre nach gegen das Kölblein, bis ſie mit dem Druck der Luft wieder im Gleichen iſt, welchergeſtalt alſo das Queckſilber in der Röhre ſinkt, manchmal bis unter 27 Zoll hinab. Alſo ſteigt und fällt das Queckſilber oder, wie man ſagt, das Wetterglas, und ſein Steigen und Fallen iſt übereinſtimmend mit dem unaufhörlichen Wechſel in der Luft.

Solche Einſicht hat Gott dem Menſchen verliehen, daß ihm in gläſernen Röhren ſichtbar werden kann, was für eine Veränderung in der unſichtbaren Luft vorgeht. Allein der geneigte Leſer iſt vorſichtig und glaubt nicht alles auf das Wort.

Merke alſo fünftens den Beweis: Wenn die Mutter gebacken hat, und das Büblein ißt ein Stücklein lindes Brot, es beißt nicht ſchlecht hinein und ſchmeckt ihm wohl; — klaubt es nun ein Krümlein von dem Brot herab und zerdrückt es mit den Fingern, daß gleichſam wieder ein Teig daraus wird, und ſtopft damit die Oeffnung an dem Kölblein zu, von dem Augenblicke an geht das Queckſilber nimmer ob ſich und nimmer unter ſich, ſondern bleibt unaufhörlich ſtehen, wie es ſtand. Warum? Weil die Luft nimmer auf das Queckſilber wirken kann, bis es endlich der Vater entdeckt und hätte die beſte Luſt, er gebe dem Büblein eine Ohrfeige, — wer weiß, was er thut, wenn's zum zweitenmal geſchieht.

Wenn es ihm aber mit ſeiner Vorſicht gelungen iſt, die Oeffnung wieder frei zu machen, daß die Luft wieder auf das Queckſilber drücken kann wie vorher, ſtärker oder ſchwächer, alsdann fängt es auch wieder an, luſtig zu ſteigen und zu fallen. Alſo rührt die Veränderung in dem Stand des Queckſilbers von der Luft her, welche durch die Oeffnung des Kölbleins hineingeht und auf das Queckſilber drückt.

Daß aber die Luft allein es ſei, welche im Stande iſt, mit wunderbarer Kraft das Queckſilber 28 Zoll hoch in die Röhre hinaufzutreiben und in dieſer Höhe ſchwebend zu erhalten, dafür iſt dies der Beweis: Wenn die Röhre oben an der Spitze abbricht, und die Luft jetzt dort auch hinein kommt, wo vorher keine war, fällt das Queckſilber in der Röhre auf einmal ſo tief herab, bis es demjenigen, das in dem Kölblein ſteht, gleich iſt, und hat alsdann alles ein Ende; denn die Luft in der Röhre und die Luft in dem Kölblein drückt jetzt mit gleicher Gewalt gegen einander und vernichtet ihre Kraft an ſich ſelber, alſo, daß das Queckſilber freies Spiel bekommt und ſeiner eigenen Natur folgen kann, die da iſt, daß es vermöge ſeiner Schwere hinunterſitzt bis auf den Boden oder auf das Unterſte des Raumes, worin es eingeſchloſſen iſt.

Merke ſechſtens und endlich: Es hat eine lange Erfahrung gelehrt, wenn die Luft anfängt, ſich ſtärker auszudehnen und zu drücken, daß alsdann gemeiniglich auch das Wetter heiter und ſchön wird. Wenn ſie aber nachläßt und gleichſam matt wird, man weiß nicht, warum, ſo macht ſich gewöhnlich ein Regen zurecht oder ein Sturmwind oder ein Gewitter. Welchermaßen nun das Steigen und Fallen des Queckſilbers einen ſtärkeren oder ſchwächeren Druck der Luft anzeigt, ſolchermaßen kündigt es auch zum voraus Sonnenſchein und Regen an, wenn nichts anderes dazwiſchen kommt. Bisweilen falliren alle Zeichen und Hoffnungen, wie dem Leſer wohl bekannt iſt.

Denn der liebe Gott hat auch noch allerlei andere kleine Hausmittel, um den Wechſel der Witterung zu hindern oder zu fördern, welche er bis jetzt noch niemand verrathen hat. Die Wettergelehrten ärgern ſich ſchon lange darüber.

Solche Bewandtnis hat es mit der Einrichtung und den Eigenschaften des Wetterglases. Merke einstweilen noch: Wenn man dem Ding einen gelehrten Namen geben will, was zwar nicht nöthig ist, so muß man nicht sagen oder schreiben Perometer, sondern Barometer.

184. Der Wettermacher.

(Hebel.)

Gleich wie einem Siebmacher oder einem Hasenbinder, wenn er in einem kleinen Orte zu Hause ist, seine Mitbürger nicht das ganze Jahr Arbeit und Nahrung geben können, sondern er begibt sich auf Künstlerreisen im Revier herum und geht seinem Verdienst nach; also ist auch der Zirkelschmied fleißig darauf im andern Revier und handelt nicht mit Zirkeln, sondern mit Trug und Schelmerei, um die Leute zu berücken und sich frei zu trinken im Wirthshaus. Also erscheint er einmal in Oberehningen und geht gerade zum Schulzen: „Herr Schulz," sagt er, „könntet Ihr kein ander Wetter brauchen? Ich bin durch Eure Gemarkung gegangen. Die Felder in der Tiefe haben schon zu viel Regen gehabt, und auf der Höhe ist das Wachsthum auch noch zurück." Der Schulz meinte, das sei geschwind gesagt, aber besser machen, sei eine Kunst. „Ei," erwiderte der Zirkelschmied, „auf das reise ich ja. Bin ich nicht der Wettermacher von Bologna? In Italien," sagte er, „wo doch Pomeranzen und Zitronen wachsen, wird alles Wetter auf Bestellung gemacht. Darin seid Ihr Deutsche noch zurück." Der Schulz ist ein guter und treuherziger Mann und gehört zu denen, die lieber geschwind reich werden möchten, als langsam. Also leuchtete ihm das Anerbieten des Zirkelschmieds ein. Doch wollte er vorsichtig sein. „Macht mir morgen früh einen heitern Himmel," sagte er, „zur Probe und ein paar leichte, weiße Wölklein dran, den ganzen Tag Sonnenschein und in der Luft so zarte glänzende Fäden. Auf den Mittag könnt Ihr die ersten gelben Sommervögel los lassen, und gegen Abend darf's wieder kühl werden." Der Zirkelschmied erwiderte: „Auf einen Tag kann ich mich nicht einlassen, Herr Schulz. Es trägt die Kosten nicht aus. Ich unternehm's nicht anders, als auf ein Jahr. Dann sollt Ihr aber Noth haben, wo Ihr Eure Frucht und Euren Most unterbringen wollt." Auf die Frage des Schulzen, wie viel er für den Jahrgang fordere, verlangte er zum voraus nichts, als täglich einen Gulden und freien Trunk bis die Sache eingerichtet sei; es könne wenigstens drei Tage dauern, „hernach aber von jedem Saum Wein, den Ihr mehr bekommt," sagte er, „als in den besten Jahren, ein Viertel und von jedem Malter Frucht ein Zehntel." „Das wäre nicht veil," sagte der Schulz. Denn dort zu Lande sagt man veil statt viel, wenn man sich hochdeutsch expliziren will. Der Schulz bekam Respekt vor dem Zirkelschmied und explizirte sich hochdeutsch. Als er nun aber Papier und Feder aus dem Schränklein holte und dem Zirkelschmied das Wetter von Monat zu Monat vorschreiben wollte, machte ihm der Zirkelschmied eine neue Einwendung: „Das geht nicht an, Herr Schulz! Ihr müßt auch die Bürgerschaft darüber hören. Denn das Wetter ist eine Gemeindesache. Ihr könnt nicht verlangen, daß die ganze Bürgerschaft Euer Wetter annehmen soll." Da sprach der Schulz: „Ihr habt recht! Ihr seid ein verständiger Mann."

Der geneigte Leser aber ist nun der Schelmerei des Zirkelschmieds auf der rechten Spur, wenn er zum voraus vermutet, die Bürgerschaft sei über die Sache nicht einig geworden. In der ersten Gemeindeversammlung wurde noch nichts ausgemacht, in der siebenten auch noch nichts, in der achten kam's zu ernsthaften Redensarten, und ein verständiger Gerichtsmann glaubte endlich, um Frieb' und Einigkeit in der Gemeinde zu erhalten, wär's am besten, man zahlte den Wettermacher aus und schickte ihn fort. Also beschied der Schulz den Wettermacher vor sich: „Hier habt Ihr Eure 9 Gulden, Unheilstifter, und nun thut zur Sache, daß Ihr fortkommt, eh' Mord und Todschlag in der Gemeinde ausbricht." Der Zirkelschmied ließ sich das nicht zweimal heißen. Er nahm das Geld, hinterließ eine Wirthsschuld von circa 24 Maß Wein, und mit dem Wetter blieb es, wie es war. —

Merke, wie gut es sei, daß der oberste Weltregent bisher die Witterung nach seinem Willen allein gelenkt hat.

185. Betrachtungen über das Weltgebäude.

(Hebel.)

1. Die Erde und die Sonne.

Nach dem Augenschein und nach dem allgemeinen Glauben wäre die Erde mit allen ihren Bergen und Thälern eine große runde Fläche gleich einer ungeheuer großen Scheibe. Am Rande derselben weiter hinaus kommt nichts mehr, dort ist gleichsam der Himmel an sie angefügt, der wie eine große hohle Halbkugel über ihr steht und sie bedeckt. Dort geht am Tage die Sonne auf und unter, bald früher, bald später, bald links an einem gewissen bekannten Berg oder Haus, bald rechts, und bringt Tag und Nacht, Sommer und Winter und bei Nacht den Mond und die Sterne; und sie scheinen nicht gar entsetzlich hoch über unsern Häuptern zu stehen.

Das wäre nun alles gut, wenn's niemand besser wüßte, aber wir Sternseher und Kalendermacher wissen's besser. Denn *erstlich*, wenn einer daheim weggeht und will reisen bis ans Ende der Erde, an den Rand, wo man einen aufgehenden Stern mit der Hand weghaschen und in die Tasche stecken kann, und er geht am ersten April von Hause aus, so hat er den rechten Tag gewählt. Denn er kann reisen, wenn er will, durch Deutschland, durch Polen, durch Rußland, nach Asien hinein, durch die Muhamedaner und Heiden, vom Land aufs Wasser und vom Wasser wieder aufs Land und immer weiter. Aber endlich, wenn er ein Pfeiflein Tabak einfüllt und will daran denken, wie lang er schon von den Seinigen weg ist, und wie weit er noch zu reisen hat ans Ende der Erde und wieder zurück, auf einmal wird's ihm heimlich in seinem Gemüt, es wird nach und nach alles, wie es daheim war, er hört seine Landessprache wieder sprechen, zuletzt erblickt er von weitem einen Kirchthurm, den er auch schon gesehen hat, und wenn er auf ihn hingeht, kommt er in ein wohlbekanntes Dorf und hat nur noch zwei Stunden oder drei, so ist er wieder daheim und hat das Ende der Erde nie gesehen. Nämlich er reist um die Erde, wie man einen Strich mit Kreide um eine Kugel herumzieht, und kommt zuletzt wieder auf den alten Fleck, von dem er ausging.

Es sind schon mehr als zwanzig solcher Reisen um die Erde nach verschiedenen Richtungen gemacht worden. In zwei bis vier Jahren, je nachdem, ist alles geschehen. Ist nicht der englische Seekapitän Cook in *einem* Leben zweimal um die ganze Erde herumgereist und von der andern Seite her wieder heimgekommen? Aber das drittemal haben ihn die Wilden auf der Insel Owai todt geschlagen und gegessen.

Daraus und aus mehreren sicheren Anzeichen erkennen die Gelehrten folgendes: Die Erde ist nicht bloß eine ausgebreitete, rund abgeschnittene Fläche, nein sie ist eine ungeheure große Kugel. Weiter, sie hängt und schwebt frei und ohne Unterstützung, wie seines Orts die Sonne und der Mond in dem unermeßlichen Raum des Weltalls, unten und oben zwischen lauter himmlischen Sternen. Weiter, sie ist rings um und um, wo sie Land hat, und wo die Hitze oder der bittere Frost es erlaubt, mit Pflanzen ohne Zahl besetzt, und von Thieren und vernünftigen Menschen belebt. Man muß nicht glauben, daß auf diese Art ein Theil der Geschöpfe mit dem Kopf abwärts hänge und in Gefahr stehe, von der Erde weg und in die Luft hinab zu fallen. Dies ist lächerlich. Ueberall werden die Körper durch ihre Schwere an die Erde angezogen und können ihr nicht entlaufen. Ueberall nennt man unten, was man unter den Füßen hat, und oben, was über dem Haupt hinaus ist. Niemand merkt oder kann sagen, daß er unten sei. Alle sind oben, so lange sie die Erde unter den Füßen und den Himmel voll Licht oder Sterne über dem Haupte haben.

Aber der geneigte Leser wird nicht wenig erstaunen, wenn er's zum erstenmale hören

sollte, wie groß diese Kugel sei; denn der Durchmesser der Erde beträgt in gerader Linie von einem Punkt der Oberfläche durch das Centrum hindurch zum andern Punkt, eintausend siebenhundert und zwanzig deutsche Meilen. Der Umkreis der Kugel aber beträgt fünftausend vierhundert deutsche Meilen. Ihre Oberfläche beträgt über neun Millionen Meilen ins Gevierte, und davon sind zwei Drittheil Wasser und ein Drittheil Land. Ihre ganze Masse aber beträgt mehr als zweitausend sechshundert und zweiundsechzig Millionen Meilen im Klaftermaß. Das haben die Gelehrten mit großer Genauigkeit ausgemessen und ausgerechnet und sprechen davon wie von einer gemeinen Sache. Aber niemand kann die göttliche Allmacht begreifen, die diese ungeheure große Kugel schwebend in der unsichtbaren Hand trägt und jedem Pflänzlein darauf seinen Thau und sein Gedeihen gibt und dem Kindlein, das geboren wird, einen lebendigen Odem in die Nase. Man rechnet, daß tausend Millionen Menschen zu gleicher Zeit auf der Erde leben und bei dem lieben Gott in die Kost gehen, ohne das Gethier. Aber es kommt noch besser.

Denn zweitens die Sonne, so nahe sie zu sein scheint, wenn sie früh hinter den Bergen in die frische Morgenluft hinauf schaut, so ist sie doch über zwanzig Millionen Meilen weit von der Erde entfernt. Weil aber eine solche Zahl sich geschwinder aussprechen, als erwägen und ausdenken läßt, so merke: Wenn auf der Sonne eine große scharf geladene Kanone stünde, und der Konstabler, der hinten steht und sie richtet, zielte auf keinen andern Menschen als auf dich, so dürftest du deswegen in dem nämlichen Augenblick, als sie losgebrannt wird, noch herzhaft anfangen, ein neues Haus zu bauen und könntest darin essen und trinken und schlafen, oder du könntest ohne Anstand noch geschwinde heiraten und Kinder erzeugen und ein Handwerk lernen lassen und sie wieder verheiraten und vielleicht noch Enkel erleben. Denn wenn auch die Kugel in schnurgerader Richtung und immer in gleicher Geschwindigkeit immer fort und fort flöge, so könnte sie doch erst nach Verfluß von 25 Jahren von der Sonne hinweg auf der Erde anlangen, so doch eine Kanonenkugel einen scharfen Flug hat und zu einer Weite von 200 Meter nicht mehr als den sechzigsten Theil einer Minute bedarf.

Daß nun weiter die Sonne auch nicht bloß eine glänzende Fensterscheibe des Himmels, sondern wie unser Erdkörper eine schwebende Kugel sei, begreift man schon leichter. Aber wer vermag mit seinen Gedanken ihre Größe zu umfassen, nachdem sie aus einer so entsetzlichen Ferne solche Kraft des Lichts und der Wärme noch auf die Erde ausübt und alles segnet, was ihr mildes Antlitz bescheint? Der Durchmesser der Sonne ist 114mal so groß als der Durchmesser der Erde. Aber im Körpermaß beträgt ihre Masse anderthalb Millionen mal so viel als die Erde. Wenn sie hohl wäre inwendig, so hätte nicht nur unsere Erde in ihr Raum; auch der Mond, der doch 50,000 Meilen von uns absteht, könnte darin ohne Anstoß auf- und untergehen, ja er könnte noch einmal so weit von uns entfernt sein, als er ist, und doch ohne Anstoß um die Erde herum spazieren, wenn er wollte. So groß ist die Sonne und geht aus der nämlichen allmächtigen Hand hervor, die auf der Erde das Magsamen- oder Mohnsamenkörnlein in seiner Schale bildet und zur Reife bringt, eins so unbegreiflich wie das andere. Der Hausfreund wenigstens wüßte keine Wahl, wenn er eine Sonne oder ein Magsamenkörnlein machen müßte mit einem fruchtbaren Keim darin.

Da nun die unermeßlich große Sonne in einer so unermeßlich weiten Entfernung von uns weg ist, so hat es den Sternforschern schon lange nicht mehr einleuchten wollen, daß sie unaufhörlich und je in 24 Stunden um die kleine Erde herumspringen soll in einer unbegreiflichen Kraft und Geschwindigkeit, nur damit wir in diesem kurzen Zeitraum einmal Morgen und Mittag, Abend und Nacht bekämen und wandelnde Sterne. Denn die Naturkundigen haben sich überzeugt, daß alles, was geschieht, auf eine viel einfachere und leichtere Art auch geschehen könnte. Allein ein rechtschaffener Sternseher, Copernikus ge-

nannt, hat bewiesen, daß es nicht nur so geschehen könnte, wie die Naturforscher denken, sondern daß es wirklich so geschieht, und die göttliche Weisheit hat früher daran gedacht, als die menschliche.

Der geneigte Leser wird jetzt erfahren, was Copernikus behauptet und bewiesen hat, wird aber ersucht, zuerst alles zu lesen, ehe er den Kopf schüttelt oder gar lacht.

Erstlich, sagt Copernikus, die Sonne, ja selbst die Sterne haben gegen die Erde weiter keine Bewegung, sondern sie stehen für uns so gut als still.

Zweitens, die Erde dreht sich in 24 Stunden um sich selber um. Nämlich, man stelle sich vor, wie wenn von einem Punkt der Erdkugel durch ihr Centrum bis zum entgegengesetzten Punkte eine lange Spindel oder Achse gezogen wäre. Diese zwei Punkte nennt man die Pole. Gleichsam um diese Achse herum dreht sich die Erde in 24 Stunden, nicht nach der Sonne, sondern gegen die Sonne. Auf diese einfache Weise geschieht das nämliche, was geschehen würde, wenn die Sonne in der nämlichen Zeit einen Kreisgang von 132 Millionen Meilen rings um die feststehende Erde herum wandeln müßte. Nämlich die eine Hälfte der Erdkugel ist gegen die Sonne gekehrt und hat Tag, und eine Hälfte ist von der Sonne abgekehrt gegen die Sterne hinaus und hat Nacht, aber nie die nämliche, sondern wie die Erdkugel sich gleichsam an ihrer Achse gegen die Sonne dreht, löst sich immer an dem einen Rand der finstern Hälfte ein wenig von der Nacht in die Dämmerung auf, bis man dort die ersten Strahlen der Sonne erblicken kann und meint, sie gehe auf; und an der andern Seite der erleuchteten Hälfte wird's immer später und kühler, bis man die Sonne nicht mehr sieht und meint, sie sei untergegangen, und der Morgen und Mittag und Abend, das heilige Osterfest und sein Glockengeläute wandeln in 24 Stunden um die Erde herum, und erscheinen nie an allen Orten zu gleicher Zeit, sondern in Wien zum Beispiel 24 Minuten früher als in Paris.

Drittens, sagt Copernikus, während die Erde den Morgen und den Abend, und zu seiner Zeit das heilige Osterfest in 24 Stunden gleichsam um sich herum spinnt, bleibt sie nicht an dem nämlichen Ort im unermeßlichen Weltraum stehen, sondern sie bewegt sich unaufhörlich und mit unbegreiflicher Geschwindigkeit in einer großen Kreislinie, zwischen der Sonne und den Sternen fort und kommt in 365 Tagen und ungefähr 6 Stunden um die Sonne herum und wieder auf den alten Ort. Deswegen und weil alsdann nach 365 Tagen und ungefähr 6 Stunden alles wieder so wird und alles wieder so steht, wie es vor eben so viel Zeit auch gestanden ist, so rechnet man 365 Tage zu einem Jahr und spart die 6 Stunden vier Jahre lang zusammen, bis sie auch 24 Stunden ausmachen, denn man darf nichts von der kostbaren Zeit verloren gehen lassen. Deswegen rechnet man je auf das vierte Jahr einen Tag mehr und nennt es das Schaltjahr. Die Sache fängt an, dem verständigen Leser einzuleuchten, und er wäre bald bekehrt, wenn er nur auch etwas von dem Drehen und Laufen der Erdkugel verspüren könnte! Deswegen und

Viertens, sagt der Hausfreund, kann man die Bewegung eines Gefährtes, auf welchem man mitfährt, eigentlich nie an dem Gefährte selbst erkennen, sondern man erkennt sie an den Gegenständen rechts und links, an den Bäumen und Kirchthürmen, welche stehen bleiben, und an denen man nach und nach vorbeikommt. Wenn ihr auf einem sanftfahrenden Wagen oder lieber in einem Schifflein auf dem Rhein fahrt, und ihr schließt die Augen zu, oder ihr schaut eurem Kameraden, der mit euch fährt, steif auf einen Rockknopf, so merkt ihr nichts davon, daß ihr weiter kommt. Wenn ihr aber umschaut nach den Gegenständen, welche nicht selber bei euch auf dem Gefährte sind, da kommt euch das Ferne immer näher, und das Nahe und Gegenwärtige verschwindet hinter eurem Rücken, und daran erkennt ihr erst, daß ihr vorwärts kommt, also auch die Erde. An der Erde selbst und allem, was auf ihr ist, so weit man schauen kann, läßt sich ihre Bewegung nicht absehen (denn die Erde ist selbst das große Gefährte, und alles, was man auf ihr sieht, fährt

selber mit), sondern man muß nach etwas schauen, das stehen bleibt und nicht mitfährt, und das sind eben die Sonne und die Sterne, zum Beispiel der sogenannte Thierkreis.

Fünftens und letztens sagt der Kopernikus wieder, wenn gleichwohl die Achse der Erdkugel gegen die Sonne wagrecht läge, und die Erde drehte sich auch so, und sie bewegte sich wagrecht in einer vollkommen runden Zirkellinie um die Sonne, also daß die Sonne genau im Mittelpunkt des Zirkelkreises stände, so müßte Jahr aus Jahr ein und auf allen Orten der Erde Tag und Nacht gleich sein. Ja es müßte mitten auf der Erde ein ewiger Sommer glühen, weiterhin zu beiden Seiten am Abhang der Kugel milderte und kühlte sich die Hitze ein wenig, je schiefer die Sonnenstrahlen herabfielen, und näher gegen die Pole hin herrschte ein Winter ohne Trost und ohne Ende. Aber es ist nicht so, sagt der Sternseher. Die Achse der Erde liegt nicht wagrecht und nicht senkrecht gegen die Sonne, sondern schief in einem Winkel von 67 Graden, wer's versteht. In dieser Richtung gegen die Sonne dreht sich die Erde in 24 Stunden um, in dieser Richtung wandelt sie in einem Jahr um die Sonne ebenfalls nicht senkrecht, sondern schief.

Hieraus ist zu gleicher Zeit zu erkennen, daß nie auf der ganzen Erde die nämliche Jahreszeit herrscht. Denn zu gleicher Zeit und in gleichem Maße, wie sich die Sonne von unserm Scheitelpunkt entfernt, oder wir von der Sonne, kommt sie höher über diejenigen zu stehen, welche gegen den andern Pol hinaus wohnen, und umgekehrt ebenso.

Wenn hier die letzten Blumen verwelken und das Laub von den Bäumen fällt, fängt dort alles an zu grünen und zu blühen. Wenn wir in unserm Winter die längste Nacht verschlafen, schimmert dort der längste Sommertag, und der Hausfreund kann sich nicht genug über die göttliche Weisheit verwundern, die mit einer Sonne auf der ganzen Erde ausreicht und in die winterlichsten Landschaften noch einen lustigen Frühling und eine fröhliche Ernte bringen kann.

2. Der Mond.

Der geneigte Leser wird nun recht begierig sein, auch etwas Neues von dem Monde zu erfahren, der ihm des Nachts so oft aus der Stadt nach Hause leuchtet.

Erstlich, der Mond ist auch eine große Kugel, die im unermeßlichen Weltraum schwebt, nicht anders als die Erde und die Sonne, aber in seiner körperlichen Masse ist er fünfzigmal so klein als die Erde und nicht viel über 50,000 Meilen von ihr entfernt.

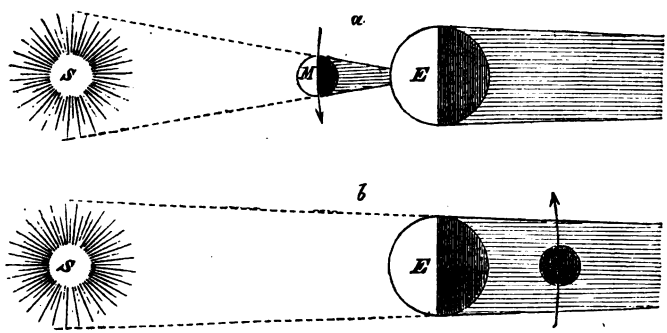
Zweitens, daß der Mond wie die Sonne je in 24 Stunden um die Erde herum zu gehen scheint, will nicht viel sagen. Gesetzt, er stehe unbeweglich still an seinem Ort, so dreht sich ja die Erde um ihre Achse, daraus erfolgen in Rücksicht auf den Mond die nämlichen Erscheinungen, wie bei der Sonne. Aber der Mond ist deswegen nicht um die Erde herumgegangen, sondern die Erde hat sich um ihre Achse gedreht.

Drittens, der Mond muß auch sein Licht und sein Gedeihen von der Sonne empfangen. Eine Hälfte seiner Kugel ist erhellt, die gegen die Sonne gekehrt ist, die andere ist finster. Damit nun nicht immer die nämliche Hälfte hell, und die nämliche finster bleibe, so dreht sich der Mond wie die Erde ebenfalls um sich selber oder um seine Achse, und zwar in 29 und einem halben Tag. Daraus folgt, daß in dieser langen Zeit der Tag und die Nacht nur einmal um den Mond herum wandeln. Der Tag dauert dort an einem Ort so lange als ungefähr zwei von unsern Wochen und eben so lange die Nacht, und ein Nachtwächter muß sich schon sehr in acht nehmen, daß er in den Stunden nicht irre wird, wenn es einmal anfängt 223 zu schlagen oder 309. — Aber

Viertens, der Mond bewegt sich in der nämlichen Zeit auch um die Erde. Dies sieht man abermals an den Sternen. Wenn man einen langsam gehenden Postwagen aus weiter Ferne beobachtet, meint man, er stehe still. Wenn man aber bemerkt, wie er doch nicht immer neben dem nämlichen Baum an der Straße sich befindet, sondern nach ein paar Minuten neben einem andern, so erkennt man, daß er nicht still steht, sondern

auf die Station geht. Wenn er aber in einem großen Kreis um den geneigten Leser herumführe, so müßte er doch zuletzt wieder zu dem nämlichen Baum kommen, bei welchem er zuerst stand, und daran müßte man erkennen, daß er jetzt seinen Kreislauf vollendet hat; also auch der Mond. Er hält sich nicht jede Nacht bei dem nämlichen Sternlein auf, wenn's noch so schön ist, sondern er rückt weiter von einem zum andern. Am andern Abend um die nämliche Zeit ist er schon um ein beträchtliches vorgerückt, aber ungefähr in oben benannter Zeit, etwas früher, kommt er wieder zu dem nämlichen Stern, bei dem er zuerst stand, und hat seinen Kreislauf um die Erde vollendet.

Fünftens, da sich der Mond also um die Erde bewegt so ist daraus leicht abzunehmen, was es mit dem Mondwechsel für eine Bewandtnis hat. Der Neumond ist, wenn der Mond zwischen der Sonne und Erde steht, aber etwas höher oder tiefer. Alsdann ist seine ganze erleuchtete Hälfte oder sein Tag gegen die Sonne gekehrt, und seine Nacht schaut herab gegen uns. Vom Neumond an, wenn der Mond auf seinem Umlauf zwischen der Sonne und Erde heraus tritt und sich gleichsam mit ihnen in ein Dreieck stellt, erblicken wir zuerst einen schmalen Streif von der erhellten Mondkugel, die immer größer wird bis zum ersten Viertel. Das erste Viertel ist, wenn der Mond so steht, daß gerade die Hälfte von der erleuchteten Halbkugel oder der vierte Theil von dem Mond gegen uns im Licht ist und die Hälfte von der verfinsterten Halbkugel im Schatten. Da kann man recht sehen, wie Gott das Licht von der Finsternis scheidet, und wie auf den Weltkörpern der Tag neben der Nacht wohnt, und wie die Nacht von dem Tag bis zum Vollmond allmählich besiegt wird. Der Vollmond ist, wenn der Mond auf seinem Kreislauf um die Erde hinter der Erde steht, also daß die Erde zwischen ihm und der Sonne schwebt, aber etwas tiefer oder höher. Alsdann können wir seine ganze erleuchtete Hälfte sehen, wie sie von der Sonne erleuchtet wird, und aus unserer Nacht hinaufschauen in seinen Tag. Vom Vollmond an, wenn der Mond sich wieder auf der andern Seite herumbiegt um die Erde, kommt wieder etwas von seiner finstern Hälfte zum Vorschein und immer mehr bis zum letzten Viertel. Das letzte Viertel ist, wenn wieder die eine Hälfte der Halbkugel, die gegen uns steht, erleuchtet, und die andere verfinstert ist, und jetzt kann man sehen, wie die Nacht den Tag besiegt, bis sie ihn im Neumond wieder verschlungen hat. Dies ist der Mondwechsel.



a. Sonnenfinsternis. b. Mondfinsternis.

Sechstens aber, und wenn der Mond und die Erde einmal in schnurgerader Linie vor der Sonne stehen, so geschehen noch ganz andere Sachen, die man nicht alle Tage sehen kann, nämlich die Finsternisse. Wenn der dunkle Neumond je zuweilen in seinem Lauf gerade zwischen die Erde und die Sonne hineinrückt, nicht höher und nicht tiefer, so können wir vor ihm am hellen Tage die Sonne nimmer sehen oder doch nicht

ganz, und das ist alsdann eine Sonnenfinsternis; die Sonnenfinsternis kann nur im Neumond stattfinden. Wenn aber im Vollmond die Erde gerade zwischen die Sonne und zwischen den Mond hineintritt, nicht höher und nicht tiefer, so kann die Sonne nicht ganz an den Vollmond scheinen, weil die Erde ihren Strahlen im Wege steht. Dies ist alsdann die Mondfinsternis. Die Dunkelheit, die wir am Mond erblicken, ist nichts anderes als der Schatten von unserer eigenen Erde, und ein solches Beispiel am Mond kann nur im Vollicht vorkommen. Alle diese Finsternisse nun, die einzig von der Bewegung des Mondes und der Erde herrühren, wissen die Sternseher und Kalendermacher ein ganzes Jahr, und wenn's verlangt wird, auf weiter hinaus vorher zu sagen.

Siebentens, und wenn der Mond in seinem vollen Lichte am Himmel erscheint, sieht er bei allem dem kurios aus mit seinem trüben Gesicht und mit seinen helleren und blasseren Flecken. Denn bekanntlich ist die Helle nicht gleichmäßig über ihn verbreitet, sondern ungleichmäßig. Damit hat er die Gelehrten lange Zeit vexirt und ihnen weisgemacht, die helleren Theile seien Land, von welchem die Lichtstrahlen wieder zurückprallen, und die dunkleren seien Wasser, welches die Lichtstrahlen verschluckt. Allein mit einem tüchtigen Perspectiv, wie es in vorigen Zeiten keine gab, hat ein rechtschaffener Sternseher, Namens Schröter, ganz andere Dinge auf dem Monde entdeckt als Land und Wasser, nämlich auch Land, aber kein Wasser, sondern weite Ebenen, hohe Berge und tiefe Abgründe von wunderbarer Gestalt und Verbindung. Hat er nicht ihren Schatten sogar beobachtet und wie er sich von Abend gegen Morgen bewegt, verkürzt und verlängert? Hat er nicht zuletzt sogar aus dem Schatten der Berge ihre Höhe ausgerechnet, gleichsam wie ein Exempel aus der Regel de tri? Die höchsten Berge auf dem Monde sind höher als die höchsten auf der Erde, nämlich über 8000 Meter. Der Hausfreund hat Respekt vor dem Sternseher und vor der göttlichen Allmacht, die einem schwachen Menschenkinde den Verstand und die Geschicklichkeit geben kann, auf 50,000 Meilen weit Berge auszumessen, die unser einer gar nicht sieht. Fragt man nun noch

Achtens und letztens, was denn eigentlich der Mond am Himmel zu verrichten hat? — Antwort: Was die Erde. So viel ist gewiß, er erhellt durch sein mildes Licht, welches der Wiederschein von seinem Sonnenschein ist, unsere Nächte und sieht zu, ob des Nachts alles ehrlich und ordentlich hergeht. Er ist der eigentliche Hausfreund und erste Kalendermacher unserer Erde und der oberste Generalnachtwächter, wenn die andern schlafen. Hinwiederum scheint die Erde mit ihrem Sonnenglanze, in wechselndem Lichte, an die finstere Halbkugel des Monds und erhellt ihre lange, lange Nacht. Was will der geneigte Leser sagen! Sieht man nicht in den ersten Tagen des Neulichts, wenn der Mond wie eine krumme Sichel am Himmel steht, auch den übrigen dunkeln Theil seiner Scheibe, oder seine Nacht durch einen schwachen grünlichen Schimmer erhellt? Das ist eine Wirkung des Sonnenscheins, der von der erleuchteten Halbkugel unserer Erde auf den Mond fällt, oder ist der Erdschein im Monde.

Zudem ist es gar wohl möglich, daß auch jener Weltkörper allerlei vernünftige und unvernünftige Geschöpfe von seltsamen Gestalten und Eigenschaften beherbergt, die uns alles besser sagen könnten, und die sich in ihrer Nacht auch über den milden Erdschein freuen. Vielleicht glauben die einfältigen Leute dort auch lange her, die Erde gehe um den Mond herum und sei bloß ihretwegen da, und wir könnten's ihnen auch besser sagen.

186. Zwei Räthsel.

(Schiller.)

1. Es steht ein groß geräumig Haus | es mißt's und geht's kein Wandrer aus,
auf unsichtbaren Säulen; | und keiner darf drin weilen.

Nach einem unbegriffnen Plan
ist es mit Kunst gezimmert;
es steckt sich selbst die Lampe an,
die es mit Pracht durchschimmert.

Es hat ein Dach, kristallenrein,
von einem einz'gen Edelstein;
doch noch kein Auge schaute
den Meister, der es baute.

2. Auf einer großen Weide gehen
viel tausend Schafe silberweiß;
wie wir sie heute wandeln sehen,
sah sie der allerältste Greis.

Sie altern nie und trinken Leben
aus einem unerschöpften Born,
ein Hirt ist ihnen zugegeben
mit schön gebognem Silberhorn.

Er treibt sie aus zu goldnen Thoren,
er überzählt sie jede Nacht
und hat der Lämmer keins verloren,
so oft er auch den Weg vollbracht.

Ein treuer Hund hilft sie ihm leiten,
ein muntrer Widder geht voran.
Die Herde, kannst du sie mir deuten?
Und auch den Hirten zeig mir an.

187. Wie es Oberlin mit den arbeitsscheuen Bettlern gemacht hat.

(Geschichten des Hunsrücker Chronisten.)

Oberlin war Pfarrer zu Steinthal im Elsaß und ist ein Mann gewesen nach dem Herzen Gottes. Er hat eine barmherzige Seele für das arme Volk gehabt und gemeint, ehrliche Schwielen in der Hand und ehrlicher Schweiß im Angesichte seien ein rechter Ehrenschmuck für ein Menschenkind. Und wer davon nichts wissen wollte, sondern lieber fett werden von der sauern Mühe der andern, dem ist er hart an den Leib gegangen. So hatte Gott seinem Kriege wider die Faulheit und Liederlichkeit in seiner Gemeinde zum Siege verholfen. Da sah man wohl arme Leute, aber fleißige und keine Bettler. Desto mehr Bettelsäcke kamen jetzt von draußen nach Steinthal. Wenn nun ein Mensch kam, schwach und krank oder mit greisen Haaren, dem man's ansieht, er kann nicht mehr, oder er kann noch nicht — und streckte seine zitternde Hand aus mit Seufzen, man möchte doch um Gottes willen was hinein legen, sonst war's am End' — so einer ging allemal getröstet und beschenkt von Oberlins Hausthür hinweg. Wenn aber einer kam in den kräftigen Jahren, von gesunden Gliedern und mit starken Knochen, und klopfte mit dem Bettelstock an die Thür, dann fragte ihn der Oberlin: »Lieber Freund, warum arbeitest du nicht?« Und so der Bettelsack die Antwort gab: »Ich finde nicht Arbeit,« wußte Oberlin alsbald Rath und erwiderte: »Herein, mein Lieber, du sollst haben; drin im Hofe liegt ein Häuflein Steine, pack' frisch zu, und trag sie weg an den Ort, welchen ich dir zeigen will! Alsdann sollst du Lohn haben.«

Aber siehe, am öftesten, wenn er noch nicht fertig war mit dieser Rede, machten die faulen Bettelsäcke Kehrt und zogen ab mit verdrießlichem Gesichte, weil man sich beim Steintragen bücken muß, und das wird einem sauer. Und sie ließen sich fürder nicht mehr im Steinthal sehen. Nur wenige ließen sich bereit finden, im Schweiße ihres Angesichts ein Almosen zu verdienen.

Nun versteh: Die Steine in Oberlins Hof sind Probiersteine gewesen, daran sich sollte die Arbeitslust oder Arbeitsscheu der Bettler ans Licht stellen. Und sie wurden auch für viele Faulenzer und Bettler von Profession Steine des Anstoßes und ihrer eigenen Schande, für etliche aber auch Edelsteine; denn ein verdienter Lohn hat einen edlen Wohlgeschmack

und reizt das Herz, um weiter zu suchen und zu sinnen, wo und wie sich fürderhin — nicht auf Bettelfahrten, sondern auf ehrlichen Wegen fleißiger Arbeit ein Stücklein Brot verdienen lasse.

Für dich aber, mein lieber Mensch, sollen es Gedenksteine sein, daß du die leibeskräftigen Bettler nicht noch in ihrer Sünde unterstützest, sondern darauf sinnest, wie sie das Almosen, das du für sie übrig hast, dir durch Arbeit verdienen. Denn das ist das allerbravste und frommste Almosen, wenn man einen Menschen von seiner Faulheit erlöst. Wer aber nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen. — Ich meine nun nicht, du müssest etwas gewinnen durch solche Arbeit des Bettlers, sondern er soll den Gewinn haben darin, daß er dir, seinem Wohlthäter, etwas thut.

Und wenn's im Sprichwort heißt: Ein Arbeiter ist seines Lohnes werth, — so kehr ich's jetzt um, und dann kommt der goldne Satz heraus: Ein Lohn ist seiner Arbeit werth. — Der Spruch muß der faulen Bettelei den Hals brechen.

188. Der Straßenbau im Steinthal.

(Schubert.)

Ein Hauptbedürfnis für die Bewohner des Steinthals war die Anlegung einer Straße, welche ihre Gegend mit der Hauptstraße und den angrenzenden Ortschaften in Verbindung setzte. Der Regierung war es nicht zuzumuten, und von ihr war es nicht zu erwarten, daß sie nach einem so abgelegenen Gebiet hin sollte eine Straße bauen lassen. Da rief Oberlin eines Tages seine Bauern zusammen. »Kinder,« sagte er, »es ist nöthig, daß wir durch unser Steinthal bis zu der nahen Hauptstraße eine Seitenstraße anlegen und eine Brücke über die Breusch bauen.« Die Bauern staunten mit offenem Munde den Pfarrer und sich unter einander an und sagten einmütig, das ginge unmöglich, sie hätten andere Sachen zu thun, als Straßen zu bauen. Da sagte der Pfarrer: »So wie es jetzt ist, seid ihr einen großen Theil des Jahres hindurch von der ganzen übrigen Welt abgeschieden. Nicht einmal im Sommer kann sich ein Fuhrwerk zu euch herauf getrauen. Bauet eine Straße, so könnt ihr eure Landeserzeugnisse leichter absetzen und das ganze Jahr hindurch den Umgang anderer Leute genießen.« — »Das geht unmöglich an, Herr Pfarrer,« antworteten die Bauern. — »Wer also will, der folge meinem Beispiel,« sagte der Pfarrer, »und gehe mit hinaus, ich will's euch zeigen, wie man eine Straße bauen muß.« — Oberlin, in seinem alten Rock, nahm eine Pickelhaue auf die Schulter und ging voraus, und siehe da, die Bauern eilten jeder in sein Haus und folgten, der eine mit einer Schaufel, der andere mit Spaten, der dritte mit Pickel und Brecheisen, dem Pfarrer nach. Bei diesem war der ganze Plan schon längst überlegt und ausgedacht; er stellte gleich einen jeden an seinen Ort und legte selber mit seinem Knechte gerade da, wo die Arbeit am beschwerlichsten und gefährlichsten erschien, rüstig die Hand an. Die Bauern arbeiteten mit dem Pfarrer bis zum Mittag und dann wieder bis zum Abend, und so war der Straßenbau begonnen und nach wenigen Monaten auch vollendet. Bald war auch über die schäumende Breusch von dem Pfarrer im Steinthal und seinen Bauern die Brücke erbaut und die Verbindung mit der Hauptstraße vollends bewerkstelligt. Jetzt wurden nun auch durch die einzelnen Theile des Steinthales selber Stein-

wege angelegt. Die Kirche des einen Ortes war so gelegen, daß bei feuchter Witterung die Kirchengänger nur durch einen See von Schmutz und Schlamm zu ihr gelangen konnten. Oberlin empfahl, daß jeder, der zur Kirche ginge, einen Stein mit sich bringen und außen niederlegen sollte, zur Begründung eines festen Weges und ging dabei selber mit gutem Beispiel voran. Nachdem so das Thal gereinigt und trocken gelegt, überall bepflanzt und blühend geworden war, ging Oberlins Sorgfalt auch weiter ins Innere der Ortschaften selber und in den Bau der Häuser ein. Schon früher hatte er seine Bauern gelehrt, den Dünger, welcher vorher nur ein ekelhafter Schmutz um die Häuser her gewesen war, in besondern Gruben aufzubewahren und für den Ackerbau zu benützen, und dies hatte zur äußern Reinlichkeit vieles gewirkt; jetzt entstanden denn auch durch seinen Betrieb allmählich statt der schmutzigen, verfallenen Hütten reinliche, steinerne Häuser, die auch großentheils mit gemauerten Kellern, zum Aufbewahren der Kartoffeln, versehen waren.

189. Einmal ist keinmal.

(Hebel.)

„Einmal ist keinmal." Dies ist das erlogenste und schlimmste unter allen Sprichwörtern, und wer es gemacht hat, der war ein schlechter Rechnungsmeister oder ein boshafter. Einmal ist wenigstens einmal, und davon läßt sich nichts abmarkten. Wer einmal gestohlen hat, der kann sein Lebenlang nimmer mit Wahrheit und mit frohem Herzen sagen: Gottlob! ich habe mich nie an fremdem Gute vergriffen; und wenn der Dieb erhascht und gehenkt wird, alsdann ist einmal nicht keinmal. Aber das ist noch nicht alles, sondern man kann meistens mit Wahrheit sagen: Einmal ist zehnmal und hundert- und tausendmal. Denn wer das Böse einmal angefangen hat, der setzt es gemeiniglich auch fort. Wer A gesagt hat, der sagt auch gerne B, und alsdann tritt ein anderes Sprichwort ein, daß der Krug so lange zum Brunnen gehe, bis er bricht.

Nur heute, heute nur laß dich nicht fangen,
so bist du hundertmal entgangen. (Goethe.)

190. Geiz ist die Wurzel alles Uebels.

(Ahlfeld.)

Wenn im Winter die Fenster gefroren sind, dann drücken die Kinder wohl manchmal Geldstücke in den Reif und in das Eis und nehmen sie wieder ab. Jedes Geldstück läßt dann sein Wappen oder seine Schrift auf dem Eise zurück. Solch Fenster sieht dann gar bunt aus, und auf einer Scheibe kommandiren viele Potentaten. Ebenso sieht auch das Herz eines Geldgierigen aus. Jeder Thaler und Friedrichsd'or hat sein Wappen zurückgelassen. Aber es kommandirt doch nur ein Potentat darin, nämlich Desiderius oder Gierhard I. Das ist aber ein gar strenger Herr. Wenn die Güter verloren gehen, dann stößt er häufig seinen Unterthanen das Herz ab.

Die Jahre 1779, 1780 und 1781 stehen uns noch als Wasser- und Hungerjahre im Gedächtnis, uns freilich nur durch Hörensagen; unseren Großvätern standen sie aber aus Erfahrung darin. In jenen Jahren lebte in den Odergegenden ein Mann, dessen Feld war Höhenland und hatte

gut getragen. Und sein Feld war groß, so daß er eine gewaltige Masse Roggen in der Scheuer und endlich auf dem Boden hatte. Hoch waren die Preise schon im Herbste. Mit dem Winter und Frühjahre stiegen sie immer höher. Mancher Handelsmann klopfte an die Thür des Reichen, mancher Handwerker bettelte, er möchte ihm doch für gutes Geld ein Scheffelchen ablassen; alle aber wurden abgewiesen mit der Antwort: »Ich habe mir meinen Satz gemacht; der Boden wird nicht eher geöffnet, als bis der Scheffel Roggen vier Thaler kostet. Dabei bleibe ich!« Und zum Zeichen hatte er an die Bodenthür eine große schwarze Vier mit Kohle gemalt. Der Winter verging, der Mai kam heran; aber die Preise waren noch gestiegen, denn die gewaltigen Fluten hatten großen Schaden gethan. Am 7. Mai kam ein armer Leinweber, ein ehrlicher Meister aus dem Orte. Sein Gesicht sah vor Hunger und Grämen selber aus, wie graue Leinwand. Er zahlte ihm, damit der reiche Mann Geld sähe, 3 Thaler 22 Groschen auf den Tisch. Die 22 Groschen bestanden aus Dreiern, Vierlingen und Groschen und Sechsern vom alten Fritz, die man sonst wohl Stiefelknechte nannte; denn der Mann hatte alles zusammengesucht. Aber der Bauer sprach: »Euer Aufzählen hilft Euch nichts; vier Thaler, das ist mein Satz. Eher thue ich meinen Boden nicht auf. Und dann muß es ordentlich Courant sein.« Des Bauern Söhnchen, ein Bürschchen von zehn Jahren, zupfte den Alten am Rocke: »Vater, gebt's ihm doch!« Aber sein Vater prägte ihm mit einem Rippenstoße bessere Grundsätze ins Herz. Der Weber mußte sein Geld zusammenstreichen und heimwandern. Den 8. Mai in der Abenddämmerung kam die Zeitung an. Einen Blick hinein und der Bauer fand, was er finden wollte: »Roggen vier Thaler.« Da zitterten ihm die Glieder vor Freude. Er nahm ein Licht, ging auf den Boden und wollte übersehen, wieviel er wohl verkaufen könnte, und überschlagen, wie groß seine Einnahme wäre. Indem er durch die Haufen und gefüllten Säcke hinschreitet, strauchelt er an einem umgefallenen, fällt selber, das Licht fliegt ihm aus der Hand und in einen Haufen Stroh, der daneben liegt. Ehe er sich aufraffen kann, steht das Stroh in hellen Flammen. Ehe an Hilfe zu denken ist, hat das Feuer Dachstuhl und Dielen ergriffen. Um Mitternacht an demselben Tage, wo der Scheffel Roggen vier Thaler galt, wo er auf seinen Satz gekommen war, wo er seinen Boden geöffnet hatte, stand er am Schutthaufen seines ganzen Gutes als ein armer Mann.

191. Der Schneider in Pensa.

(Hebel.)

Der Schneider in Pensa: was ist das für ein Männlein? Sechs und zwanzig Gesellen auf dem Brette Jahr aus Jahr ein, für halb Rußland Arbeit genug, und doch kein Geld — aber einen frohen, heitern Sinn, ein Gemüt treu und köstlich wie Gold, und mitten in Asien deutsches Blut, rheinländische Gastfreundschaft.

Im Jahre 1812, als Rußland nimmer Straßen genug hatte für die Kriegsgefangenen an der Berezina oder in Wilna, ging eine auch durch Pensa, welches für sich schon mehr als einhundert Tagreisen weit von Lahr oder Pforzheim entfernt ist, und wo die beste deutsche oder englische Uhr, wer eine hat, nimmer geht wie daheim, sondern um ein paar Stunden zu spät. In

Pensa ist der Sitz des ersten russischen Statthalters in Asien, wenn man von Europa aus hereinkommt. Also wurden dort die Kriegsgefangenen abgegeben, und dann weiter abgeführt, in das tiefe, fremde Asien hinein, wo die Christenheit ein Ende hat, und niemand mehr das Vaterunser kennt, wenn's nicht einer gleichsam als eine fremde Waare aus Europa mitbringt.

Also kamen eines Tages, mit Franzosen untermengt, auch sechzehn Rheinländer, badische Offiziere, die damals unter den Fahnen Napoleons gedient hatten, über die Schlachtfelder und Brandstätten von Europa, ermattet, krank, mit erfrorenen Gliedmaßen und schlecht geheilten Wunden, ohne Geld, ohne Kleidung, ohne Trost, in Pensa an, und fanden in diesem unheimischen Land kein Ohr mehr, das ihre Sprache verstand, kein Herz mehr, das sich über ihre Leiden erbarmte.

Als aber einer den andern mit trostloser Miene anblickte: was wird aus uns werden? — oder: wann wird der Tod unserm Elende ein Ende machen? — und: wer wird den letzten begraben? — da vernahmen sie, mitten durch das russische und kosakische Kauderwelsch, wie ein Evangelium vom Himmel unvermutet eine Stimme: „Sind keine Deutsche da?" — und es stand vor ihnen, auf zwei nicht ganz gleichen Füßen, eine liebe, freundliche Gestalt, das war der Schneider von Pensa, Franz Anton Egetmaier, gebürtig aus Bretten im Neckarkreise des Großherzogthums Baden.

Hat er nicht im Jahre 1799 das Handwerk gelernt in Mannheim? Hernach ging er auf die Wanderschaft nach Nürnberg, hernach ein wenig nach Petersburg hinein? (Ein pfälzischer Schneider schlägt sieben bis achtmal hundert Stunden Wegs nicht hoch an, wenn's ihn inwendig treibt.) In Petersburg aber ließ er sich unter ein russisches Kavallerieregiment als Regimentsschneider engagiren, und ritt mit ihm in die fremde russische Welt hinein, wo alles anders ist, nach Pensa, bald mit der Nadel stechend, bald mit dem Schwerte.

In Pensa aber, wo er sich hernach häuslich und bürgerlich niederließ, ist er jetzt ein angesehenes Männlein. Will jemand in ganz Asien ein sauberes Kleid nach der Mode haben, so schickt er nach dem deutschen Schneider in Pensa; verlangt er etwas von dem Statthalter, der doch ein vornehmer Herr ist und mit dem Kaiser reden darf, so hat's ein guter Freund vom andern verlangt, und hat auf dreißig Stunden Wegs ein Mensch ein Unglück oder einen Schmerz, so vertraut er sich dem Schneider von Pensa an, er findet bei ihm, was ihm fehlt, Trost, Rath, Hilfe, ein Herz und ein Auge voll Liebe, Obdach, Tisch und Bett, — nur kein Geld.

Einem Gemüte, wie dieses war, das nur in Liebe und Wohlthun reich ist, blühte auf den Schlachtfeldern des Jahres 1812 eine schöne Freudenernte! So oft ein Transport von unglücklichen Gefangenen kam, warf er Schere und Elle weg, und war der erste auf dem Platze, und „Sind keine Deutsche da?" war seine erste Frage; denn er hoffte, von einem Tage zum andern, unter den Gefangenen Landsleute anzutreffen, und freute sich, wie er ihnen Gutes thun wollte, und liebte sie schon voraus, ungesehener Weise, wie eine Frau ihr Kindlein schon liebet, und ihm Brei geben kann, ehe sie es hat. „Wenn sie nur so oder so aussehen!" dachte er, „wenn ihnen nur recht viel fehlt, damit ich ihnen recht viel Gutes erweisen kann." Doch nahm er, wenn keine Deutsche da waren, auch mit Franzosen vorlieb, und erleichterte ihnen, bis sie weiter geführt wurden, ihr Elend nach Kräften.

Diesmal aber, und als er unter so viele geneigte Landsleute, auch Darm-

städter und andre, hineinrief: „Sind keine Deutsche da?“ — er mußte zum zweitenmale fragen, denn das erstemal konnten sie vor Staunen und Ungewißheit nicht antworten, sondern das süße deutsche Wort in Asien erklang in ihren Ohren wie ein Harfenton, und als er hörte: „Deutsche genug!“ und von jedem erfragte, woher er sei? — (er wäre mit Mecklenburgern und Kursachsen auch zufrieden gewesen), aber einer sagte: von Mannheim am Rheinstrom! — (als wenn der Schneider nicht vor ihm gewußt hätte, wo Mannheim liegt?), der andere sagte: von Bruchsal, der dritte von Heidelberg, der vierte von Gochsheim, — da zog es wie ein warmes auflösendes Thauwetter durch den ganzen Schneider hindurch. „Und ich bin von Bretten,“ sagte das herrliche Gemüt, „Franz Anton Egetmaier aus Bretten,“ wie Joseph in Aegypten zu den Söhnen Israel sagte: Ich bin Joseph, euer Bruder, — und die Thränen der Freude, der Wehmut und heiligen Heimatliebe traten allen in die Augen, und es war schwer zu sagen, ob sie einen freudigeren Fund an dem Schneider machten oder der Schneider an seinen Landsleuten, und welcher Theil am gerührtesten war. Jetzt führte der gute Mensch seine theuren Landsleute im Triumph in seine Wohnung, und bewirthete sie mit einem erquicklichen Mahle, wie in der Geschwindigkeit es aufzutreiben war. Jetzt eilte er zum Statthalter, und bat ihn um die Gnade, daß er seine Landsleute behalten dürfe. „Anton,“ sagte der Statthalter, „wann hab ich Euch etwas abgeschlagen?“ Jetzt lief er in der Stadt herum und suchte für diejenigen, die in seinem Hause nicht Platz hatten, die besten Quartiere aus. Jetzt musterte er die Gäste einen nach dem andern: „Herr Landsmann,“ sagte er zu einem, „mit Eurem Weißzeug sieht es windig aus, ich werde noch für ein halb Dutzend neue Hemden sorgen; Ihr braucht auch ein neues Röcklein,“ sagte er zu einem andern; „Eures kann noch gewendet und ausgebessert werden,“ zu einem dritten, und so zu allen, und augenblicklich wurde zugeschnitten und alle sechs und zwanzig Gesellen arbeiteten Tag und Nacht an Kleidungsstücken für seine werthen rheinländischen Freunde. In wenig Tagen waren alle neu oder anständig ausstaffirt.

Ein guter Mensch, auch wenn er in Nöthen ist, mißbraucht niemals fremde Gutmütigkeit, deswegen sagten zu ihm die Rheinländer: „Herr Landsmann, verrechnet Euch nicht! ein Kriegsgefangener bringt keine Münze mit, so wissen wir auch nicht, wie wir Euch für Eure großen Auslagen werden schadlos halten können, und wann.“ — Darauf erwiderte der Schneider: „Ich finde hinlängliche Entschädigung in dem Gefühl, Euch helfen zu können. Benützt alles, was ich habe, seht mein Haus und meinen Garten als das Eurige an!“ So kurzweg und ab, wie ein Kaiser oder König spricht, wenn, eingefaßt in Würde, die Güte hervorblickt; — denn nicht nur die hohe fürstliche Geburt und Großmut, sondern auch die liebe häusliche Demut gibt, ohne es zu wissen, bisweilen dem Herzen königliche Sprüche ein.

Jetzt führte er sie, freudig wie ein Kind, in der Stadt bei seinen Freunden herum und machte Staat mit ihnen.

Hier ist nicht Raum genug, alles Gute zu rühmen, was er seinen Freunden erwies. So sehr sie zufrieden waren, so wenig war er es; jeden Tag fand er neue Mittel, ihnen den unangenehmen Zustand der Kriegsgefangenschaft zu erleichtern und das fremde Leben in Asien angenehm zu machen. War in der lieben Heimat ein hohes Geburts- oder Namensfest, es wurde am nämlichen Tage von den Treuen auch in Asien mit Gastmahl, mit Vivat

und Freudenfeuer gehalten, nur etwas früher, weil dort die Uhren anders gehen; kam eine frohe Nachricht von dem Vorrücken und den Siegen der hohen Verbündeten in Deutschland an, der Schneider war der erste, der sie wußte, und seinen Kindern — er nannte sie nur noch seine Kinder — mit Freudenthränen zubrachte, darum, daß sich ihre Erlösung nahete. Als einmal Geld zur Unterstützung der Gefangenen aus dem Vaterlande ankam, war ihre erste Sorge, ihrem Wohlthäter seine Auslagen zu vergüten. „Kinder," sagte er, „verbittert mir meine Freude nicht;" „Vater Egetmaier," sagten sie, „thut unserm Herzen nicht wehe." Also machte er ihnen zum Anschein eine kleine Rechnung, nur um sie nicht zu betrüben, und um das Geld wieder zu ihrem Vergnügen anzuwenden, bis die letzte Kopeke aus den Händen war.

Das gute Geld war zu einem andern Gebrauche zu bestimmen: aber man kann nicht an alles denken; denn als endlich die Stunde der Erlösung schlug, da gesellte sich zur Freude ohne Maß der bittere Schmerz der Trennung, und zum bitteren Schmerze — die Noth, denn es fehlte an allem, was zur Nothdurft und zur Vorsorge auf eine so lange Reise in den Schrecknissen des russischen Winters und einer unwirthbaren Gegend nöthig war, und ob auch auf den Mann, so lange sie durch Rußland zu reisen hatten, täglich dreizehn Kreuzer verabreicht wurden, so reichte doch das Wenige nirgend hin. — Darum ging in diesen letzten Tagen der Schneider — sonst so frohen, leichten Mutes — still und nachdenkend herum, als der etwas im Sinne hat, und war wenig mehr zu Hause. „Es geht ihm recht zu Herzen!" sagten die Herren Rheinländer, und merkten nichts; aber auf einmal kam er mit großen Freudenschritten, ja mit verklärtem Antlitz zurück: „Kinder, es ist Rath! Geld genug!" — Was war's? — Die gute Seele hatte für zweitausend Rubel das Haus verkauft. „Ich will schon eine Unterkunft finden," sagte er, „wenn nur ihr ohne Sorgen und Leid und Mangel nach Deutschland kommt." O du heiliges, lebendig gewordenes Sprichlein des Evangeliums und seiner Liebe: „Verkaufe, was du hast, und gib es denen, die es bedürftig sind, so wirst du einen Schatz im Himmel haben." Du wirst einst weit oben rechts zu erfragen sein, wenn die Stimme gesprochen hat: „Kommet her, ihr Gesegneten! Ich bin hungrig gewesen und ihr habt mich gespeiset; ich bin nackt gewesen, und ihr habt mich gekleidet; ich bin krank und gefangen gewesen, und ihr habt euch meiner angenommen!"

Doch der Kauf wurde zu großem Trost für die edlen Gefangenen wieder rückgängig gemacht. Nichts desto weniger brachte er auf eine andere Art noch einige hundert Rubel für sie zusammen und nöthigte sie, was er hatte von kostbarem russischen Pelzwerk, mitzunehmen, um es unterwegs zu verkaufen, wenn sie Geldes bedürftig wären oder einem Unglück widerführe.

Den Abschied mag ich nicht beschreiben, keiner, der dabei war, vermag es; sie schieden unter tausend Segenswünschen und Thränen des Dankes und der Liebe, und der Schneider gestund, daß dieses der schmerzlichste Tag seines Lebens sei. Die Reisenden aber sprachen unterwegs unaufhörlich noch immer von ihrem Vater in Pensa, und als sie in Bialystock in Polen ankamen und Geld antrafen, schickten sie ihm dankbar ihre Schuld zurück.

192. Bürgerliches Leben.

(Schiller. — Aus dem Liede von der Glocke.)

Munter fördert seine Schritte nach der lieben Heimathütte.
fern im wilden Forst der Wandrer Blökend ziehen heim die Schafe,

und der Rinder
breitgestirnte, glatte Scharen
kommen brüllend,
die gewohnten Ställe füllend.
Schwer herein
schwankt der Wagen,
kornbeladen;
bunt von Farben
auf den Garben
liegt der Kranz,
und das junge Volk der Schnitter
fliegt zum Tanz.
Markt und Straße werden stiller;
um des Lichts gesell'ge Flamme
sammeln sich die Hausbewohner,
und das Stadtthor schließt sich knarrend.

Schwarz bedecket
sich die Erde;
doch den sichern Bürger schrecket
nicht die Nacht,
die den Bösen gräßlich wecket;
denn das Auge des Gesetzes wacht.

Heil'ge Ordnung, segensreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
frei und leicht und freudig bindet,
die der Städte Bau gegründet,
die herein von den Gefilden
rief den ungesell'gen Wilden,
eintrat in der Menschen Hütten,
sie gewöhnt zu sanften Sitten
und das theuerste der Bande
wob, den Trieb zum Vaterlande!

Tausend fleiß'ge Hände regen,
helfen sich in munterm Bund,
und in feurigem Bewegen
werden alle Kräfte kund.
Meister rührt sich und Geselle
in der Freiheit heil'gem Schutz;
jeder freut sich seiner Stelle,
bietet dem Verächter Trutz.
Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis.
Ehrt den König seine Würde,
ehret uns der Hände Fleiß.

Holder Friede,
süße Eintracht,
weilet, weilet
freundlich über dieser Stadt!
Möge nie der Tag erscheinen,
wo des rauhen Krieges Horden
dieses stille Thal durchtoben;
wo der Himmel,
den des Abends sanfte Röthe
lieblich malt,
von der Dörfer, von der Städte
wildem Brande schrecklich strahlt!

193. Der Aufruhr.

(Schiller. — Aus dem Liede von der Glocke.)

Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
da kann sich kein Gebild gestalten;
wenn sich die Völker selbst befrei'n,
da kann die Wohlfahrt nicht gedeih'n.
Weh, wenn sich in dem Schooß der Städte
der Feuerzunder still gehäuft,
das Volk, zerreißend seine Kette,
zur Eigenhilfe schrecklich greift!
Da zerret an der Glocke Strängen
der Aufruhr, daß sie heulend schallt
und, nur geweiht zu Friedensklängen,
die Losung anstimmt zur Gewalt.
Freiheit und Gleichheit! hört man challen;
der ruh'ge Bürger greift zur Wehr,
die Straßen füllen sich, die Hallen,
und Würgerbanden ziehn umher.
Da werden Weiber zu Hyänen
und treiben mit Entsetzen Scherz;
noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
zerreißen sie des Feindes Herz.
Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
sich alle Bande frommer Scheu;
der Gute räumt den Platz dem Bösen,
und alle Laster walten frei.
Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
verderblich ist des Tigers Zahn;
jedoch der schrecklichste der Schrecken,
das ist der Mensch in seinem Wahn.

194. Friedrich Wilhelm III. und Luise.

(Nach Adami.)

Prinzessin Luise von Mecklenburg-Strelitz, die sich Preußens Kronprinz zu seiner Gemahlin erwählt hatte, erfüllte gleich Weihnachten 1793, da sie als Braut in Berlin einzog, die ganze Stadt mit dem Rufe ihrer Schönheit und Anmut. Bald wurde ihre Ehe mit dem gleichgesinnten Kronprinzen das Vorbild eines wahrhaft deutschen Familienlebens, das weithin durch das Land leuchtete. Ein Leben in solcher wechselseitigen Liebe und Treue war damals an deutschen Fürstenhöfen leider sehr selten geworden. Allgemein redeten damals vornehme Eheleute einander mit Sie an; der Kronprinz und die Kronprinzessin nannten einander mit dem vertraulichen Du. Sie lebten nur für einander, und gleichwie Luise sich nachher als eine wahrhaft deutsche Königin bewährte, so stand sie als Kronprinzessin ihrem Gemahl als eine echt deutsche Hausfrau zur Seite.

Nicht bei Hofe, sondern nur zu Hause fühlten beide sich recht heimisch. Wenn sie aus dem Geräusche eines Festes in ihr stilles, kleines Schloß heimkehrten, und wenn dann Luise die Prachtkleider und den Schmuck wieder abgelegt hatte, dann sagte der Kronprinz oft: „Gott sei Dank, daß du wieder meine Frau bist!" „Wie?" fragte Luise lächelnd, „bin ich denn das nicht immer?" „Ach nein," versetzte Friedrich Wilhelm mit einem Seufzer, „du mußt nur zu oft Kronprinzeß sein!"

Am 10. März 1794 feierte Luise als Kronprinzessin ihren ersten Geburtstag in Berlin. König Friedrich Wilhelm II., der seine Schwiegertochter sehr lieb hatte und hoch hielt, schenkte ihr das Lustschloß in Oranienburg. Aber je froher die Kronprinzessin dabei war, desto mehr wünschte sie, auch andere zu erfreuen. Der König fragte sie, ob sie noch einen Wunsch hätte. Da wünschte sie sich noch eine Hand voll Gold, um die Armen von Berlin eben so froh zu machen. Lächelnd fragte Friedrich Wilhelm II.: „Wie groß denkt sich denn das Geburtstagskind diese Hand voll Gold?" „So groß wie das Herz des gütigsten von allen Königen," war die Antwort; und so erhielten die Armen eine reiche Spende. So hielt Luise auch als Königin stets daran fest, daß sich andere mit freuen mußten, wo sie sich freute.

Friedrich Wilhelm und Luise fühlten sich indessen in Oranienburg doch nicht recht behaglich. Das Schloß war ihnen zu groß, die Umgebung zu geräuschvoll. Sie sehnten sich nach einem schlichteren Landsitze, nach einer stilleren Häuslichkeit. Darum kaufte der Kronprinz das Landgut Paretz in der Nähe der Havel bei Potsdam. Er ließ das alte Wohnhaus des Gutsherrn niederreißen und baute sich selbst ein neues ganz einfaches Haus. Dort verlebte er den Sommer mit seiner Gemahlin und seinen Kindern und nannte sich oft scherzend den „Schulzen von Paretz", wie Luise sich die „gnädige Frau von Paretz" nannte. Dort feierten sie das Erntefest mit ihren Hofleuten und Arbeitern. Mit dem Erntekranze zogen die Schnitter und die Garbenbinderinnen vor das Schloß. Der königliche Gutsherr trat heraus; er hörte die Rede der Großmagd freundlich an und schickte diese dann mit dem Kranze ins Schloß zu seiner Gemahlin. Vor dem Schlosse selbst begann dann der Tanz, und die Herren und Damen vom königlichen Hofe mischten sich mit dem Königspaare selbst unter die Landleute, bis der Tanz der Arbeiter später auf dem Wirthschaftshofe fortgesetzt wurde. Darum zog denn auch alt und

jung von nah und fern zum Erntefeste nach Paretz; eine Stadt von Buden, ein wahrer Jahrmarkt entstand und wimmelte von Käufern und Verkäufern. Unter ihnen erschien die Königin selbst in dem fröhlichen Gedränge. Sie kaufte Körbe voll Eßwaaren für die Kinder, die sich um sie drängten, und von allen Seiten riefen fröhliche Stimmen: „Frau Königin, mir auch was! mir auch was!" bunt durch einander.

Auch als Friedrich Wilhelm 1797 König geworden war, bezog er mit seiner Gemahlin nicht das stattliche königliche Schloß in Berlin. Sie begnügten sich mit dem prunklosen Palais, das bisher die Stätte ihres häuslichen Glückes gewesen war. Friedrich Wilhelm sagte: „Mein Großonkel (Friedrich der Große) hat gesagt: Ein tüchtiger Schatz ist die Stütze und Grundlage des preußischen Staates. Nun haben wir aber nichts als Schulden. Ich will so sparsam sein, als es möglich ist. Der König wird mit den Einkünften des Kronprinzen auskommen müssen." Er wie Luise blieben schlicht und einfach in ihrer Lebensweise. Als der Kammerdiener vor dem neuen Könige beide Flügelthüren aufriß, da fragte dieser: „Bin ich denn jetzt so dick geworden, daß eine Thüre für mich zu enge ist?" Als der Küchenmeister zwei Gerichte mehr auf den Tisch brachte, weil der Kronprinz nun König wäre, da sagte dieser: „Man glaubt wohl gar, ich habe seit gestern einen größeren Magen bekommen."

König Friedrich Wilhelm III. von Preußen.

Nach wie vor gingen Friedrich Wilhelm und Luise in Berlin oft Arm in Arm unter den Linden und im Thiergarten spazieren ohne alles Gefolge; nur das Volk drängte sich jauchzend um das junge Königspaar. Den Berliner Weihnachtsmarkt besuchten beide Majestäten mit ihren Kindern; sie kauften Spielzeug und Pfefferkuchen und beschenkten Kinder oder Mütter, die für ihre Kinder einkauften. Während der König mehr zurückhaltend und wortkarg blieb, war Luise freundlich und liebreich gegen jedermann. Oft hob sie Kinder, die am Wege spielten, liebevoll zu sich empor und herzte sie. Sie neigte sich zu dem Bettler und zu dem alten Mütterchen am Wege, und wo eine Gabe nicht nöthig war, da hatte sie für jeden ein freundliches Wort. Einst lief ihr im Schloßgarten zu Charlottenburg ein Knabe aus Berlin beim Pferdspielen in die Hände, weil er sie nicht gesehen hatte. Die Hofdame, die die Königin begleitete, wollte ihn tüchtig ausschelten; aber die Königin unterbrach sie mit den Worten: „Lassen Sie nur. Ein Knabe muß wild sein." Und zu dem Kleinen sagte sie: „Renne nur, mein Söhnchen, aber falle nicht und bestelle einen schönen Gruß von mir an deine Eltern."

So wurde das königliche Haus mit seiner ehelichen Liebe und Treue wie mit seiner Kinderzucht der Stolz und die Freude des ganzen Landes, ein Vorbild, dem viele nachlebten. Aber diese sonnigen Tage stillen Glückes gingen bald zu Ende. Mit dem Jahre 1806 brach durch Napoleon das Unglück über das Land und die Königsfamilie herein. Und ehe noch Preußen sich erhob und das Joch des Zwingherrn abschüttelte, war die Königin schon 1810 zu ihrer Ruhe eingegangen. Im Schloßgarten zu Charlottenburg liegt sie begraben.

195. Scheiden.

(Feuchtersleben.)

Es ist bestimmt in Gottes Rath,
daß man vom Liebsten, was man hat,
muß scheiden;
wiewohl doch nichts im Lauf der Welt
dem Herzen, ach! so sauer fällt
als scheiden.

So dir geschenkt ein Knösplein was,
so thu es in ein Wasserglas;
doch wisse:
Blüht morgen dir ein Röslein auf,
es welkt wohl schon die Nacht darauf;
das wisse!

Und hat Gott Liebes dir beschert,
und hältst du es recht innig werth,
das Deine;
es wird wohl wenig Zeit noch sein,
da läßt es dich so gar allein;
dann weine!

Nur mußt du mich auch recht verstehn:
Wenn Menschen auseinander gehn,
so sagen sie: „Auf Wiedersehn!“

196. Trost für mancherlei Thränen.

(Overbeck.)

Warum sind der Thränen
unterm Mond so viel?
und so manches Sehnen,
das nicht laut sein will?

Nicht doch, lieben Brüder!
Ist das unser Mut?
Schlagt den Kummer nieder!
Es wird alles gut!

Aufgeschaut mit Freuden,
himmelauf, zum Herrn!
Seiner Kinder Leiden
sieht er gar nicht gern.

Er will gern erfreuen
und erfreut so sehr;
seine Hände streuen
Segens g'nug umher.

Nur dies schwach Gemüte
trägt nicht jedes Glück,
stößt die reine Güte
selbst von sich zurück.

Wie's nun ist auf Erden,
also sollt's nicht sein.
Laßt uns besser werden;
gleich wird's besser sein.

Der ist bis zum Grabe
wohlberathen hie,
welchem Gott die Gabe
des Vertrauns verlieh.

Den macht das Getümmel
dieser Welt nicht heiß,
wer getrost zum Himmel
aufzuschauen weiß.

Sind wir nicht vom Schlummer
immer noch erwacht?
Leben und sein Kummer
dau'rt nur eine Nacht!

Diese Nacht entfliehet,
und der Tag bricht an,
eh' man sich's versiehet —
dann ist's wohlgethan.

Wer nur diesem Tage
ruhig harren will,
kömmt mit seiner Plage
ganz gewiß ans Ziel.

Endlich ist's errungen,
endlich sind wir da!
Droben wird gesungen
ein Victoria!

197. Segen der Trübsal.

(Goethe.)

Wer nie sein Brot mit Thränen aß,
wer nie die kummervollen Nächte
auf seinem Bette weinend saß,
der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.

198. Wandrers Nachtlied.

(Goethe.)

Der du von dem Himmel bist,
alles Leid und Schmerzen stillest,
den, der doppelt elend ist,
doppelt mit Erquickung füllest,
ach! ich bin des Treibens müde!
Was soll all' der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
komm, ach komm in meine Brust!

Ein Gleiches.

(Goethe.)

Ueber allen Gipfeln
ist Ruh,
in allen Wipfeln
spürest du
kaum einen Hauch;
die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
ruhest du auch.

199. Die Feuersbrunst.

(Schiller. — Aus dem Liede von der Glocke.)

Wohlthätig ist des Feuers Macht,
wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
und was er bildet, was er schafft,
das dankt er dieser Himmelskraft;
doch furchtbar wird die Himmelskraft,
wenn sie der Fessel sich entrafft,
einhertritt auf der eignen Spur,
die freie Tochter der Natur.
Wehe, wenn sie losgelassen,
wachsend ohne Widerstand,
durch die volkbelebten Gassen
wälzt den ungeheuren Brand!
Denn die Elemente hassen
das Gebild der Menschenhand.
Aus der Wolke
quillt der Segen,
strömt der Regen —
aus der Wolke, ohne Wahl,
zuckt der Strahl.
Hört ihr's wimmern hoch vom Thurm?
Das ist Sturm!
Roth wie Blut
ist der Himmel.
Das ist nicht des Tages Glut!
Welch' Getümmel
Straßen auf!
Dampf wallt auf!
Flackernd steigt die Feuersäule,
durch der Straßen lange Zeile
wächst es fort mit Windeseile;
kochend, wie aus Ofens Rachen,
glühn die Lüfte, Balken krachen,
Pfosten stürzen, Fenster klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Thiere wimmern
unter Trümmern;
alles rennet, rettet, flüchtet,
taghell ist die Nacht gelichtet;
durch der Hände lange Kette
um die Wette
fliegt der Eimer; hoch im Bogen
spritzen Quellen Wasserwogen.
Heulend kommt der Sturm geflogen,
der die Flamme brausend sucht;
prasselnd in die dürre Frucht
fällt sie, in des Speichers Räume,
in der Sparren dürre Bäume,
und als wollte sie im Wehen

mit sich fort der Erde Wucht
reißen in gewalt'ger Flucht,
wächst sie in des Himmels Höhen
riesengroß.
Hoffnungslos
weicht der Mensch der Götterstärke;
müßig sieht er seine Werke
und bewundernd untergehn.
Leergebrannt
ist die Stätte,
wilder Stürme rauhes Bette.
In den öden Fensterhöhlen
wohnt das Grauen,
und des Himmels Wolken schauen
hoch hinein.
Einen Blick
nach dem Grabe
seiner Habe
sendet noch der Mensch zurück —
greift fröhlich dann zum Wanderstabe.
Was Feuers Wut ihm auch geraubt,
ein süßer Trost ist ihm geblieben:
Er zählt die Häupter seiner Lieben,
und sieh! ihm fehlt kein theures Haupt.

200. Der Tod der Mutter.

(Schiller. — Aus dem Liede von der Glocke.)

Dem dunklen Schooß der heil'gen Erde
vertrauen wir der Hände That,
vertraut der Sämann seine Saat
und hofft, daß sie entkeimen werde
zum Segen nach des Himmels Rath.
Noch köstlicheren Samen bergen
wir trauernd in der Erde Schooß
und hoffen, daß er aus den Särgen
erblühen soll zu schönerm Los.
Von dem Dome,
schwer und bang,
tönt die Glocke
Grabgesang.
Ernst begleiten ihre Trauerschläge
einen Wandrer auf dem letzten Wege.
Ach! die Gattin ist's, die theure,
ach! es ist die treue Mutter,
die der schwarze Fürst der Schatten
wegführt aus dem Arm des Gatten,
aus der zarten Kinder Schar,
die sie blühend ihm gebar,
die sie an der treuen Brust
wachsen sah mit Mutterlust —
ach! des Hauses zarte Bande
sind gelöst auf immerdar;
denn sie wohnt im Schattenlande,
die des Hauses Mutter war.
Denn es fehlt ihr treues Walten,
ihre Sorge wacht nicht mehr;
an verwaister Stätte schalten
wird die Fremde liebeleer.

201. Bei dem Grabe meines Vaters.

(Claudius.)

Friede sei um diesen Grabstein her!
sanfter Friede Gottes! Ach, sie haben
einen guten Mann begraben,
und mir war er mehr.

Träufte mir von Segen, dieser Mann,
wie ein milder Stern aus bessern Welten!
Und ich kann's ihm nicht vergelten,
was er mir gethan.

Er entschlief; sie gruben ihn hier ein.
Leiser, süßer Trost, von Gott gegeben,
und ein Ahnen von dem ew'gen Leben
düft' um sein Gebein!

Bis ihn Jesus Christus, groß und hehr,
freundlich wird erwecken; ach, sie haben
einen guten Mann begraben,
und mir war er mehr.

202. Wenn du noch eine Mutter hast.

Wenn du noch eine Mutter hast, so danke Gott und sei zufrieden;
nicht allen auf dem Erdenrund ist dieses hohe Glück beschieden.
Wenn du noch eine Mutter hast, so sollst du sie mit Liebe pflegen,
daß sie dereinst ihr müdes Haupt in Frieden kann zur Ruhe legen.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY

Sie hat vom ersten Tage an für dich gelebt mit bangen Sorgen,
sie brachte abends dich zur Ruh' und weckte küssend dich am Morgen.
Und warst du krank, sie pflegte dein, den sie mit tiefem Schmerz geboren;
und gaben alle dich schon auf, die Mutter gab dich nicht verloren.

Sie lehrte dir den frommen Spruch, sie lehrte dir zuerst das Reden;
sie faltete die Hände dein und lehrte dich zum Vater beten.
Sie lenkte deinen Kindessinn, sie wachte über deine Jugend;
der Mutter danke es allein, wenn du noch gehst den Pfad der Tugend.

Und hast du keine Mutter mehr, und kannst du sie nicht mehr beglücken,
so kannst du doch ihr frühes Grab mit frischen Blumenkränzen schmücken.
Ein Muttergrab, ein heilig Grab! für dich die ewig heil'ge Stelle!
O, wende dich an diesen Ort, wenn dich umtost des Lebens Welle.

203. Die Kreuzschau.

(Chamisso.)

Der Pilger, der die Höhen überstiegen,
sah jenseits schon das ausgespannte Thal
in Abendglut vor seinen Füßen liegen.

Auf duft'ges Gras im milden Sonnenstrahl
streckt er ermattet sich zur Ruhe nieder,
indem er seinem Schöpfer sich befahl.

Ihm fielen zu die matten Augenlider;
doch seinen wachen Geist enthob ein Traum
der ird'schen Hülle seiner trägen Glieder.

Der Schild der Sonne ward im Himmelsraum
zu Gottes Angesicht, das Firmament
zu seinem Kleid, das Land zu dessen Saum.

„Du wirst dem, dessen Herz dich Vater nennt,
nicht, Herr! im Zorn entziehen deinen Frieden,
wenn seine Schwächen er vor dir bekennt.

Daß, wen ein Weib gebar, sein Kreuz hienieden
auch duldend tragen muß, ich weiß es lange;
doch sind der Menschen Last und Leid verschieden.

Mein Kreuz ist allzuschwer; sieh! ich verlange
die Last nur angemessen meiner Kraft;
ich unterliege, Herr! zu hartem Zwange."

Wie er so sprach zum Höchsten kinderhaft,
kam brausend her der Sturm, und es geschah,
daß aufwärts er sich fühlte hingerafft.

Und wie er Boden faßte, fand er da
sich einsam in der Mitte räum'ger Hallen,
wo ringsum sonder Zahl er Kreuze sah.

Und eine Stimme hört' er dröhnend hallen:
„Hier aufgespeichert ist das Leid, du hast
zu wählen unter diesen Kreuzen allen!"

Versuchend ging er da, unschlüssig fast,
von einem Kreuz zum anderen umher,
sich auszuprüfen die bequem're Last.

Dies Kreuz war ihm zu groß und das zu schwer;
so schwer und groß war jenes andre nicht;
doch, scharf von Kanten, drückt' es desto mehr.

Das dort, das warf wie Gold ein gleißend Licht;
das lockt' ihn, unversucht es nicht zu lassen;
dem goldnen Glanz entsprach auch das Gewicht.

Er mochte dieses heben, jenes fassen,
zu keinem neigte noch sich seine Wahl;
es wollte keines, keines für ihn passen.

Durchmustert hatt' er schon die ganze Zahl —
verlorne Müh'! vergebens war's geschehen;
durchmustern mußt' er sie zum andernmal.

Und nun gewahrt' er, früher übersehen,
ein Kreuz, das leidlicher ihm schien zu sein;
und bei dem einen blieb er endlich stehen.

Ein schlichtes Marterholz, nicht leicht, allein
ihm paßlich und gerecht nach Kraft und Maß.
„Herr! rief er, so du willst, das Kreuz sei mein!"

Und wie er's prüfend mit den Augen maß,
es war dasselbe, das er sonst getragen,
wogegen er zu murren sich vermaß.

Er lud es auf und trug's nun sonder Klagen.

204. Die Auferstehung.

(Klopstock.)

Auferstehn, ja auferstehn wirst du,
mein Staub, nach kurzer Ruh!
Unsterblich's Leben
wird, der dich schuf, dir geben!
Halleluja!

Wieder aufzublühn werd' ich gesät!
Der Herr der Ernte geht
und sammelt Garben
uns ein, uns ein, die starben!
Halleluja!

Tag des Danks! der Freudenthränen Tag!
du meines Gottes Tag!
wenn ich im Grabe
genug geschlummert habe,
erweckst du mich!

Wie den Träumenden wird dann uns sein!
Mit Jesu gehn wir ein
zu seinen Freuden!
Der müden Pilger Leiden
sind dann nicht mehr!

Ach ins Allerheiligste führt mich
mein Mittler dann; lebt' ich
im Heiligthume
zu seines Namens Ruhme!
Halleluja!

205. Jena und Tilsit.

(Stacke.)

Schon lange behandelte Napoleon Preußen mit unzweideutiger Verachtung. Er stiftete ohne dessen Zustimmung mit Fürsten des südlichen und westlichen Deutschlands den Rheinbund, um das deutsche Reich völlig aufzulösen. Preußen sollte, wie er sagte, einen norddeutschen Bund stiften, aber insgeheim schreckte er durch Drohungen mehrere deutsche Fürsten vom Beitritt ab.

Eine so grobe Verletzung seiner Ehre durfte Preußen nicht hinnehmen. Zwar hätte der König den Krieg noch immer gern vermieden, da er allein die Gebrechen der Verwaltung und des Heerwesens und die Macht des Gegners mit klarem Blicke überschaute, aber zuletzt mußte er doch der allgemeinen kriegerischen Begeisterung nachgeben. Aber Preußen stand allein in dem gewaltigen Kampfe; die Russen konnten so schnell nicht heranziehen, Oesterreich lehnte die Theilnahme ab, und nur Sachsen schickte 20,000 Mann Hilfstruppen. Die preußischen Heerführer waren alt und der neuen Kriegsweise unkundig, die Offiziere voll Hochmut und Dünkel, die Pflege des gemeinen Mannes mangelhaft. Napoleon zog rasch aus Franken und Schwaben ein Heer von 200,000 Mann zusammen und führte es durch das Saalthal. Schon das Treffen bei Saalfeld fiel für die Preußen unglücklich aus, und der preußische Prinz Ludwig Ferdinand starb selbst den Heldentod (10. Oktober 1806). Noch unglücklicher aber war der Ausgang der Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt (14. Oktober 1806) unter dem Herzog von Braunschweig und dem Prinzen von Hohenlohe. Gleich zu Anfang der Schlacht bei Auerstädt wurde der Herzog von Braunschweig durch eine Flintenkugel, die über dem rechten Auge eindrang und das linke aus seiner Höhlung trieb, niedergeworfen. Krank und des Augenlichts beraubt, ließ sich der Greis, von Napoleon verfolgt, nach Altona bringen und starb in trostloser Verbannung zu Ottensen. Die Preußen erlitten eine vollständige Niederlage.

Doch die unglückliche Schlacht sollte noch viel tiefer greifende Folgen nach sich ziehen. Der böse Geist der Mutlosigkeit und Feigheit kam über die Befehlshaber der meisten Festungen, so daß sie die mit Geschützen und

Vorräthen wohl versehenen Bollwerke des Staates, oft ohne einen Schuß zu thun, an feindliche Heeresabtheilungen schmachvoll überlieferten. So kamen Erfurt, Spandau, Stettin, Küstrin, Magdeburg, Glogau, Breslau in französische Gewalt, und nur Kolberg und Graudenz machten eine rühmliche Ausnahme. Kolberg war durch den tapferen Leutenant Schill mit Vorräthen versehen worden, und der edle Joachim Nettelbeck, ein siebzigjähriger Bürger, leitete die Vertheidigung mit bestem Erfolge, bis der herbeigeeilte Oberst Gneisenau sie übernehmen konnte. In Graudenz kommandirte der alte General Courbière. Als ihn die Franzosen zur Uebergabe aufforderten mit dem Hohne, es gebe keinen König von Preußen mehr, erwiderte er mutig: „Nun gut, so bin ich König von Graudenz!" und leistete der Aufforderung keine Folge. Ebenso rettete Blücher die Ehre des preußischen Namens; mit einem kleinen Corps schlug er sich durch eine französische Division bis Lübeck durch und leistete in den verfallenen Festungswerken der Stadt den tapfersten Widerstand, bis er aus Mangel an Schießbedarf mit allen Ehren kapitulirte (7. November).

Napoleon hatte am 27. Oktober seinen Siegeseinzug in Berlin gehalten. Die Victoria mit dem Viergespann auf dem Brandenburger Thore ward herabgenommen und nach Paris geschickt. In Potsdam und Sanssouci besuchte der Kaiser mit aufrichtiger Verehrung die Gemächer des großen Friedrich und nahm dessen Degen und Standuhr mit. Auch sein Grab besuchte er.

Die Trümmer des preußischen Heeres vereinigten sich mit einem inzwischen angelangten russischen. Napoleon ging über die Weichsel und verstärkte sich durch die Polen. Bei Eylau kam es am 7. und 8. Februar 1807 zu einer mörderischen Schlacht, in der sich beide Theile den Sieg zuschrieben. Nach einer Waffenruhe von vier Monaten errang Napoleon bei Friedland einen entscheidenden Sieg über die Russen (14. Juni 1807). Nach dieser Niederlage suchte Kaiser Alexander Frieden, um den Krieg nicht in sein Land verpflanzt zu sehen. Napoleon wußte Alexanders Herz zu gewinnen; auf dem Flusse Memel kamen beide Kaiser in einem Zelte zusammen, das man auf einem Floß errichtet hatte, und überboten sich in Beweisen gegenseitiger Freundschaft. Tags darauf nahm auch Friedrich Wilhelm an der Zusammenkunft Theil; er wußte in dieser trüben Zeit seine persönliche Würde mit Ruhe und Festigkeit zu bewahren; Napoleons Begleiter sagten selbst, er benehme sich, als wäre er der Sieger und sie die Besiegten.

Die Friedensunterhandlungen wurden zu Tilsit, Preußens äußerster Grenzstadt eröffnet. Auch Königin Luise erschien, um Napoleon zu billigeren Rücksichten zu bestimmen, ohne jedoch von dem übermütigen Sieger irgend etwas zu erlangen. Als Napoleon ihr die unzarte Bemerkung machte: „Wie konnten Sie es auch wagen, einen Krieg mit mir anzufangen?" da antwortete sie in den denkwürdigen Worten: „Es war uns erlaubt, durch den Ruhm Friedrichs über unsere Machtmittel uns zu täuschen, angenommen, daß wir uns getäuscht haben."

Der Friede zu Tilsit kam am 9. Juli 1807 zu stande. Preußen erhielt seine Provinzen auf dem rechten Elbufer zurück, trat dagegen die meisten ehemals polnischen Länder an den König von Sachsen unter dem Namen eines Herzogthums Warschau ab; Danzig sollte als Freistaat unter preußischem und sächsischem Schutze stehen. Preußen verlor ferner seine Länder zwischen Elbe und Rhein; aus diesen wurde mit Hinzuziehung Braun-

schweigs, des Kurfürstenthums Hessen und eines Theils von Hannover das Königreich Westfalen gebildet, das Napoleon seinem jüngsten Bruder Hieronymus verlieh. Preußen verlor also über die Hälfte seines Königreichs und hatte außerdem noch 140 Millionen Francs Kriegskosten zu zahlen.

Von den Bewohnern der abgetretenen Provinzen nahm der König in wahrhaft väterlicher Weise Abschied: „Das Schicksal gebietet," so schließt er seine Ansprache, „der Vater scheidet von seinen Kindern; ich entlasse euch aller Unterthanenpflicht gegen mich und mein Haus. Unsere heißesten Wünsche begleiten euch zu eurem neuen Landesherrn; seid ihm, was ihr mir waret! Euer Andenken kann kein Schicksal, keine Macht aus meinem und der Meinigen Herzen vertilgen!"

206. Treue.

(Novalis.)

Wenn alle untreu werden,
so bleib' ich dir doch treu,
daß Dankbarkeit auf Erden
nicht ausgestorben sei.
Für mich umfing dich Leiden,
vergingst für mich in Schmerz;
drum geb' ich dir mit Freuden
auf ewig dieses Herz.

Oft muß ich bitter weinen,
daß du gestorben bist
und mancher von den Deinen
dich lebenslang vergißt.
Von Liebe nur durchdrungen,
hast du so viel gethan,
und doch bist du verklungen,
und keiner denkt daran.

Du stehst voll treuer Liebe
noch immer jedem bei;
und wenn dir keiner bliebe,
so bleibst du dennoch treu.
Die treuste Liebe sieget,
am Ende fühlt man sie,
weint bitterlich und schmieget
sich kindlich an dein Knie.

Ich habe dich empfunden,
o, lasse nicht von mir!
Laß innig mich verbunden
auf ewig sein mit dir!
Einst schauen meine Brüder
auch wieder himmelwärts
und sinken liebend nieder
und fallen dir ans Herz.

207. Preußens Erneuerung.

(Nach Pertz und L. Hahn.)

Das Unglück von Jena und Tilsit ist für Preußen ein großer Segen, ja der Anfang einer völligen Erneuerung des Staates geworden.. Alle Guten im Lande fühlten, daß es eine große gemeinsame Schuld war, die zu diesem Falle geführt hatte, und daß alle in allen Ständen daran ihren Theil hatten. Es mußte an allen Enden und bei allen besser werden, ehe man hoffen konnte, das Vaterland wieder frei und groß zu machen. Gerade in jener Zeit der Noth unternahm es König Friedrich Wilhelm III. im festen Vertrauen auf Gott, die Keime einer besseren Zukunft zu pflanzen und zu pflegen. Er hatte dabei vornehmlich zwei Männer als Helfer, den Minister Freiherrn vom Stein und den General Scharnhorst.

Zu allererst kam es darauf an, die Kriegssteuer an Frankreich zu zahlen; denn so lange diese nicht gezahlt war, blieb das Land und die Festungen von Franzosen besetzt. Daher galt es vor allem zu sparen. Der König ging selbst voran; er beschränkte seinen Haushalt, er entließ viele seiner Diener, er äß nicht besser als ein einfacher Bürger. Das goldene Tafelgeschirr schickte er in die Münze und ließ Geld daraus prägen. Im ganzen Lande wurden die Steuern erhöht, es wurden Anleihen gemacht, und so gelang es noch im

Jahre 1808 die Kriegssteuer abzutragen. Die Franzosen räumten Berlin, und unter großem Jubel zogen wieder preußische Truppen in die Hauptstadt ein.

Aber mehr noch mußte man für die Zukunft sorgen. Es mußte in alle Stände ein ganz neues Leben gebracht werden. Bisher hatte der Staat durch bezahlte Beamte alles regiert; in Stadt und Land hatten sie das Größte wie das Kleinste selbst geordnet, und der Bürger wie der Bauer hatte sich gewöhnt, alle Hilfe vom Könige und von seinen Beamten zu erwarten. Und darüber hatte er verlernt, sich selbst zu helfen und in Stadt und Dorf, was die Gemeinde anging, selbst zu verwalten. Darum kam es nun darauf an, einen jeden in seinem Stande selbständiger zu machen, daß er in den Schranken des Gesetzes sein Hab und Gut frei gebrauchen und seine Kräfte und Anlagen entwickeln konnte. Nur so konnte jeder im Volke Einsicht und Tüchtigkeit erwerben und Liebe zum Vaterlande gewinnen.

Kein Stand hatte dies so nöthig als der Bauernstand. Auf ihn richtete daher die Regierung zuerst ihr Augenmerk. Das Land war durch den Krieg verödet und ausgesogen. Vor allem mußte man ihm seinen Anbau wieder verschaffen und dazu den Stand der Landbauer heben. Mit einzelnen Unterstützungen war bei der allgemeinen Noth wenig gethan. Die ganze Lage der Bauern mußte verändert und dadurch jeder zu eigener Thätigkeit angespornt werden. Fast alle Bauern in den Ländern östlich von der Elbe waren damals noch unfrei. Sie waren zwar nicht leibeigen, aber sie waren dem Gutsherrn erbunterthänig. Der Bauer war an sein Gut, an die Scholle, auf der er geboren war, gebunden. Seine Kinder durften nicht in fremde Dienste gehen, seine Töchter durften sich nicht verheiraten, wenn der Gutsherr es nicht erlaubte. Der Acker, den der Bauer bearbeitete, gehörte ihm nicht als freies Eigenthum, sondern er hatte nur den Nießbrauch. Der eigentliche Besitzer war der Gutsherr, und der Bauer mußte demselben für den Nießbrauch seines Ackers schwere Frohndienste leisten und Abgaben an Korn und Geld geben. Unter solchen Umständen konnte man von den Bauern eine lebendige freudige Thätigkeit nicht erwarten. Denn wozu sollte er den Grund und Boden bessern, der nicht sein Eigenthum war? Wozu sollte er Haus und Hof bauen, von dem ihn der Grundherr so leicht vertreiben konnte? Deshalb beschloß der König, den Bauernstand in Preußen zu einem freien zu machen. Seit seinem Regierungsantritt hatte er es in Absicht gehabt, die Erbunterthänigkeit aufzuheben. Im Oktober 1807 erließ er die Gesetze darüber und zwar zuerst für seine eigenen Domänen. Vom 1. Juni 1808 ab sollte auf sämmtlichen Domänen schlechterdings keine Eigenbehörigkeit, Leibeigenschaft, Erbunterthänigkeit oder Gutspflicht mehr stattfinden. Alle Domänen-Einsassen wurden für freie, von aller Erbunterthänigkeit unabhängige Menschen erklärt und auch vom Gesindezwange und vom Loskaufsgelde beim Verziehen entbunden. Allein in der Provinz Preußen wurden dadurch 47,000 Bauern freie Eigenthümer auf dem Grund und Boden, den sie bisher nur zum Nießbrauch gehabt hatten. — Vom Martinitage 1810 ab hörte auch auf allen adligen Gütern alle und jede Gutsunterthänigkeit auf. Und ebenso wurde schon 1807 gestattet, was früher nicht erlaubt war, daß auch bürgerliche Leute adlige Güter kaufen, und daß adlige Leute bürgerliche Gewerbe betreiben und bäuerliche Güter erwerben durften; fortan durfte auch ein jeder aus dem Bauernstande in den Bürgerstand und umgekehrt aus dem Bürgerstande nach Belieben in den Bauernstand treten. Endlich aber erging im September 1811 durch den Staatskanzler von Hardenberg ein Gesetz über diejenigen Landbauer, welche von den Gutsherrschaften Acker in Erbpacht oder Zeitpacht hatten. Dieselben mußten ein Drittheil oder die Hälfte des Landes an die Gutsherrschaft zurückgeben und erhielten dann das Uebrige zum freien Eigenthum.

Ebenso erhielten die Städte 1808 eine ganz neue Verfassung, die Städteordnung. Bis dahin hatten sie in obrigkeitliche Aemter nur ausgediente Militärs wählen

dürfen, die den Bürgern fremd waren und nicht wußten, was der Stadt noth that. Jetzt durften die Bürger ihren Bürgermeister, ihren Magistrat und die Stadtverordneten nach ihrem Wunsche und aus ihrer eigenen Mitte wählen. Diese verwalteten dann das Vermögen der Stadt und alle ihre Angelegenheiten selbständig, und die Regierung hatte nur die Aufsicht über sie.

Zu gleicher Zeit wurde auch die ganze Verwaltung des Staates und die Verhältnisse der höchsten Behörden neu geordnet.

Vor allem aber mußte dafür gesorgt werden, daß der Staat ein neues tüchtiges Heer bekam. Sogleich nach dem Frieden zu Tilsit hatte der König einige Hauptsachen selbst aufgeschrieben, auf die es hierbei ankam, und in denen es anders und besser werden mußte. Von den alten Offizieren mußten viele, die wegen Altersschwäche nicht mehr Dienst leisten konnten, entlassen und pensionirt werden. Andere, die feige gewesen waren und sich mit ihren Soldaten oder Festungen ohne Widerstand dem Feinde ergeben hatten, wurden schimpflich verurtheilt und bestraft. In Zukunft sollten zum Offizierstande auch Bürgerliche zugelassen werden; es sollten nicht mehr wie bisher im Auslande Soldaten für Geld angeworben werden, weil solche Leute doch keine Liebe zu dem Fürsten und dem Lande haben konnten, für das sie fochten. Auch die Prügelstrafe und das sogenannte Spießruthenlaufen wurde abgeschafft. Am Geburtstage des Königs, am 3. August 1808 erschienen die neuen Verordnungen, die dann 1813 und 1814 weiter ausgebildet worden sind, und in ihren Grundzügen heute noch bestehen. Sie sind es, die Preußen und Deutschland aus französischer Knechtschaft gerettet und nach und nach immer größer, stärker und mächtiger gemacht haben. Seit dieser Zeit gilt in Preußen die allgemeine Wehrpflicht, d. h. jeder männliche Bewohner des Staates ist verpflichtet im stehenden Heere zu dienen. Früher wurden zu gemeinen Soldaten aus dem Lande nur die Söhne der Bürger, Handwerker, Bauern und Arbeiter ausgehoben. Die Söhne vornehmer und reicher Leute waren frei oder konnten sich auch wohl durch Geld frei machen, die Söhne der Beamten und der studirten Leute brauchten nicht zu dienen. Was aber so noch fehlte, das wurde im Auslande für Geld angeworben, oft aus dem schlimmsten Gesindel. So kam es, daß der gemeine Soldat schlecht behandelt, und daß er von allen Leuten verachtet wurde. Jetzt aber, wo alle dienen mußten, wo neben dem Aermsten auch des vornehmen und reichen Mannes Sohn im Gliede stand, jetzt wurde es bald eine Ehre, Soldat zu sein. Und die viel hunderttausend Bauern im ganzen Lande, die durch des Königs Gebot freie Eigenthümer ihrer Stelle geworden waren, gaben jetzt gerne ihre Söhne dem Könige zu Soldaten, während sonst das Haus voll Jammers geworden war, aus dem ein Sohn zum Dienste ausgehoben wurde.

Alle diese Neuerungen gingen durch die Hände Scharnhorsts, und Gneisenau war ihm dabei ein tüchtiger Helfer. Aber man durfte nicht wagen, mit einemmale wieder ein großes Heer zu schaffen. Denn Napoleon hatte dem Könige auferlegt, daß er nur 42,000 Mann Soldaten halten durfte. Daher mußte man heimlich und mit großer Vorsicht zu Werke gehen. Man hob die Rekruten aus, exerzirte sie schnell ein und entließ sie bald wieder. Dann wurden sogleich andere an ihre Stelle ausgehoben und eben so schnell einexerzirt, die dann wieder anderen Platz machten. So überschritt man niemals die vorgeschriebene Zahl von 42,000 und hatte doch in kaum drei Jahren schon 150,000 Mann einexerzirte Leute im Volke, welche auf den ersten Ruf unter die Waffen treten konnten. In aller Stille wurden auch so viel Gewehre gekauft, als man für eine so große Masse nöthig hatte. Die Festungen wurden wieder hergestellt und neu bewaffnet, zahlreiche Kanonen wurden gegossen und ausgerüstet. Und das alles geschah, ohne daß die Franzosen die furchtbare Macht ahnten, die sich hier wie unterirdisch gegen sie bildete.

208. Von Soldatenehre.

(Arndt.)

Ein wackerer Soldat und Kriegsmann soll für seinen löblichen und gerechten König und Herrn und für dessen Reich und Ruhm sterben und aushalten bis in den Tod.

Ein wackerer Soldat soll sein Vaterland und sein Volk über alles lieben und gern seinen letzten Blutstropfen verspritzen, wenn das liebe Vaterland in Gefahr steht.

Ein wackerer Soldat soll immer Gott vor Augen haben und Gottes Gebote tief ins Herz geschrieben tragen, daß auch keine Gewalt ihn zwingen könnte, wider Gottes Gebote zu thun.

Ein wackerer Soldat soll die Gerechtigkeit und Freiheit über alles lieben und für diese freudig das Schwert ziehen; denn ein anderer Krieg gefällt Gott nicht, der einst von jedem Tropfen unschuldig vergossenen Blutes Rechenschaft fordern wird.

Ein wackerer Soldat soll nicht prunken mit der äußern Ehre, noch sich auf Eitelkeit blähen; sondern die Treue gegen das Vaterland soll seine Ehre sein und sein stiller Mut seine höchste Zierde.

209. Deutscher Trost.

(Arndt.)

Deutsches Herz, verzage nicht!
Thu, was dein Gewissen spricht,
dieser Strahl des Himmelslichts:
„Thue recht und fürchte nichts!"

Baue nicht auf bunten Schein,
Lug und Trug ist dir zu fein,
schlecht geräth dir List und Kunst,
Feinheit wird dir eitel Dunst.

Doch die Treue ehrenfest
und die Liebe, die nicht läßt,
Einfalt, Demut, Redlichkeit
stehn dir wohl, o Sohn des Teut!

Wohl steht dir das grade Wort,
wohl der Speer, der grade bohrt,
wohl das Schwert, das offen ficht
und von vorn die Brust durchsticht.

Laß den Welschen Meuchelei,
du sei redlich, fromm und frei;
laß den Welschen Sklavengier,
schlichte Treue sei mit dir.

Deutsche Freiheit, deutscher Gott,
deutscher Glaube ohne Spott,
deutsches Herz und deutscher Stahl
sind vier Helden allzumal.

Diese stehn wie Felsenburg,
diese fechten alles durch,
diese halten tapfer aus
in Gefahr und Todesbraus.

Drum, o Herz! verzage nicht!
Thu was dein Gewissen spricht,
redlich folge seiner Spur,
redlich hält es seinen Schwur.

210. Von Freiheit und Vaterland.

(Arndt.)

O Mensch, du hast ein Vaterland, ein heiliges Land, ein geliebtes Land, eine Erde, wonach deine Sehnsucht ewig dichtet und trachtet.

Wo dir Gottes Sonne zuerst schien, wo dir die Sterne des Himmels zuerst leuchteten, wo seine Blitze dir zuerst seine Allmacht offenbarten und seine Sturmwinde dir mit heiligen Schrecken durch die Seele brauseten, da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland.

Wo das erste Menschenaug' sich liebend über deine Wiege neigte, wo deine Mutter dich zuerst mit Freuden auf dem Schooße trug und dein Vater dir die Lehren der Weisheit und des Christenthums ins Herz grub, da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland.

Und seien es kahle Felsen und öde Inseln, und wohnte Armut und Mühe dort mit dir, du mußt das Land ewig lieb haben; denn du bist ein Mensch und sollst nicht vergessen, sondern behalten in deinem Herzen.

Auch ist die Freiheit kein leerer Traum und kein wüster Wahn, sondern in ihr lebt dein Mut und dein Stolz und die Gewißheit, daß du vom Himmel stammest.

Da ist Freiheit, wo du leben darfst, wie es dem tapfern Herzen gefällt; wo du in den Sitten und Weisen und Gesetzen deiner Väter leben darfst, wo dich beglücket, was schon deinen Urältervater beglückte, wo keine fremden Henker über dich gebieten und keine fremden Treiber dich treiben, wie man das Vieh mit dem Stecken treibt.

Dieses Vaterland und diese Freiheit sind das Allerheiligste auf Erden, ein Schatz, der eine unendliche Liebe und Treue in sich verschließt, das edelste Gut, was ein guter Mensch auf Erden besitzt und zu besitzen begehrt.

Darum auch sind sie gemeinen Seelen ein Wahn, und eine Thorheit allen, die für den Augenblick leben.

Aber die Tapfern heben sie zum Himmel empor und wirken Wunder in den Herzen der Einfältigen.

Auf denn, redlicher Deutscher! bete täglich zu Gott, daß er dir das Herz mit Stärke fülle und deine Seele entflamme mit Zuversicht und Mut.

Daß keine Liebe dir heiliger sei als die Liebe des Vaterlandes, und keine Freude dir süßer als die Freude der Freiheit.

211. Des Sängers Fluch.

(Uhland.)

Es stand in alten Zeiten ein Schloß so hoch und hehr,
weit glänzt' es über die Lande bis an das blaue Meer;
und rings von duft'gen Gärten ein blütenreicher Kranz,
drin sprangen frische Brunnen im Regenbogenglanz.

Dort saß ein stolzer König, an Land und Siegen reich;
er saß auf seinem Throne so finster und so bleich;
denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wut,
und was er spricht, ist Geißel, und was er schreibt, ist Blut.

Einst zog nach diesem Schlosse ein edles Sängerpaar,
der ein' in goldnen Locken, der andre grau von Haar.
Der Alte mit der Harfe, der saß auf schmuckem Roß,
es schritt ihm frisch zur Seite der blühende Genoß.

Der Alte sprach zum Jungen: „Nun sei bereit, mein Sohn!
Denk' unsrer tiefsten Lieder, stimm' an den vollsten Ton!
Nimm alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz!
Es gilt uns heut, zu rühren des Königs steinern Herz."

Schon stehn die beiden Sänger im hohen Säulensaal
und auf dem Throne sitzen der König und sein Gemahl:
der König furchtbar prächtig, wie blut'ger Nordlichtschein,
die Königin süß und milde, als blickte Vollmond drein.

Da schlug der Greis die Saiten: er schlug sie wundervoll,
daß reicher, immer reicher der Klang zum Ohre schwoll;
dann strömte himmlisch helle des Jünglings Stimme vor,
des Alten Sang dazwischen, wie dumpfer Geisterchor.

Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit,
von Freiheit, Männerwürde, von Treu' und Heiligkeit;
sie singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.

Die Höflingsschar im Kreise verlernet jeden Spott,
des Königs trotz'ge Krieger, sie beugen sich vor Gott;
die Königin, zerflossen in Wehmut und in Lust,
sie wirft den Sängern nieder die Rose von ihrer Brust.

„Ihr habt mein Volk verführet, verlockt ihr nun mein Weib?"
Der König schreit es wütend, er bebt am ganzen Leib,
er wirft sein Schwert, das blitzend des Jünglings Brust durchdringt.
draus statt der goldnen Lieder ein Blutstrahl hoch aufspringt.

Und wie vom Sturm zerstoben ist all der Hörer Schwarm.
Der Jüngling hat verröchelt in seines Meisters Arm.
Der schlägt um ihn den Mantel und setzt ihn auf das Roß,
er bind't ihn aufrecht feste, verläßt mit ihm das Schloß.

Doch vor dem hohen Thore, da hält der Sängergreis,
da faßt er seine Harfe, sie aller Harfen Preis,
an einer Marmorsäule, da hat er sie zerschellt;
dann ruft er, daß es schaurig durch Schloß und Gärten gellt:

„Weh euch, ihr stolzen Hallen! nie töne süßer Klang
durch eure Räume wieder, nie Saite noch Gesang!
Nein, Seufzer nur und Stöhnen und scheuer Sklavenschritt,
bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeist zertritt!

Weh euch, ihr duft'gen Gärten im holden Maienlicht!
euch zeig' ich dieses Todten entstelltes Angesicht,
daß ihr darob verdorret, daß jeder Quell versiegt,
daß ihr in künft'gen Tagen versteint, verödet liegt!

Weh dir, verruchter Mörder, du Fluch des Sängerthums!
Umsonst sei all dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhms!
Dein Name sei vergessen, in ew'ge Nacht getaucht,
sei, wie ein letztes Röcheln, in leere Luft verhaucht!"

Der Alte hat's gerufen, der Himmel hat's gehört:
die Mauern liegen nieder, die Hallen sind zerstört;
noch *eine* hohe Säule zeugt von verschwundner Pracht;
auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.

Und rings statt duft'ger Gärten ein ödes Heideland:
kein Baum verstreuet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand:
Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch;
versunken und vergessen! Das ist des Sängers Fluch.

212. Belsazar.

(Heine.)

Die Mitternacht zog näher schon;
in stummer Ruh' lag Babylon.

Nur oben in des Königs Schloß,
da flackert's, da lärmt des Königs Troß.

Dort oben in dem Königssaal
Belsazar hielt sein Königsmahl.
Die Knechte saßen in schimmernden Reih'n
und leerten die Becher mit funkelndem Wein.
Es klirrten die Becher, es jauchzten die Knecht';
so klang es dem störrigen Könige recht.
Des Königs Wangen leuchten Glut;
im Wein erwuchs ihm kecker Mut.
Und blindlings reißt der Mut ihn fort,
und er lästert die Gottheit mit sündigem Wort.
Und er brüstet sich frech und er lästert wild;
die Knechteschar ihm Beifall brüllt.
Der König rief mit stolzem Blick';
der Diener eilt und kehrt zurück.
Er trug viel gülden Geräth auf dem Haupt,
das man aus dem Tempel Jehovas geraubt.
Und der König ergreift mit Frevlerhand
einen heiligen Becher, gefüllt bis zum Rand;
und er leert ihn hastig bis auf den Grund
und rufet laut mit schäumendem Mund:
„Jehova! dir künd' ich auf ewig Hohn:
Ich bin der König von Babylon!"
Doch kaum das grause Wort verklang,
dem König ward's heimlich im Busen bang.
Das gellende Lachen verstummte zumal;
es wurde leichenstill im Saal.
Und sieh, und sieh, an weißer Wand
da kam's hervor, wie Menschenhand
und schrieb und schrieb an weißer Wand
Buchstaben von Feuer und schrieb und schwand.
Der König stieren Blicks da saß,
mit schlotternden Knieen und todtenblaß.
Die Knechteschar saß kalt durchgraut
und saß gar still, gab keinen Laut.
Die Magier kamen, doch keiner verstand
zu deuten die Flammenschrift an der Wand.
Belsazar ward aber in selbiger Nacht
von seinen Knechten umgebracht.

213. Lied zur feierlichen Einsegnung des preußischen Freicorps.

Gesungen in der Kirche zu Rogau in Schlesien am 28. Mai 1813, nach der Weise: Ich will von meiner Missethat ꝛc.

(Körner.)

Wir treten hier im Gotteshaus
mit frommem Mut zusammen.
Uns ruft die Pflicht zum Kampf hinaus,
und alle Herzen flammen.
Doch was uns mahnt zu Sieg und Schlacht,
hat Gott ja selber angefacht.
Dem Herrn allein die Ehre!

Der Herr ist unsre Zuversicht,
wie schwer der Kampf auch werde.
Wir streiten ja für Recht und Pflicht
und für die heil'ge Erde.
Drum retten wir das Vaterland,
so thut's der Herr durch unsre Hand.
Dem Herrn allein die Ehre!

Es bricht der freche Uebermut
der Tyrannei zusammen;
es soll der Freiheit heil'ge Glut
in allen Herzen flammen.
Drum frisch in Kampfes Ungestüm!
Gott ist mit uns und wir mit ihm.
Dem Herrn allein die Ehre!

Er weckt uns jetzt mit Siegerlust
für die gerechte Sache,
er rief es selbst in unsre Brust:
„Auf, deutsches Volk, erwache!"
und führt uns, wär's auch durch den Tod,
zu seiner Freiheit Morgenroth.
Dem Herrn allein die Ehre!

214. Soldaten-Morgenlied.

(Schenkendorf.)

Erhebt euch von der Erde,
ihr Schläfer, aus der Ruh';
schon wiehern uns die Pferde
den guten Morgen zu.
Die lieben Waffen glänzen
so hell im Morgenroth;
man träumt von Siegeskränzen,
man denkt auch an den Tod.

Du reicher Gott, in Gnaden
schau her vom blauen Zelt;
du selbst hast uns geladen
in dieses Waffenfeld.
Laß uns vor dir bestehen
und gib uns heute Sieg;
die Christenbanner wehen,
dein ist, o Herr! der Krieg.

Ein Morgen soll noch kommen,
ein Morgen, mild und klar;
sein harren alle Frommen,
ihn schaut der Engel Schar.
Bald scheint er sonder Hülle
auf jeden deutschen Mann.
O brich, du Tag der Fülle,
du Freiheitstag, brich an.

Dann Klang von allen Thürmen
und Klang aus jeder Brust
und Ruhe nach den Stürmen
und Lieb und Lebenslust.
Es schallt auf allen Wegen
dann frohes Siegsgeschrei;
und wir, ihr wackern Degen,
wir waren auch dabei!

215. Die Völkerschlacht bei Leipzig. Den 18. und 19. Oktober 1813.

(Nach Kohlrausch.)

Der große Tag brach an, da der angemaßte Siegeskranz von Napoleons Haupte gerissen werden sollte. Europa stand zum Kampfe gegen einander. Von allen seinen Grenzen waren die Krieger versammelt und kämpften eine große Völkerschlacht.

Von drei Seiten sollte der Angriff auf den starken Halbkreis geschehen, den Napoleon um Leipzig gezogen hatte. Von Mitternacht durch den Kronprinzen von Schweden und das schlesische Heer; von Morgen her durch Bennigsen, der außer seinen Russen auch die Oesterreicher unter Klenau und eine preußische Abtheilung unter Zieten befehligte. Von der Mittagsseite aber mußte der Hauptangriff kommen, weil hier noch immer Napoleons Stärke war. Der Oberfeldherr theilte sein Heer daselbst in zwei große Haufen; der erste waren die Russen und Preußen unter Wittgenstein und Kleist, die über Wachau den französischen Mittelpunkt angreifen sollten; der zweite aber, der Kern des österreichischen Heeres unter dem Erbprinzen von Hessen-Homburg, sollte den Poniatowsky von der Pleiße verdrängen und nach Leipzig zurückwerfen.

Napoleon dagegen hatte seinen Halbkreis viel enger zusammengezogen, damit er mehr Festigkeit in sich haben möchte. Seine Scharen hatten Wachau und Liebertwolkwitz, um welche am 16. so blutig gestritten war, verlassen und den Mittelpunkt ihrer Stellung in Probstheida genommen; er selbst aber hielt mit seinen Garden zwischen diesem Orte und dem rechten Flügel an der Pleiße. Sein Standort war auf einem Hügel bei einer durchlöcherten, halbzerstörten Windmühle. Da fing er den großen Tag an und endigte ihn auch.

Mit dem Schlage acht Uhr eröffnete sich der Kampf. An der Pleiße hinab drang der Erbprinz von Hessen-Homburg gegen Dölitz und griff das Dorf im Sturme an. Die Polen und Franzosen unter Poniatowsky wehrten sich wie Verzweifelte, und es war ein harter, blutiger Streit um dieses Dorf. Mehr als einmal wurden die Oesterreicher zurückgeschlagen, aber sie führten es endlich glücklich hinaus, eroberten Dölitz und Dösen und die Höhen jenseits und behaupteten sie den ganzen Tag hindurch.

Rechts von ihnen waren auch die Russen und Preußen tapfer vorgedrungen, trieben

die Franzoſen immer fechtend vor ſich her und ſtanden nach Mittag vor Napoleons Mittelpunkte Probſtheida. Da war heute der härteſte Kampf, weil auf der Erhaltung dieſes Dorfes die Rettung des franzöſiſchen Heeres beruhte. Daher hatte Napoleon in und hinter demſelben eine große Menge von Kriegshaufen aller Art aufgeſtellt und viele Schanzen errichtet, und er ſelbſt ſtand mit ſeinen Garden ſo, daß er jeden Augenblick Hilfe leiſten konnte. Die Gärten des Dorfes waren meiſtens mit Lehmmauern umgeben. Dieſe gebrauchten die Franzoſen als Schanzen, machten Schießlöcher hinein und ſtellten ſich dahinter; ja,

Die drei Monarchen auf dem Hügel während der Schlacht bei Leipzig.
(Kaiſer Franz v. Oeſterreich. Kaiſer Alexander v. Rußland. König Friedrich Wilhelm III. v. Preußen.)

ſie hatten faſt jedes Haus zu einer Feſtung gemacht. Mit der ungeſtümſten Tapferkeit drangen die preußiſchen Abtheilungen unter Prinz Auguſt und Pirch um 2 Uhr nachmittags in das Dorf ein; aber ſie konnten es nicht behaupten. Immer neue und neue Haufen trieb Mürat, der hier befehligte, gegen ſie daher, und die Kartätſchen ſchmetterten von allen Seiten in ihre Reihen. Vor dem Dorfe ordneten ſie ſich ſogleich wieder und

stürmten unerschrocken von neuem, aber mit demselben Erfolge. Auch russische Haufen rückten heran und versuchten die blutige Arbeit; aber sie vermochten ebenso wenig des Dorfes Meister zu werden. So entsetzlich war hier das Blutbad, daß die Kämpfenden zuletzt nicht mehr über die Haufen der Todten hinwegsteigen konnten. Da liegt mancher tapfere Jüngling erschlagen und hat mit seinem jungen frischen Leben unsere Freiheit bezahlt; mit Recht hat man daher zum Andenken des großen Tages an dieser Stätte, bei Probstheida, ein Kreuz aufgerichtet.

Die drei verbündeten Herrscher hielten selbst auf einer Anhöhe in der Nähe und sahen die übermenschliche Anstrengung der Ihrigen. Um halb 5 Uhr befahlen sie, das Stürmen aufzugeben und der tapferen Krieger zu schonen; denn der Sieg war schon an mehreren Orten vollkommen entschieden, und schon seit 10 Uhr morgens hatte Napoleon dem General Bertrand Befehl gegeben, mit seinem Haufen von Lindenau nach der Saale zu ziehen; das war ein sicheres Zeichen, daß er den Rückzug des ganzen Heeres beschlossen hatte.

Dieses alles geschah auf der Mittagsseite des Schlachtfeldes. Von der Morgenseite griffen Klenau und Zieten unter Bennigsens Oberbefehl den Marschall Macdonald an. Der Marschall behauptete sich sehr tapfer, besonders in Holzhausen, welches mehrmals erstürmt und wieder verloren wurde. Dennoch eroberten die Oesterreicher gegen 2 Uhr nachmittags dieses Dorf, die Preußen aber Zuckelhausen, und Macdonald zog sich nach Stötteritz zurück, welches nahe bei Probstheida liegt. Um diese beiden Orte drängte sich der übrig gebliebene Kern des französischen Mittelpunktes zusammen und behauptete sich bis in die Nacht.

Der linke Flügel aber unter Ney litt an diesem Tage die härteste Niederlage. Ney sollte den ganzen Strich Landes von Macdonald an bis an die Parthe beschützen; da kam aber das Nordheer und Blücher über ihn und ließen ihm nicht Rast und Ruhe, bis er ganz nahe an Leipzig herangetrieben war. — Früh morgens den 18. hatte Feldherr Blücher mit dem Kronprinzen von Schweden eine Unterredung zu Breitenfeld. Der Kronprinz, der seine Schweden gern schonen wollte, verlangte, daß ihm von dem schlesischen Heere 30,000 Mann an diesem Tage geliehen würden, wenn er über die Parthe gehen und den Ney herzhaft angreifen sollte. „Wohl!“ sprach der alte Held, „aber ich will sie selbst anführen, denn es ist die größere Hälfte meines Heeres, das bei Möckern soeben den blutigen Strauß bestanden hat.“ Das war edel von dem Greise und recht deutsch gedacht, daß er sich selbst unter den Befehl des viel jüngeren Mannes stellte für das Gelingen der Sache. Und sogleich legte er auch Hand an das Werk. Der Kronprinz wollte das ganze nun vereinigte Heer von 100,000 Mann auf einem weiten Umwege bei Taucha über die Parthe setzen lassen, um an den Feind zu kommen. Blücher aber berechnete, daß der Uebergang von so vielen Tausenden über *eine* Brücke bis in die Nacht dauern und der kostbare Tag verloren sein würde. Da faßte er rasch seinen Entschluß und ging mit den unverzagten Russen gleich bei Mockau, viel näher bei Leipzig, durchs Wasser, obwohl das Fußvolk bis an den Gürtel hineinfiel, und meldete dann dem Kronprinzen, er sei schon hinüber und warte seiner weitern Befehle. Die Franzosen zogen sich eilig gegen Schönfeld zurück. Nun drang das Nordheer von Taucha her weiter vor und füllte den Raum zwischen Blücher rechts und Bennigsen links, so daß der Ring von dieser Seite geschlossen war. Er zog sich immer enger und blutiger um die Franzosen zusammen. Langeron mit den Russen bestürmte Schönfeld. Vier Stunden währte der Kampf, und immer neue Haufen traten von beiden Seiten auf den Platz; endlich zwischen 5 und 6 Uhr abends, als schon Dorf und Kirche brannten, verließen es die Franzosen und zogen sich bis hart an die Thore von Leipzig zurück. Ney und Reynier, die das freie Feld über Paunsdorf hinaus behaupten sollten, wurden am Nachmittage von dem Nordheer gleichfalls angegriffen und durch die Preußen unter Bülow aus Paunsdorf herausgeschlagen. Und als sie sich noch im

freien Felde behaupten wollten, da machte sich die treffliche Reiterei der Russen und Preußen gegen sie auf, und das Geschütz warf Raketen in ihre Vierecke. Diese fürchterlichen Feuerdrachen fuhren zischend und heulend in die dichten Haufen der Reiter oder des Fußvolks und spieen aus vielen Röhren Feuer rund umher aus, daß Menschen und Pferde erschrocken vor ihnen auseinander stoben. Da half kein Widerstehen und kein Halten der Befehlshaber; die Reihen lösten sich, auch die andern Dörfer in der Nähe gingen verloren, und erst in Sellerhausen wurde wieder ein Halt gewonnen.

Auf diesen Feldern und in diesen Stunden war es, da die sächsischen Kriegshaufen, die bis dahin nach dem Willen ihres Königs geduldig für Napoleon gekämpft hatten, ihr Blut nicht länger für den Fremdherrn vergießen wollten. In geschlossenen Reihen, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele, die Anführer an ihrer Spitze, zogen sie im Angesichte der Franzosen zu den Verbündeten hinüber. Napoleon schickte sogleich seine Gardereiter, die gefährliche Lücke zu füllen, und diese brechen plötzlich hervor und wollen dem siegreichen Bülow noch dazu in die offene Flanke fallen. Aber die Oesterreicher, die in der Nähe stehen, schwenken eiligst und werfen sich dem verderblichen Stoß kühn entgegen; und von der andern Seite feuert selbst die eben übergetretene sächsische Artillerie in die französischen Reihen, weil es gerade an dieser Stelle an Geschütz fehlte. Da müssen die Garden eilig umkehren und auch hier das Feld den Verbündeten überlassen.

Der blutige Tag neigte sich zu seinem Ende. Mit Sehnsucht blickte Napoleon der Nacht entgegen, die ihn erretten sollte. Sein großer Halbkreis war in ein schwaches Dreieck zusammengedrängt, das in seiner Spitze Probstheida hatte. Hätte sein Heer nicht an diesem Tage noch einmal mit recht festem Mut den schweren Kampf bestanden, wäre dieses Dreieck noch vor Abend durchbrochen und Leipzig erstürmt worden, so war alles verloren. Napoleon kämpfte an diesem Tage nur noch für den Rückzug, und schon von 10 Uhr morgens an war ein zahlloser Troß von Wagen, Pferden und Gepäck den ganzen Tag hindurch hinter dem Bertrandschen Heerhaufen hergezogen.

Als die dunkle Nacht schon das große Blutfeld bedeckte, befand sich Napoleon noch auf dem Hügel bei seiner Windmühle, wo er sich ein Wachtfeuer hatte anzünden lassen. Er hatte seinem ersten Gehilfen, Berthier, die Anordnung des Rückzuges mitgetheilt, und dieser diktirte sie an einem Seitenwachtfeuer einigen Adjutanten. Ringsum herrschte tiefe Stille. Man hatte dem erschöpften Herrscher einen hölzernen Schemel gebracht, auf welchem er in Schlummer sank. Jetzt saß er nachlässig auf seinem Schemel zusammengesunken, die Hände schlaff im Schooße ruhend, die Augen geschlossen, unter dem dunklen Zelte des Himmels, mitten auf dem großen Leichenfelde, das er geschaffen hatte, und welches mit brennenden Dörfern und unzähligen Wachtfeuern besäet war. Die Anführer standen düster und verstummt um das Feuer, und die zurückziehenden Haufen rauschten in einiger Entfernung am Fuße des Hügels vorüber. Nach einer Viertelstunde erwachte Napoleon und warf einen Blick im Kreise um sich her. Dann stand er auf und traf gegen neun Uhr in Leipzig ein.

Nach Mitternacht, als der Mond aufging, begann der Rückzug des ganzen Heeres durch Leipzig. Da aber die Haufen von mehreren Seiten vom Schlachtfelde hereinzogen und für alle nur ein schmaler Ausweg nach Lindenau, der Ranstädter Steinweg, da war, so war oft Aufenthalt und Stockung. Die Wagen und Kanonen verfuhren sich in einander, und die zu Fuß konnten sich kaum daneben hinausdrängen. Voran zogen die Garden, auf deren Rettung am meisten ankam, dann die besten Haufen der übrigen französischen Corps; die Polen, Badener, Darmstädter mit einigen Franzosen sollten die Stadt vertheidigen, so lange es möglich sei. Leipzig war keine Festung, aber man hatte die Thore verrammelt, Schanzen aufgeworfen und alle Gräben und Gartenmauern zur Befestigung benutzt.

Aber das Bundesheer war nicht gesonnen, so ruhig zuzusehen, daß die Franzosen mit aller alten Beute und allem Kriegsgeräthe ungestört abzogen Schon seit acht Uhr morgens

rückten von allen Seiten die Haufen zum Angriffe heran und beschossen die Thore. Da wurde den Abziehenden noch bänger, und sie strömten in solchem Getümmel nach dem einen Ausgange hin, daß sogar Napoleon nicht durchzukommen vermochte. Selbst die Furcht vor seinem Antlitze und die Säbelhiebe seines Gefolges halfen nicht mehr; er mußte sich von dem großen Wege abwenden und auf einem Nebenwege um die Stadt nach dem Ranstädter Steindamme reiten. Und auch hier konnten er und sein Gefolge sich nur einzeln an der Seite des Gewühles fortwinden. Da zog Fußvolk und Reiterei, Geschütz und Pulverwagen, Gesunde, Verwundete und Sterbende, Wagen mit Frauen und Kindern, Marketender und geraubte Viehherden im wildesten Getümmel mit Drängen und Stoßen und Geschrei bunt durch einander, und der, welcher sich einen Herrn der Welt genannt hatte, mußte sich von diesem Strome mit fortschieben lassen.

Die verbündeten Herrscher hätten die Verwirrung noch sehr vergrößern können, wenn sie die Stadt hätten beschießen lassen. Aber dies war ihrem menschenfreundlichen Herzen zuwider. Sie wollten nur die Thore und Eingänge erstürmen lassen, und das vollbrachten ihre unerschrockenen Krieger auch sehr bald. Auch zu den Seiten drangen die Kämpfenden in die Gärten ein; die Franzosen und Polen vertheidigten jeden Schritt; jedes Gartenhaus und jede Hecke mußte erobert werden, und noch einmal floß viel Blut. Aber der Sieg konnte nun nicht mehr zweifelhaft sein. Halb zwölf Uhr drangen die ersten Preußen in die Stadt ein, und der tiefe Hörnerklang der pommerischen Schützen ertönte durch die Gassen. Das war den betäubten, ängstlich harrenden Einwohnern ein herrlicher deutscher Klang. Die verschlossenen Thüren öffneten sich, und noch in das Schießen hinein weheten die weißen Tücher zum Freudengruß aus den Fenstern.

Um diese selbige Zeit wurde plötzlich die einzige Brücke, welche an der andern Seite der Stadt den Franzosen zur Rettung diente, über den Elster-Mühlengraben, in die Luft gesprengt. Alle, die sich noch auf dem Wege zu dieser Rettungsbrücke hindrängten, stießen einen Schrei des Entsetzens aus und zerstreuten sich nach allen Seiten, um noch einen Ausgang zu finden. Es war keiner mehr. Viele stürzten sich aus Verzweiflung in die Elster, um hindurch zu schwimmen, allein sie kamen fast alle in dem tiefen Flusse um oder blieben in seinen sumpfigen Ufern stecken. Auch einige der Feldherren, die noch zurück waren, sprangen mit ihren Pferden in das Wasser, um der Gefangenschaft zu entgehen, aber einer der ersten, der polnische Fürst Poniatowsky, ertrank in dem Flusse; Macdonald entkam; die meisten wurden gefangen.

An diesem Tage verlor Napoleon noch mehr als in den Tagen der Schlacht. Ueber 15,000 waffenfähige Krieger, die durch das Sprengen der Brücke abgeschnitten waren, wurden gefangen; an Verwundeten aber und Kranken blieben noch 25,000 der Gnade der Sieger überlassen. Der Kanonen und Wagen, die um und in der Stadt stehen geblieben, war eine unübersehbare Menge; auf der Allee allein standen 105 Kanonen zusammengefahren. Es sind ihrer in diesen Tagen gegen 400, mit 1600 Wagen, erbeutet worden.

Nach 1 Uhr zogen Alexander und Friedrich Wilhelm mit dem Gefolge ihrer Feldherren in die nun errettete Stadt ein. Wenige Stunden nachher kam auch der Kaiser Franz, der dritte im Bunde. Es war ein großer Anblick, als sich die dreie nun die Rechte reichen und zu der Errettung Deutschlands und Europas Glück wünschen konnten. Sie erkannten es wohl, daß dieser Sieg kein Werk menschlichen Witzes und menschlicher Klugheit sei. Als am Tage zuvor der Oberfeldherr zu ihnen herankam, die auf einem Hügel zusammen des Kampfes Ausgang erwarteten, und ihnen den Sieg der gerechten Sache verkündigte, da fielen die frommen Herrscher auf ihre Kniee nieder und dankten im stillen Gebete dem unsichtbaren Urheber so großer Wohlthat.

216. Das Lied vom Feldmarschall. 1813.

(Arndt.)

Was blasen die Trompeten? Husaren, heraus!
Es reitet der Feldmarschall im fliegenden Saus,
er reitet so freudig sein mutiges Pferd,
er schwinget so schneidig sein blitzendes Schwert.
O schauet, wie ihm leuchten die Augen so klar!
O schauet, wie ihm wallet sein schneeweißes Haar!
So frisch blüht sein Alter wie greisender Wein,
drum kann er Verwalter des Schlachtfeldes sein.
Der Mann ist er gewesen, als alles versank,
der mutig auf gen Himmel den Degen noch schwang,
da schwur er beim Eisen gar zornig und hart,
den Welschen zu weisen die echt deutsche Art.
Den Schwur hat er gehalten. Als Kriegsruf erklang,
hei! wie der weiße Jüngling in'n Sattel sich schwang!
Da ist er's gewesen, der Kehraus gemacht,
mit eisernem Besen das Land rein gemacht.
Bei Lützen auf der Aue er hielt solchen Strauß,
daß vielen tausend Welschen der Athem ging aus;
viel tausende liefen dort hasigen Lauf,
zehntausend entschliefen, die nie wachen auf.
Am Wasser der Katzbach er's auch hat bewährt,
da hat er den Franzosen das Schwimmen gelehrt.
Fahrt wohl, ihr Franzosen, zur Ostsee hinab!
Und nehmt, Ohnehosen, den Walfisch zum Grab!

Bei Wartburg an der Elbe, wie fuhr er hindurch!
da schirmte die Franzosen nicht Schanze noch Burg,
da mußten sie springen wie Hasen übers Feld,
und hell ließ erklingen sein Hussa! der Held.
Bei Leipzig auf dem Plane, o herrliche Schlacht!
da brach er den Franzosen das Glück und die Macht,
da lagen sie sicher nach blutigem Fall,
da ward der Herr Blücher ein Feldmarschall.
Drum blaset, ihr Trompeten! Husaren, heraus!
Du reite, Herr Feldmarschall, wie Winde im Saus!
Dem Siege entgegen, zum Rhein, übern Rhein,
du tapferer Degen, in Frankreich hinein!

217. Blücher am Rhein.

(Kopisch.)

Die Heere blieben am Rheine stehn;
soll man hinein nach Frankreich gehn?
Man dachte hin und wieder nach,
allein der alte Blücher sprach:
„Generalkarte her!
Nach Frankreich gehn ist nicht so schwer.
Wo steht der Feind?"
„„Der Feind? — dahier!""
„Den Finger drauf! Den schlagen wir!
Wo liegt Paris?" —
„„Paris? — dahier!""
„Den Finger drauf! Das nehmen wir!
Nun schlagt die Brücke übern Rhein!
Ich denke, der Champagnerwein
wird, wo er wächst, am besten sein."

218. Die Schlacht bei Belle-Alliance[1]). Den 18. Juni 1815.

(Nach Varnhagen von Ense.)

Wellington hatte zum 17. Juni 1815 früh sein Heer zusammengezogen und dachte, den Feind diesen Tag in Gemeinschaft mit Blücher anzugreifen, von dessen Rückzug er noch nichts erfahren hatte. Bald aber erfuhr er den unglücklichen Ausgang der Schlacht von Ligny[2]) und den Rückzug Blüchers nach Wavre[3]), und beschloß daher, gleichfalls abzuziehen, um wieder mit Blücher näher zusammenzustoßen; ob dieser in der nächsten Zeit im stande sein würde, eine zweite Schlacht zu liefern, war völlig ungewiß. Jedoch schon um 9 Uhr morgens empfing Wellington von Blücher aus Wavre eine Botschaft, worin derselbe zum neuen Angriffe nur so viel Zeit verlangte, als nöthig sei, seinen Truppen Patronen und Lebensmittel auszutheilen. Hierauf zog Wellington im Laufe des Tages in die Stellung von Mont St. Jean[4]) zurück, vorwärts von Brüssel, von dieser Stadt nur durch einen Wald getrennt. Hier wollte Wellington das Heer Napoleons zur Schlacht erwarten, so ließ er Blücher wissen, im Fall dieser versprechen könne, mit zwei preußischen Heertheilen zur Unterstützung einzutreffen. Blücher antwortete, nicht mit zwei Heertheilen nur, sondern mit seinem ganzen Heere werde er am 18. über St. Lambert[5]) heranrücken, um an diesem Tage den Angriff Napoleons mit zu bestehen, oder denselben am folgenden Tage mit Wellington vereint selbst anzugreifen. Zwischen den beiden Feldherren wurden die näheren Verabredungen genommen und demnach alles für den Tag vorbereitet.

Napoleon hatte am 17. früh das Schlachtfeld von Ligny beritten und gegen Mittag den Marschall Grouchy[6]) von Ligny zur Verfolgung der Preußen abgesandt;

Sprich: 1) Behl'-Alliangs. 2) Linji. 3) Wawer. 4) Mong Bäng Schang. 5) Bäng Langbähr. 6) Gruschi.

er selbst wandte sich mit seiner Hauptstärke links gegen die Engländer. Es hatte die Nacht geregnet und regnete immer fort, der Boden war völlig durchweicht, die schwarze Erde löste sich in zähe Flüssigkeit auf, und mit unsäglichen Beschwerden kam das Heer auf der schlammigen Straße und in den grundlos gewordenen Getreidefeldern nur langsam fort. Erst am Abend gelangte der französische Vortrab an die englische Stellung, die sogleich, aber vergeblich, angegriffen wurde. Die Nacht brach herein und machte dem Gefecht ein Ende. Furchtbare Regengüsse strömten diese Nacht vom Himmel; die Truppen litten unbeschreiblich, die Tritte versanken im Koth, Geschütz und Wagen schienen kaum fortzubringen. Am folgenden Morgen, den 18. Juni, waren die Franzosen sehr überrascht, den Feind unverrückt in derselben Stellung, wie am vorigen Abend vor sich zu finden. Napoleon mußte bald erkennen, daß Wellingtons ganzes Heer auf der Anhöhe von Mont St. Jean schlagfertig ihm gegenüber hielt. Daher ordnete er sein Heer auf der Anhöhe von Belle-Alliance zum Angriff. Aber nur mühselig und langsam trafen auf durchweichtem Wege und Feld die Truppen ein; einzelne Regenschauer fielen noch von Zeit zu Zeit, der Boden erschwerte jeden Fortschritt. Erst um Mittag konnte Napoleon den Befehl geben, zum Angriffe vorzurücken. Auf den linken Flügel Wellingtons richtete er den Hauptstoß, weil hier die Verbindung mit den Preußen abzuschneiden war. Die Franzosen fochten mit andringender Wut, die Engländer mit andauernder Standhaftigkeit. Wellington sah sein Heer mehrmals in Gefahr durchbrochen zu werden; er eilte persönlich in das stärkste Feuer, zeigte sich den Truppen und strengte alle Kräfte an, sich gegen die Uebermacht zu behaupten, bis Blücher mit den Preußen herankäme. Er wußte, daß Blücher kommen würde, doch wurde dessen Eintreffen auch schon mit jedem Augenblicke nöthiger. Napoleon entwickelte unaufhörlich neue Streitkräfte, sein Geschütz wirkte verheerend, seine Truppen rückten entbrannt zu neuem Kampfe vor; die Kräfte Wellingtons erschöpften sich. Es war hohe Zeit, daß Blücher auf dem Kampfplatze erschien, doch zeigte sich von ihm noch keine Spur, und die Lage der Dinge wurde jeden Augenblick bedenklicher.

Blücher war, seinem Versprechen gemäß, am 18. Juni frühmorgens von Wavre in zwei Heerzügen aufgebrochen; der dritte Heertheil sollte bei Wavre stehen bleiben und nur, wenn dort kein Feind erschiene, den übrigen als Unterstützung nachrücken. Blücher hatte den 17. an den Folgen seines Sturzes im Bette zubringen müssen, und am 18. in der Frühe, als er unmittelbar aus dem Bette wieder aufs Pferd sollte, um mit seinen Truppen zur neuen Schlacht auszurücken, war man für den übel zugerichteten Greis nicht ohne Sorgen; der Wundarzt wollte ihn noch zu guter letzt einreiben; Blücher aber, als er die Anstalten sah, versetzte: »Ach was, noch erst schmieren! Laßt nur sein! Ob ich heute balsamirt oder unbalsamirt in die andere Welt gehe, das wird wohl auf eins herauskommen!« erhob sich, ließ sich ankleiden und setzte sich wohlgemut zu Pferde, obgleich ihn bei jeder Bewegung die gequetschten Glieder schmerzten. Als er sah, wie stark es geregnet hatte, und daß es noch immer fort regnen würde, sagte er: »Das sind unsere Alliirten von der Katzbach, da sparen wir dem König wieder viel Pulver«. Blücher begab sich an die Spitze und that alles, um den Marsch zu beschleunigen; allein schon gleich anfangs wurde derselbe durch ein zufälliges Hindernis unerwartet aufgehalten; in Wavre entstand eine Feuersbrunst, welche die Hauptstraße sperrte und die Truppen zu Umwegen nöthigte, wodurch ein beträchtlicher Zeitverlust entstand. Weiterhin wurde es noch schlimmer, der unauf-

hörliche Regen hatte den Boden ganz durchweicht, die Bäche geschwellt, jede Vertiefung mit Wasser gefüllt. Die schmalen Wege durch Wald und Gebüsch nöthigten zu häufigem Abbrechen der Glieder. Das Fußvolk und die Reiterei kamen mit Mühe fort, das Geschütz machte unsägliche Beschwer; der Zug rückte zwar immer vor, aber mit solcher Langsamkeit, daß zu befürchten war, er werde zur Schlacht viel zu spät eintreffen. Offiziere kamen und brachten Nachricht von dem Gange der Schlacht, von Napoleons übermächtigem Andrange, und wie sehr die Ankunft der Preußen ersehnt werde. Blücher in heftigen Sorgen, sein gegebenes Wort nicht zu lösen, rief anfeuernd: »Vorwärts, Kinder, vorwärts!« Wo ein Hindernis entstand, wo eine Stockung sich zeigte, war er sogleich gegenwärtig und trieb zu verdoppelter Eile an; die Truppen erlagen fast den Mühseligkeiten; hier und da murmelten einzelne, es gehe nicht, es sei unmöglich. Da redete Blücher mit tiefster Bewegung und Kraft seine Krieger an: »Kinder, wir müssen vorwärts! Es heißt wohl, es gehe nicht, aber es muß gehen, ich hab es ja meinem Bruder Wellington versprochen! Ich hab es versprochen, hört ihr wohl? Ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden soll?« Und so ging es denn mit allen Waffen unaufhaltsam vorwärts.

Es war angenommen, die Preußen würden um 2 Uhr nachmittags zur Schlacht kommen. Aber erst nach 4 Uhr war endlich der schwierige Engweg von St. Lambert zurückgelegt. Die beiden Brigaden Fußvolk und die Reiterei, unter Anführung des Prinzen Wilhelm von Preußen, drangen demnach ungesäumt zum Angriff in den Rücken des französischen rechten Flügels vor. Napoleon hatte sofort genauere Kunde von dem Anzuge der Preußen erlangt, doch noch immer nicht von ihrer Macht und Eile. Erst als sie auf der Höhe von St. Lambert sichtbar wurden, ließ er gegen sie einige Regimenter im Haken seitwärts aufstellen. Blücher aber gab nun durch frühzeitiges Geschützfeuer dem Heere Wellingtons das Zeichen seiner ersehnten Ankunft; dieser Kanonendonner erweckte den Engländern frohe Zuversicht, den Franzosen Staunen und Bestürzung. Jetzt schickte Napoleon den sechsten Heertheil, den er bisher noch aus dem Gefechte zurückgehalten, dem Angriffe der Preußen entgegen, und es entstand ein heftiger Kampf, in welchem die beiden Brigaden anfangs gegen die Uebermacht einen harten Stand hatten. Blücher indes sandte allen Truppentheilen den Befehl, ihre Richtung geradezu auf die Höhe von Belle-Alliance zu nehmen, deren Gebäude über die ganze Gegend sichtbar emporragten.

Auf Wellingtons linkem Flügel mußte die Vereinigung der beiden Heere geschehen. Wellington selbst, voll unerschütterlichen Vertrauens in Blüchers Wort, ließ in dieser Hinsicht weder Besorgnis noch Ungeduld blicken. Endlich zeigten sich die ersten Truppen des Heertheils von Zieten, durch wiederholte Botschaften in ihrem Marsche beschleunigt, auf dem linken Flügel Wellingtons im Anrücken. Sogleich brachen nun sechs Regimenter englischer Reiterei, welche bisher auf dem linken Flügel gehalten hatten, zur Unterstützung der hartgedrängten Mitte der englischen Schlachtordnung auf, wo sie im rechten Augenblicke zum erfolgreichen Einhauen anlangten. Inzwischen hatte der Feind seine Stärke gegen Wellingtons linken Flügel beträchtlich vermehrt und drang nun nachdrücklich in den Raum vor, welcher die beiden verbündeten Heere noch trennte. In diesem gefahrvollen Augenblicke, gegen sieben Uhr, treffen die ersten Truppen Zietens auf dem Kampfplatz ein, Zieten selbst an der Spitze seiner ersten Brigade erstürmt das Dorf Papelotte[1]) und bereitet sich zu stärkerem

1) Paplott.

Vordringen. Napoleon jedoch wankt noch immer nicht; er sieht die Truppen Blüchers immer furchtbarer auftreten, allein sein hartnäckiger Eifer verzichtet noch nicht auf den Sieg, ein letzter verzweifelter Schlag soll ihn entscheiden. Bereits hatte er die junge Garde nach Planchenois[1]) geworfen, um das den Preußen wieder entrissene Dorf zur Sicherheit seiner rechten Flanke festzuhalten; jetzt läßt er die alte Garde, den Kern seiner Truppen, zwölf Bataillone, zur Durchbrechung der Schlachtordnung Wellingtons auf deren Mitte im Sturm vorrücken, zusammengedrängt, das Gewehr im Arm, ohne Schuß, unter Anführung des Marschalls Ney, während zugleich die ganze französische Linie überall zum neuen Angriff übergeht. Doch Wellington stellt der vordringenden Garde sechs englische Bataillone entgegen, deren mörderisches Gewehrfeuer ganze Reihen des dichtgescharten Feindes niederstreckt, zugleich richtet alles Geschütz seine Wirkung gegen die Masse, von allen Seiten wenden sich die Truppen zu diesem Kampfe, dem blutigsten des Tages. Ganze Scharen werden vernichtet. Die französische Garde, trotz ihres ungeheuren Verlustes, rückt immer vor, ihrem gewaltigen Ungestüm scheint nichts widerstehen zu können; die Engländer weichen auf mehreren Punkten, ihr Geschütz stellt das Feuer ein. In diesem Drange rückt Zieten über Papelotte hervor, läßt vierundzwanzig Stücke Geschütz in den Feind schmettern und führt seinen Hauptangriff im Sturmschritte unter dem Wirbel aller Trommeln, die Höhe von Belle-Alliance zur Richtung nehmend, unaufhaltsam vorwärts. Diese Bewegung ist entscheidend; der Feind wird durchbrochen und beginnt zu weichen. Schon aber hat gleichzeitig auch Wellington die Truppen seines rechten Flügels nach der Mitte gezogen, seine Reiterei zusammengebracht und geht nun selbst wieder mit allen Kräften zum Angriff über. Er befiehlt seiner ganzen Schlachtordnung ein allgemeines Vorrücken. Die französische Garde geräth in Unordnung und flieht; vier Bataillone, die am meisten vorgerückt sind, ziehen sich in Vierecken geschlossen nach Belle-Alliance zurück. Sie kommen aber hier in das Geschützfeuer Bülows, sie werden von der Reiterei umzingelt, man ruft ihnen zu, sich zu ergeben, aber »die Garde stirbt, sie ergibt sich nicht!« schallt es aus ihrer Mitte; die meisten fallen; einige entkommen, gefangen werden nur wenige. Jetzt kommt auch der zweite preußische Heertheil zur Schlacht, und um halb acht Uhr erneuert sich der Kampf. Noch leistet der Feind verzweifelte Gegenwehr, alle drei preußische Heertheile sind im heißesten Gefecht, aber die Schlacht ist schon gewonnen, der Feind überall im Rückzuge, er kämpft nur noch für seine Rettung. Endlich gegen neun Uhr erobern Pirch und Bülow vereint das Dorf Planchenois, und das Verderben des französischen Heeres ist entschieden, der Rückzug artet in wilde Flucht aus; die Truppen aller Waffen, mit Geschütz und Fuhrwerk untermischt, drängen sich auf der Straße von Genappe[2]) und Charleroi[3]); die Nacht nimmt die Flüchtigen auf. Es war schon völlig dunkel, als Blücher und Wellington auf der Höhe von Belle-Alliance zusammentrafen und sich gegenseitig als Sieger begrüßten. Blücher, der siegreichen Waffenverbindung zu Ehren, nannte die Schlacht nach diesem Namen[4]); Wellington nannte sie die Schlacht von Waterloo.

Die Schlacht war gewonnen, aber die Arbeit noch keineswegs vollendet. Das Heer Wellingtons hatte furchtbar gelitten, die Menschen und Pferde konnten nicht weiter. Die Preußen waren kürzere Zeit im Kampfe gewesen; man kam deshalb überein, Wellington sollte nach kurzer Rast in Frankreich einrücken, während Blücher unmittelbar die Verfolgung Napoleons und seines geschlagenen

1) Plangschnoa. 2) Schenapp. 3) Scharlroa. 4) Belle-Alliance heißt so viel als „schöner Bund“.

Heeres übernähme. Also noch in derselben Nacht ging Blücher sofort nach Genappe, wo sein Vortrab den Feind, der sich anfangs vertheidigen wollte, um elf Uhr in der Nacht zu weiterer Flucht nöthigte. Der Feind hatte sein meistes Geschütz auf dem Schlachtfelde stehen lassen, das mit seinen Trümmern und Leichen bedeckt war. In Genappe war aufgehäuft, was an Geschütz, Pulverwagen, Gepäck und anderem Fuhrwerk noch gerettet worden; alles fiel hier den Preußen in die Hände, unermeßliche Beute, Napoleons eigene Feldrüstung, sein Silbervorrath, seine Edelsteine, der Wagen selbst, in welchem er gefahren war, und den er beim plötzlichen Geschrei, die Preußen seien da, ohne Hut und Degen eiligst verlassen hatte, um sich aufs Pferd zu werfen. Die Kleinodien, das viele Geld und anderer Besitz verblieb den Soldaten; den Wagen Napoleons, den kaiserlichen Mantel, sein Fernglas nahm Blücher an sich, Hut, Degen und die Ordenssterne Napoleons sandte er als Siegeszeichen an den König. Die Verfolgung ging unaufhaltsam fort; der Feind wurde noch in derselben Nacht immer wieder aufgestört. Wo im Getreide sich ein Trupp lagern, in Gebäuden und Höfen sich einrichten wollte, trieb schnell wieder der Schall der Flügelhörner und Trommeln, das Feuern aus Flinten und Kanonen ihn auf; der Mond schien hell und begünstigte die Verfolgung, welche Gneisenau rastlos betrieb, und an welche, wie Blücher befohlen hatte, der letzte Hauch von Roß und Mann gesetzt wurde.

219. Ein Wort vom alten Blücher.

(Hesekiel.)

Sie saßen an Blüchers Tafel und hatten gut gespeist;
da lobten sie unmenschlich des alten Helden Geist
und lobten seine Thaten ganz grob und ungescheut
und meinten, nur er alleine habe das Volk befreit.
Das war dem alten Blücher am Ende außerm Spaß;
er rückte mit dem Stuhle und leerte schnell sein Glas.
Dann schrie er: „Alle Wetter! Ihr seid nicht recht gescheid.
Ich will's euch besser sagen, wer Land und Volk befreit:

Das war der Preußen Tapferkeit,
Freund Gneisenau's Besonnenheit,
von mir ein bißchen Verwegenheit
und Gottes große Barmherzigkeit."

Sie saßen an der Tafel und schauten ängstlich drein;
der Alte aber lachte still in sein Glas hinein.

220. Dem Könige.

(Harries.)

Heil dir im Siegerkranz,
Herrscher des Vaterlands,
Heil, König, dir!
Fühl in des Thrones Glanz
die hohe Wonne ganz,
Liebling des Volks zu sein!
Heil, König, dir!

Nicht Roß, nicht Reisige
sichern die steile Höh',
wo Fürsten stehn;
Liebe des Vaterlands,
Liebe des freien Manns
gründet den Herrscherthron
wie Fels im Meer.

Heilige Flamme, glüh,
glüh und verlösche nie
fürs Vaterland!
Wir alle stehen dann
mutig für einen Mann,
kämpfen und bluten gern
für Thron und Reich.

Handlung und Wissenschaft
heben mit Mut und Kraft
ihr Haupt empor!
Krieger- und Heldenthat
finden ihr Lorbeerblatt
treu aufgehoben dort
an deinem Thron!

Sei, König Wilhelm, hier
lang deines Volkes Zier
der Menschheit Stolz!
Fühl in des Thrones Glanz
die hohe Wonne ganz,
Liebling des Volks zu sein!
Heil, König, dir!

221. Frühlingsgruß an das Vaterland. 1814.

(Schenkendorf.)

Wie mir deine Freuden winken
nach der Knechtschaft, nach dem Streit!
Vaterland, ich muß versinken
hier in deiner Herrlichkeit.
Wo die hohen Eichen sausen,
himmelan das Haupt gewandt,
wo die starken Ströme brausen,
alles das ist deutsches Land.

Von dem Rheinfall hergegangen
komm ich, von der Donau Quell,
und in mir sind aufgegangen
Liebessterne mild und hell;
niedersteigen will ich, strahlen
soll von mir der Freudenschein
in des Neckars frohen Thalen
und am silberblauen Main.

Weiter, weiter mußt du dringen,
du mein deutscher Freiheitsgruß,
sollst vor meiner Hütte klingen
an dem fernen Memelfluß.
Wo noch deutsche Worte gelten,
wo die Herzen stark und weich
zu dem Freiheitskampf sich stellten,
ist auch heilges deutsches Reich.

Alles ist in Grün gekleidet,
alles strahlt im jungen Licht,
Anger, wo die Herde weidet,
Hügel, wo man Trauben bricht.
Vaterland! in tausend Jahren
kam dir solch ein Frühling kaum!
was die hohen Väter waren,
heißet nimmermehr ein Traum.

Aber einmal müßt ihr ringen
noch in ernster Geisterschlacht,
und den letzen Feind bezwingen,
der im Innern drohend wacht:
Haß und Argwohn müßt ihr dämpfen,
Geiz und Neid und böse Lust,
dann nach schweren, langen Kämpfen
kannst du ruhen, deutsche Brust.

Jeder ist dann reich an Ehren,
reich an Demut und an Macht;
so nur kann sich recht verklären
unsers Kaisers heilge Pracht.
Alte Sünden müssen sterben
in der gottgesandten Flut,
und an einen selgen Erben
fallen das entsühnte Gut.

Segen Gottes auf den Feldern,
in des Weinstocks heilger Frucht,
Mannesluft in grünen Wäldern,
in den Hütten frohe Zucht;
in der Brust ein frommes Sehnen,
ewger Freiheit Unterpfand,
Liebe spricht in zarten Tönen
nirgends wie im deutschen Land.

Ihr in Schlössern, ihr in Städten,
welche schmücken unser Land,
Ackersmann, der auf den Beeten
deutsche Frucht in Garben band,
traute deutsche Brüder! höret
meine Worte alt und neu:
nimmer wird das Reich zerstöret,
wenn ihr einig seid und treu.

222. Der Wegweiser.

(Nach Hebel.)

Weißt, wo der Weg zum Mehlfaß geht,
zum vollen Faß? Im Morgenroth
mit Pflug und Karst durchs Weizenfeld,
bis Stern an Stern am Himmel steht.

Man schafft, weil's Tag ist, ohne Ruh',
schaut sich nicht um, bleibt nimmer stehn;
drauf geht's durch Scheun' und Tenne fort
dem Brotschrank in der Küche zu.

Weißt du den Weg zum Thaler? Sieh,
er geht dem rothen Pfennig nach;
und wer nicht um den Pfennig sorgt,
der bringt es auch zum Thaler nie.

Wo geht's zur frohen Sonntagszeit?
Folg immerdar dem Werkeltag,
hier durch die Werkstatt, dort durchs Feld;
dann ist der Sonntag auch nicht weit.

Am Samstag ist er vollends nah.
Was deckt er wohl im Körbchen zu?
Ich denk, ein Pfündchen Fleisch ins Mus,
wohl auch ein Schöppchen Wein ist da.

Wo geht der Weg zur Armut hin?
Schau nach den Wirthshausschildern hin!
Geh nicht vorbei, der Wein ist gut
und nagelneu die Karten drin.

Im letzten Wirthshaus hängt ein Sack;
und gehst du fort, häng dir ihn um!
„Du alter Lump, wie steht so gut,
so zierlich dir der Bettelsack!

Und drin von Holz das Becherlein—
nimm's wohl in acht, verlier es nicht!
Und wenn du zu dem Wasser kommst
und trinken magst, so schöpfe drein!"

Wo geht's zum frohen Alter? sprecht,
wo ist der Weg zu Ehr' und Ruh'?
Grad vor dir hin in Mäßigkeit,
mit stillem Sinn in Pflicht und Recht.

Und führt zum Kreuzweg dich die Spur,
und weißt du nicht den rechten Pfad,
so frage beim Gewissen an;
es kann ja deutsch — ihm folge nur.

Wo ist der Weg zum Leichenstein?
Ach! frage nicht! geh, wo du willst;
zur stillen Gruft im kühlen Grund
führt jeder Weg, kannst sicher sein.

In Gottesfurcht nur wandle hier!
Das rath' ich dir, so viel ich kann.
Ein heimlich Pförtchen hat das Grab,
und manches zeigt es jenseits dir.

223. Der Wirth muß vorauf. Von einer Landwirthin.

(Möser.)

Du wunderst dich, daß meine Leute noch keinen Kaffee trinken und überhaupt so ordentlich sind? O, mein liebes Kind! ich kann, was ich will, und der Henker sollte mir den Dienstboten holen, der mir ein einzigesmal über die Schnur hiebe! Ordnung im Haushalt ist keine Hexerei, und ich habe ein so sicheres Mittel, meine Leute vom Kaffee abzuhalten, daß ich alles in der Welt drauf wetten will, sie trinken ihn nicht. Das Schnackigste aber ist, daß ich dieses Mittel von meiner Viehmagd gelernt habe. Diese wollte, wie ich meinen Mann geheiratet hatte und wir unsere Pachtung antraten, nicht früh genug aufstehen, und wie ich sie darüber zur Rede stellte, gab sie mir zur Antwort:

„By us moet der Werth vorup!“ Dies schallte mir durch die Ohren, und auf einmal erleuchtet fühlte ich die ganze Wahrheit, daß alles in der Haushaltung durch einen guten Vorgang gezwungen werden müsse, und daß es eine Thorheit sei, sich um acht Uhr aus dem Bette zum Kaffee wecken zu lassen und von dem Gesinde zu fordern, daß es um drei Uhr an der Arbeit sein und sich nicht auch eine verstohlne Frende machen sollte. Wie es den andern Morgen drei schlug, sagte ich darauf zu meinem Manne: „Der Wirth muß vorauf!“ und so wie er dieses einigemal gethan hatte, war alles Gesinde so geschwind bei der Hand, daß ich seit der Zeit nicht nöthig gehabt habe, ein einzigesmal mit der Viehmagd über ihren langen Schlaf zu schmälen. Anfangs fiel es uns etwas hart, so früh die warmen Federn zu verlassen. Wie wir es aber erst eine Zeit lang gethan hatten, war es uns nicht möglich, lange über die gewohnte Zeit darin zu verweilen; und wenn ein Feiertag uns eine Stunde später aufforderte, so waren wir doch zu rechter Zeit munter und feierten ihn nicht in süßem Träumen. Jeder Feiertag war uns dann doppelt willkommen, und wir freuten uns oft seines Anbruchs.

Nun, mein Kind! weißt du mein ganzes Geheimnis, und wenn du dasselbe wohl anwendest, so wirst du nicht nöthig haben, dich über Unordnung im Haushalt zu beschweren. Andern zu befehlen und Vorschriften zu geben, ist keine Kunst; man muß voraufgehn, wenn andere folgen sollen, auf die Bresche wie auf die Dresche; und der Soldat lacht über den Hauptmann, der ihm hinterm Eichbaume befehlen will, als ein braver Kerl die Sturmleiter hinauf zu klettern. So handeln aber unsre mehrsten Haushälter; sie selbst wollen schlafen, Kaffee trinken und hinterm Ofen sitzen, das Gesinde aber soll sich quälen und schlecht behelfen. Das geht nicht und wird in Ewigkeit nicht gehen, der Wirth muß vorauf. Nächstens ein mehreres, und damit Gott befohlen!

224. Unterschied zwischen Sparsamkeit und Geiz.

(Rochows Kinderfreund.)

Zwei von den Einwohnern eines Dorfes, welches mit der völligen Ernte durch den Blitz eingeäschert war, wurden von ihrer Gemeinde in die umliegende Gegend gesendet, für diese Verunglückten einige Beisteuer zu erbitten. Unter andern kamen sie frühmorgens auf den Hof eines wohlhabenden Landmanns. Sie fanden ihn vor dem Stalle und hörten, als sie sich ihm näherten, wie er dem Knecht es ernstlich verwies, daß er die Stricke, woran die Ochsen gespannt gewesen, über Nacht im Regen am Pfluge gelassen und nicht ins Trockne gebracht hatte. »O weh! der Mann ist genau«, sprach einer zum andern, »hier wird es nicht viel geben!« Nun wurde der Herr des Hofs die Fremden gewahr, und indes er mit ihnen in sein Haus ging, erzählten sie ihm ihr Unglück und brachten ihr Begehren an. Groß war ihre Verwunderung, als er ihnen bald ein ansehnliches Geschenk an Gelde gab und noch versprach, eben so viel an Saatkorn der verunglückten Gemeinde zu schicken. Ja sie konnten in ihrer dankbaren Rührung sich nicht enthalten, während des Frühstücks ihrem Wohlthäter es zu gestehen, wie seine Mildthätigkeit ihnen um so mehr unerwartet gewesen sei, da sie ihn, wegen des vorhin um eine Kleinigkeit dem Knecht gegebenen Verweises, für sehr genau gehalten hätten.

»Lieben Freunde,« war seine Antwort, »eben dadurch, daß ich das Meinige jederzeit zu rathe hielt, kam ich in den glücklichen Zustand, wohlthätig sein zu können.« Wie mancher schämt sich der Sparsamkeit, der bloß des Geizes sich zu schämen glaubt! Und wie mancher schämt sich der Wohlthätigkeit, weil er sie fälschlich für Verschwendung hält!

225. Bescheidene Ehrlichkeit.

(Glaubrecht.)

»Es ist die Ehrlichkeit eine gar seltene Pflanze.« So sagt man häufig und meint damit, es gebe wenig Ehrliche, und die es seien, die wollten damit groß thun oder etwas erlangen. So mag's im Handel und Wandel oft sein; aber der Handel ist nun auch einmal kein ganz heller Bach. Willst du Ehrlichkeit finden, dann geh ins Volk hinein, ins gute, stille Christenvolk, da kommt sie lauter und rein, ohne Rumor und Gleißnerei aus dem guten Schatze des Herzens, in dem der Herr Wohnung hat. Das lehrt uns folgendes Beispiel von Ehrlichkeit.

Es lebte in Haingründau, einem Dörfchen unweit Büdingen, seit Jahren ein katholischer Leinwebergeselle, aus dem Auslande gebürtig. Der Leinweber gehörte zu den stillen, begnügsamen Naturen, denen es überall wohl ist, wo sie ihr Stück Brot haben und in ihrem Glauben nicht gestört werden. Viele Jahre hatte er schon bei einem Meister gearbeitet und war im Orte heimisch geworden, also daß ihn alt und jung lieb hatte. Wer in augenblicklicher Noth war, der ging zu dem Webergesellen, denn er hatte beständig Geld übrig, weil er sehr sparsam war; auch half er gern. Im Winter 1842 starb der Leinwebergeselle nach kurzer Krankheit in dem Hause seines Meisters, und auf die Anzeige erschien das Gericht, um seine Verlassenschaft zu versiegeln. In seiner Stube und zwischen seinen wenigen Habseligkeiten fand man einzelne kleine Summen Geldes. »Das ist nicht alles, was der Leinweber an Geld gehabt hat,« sagte der Bürgermeister zu dem Assessor, der das Inventar aufstellte, »ich weiß, daß der Verstorbene diesem und jenem aus der Noth geholfen hat; wer aber die Schuldner sind, kann ich nicht sagen. Wenn's Ihnen recht ist, so lasse ich durch die Schelle im Orte bekannt machen, wer dem verstorbenen Leinweber etwas schuldig sei, der solle sich melden.« Der Herr Assessor, dem in seiner Praxis wohl schon manche Unehrlichkeit vorgekommen war, sah den Bürgermeister kopfschüttelnd an und sprach: »Es kann nicht schaden, aber helfen wird es auch nichts!« — Schweigend ging der Bürgermeister weg, um dem Ortsdiener den Befehl zu geben, und bald hörte man durch das Fenster den Ruf: »Wer dem verstorbenen Leinweber etwas schuldig ist, der soll sich sogleich melden; das Landgericht ist da!« Es waren seitdem keine zehn Minuten vergangen, so kam eine Frau und brachte eine kleine Summe Geldes, und hinter dieser noch eine, und hinter dieser ein armer Mann, und so fort, bis fast sämmtliche Unvermögende des Ortes dagewesen waren und ihre Schuld abgetragen hatten. Zuletzt kam noch ein armer Drehergeselle und legte ein mit einem Bindfaden zugebundenes Päckchen Geld auf den Tisch, mit dem Bemerken, der Verstorbene habe ihm das Geld gegeben, als er zum letztenmale nach Haus gereist sei, mit der Bitte, es ihm aufzuheben, er wisse nicht, wohin er es thun solle. Das

Päckchen wurde geöffnet und enthielt hundert Gulden in verschiedenen Münzsorten.

Was das Thun dieser guten Leute so schön machte, das überlasse ich deinem Nachdenken, mein lieber Leser, ziehe mir aber für mich daraus die Lehre: »Der Geist Gottes hört nicht auf, Zeugnis zu geben von seinem kräftigen Wirken bei den Stillen im Lande.«

226. Der alte Landmann.

(Hölty.)

Ueb immer Treu' und Redlichkeit
bis an dein kühles Grab
und weiche keinen Finger breit
von Gottes Wegen ab!

Dann wirst du wie auf grünen Au'n
durchs Pilgerleben gehn;
dann kannst du sonder Furcht und Graun
dem Tod ins Antlitz sehn.

Dann wird die Sichel und der Pflug
in deiner Hand so leicht;
dann singest du beim Wasserkrug,
als wär' dir Wein gereicht.

Dem Bösewicht wird alles schwer,
er thue, was er thu';
das Laster treibt ihn hin und her
und läßt ihm keine Ruh'.

Der schöne Frühling lacht ihm nicht,
ihm lacht kein Aehrenfeld;
er ist auf Lug und Trug erpicht
und wünscht sich nichts als Geld.

Der Wind im Hain, das Laub am Baum
saust ihm Entsetzen zu;
er findet nach des Lebens Raum
im Grabe keine Ruh'.

Sohn, übe Treu' und Redlichkeit
bis an dein kühles Grab
und weiche keinen Finger breit
von Gottes Wegen ab!

Dann suchen Enkel deine Gruft
und weinen Thränen drauf,
und Sommerblumen, voll von Duft,
blühn aus den Thränen auf.

227. Der Prozeß.

(Gellert.)

Ja, ja, Prozesse müssen sein!
Gesetzt, sie wären nicht auf Erden,
wie könnt' alsdann das Mein und Dein
bestimmet und entschieden werden?
Das Streiten lehrt uns die Natur;
drum, Bruder! recht' und streite nur.
Du siehst, man will dich übertäuben;
doch gib nicht nach, setz alles auf
und laß dem Handel seinen Lauf;
denn Recht muß doch Recht bleiben.

„Was sprecht Ihr, Nachbar? Dieser Rain,
der sollte, meint Ihr, Euer sein?
Nein, er gehört zu meinen Hufen."
„Nicht doch, Gevatter! nicht, Ihr irrt;
ich will Euch zwanzig Zeugen rufen,
von denen jeder sagen wird,
daß lange vor der Schwedenzeit —"
„Gevatter! Ihr seid nicht gescheid!
Versteht Ihr mich? Ich will's Euch lehren,
daß Rain und Gras mir zugehören.
Ich will nicht eher sanfte ruhn;
das Recht, das soll den Ausspruch thun."
So saget Kunz, schlägt in die Hand
und rückt den spitzen Hut die Quere.
„Ja, eh' ich diesen Rain entbehre,
so meid' ich lieber Gut und Land." —
Der Zorn bringt ihn zu schnellen Schritten,
er eilet nach der nahen Stadt.
Allein Herr Glimpf, sein Advokat,
war kurz zuvor ins Amt geritten.
Er läuft und holt Herr Glimpfen ein.
Wie, sprecht ihr, kann das möglich sein?
Kunz war zu Fuß und Glimpf zu Pferde.
So glaubt ihr, daß ich lügen werde?
Ich bitt' euch, stellt das Reden ein,
sonst werd' ich, diesen Schimpf zu rächen,
gleich selber mit Herr Glimpfen sprechen.
Ich sag' es noch einmal: Kunz holt Herr Glimpfen ein,

greift in den Zaum und grüßt Herr Glimpfen.
„Herr! fängt er ganz erbittert an,
mein Nachbar, der infame Mann,
der Schelm — ich will ihn zwar nicht schimpfen,
der, denkt nur, spricht, der schmale Rain,
der zwischen unsern Feldern lieget,
der, spricht der Narr, der wäre sein.
Allein den will ich sehn, der mich darum betrüget.
Herr! fuhr er fort, Herr! meine beste Kuh,
sechs Scheffel Haber noch dazu!
(hier wieherte das Pferd vor Freuden)
O, dient mir wider ihn und helft die Sach' entscheiden!"
„Kein Mensch, versetzt Herr Glimpf, dient freudiger als ich.
Der Nachbar hat nichts einzuwenden,
Ihr habt das größte Recht in Händen;
aus Euren Reden zeigt es sich.
Genug, verklagt den Ungestümen!
Ich will mich zwar nicht selber rühmen,
dies thut kein ehrlicher Jurist;
doch dieses könnt Ihr leicht erfahren,
ob ein Prozeß seit zwanzig Jahren
von mir verloren worden ist;
ich will Euch Eure Sache führen,
ein Wort, ein Mann! Ihr sollt sie nicht verlieren." —
Glimpf reitet fort. „Herr! ruft ihm Kunz noch nach,
ich halte, was ich Euch versprach." —

Wie hitzig wird der Streit getrieben!
manch Ries Papier wird voll geschrieben.
Das halbe Dorf muß in das Amt;
man eilt, die Zeugen abzuhören,
und fünf und zwanzig müssen schwören,
und diese schwören insgesammt,
daß, wie die alte Nachricht lehrte,
der Rain ihm gar nicht zugehörte.

Ei, Kunz! das Ding geht ziemlich schlecht.
Ich weiß zwar wenig von dem Rechte;
doch im Vertrau'n gered't, ich dächte,
du hättest nicht das größte Recht.

Manch widrig Urtheil kommt; doch laßt es widrig klingen!
Glimpf muntert den Klienten auf:
„Laßt dem Prozesse seinen Lauf,
ich schwör' Euch, endlich durchzubringen;
doch —" „Herr! ich hör' es schon; ich will das Geld gleich bringen."
Kunz borgt manch Kapital. Fünf Jahre währt der Streit.
Allein warum so lange Zeit?
Dies, Leser! kann ich dir nicht sagen,
du mußt die Rechtsgelehrten fragen.

Ein letztes Urtheil kommt. O seht doch, Kunz gewinnt!
Er hat zwar viel dabei gelitten;
allein was thut's, daß Haus und Hof verstritten
und Haus und Hof schon angeschlagen sind?
Genug, daß er den Rain gewinnt.
„O, ruft er, lernt von mir den Streit aufs höchste treiben,
ihr seht ja: Recht muß doch Recht bleiben."

228. Aufgelöste Räthselfragen.

(Rückert.)

Welch Gold entstammt dem Erdschacht nicht?
Ich hörte von goldenem Sonnenlicht.
Wer borgt sein Silber von fremdem Gold?
Der Mond, der ob unsern Häuptern rollt.
Wo quillt die Thrän' aus härtester Brust?
Der Quell im Fels ist mir wohlbewußt.
Wo strömt ein Strom, da kein Strombett ist?
Der Regenstrom, der in den Lüften fließt.
Wo ist auf dem Fluß die breiteste Brück'?
Das Eis ist gebaut aus einem Stück.
Wo ist die Flut, die im steten Takt sich bewegt?
Das Blut, das im Herzen des Menschen schlägt.

Wer trauert in seinem buntesten Kleid?
Das ist der Baum zu des Herbstes Zeit.
Wer hat tausend Augen und sieht sich nicht?
Der Strauch, der sie treibt und weiß es nicht.
Wer sah nie von innen sein eigenes Haus?
Die Schnecke, und kommt doch niemals heraus.
Wo hat man den Kleinsten zum König gemacht?
Der Zaunkönig wird ausgelacht.
Wo tritt der Schwache den Starken nieder?
Den Erdboden des Menschen Glieder.
Was ist stärker als der Erdengrund?
Das Eisen, denn es macht ihn wund.
Was ist stärker als Eisen und Stahl?
Das Feuer schmilzt sie allzumal.
Was ist stärker als Feuersglut?
Die feuerlöschende Wasserflut.
Und was ist stärker als Flut im Meer?
Der Wind, der sie treibet hin und her.
Was ist stärker als Wind und Luft?
Der Donner; sie zittern, wenn er ruft.
Wer ist mächtiger als der Tod?
Wer da kann lachen, wenn er droht.
Warum fließt das Wasser den Berg nicht hinauf?
Weil es bergunter hat leichteren Lauf.
Warum trägt Kürb'se der Eichbaum nicht?
Daß sie dir nicht fallen aufs Angesicht.
Wozu hat der Gaul vier Füße empfahn?
Damit er mit vieren stolpern kann.
Warum sind die Fische stumm?
Weil sie sonst würden reden dumm.
Wer löset alle Räthsel auf?
Wer immer was weiß, was sich reimt darauf.

229. Gelübde.

(Maßmann.)

Ich hab' mich ergeben
mit Herz und mit Hand
dir, Land voll Lieb und Leben,
mein deutsches Vaterland!

Mein Herz ist entglommen,
dir treu zugewandt,
du Land der Frei'n und Frommen,
du herrlich Hermannsland!

Will halten und gläuben
an Gott fromm und frei!
will, Vaterland, dir bleiben
auf ewig fest und treu!

Ach Gott, thu erheben
mein jung Herzensblut
zu frischem, freud'gem Leben,
zu freiem, frommem Mut!

Laß Kraft mich erwerben
in Herz und in Hand,
zu leben und zu sterben
fürs heil'ge Vaterland!

230. Das Lied der Deutschen.

(Hoffmann von Fallersleben.)

Deutschland, Deutschland über alles,
über alles in der Welt,
wenn es stets zu Schutz und Trutze
brüderlich zusammenhält,
von der Maas bis an die Memel,
von der Etsch bis an den Belt —
Deutschland, Deutschland über alles,
über alles in der Welt!

Deutsche Frauen, deutsche Treue,
deutscher Wein und deutscher Sang
sollen in der Welt behalten
ihren alten, schönen Klang,
uns zu edler That begeistern
unser ganzes Leben lang —
deutsche Frauen, deutsche Treue,
deutscher Wein und deutscher Sang.

Einigkeit und Recht und Freiheit
für das deutsche Vaterland,
danach laßt uns alle streben
brüderlich mit Herz und Hand!
Einigkeit und Recht und Freiheit
sind des Glückes Unterpfand —
blüh im Glanze dieses Glückes,
blühe, deutsches Vaterland!

231. Die Muttersprache.

(Schenkendorf.)

Muttersprache, Mutterlaut,
wie so wonnesam, so traut!
Erstes Wort, das mir erschallet,
süßes erstes Liebeswort,
erster Ton, den ich gelallet,
klingest ewig in mir fort.

Ach, wie trüb ist meinem Sinn,
wann ich in der Fremde bin!
wann ich fremde Zungen üben,
fremde Wörter brauchen muß,
die ich nimmermehr kann lieben,
die nicht klingen wie ein Gruß.

Sprache, schön und wunderbar,
ach, wie klingest du so klar!
will noch tiefer mich vertiefen
in den Reichthum, in die Pracht;
ist mir's doch, als ob mich riefen
Väter aus des Grabes Nacht.

Klinge, klinge fort und fort,
Heldensprache, Liebeswort!
Steig empor aus tiefen Schlüften,
längst verschollnes altes Lied,
leb aufs neu in heil'gen Schriften,
daß dir jedes Herz erglüht!

Ueberall weht Gottes Hauch,
heilig ist wohl mancher Brauch;
aber soll ich beten, danken,
geb ich meine Liebe kund,
meine seligsten Gedanken
sprech' ich wie der Mutter Mund.

232. Min Moderſprak.

(Groth. — In ditmarſiſcher Mundart.)

Min Moderſprak, wa klingſt du ſchön!
wa büſt du mi vertrut!
Weer ok min Hart as Stahl und Steen,
du drevſt den Stolt herut.

232. Meine Muttersprache.

(Wörtliche hochdeutsche Übersetzung.)

Meine Muttersprache, wie klingst du schön!
wie bist du mir vertraut!
Wär' auch mein Herz wie Stahl und Stein,
du triebst den Stolz heraus.

Du bögst min stiwe Nack so licht
as Moder mit ern Arm,
du fichelst mi umt Angesicht
un still is alle Larm.

Ik föhl mi as en lüttjet Kind,
de ganze Welt is weg.
Du pust mi as en Voerjahrswind
de kranke Boß torecht.

Min Obbe folt mi noch de Hann'
un seggt to mi: Nu be!
un „Baderunser" fang ik an,
as ik wul fröher de.

Un föhl so deep: Dat ward verstan,
so sprickt dat Hart sik ut,
un Rau vunn Himmel weiht mi an,
un allns is wedder gut!

Min Modersprak, so slicht un recht,
du ole frame Red!
wenn blot en Mund „min Bader" seggt,
so klingt mi't as en Bed.

So herrli klingt mi keen Musik
un singt keen Nachtigal;
mi lopt je glik in Ogenblick
de hellen Thran hendal.

Du biegst meinen steifen Nacken so leicht
wie Mutter mit ihrem Arm,
du fächelst mir ums Angesicht,
und still ist aller Lärm.

Ich fühl' mich wie ein kleines Kind,
die ganze Welt ist weg.
Du hauchst mir wie ein Frühjahrswind
die kranke Brust zurecht.

Mein Großvater faltet mir noch die Händ'
und spricht zu mir: Nun bet!
und „Vaterunser" sang' ich an,
wie ich wohl früher that.

Und fühl' so tief: Das wird verstanden,
so spricht das Herz sich aus;
und Ruh' vom Himmel weht mich an,
und alles ist wieder gut.

Meine Muttersprache, so schlicht und recht,
du alte fromme Red'!
wenn bloß ein Mund „min Bader" sagt,
so klingt mir's wie ein Gebet.

So herrlich klingt mir keine Musik
und singt keine Nachtigal;
mir läuft ja gleich im Augenblick
die helle Thräne hinab.

233. Das Schifflein.

(Uhland.)

Ein Schifflein ziehet leise
den Strom hin seine Gleise.
Es schweigen, die drin wandern,
denn keiner kennt den andern.

Was zieht hier aus dem Felle
der braune Waidgeselle?
Ein Horn, das sanft erschallet;
das Ufer wiederhallet.

Von seinem Wanderstabe
schraubt jener Stift und Habe
und mischt mit Flötentönen
sich in des Hornes Dröhnen.

Das Mädchen saß so blöde,
als fehlt' ihr gar die Rede;
jetzt stimmt sie mit Gesange
zu Horn und Flötenklange.

Die Rudrer auch sich regen
mit taktgemäßen Schlägen,
das Schiff hinunter flieget,
von Melodie gewieget.

Hart stößt es auf am Strande,
man trennt sich in die Lande.
Wann treffen wir uns, Brüder,
auf einem Schifflein wieder?

234. Friedrich Wilhelm IV.

(Nach Pierson und Stacke.)

Im Jahre 1840 starb Friedrich Wilhelm III. und ging zu seiner Ruhe an der Seite seiner unvergeßlichen Gattin. Ihm folgte sein ältester Sohn, Friedrich Wilhelm IV., schon 45 Jahre alt. Seine fromme Mutter Luise hatte in seinem Herzen den Grund echter Gottesfurcht gelegt und die Keime alles Edlen in ihm gepflegt.

Voller Erwartung waren die Blicke des ganzen Volkes auf den neuen Herrscher gerichtet. Und herrliche Worte sprach er beim Beginn seiner Regierung. „Ich gelobe, so sagte er zu den versammelten Ständen bei der Huldigung in Berlin, ich gelobe, ein gerechter Richter, ein treuer, sorgfältiger, barmherziger Fürst, ein christlicher König zu sein; ich gelobe, mein Regiment in der Furcht Gottes und in der Liebe der Menschen zu führen; ich will vor allem dahin trachten, dem Vaterlande die Stelle zu sichern, auf welche es die göttliche Vorsehung durch eine Geschichte ohne Beispiel erhoben hat, auf welcher Preußen zum Schilde geworden ist für die Sicherheit und für die Rechte Deutschlands. In allen Stücken will ich so regieren, daß man in mir den echten Sohn des unvergeßlichen Vaters, der unvergeßlichen Mutter erkennen soll."

Von Anfang lag es dem Könige sehr am Herzen, deutsches Wesen und deutschen Sinn zu stärken, dem deutschen Bunde neues Leben zu geben und die Einheit Deutschlands zu kräftigen. Aber alles, was er zu diesem Zwecke versuchte, scheiterte an dem Widerstande Oesterreichs.

Auch in seinem eigenen Staate hatte der König manche Veränderung vor. Schon sein Vater hatte in allen Provinzen Provinzialstände eingerichtet, d. i. Versammlungen, in welchen die drei Stände des Landes, adlige Grundbesitzer, Städter und Bauern, durch gewählte Abgeordnete vertreten waren. Diese kamen alle drei Jahre zusammen, und wenn der König neue Gesetze geben wollte, ließ er sie ihnen erst vorlegen, um ihre Meinung darüber zu hören, ob dieselben zum Wohle des Landes gereichten. Aus diesen Ständen nun bildete der König einen vereinigten Landtag für den ganzen Staat. Diesem verlieh er im Jahre 1847 auch das wichtige Recht, Steuern zu bewilligen. Wenn also für den Staat eine Anleihe sollte gemacht werden, wenn neue Steuern eingeführt oder alte erhöht werden sollten, so mußte der Landtag befragt werden, und dieser konnte seine Zustimmung auch versagen.

Aber diese neuen Rechte erschienen vielen nicht groß genug, und in allen Ständen bildete sich eine Mißstimmung gegen den König und seine Regierung. Ueberhaupt ging eine große Aufregung der Gemüter durch alle Länder Europas. Zuerst brach in Frankreich im Februar 1848 eine neue Revolution aus, vor der der König Louis Philipp fliehen mußte. Auch Friedrich Wilhelm IV. wurde durch Schriften und Abgesandte aus allen Theilen des Landes gedrängt, eine noch freiere Verfassung zu geben. Er entschloß sich dazu und erließ am 18. März ein Patent, welches diese Wünsche befriedigte und außerdem versprach, daß auch die Verfassung des deutschen Bundes verbessert werden sollte. Dieses Patent verkündigte er am selben Tage mittags noch selbst vom Balkon des Schlosses zu Berlin herab dem Volke, welches sich zu tausenden auf dem Platze davor versammelt hatte. Lauter Jubel und Dank erscholl, als plötzlich zwei Gewehrschüsse alles in eine furchtbare Aufregung brachten. Niemals ist ermittelt worden, wer diese Schüsse abgefeuert oder den Befehl dazu gegeben hat. Aber sofort schrie das Volk: „Wir sind verrathen! zu den Waffen!" Und wie ein Lauffeuer durchflog diese Losung die ganze Stadt. Wühler hetzten das Volk auf, und selbst besonnene Leute glaubten, die Soldaten hätten unter friedlichen Bürgern ein Blutbad angerichtet. Binnen zwei Stunden waren die Straßen der Stadt durch 200 Barrikaden versperrt, Steine zum Werfen auf den Dächern angehäuft und alle Fenster mit Bewaffneten besetzt. Auf des Königs Befehl griff das Militär nachdrücklich an, um Ruhe und Ordnung

herzustellen. Bis in die Nacht währte ein blutiger Kampf in den Straßen, und als der Morgen des 19. März anbrach, waren die Soldaten überall Sieger. Am Morgen forderte der König seine lieben Berliner auf, die Waffen niederzulegen; aber sein Erlaß wurde an vielen Orten verhöhnt. Dagegen versprachen ihm viele angesehene Bürger, für Ruhe zu sorgen, wenn er das Militär zurückzöge. Um dem Vergießen von Bürgerblut Einhalt zu thun befahl der König, daß die Truppen die Stadt verließen.

Viel Unruhe und Unfug folgten in der nächsten Zeit in Berlin und an anderen Orten. Im Mai kamen in Berlin und in Frankfurt am Main die beiden Versammlungen der Abgeordneten von Preußen und von ganz Deutschland zusammen, die der König versprochen hatte. Die National-Versammlung in Frankfurt machte eine Verfassung für das deutsche Reich und wählte König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen zum Kaiser dieses Reiches. Aber der König nahm die ihm angebotene Kaiserkrone nicht an. Er sagte, daß das Volk allein über die Krone nicht zu verfügen hätte. Nur mit dem freien Einverständnis aller Fürsten Deutschlands wollte er sie tragen. Dieses aber war, wenn auch viele Fürsten einwilligten, nicht zu erreichen; Oesterreich und mehrere gerade von den größeren Staaten stimmten nicht zu. — Hingegen brachte der König für sein eigenes Land mit der Abgeordnetenversammlung in Berlin eine Verfassung zu Stande. Es ist dieselbe, die heute noch besteht. Nach ihr regiert der König das Land, und zwei Kammern stehen ihm darin zur Seite, das Herrenhaus und das Abgeordnetenhaus. Die Abgeordneten werden alle drei Jahre vom Volke neu gewählt. Der König und die beiden Häuser zusammen erlassen die Gesetze und bewilligen die Einnahmen und die Ausgaben des Staates.

Friedrich Wilhelm IV.

Zahlreiche treffliche Schöpfungen verdankt Preußen diesem hochgebildeten, feinsinnigen, geistvollen Könige. Weite Eisenbahnstrecken und Telegraphenlinien sind unter seiner Regierung angelegt und zu diesem Zwecke großartige Bauwerke hergestellt, wie z. B. die gewaltige Eisenbrücke über die Weichsel bei Dirschau. Er hat den Postverkehr erleichtert und verbessert, er hat den Zollverein erweitert und mit vielen fremden Staaten Handelsverträge geschlossen. Er hat den Anfang gemacht mit der Gründung einer preußischen Kriegsflotte, welche die deutschen Schiffe auf fremden Meeren schützen sollte. Er hat Berlin mit vielen herrlichen Bauwerken verschönert, viele alterthümliche Kirchen und Burgen unsres Vaterlandes in würdiger Weise wieder hergestellt und den Weiterbau des Doms zu Köln begonnen, wie er denn überhaupt gern baute

und für Kunst und Wissenschaft ein tiefes Verständnis hatte. Vor allem aber hatte der König einen tief frommen Sinn. Zahlreiche Anstalten christlicher Liebe, Krankenhäuser, Waisenhäuser, Diakonissenanstalten sind von ihm und seiner frommen Gemahlin Elisabet, einer bayrischen Prinzessin, gegründet worden; die größte unter denselben ist das Diakonissenhaus Bethanien in Berlin, in welchem hunderte von Kranken in der liebevollsten Weise gepflegt werden. Und seine treue Sorge für die Kirche hat sich selbst bis in das gelobte Land erstreckt. Im Verein mit England stiftete er in Jerusalem ein evangelisches Bisthum.

Im Jahre 1857 wurde der König von einer schweren Krankheit befallen, die sich bald als ein unheilbares Gehirnleiden auswies. Da er ohne Kinder war, so übernahm sein Bruder Wilhelm für ihn die Regierung, zuerst als Stellvertreter, später unter dem Titel Prinz-Regent. Friedrich Wilhelm IV. starb nach schmerzlichen Leiden, die er mit christlicher Ergebung trug, am 2. Januar 1861, und seinem Bruder und Nachfolger erst ist es vergönnt gewesen, vieles von dem auszuführen, was er erstrebt und begonnen hat.

235. Hamburg.

(Thomas.)

Hamburg ist die bedeutendste, größte und reichste Hafenstadt Deutschlands, wenn nicht des ganzen europäischen Festlandes. Gleich der anschwellenden Flut, welche die Kanäle der Stadt füllt, strömt und wogt hier das Leben, das mit hunderttausend unsichtbaren Händen gewaltig ineinander greift. Hamburgs Lage an dem breiten, tiefen Elbstrome, in welchen hier die schiffbare Alster mündet, ist eine überaus günstige. Mit der Ebbe segeln die Schiffe seewärts, während die Flut die ankommenden sicher in den Hafen trägt und die Kanäle der Stadt mit Wasser füllt. Wer aus dem innern Deutschland sich hier zum erstenmal der Nordsee nähert, wird von eigenen Gefühlen erfüllt werden. Eine solche Wasserwelt hat er noch nie geschaut; zwischen einem ganzen Walde von Masten, welche die Häfen Hamburgs erfüllen, streckt sich die weite Handelsstadt aus. Begleite mich auf einer der Jollen nach dem Binnenhafen, mitten durch die Handelsschiffe aller Nationen hindurch und von da nach dem Baumhause. Ueberall umschwärmt uns das regste Leben. Welche Menge von Wirthshäusern, Waarenlagern und Gewölben, alle mehr oder minder für die Bedürfnisse des Seefahrers berechnet. Sieh die Aushängeschilder; neben der deutschen erscheint auch die englische und französische, ja selbst die spanische Sprache. Achte auf die Sprachen der Matrosen und Schiffsleute; ist es nicht, als befänden wir uns in einem Babel oder in irgend einem wildfremden Lande, da selbst das Plattdeutsche des nordischen Schiffers uns unverständlich ist? Ja selbst der uns so wohl bekannte Elbstrom scheint ein ganz anderer zu sein; man fühlt, daß Hamburg eine »Weltstadt« ist. Alles erinnert an das See- und Matrosenleben. Begib dich zum Bäcker, und du findest Massen von Schiffszwieback, beim Fleischer gewaltige Vorräthe eingepökelten und geräucherten Fleisches. Nimm ein Zeitungsblatt in die Hand und lies diese Anzeigen in mehreren Sprachen für die Schiffskapitäne. Dieser Kaufmann empfiehlt Spiritus und spanische Weine, jener dort Ankertaue und Theer, ein dritter hat große Lager blau- oder rothgestreifter Matrosenhemden, ein vierter wollene Mützen und Tücher, wie sie diese wetterbarschen Menschen bald um den Hals, bald um den Leib zu schlagen pflegen.

Folge mir an das mit Krahnen zum Ausladen der Schiffsgüter reichlich besetzte Bollwerk; sieh die müßigen Schiffer, welche den Vorübergehenden ihre Jollen zu einer Fahrt in den Hafen anbieten! Und wie wird dieser in allen Richtungen durchkreuzt! Dies sind nicht bloß Fahrten zum Vergnügen und zur Befriedigung der Schaulust, da sind es bald Rheder, bald Geschäftsleute, bald Mäkler, welche bald nach dem, bald nach jenem Schiffe fahren, um Befehle zu überbringen oder eingekommene Waaren an Bord zu besichtigen. Pfeilschnell schießen die kleinen Jollen in den engen, von den Schiffen freigelassenen Gassen hindurch; denn gewandt, wie die Droschkenkutscher in Paris oder London ihre Fuhrwerke, verstehen diese Schiffer ihre Jollen zu regieren. Fast unheimlich wird uns in unserer Nußschale, wenn wir neben den palastähnlichen Kauffahrteischiffen vorbeifahren, jenen stolzen Dreimastern, von denen mancher schon die fernsten Länder des Erdballs besuchte und nach Sturm und Wetter seine reichen Lasten glücklich in den heimischen Hafen brachte. Sieh auf jenem Verdeck die Matrosen in schwerer Arbeit, jene sonnverbrannten Gesellen mit schwarzbrauner Haut und nervigem Arm. Höre, wie sie unter stoßweisem Gesange schwere Lasten aufwinden. — Hier weht die weiß- und rothgestreifte Flagge Nordamerikas neben dem blutrothen Banner Englands, da ein Stadtwimpel neben der stolzen Flagge des Weltumseglers. Hier hört man ein rauhes nordisches Lied, dort die sanfte italienische Canzone oder einen spanischen Gesang; da schallt uns ein britischer, französischer, dänischer Fluch, dort ein treuherziges »Willkommen« entgegen. Die buntesten, wechselvollsten Bilder sind es, welche uns umgeben.

Doch zurück in die Straßen der Stadt, hin nach der neuen Börse. Nicht hunderte, sondern tausende von Kaufleuten wandern hier auf und ab. Es ist eben Börsenzeit zwischen 1 und 3 Uhr nachmittags. In der großen 40 Meter langen, 20 Meter breiten und 25 Meter hohen, von Bogengängen umgebenen Börsenhalle wimmelt es von Käufern und Verkäufern. Zucker, Kaffee, Gewürzholz, Seiden- und Wollstoffe, Kunstgegenstände, Gold, Silber, Staatspapiere und Actien werden hier bald ausgeboten, bald verlangt. Sieh die Menge der Mäkler, welche in allen Handelsgegenständen Geschäfte machen, wie sie bald Schlußzettel über abgeschlossenen Handel schreiben, bald überreden, bald Streitigkeiten schlichten, bald Aufträge annehmen und geben. Für jede Frage, für jedes Bedürfnis haben sie ein Auskunftsmittel. Sie sind die unentbehrlichen Vermittler zwischen Käufer und Verkäufer im Handel Hamburgs, wie aller großen Handelsstädte. Jeden Tag werden Auctionen in Waaren theils von ihnen abgehalten, theils besucht. Ganze Schiffsladungen werden sogleich nach der Ankunft der Schiffe versteigert. Die oberen Räume der Börse sind zu solchen Auctionen eingerichtet. Dort steht der eben angekommene Schiffskapitän mit noch etwas gespreizten Beinen, als ob das Festland dem unruhigen Weltmeer gliche, den breiten Hut in die Augen gedrückt und beide Hände in den Rocktaschen, vor seinem Rheder, einem jungen, elegant gekleideten Manne mit schönen ernsten Zügen. Neben letzterem dessen Bruder, ein hübscher, von der tropischen Sonne gebräunter Kaufmann, der mit reicher Ladung bereits mehrmals den Aequator durchschnitt. Das sind Kaufleute, die kennen Welt und Leben! Ihr Blick schweift über den Ocean, wo sie Comptoire, wie in Hamburg, besitzen, und wo ihr Name so bekannt und geachtet und geehrt ist, wie in der Heimat. Da lernt man erst recht erfahren, wie durch den Kaufmann die Welt erschlossen wird, und wie die von ihm ausgeworfenen Fäden die fernsten Erdtheile mit einander verbinden.

Der Anblick Hamburgs läßt nicht ahnen, daß diese tausendjährige Stadt vormals ein Fischerdorf war, und daß aus armen Fischern unternehmende Kaufherren und Seefahrer wurden. Da entstand im 13. Jahrhundert der Hansabund, und Hamburg ward ein thätiges Glied in dieser über Länder und Meere herrschenden Städtekette; durch ihn ward es erhoben und zu seiner Weltbedeutung gebracht. Als aber die Hansa verfiel und das herrliche Lübeck, das Haupt derselben, bei solchem Unfalle sich fast verblutete und seinen Einfluß gleich andern Städten verlor, war Hamburg bereits so erstarkt, daß es jenes Ereignis nicht allein nicht fühlte, sondern sogar an Glanz und Handelsmacht mit jedem Jahre höher stieg.

Und dennoch ist Hamburg zu verschiedenen Zeiten mächtig bedrängt gewesen. Waren es in früheren Zeiten Seeräuber, so später, zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, die Dänen, welche Glückstadt erbauten, damit es den Handel Hamburgs zerstöre. Das Jahr 1806 brachte die reiche Handelsstadt in Napoleons Besitz, und Davousts tyrannische Herrschaft wird in den Geschichtsbüchern Hamburgs immer fortleben. Damals sang der deutsche Dichter und Held Max von Schenkendorf:

Laß Flammen dich verzehren,
o Hamburg, reich und schön,
du wirst zu größern Ehren,
dem Phönix gleich, erstehn.

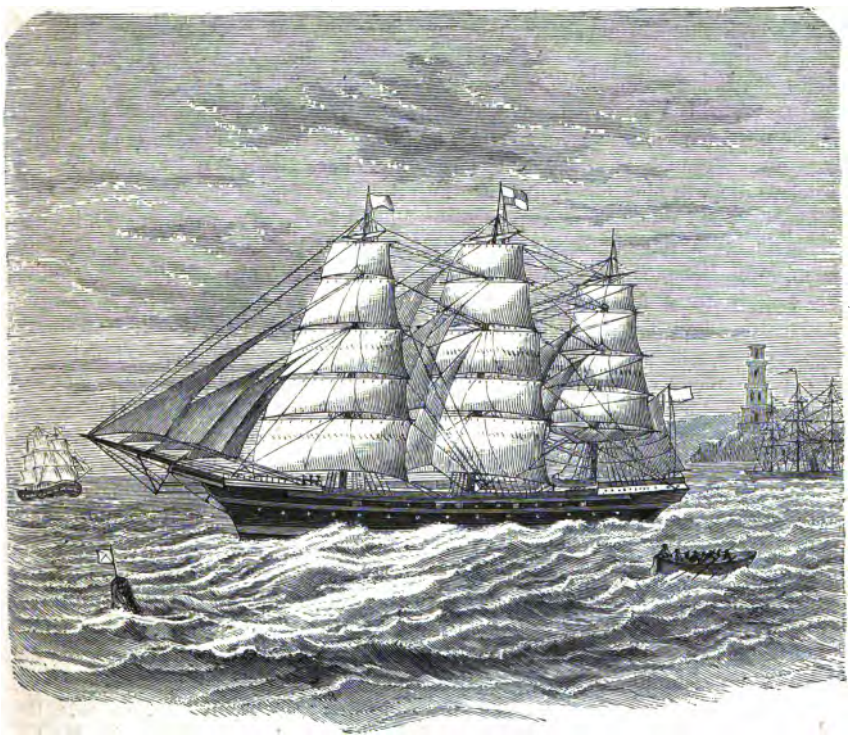
Aber niemand hätte geglaubt, daß dieser Sang Ahnung sei und einst zur furchtbaren Wirklichkeit sich gestalten würde. Da brach der 5. Mai 1842 an. Eine Feuersbrunst, anfangs wenig beachtet, verbreitete sich bald über einen bedeutenden Stadttheil. Die Flammen wüteten beinahe vier volle Tage ununterbrochen mit steigender Heftigkeit, und als das wütende Element zum Riesen geworden war und heftig wehende Westwinde es immer gewaltiger anfachten, da war zu besorgen, daß die reiche, schöne Stadt, von Flammen verzehrt, zum Schutthaufen werden würde. Doch die Hand des Allmächtigen gebot den Flammen Einhalt, nachdem 4219 Feuerstellen von ihnen verzehrt worden waren. Unter diesen befanden sich 1749 Häuser, 1508 Säle, 488 Böden, 479 Keller, 109 Speicher und 9 Ställe. Dem Phönix gleich ist Hamburg aus der Asche neu und schöner erstanden. Durch seinen Welthandel besaß es die Mittel, auch ein solches Unglück zu verwinden. Sein Jungfernstieg am Alsterbassin ist so großartig und schön, daß selbst in den größten Städten nur wenig schönere Plätze gefunden werden.

236. Das Seeschiff.

(Nach Wollner.)

Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als die Fenster an meinem Schlafzimmer vom Donner eines schweren Geschützes erklirrten. Es war das Zeichen, daß die Passagiere sich zur Abfahrt versammeln sollten. Ich machte mich schnell bereit und eilte zu dem großen Seehafen. Die Luft war etwas neblig und hatte dadurch ein geheimnisvolles Aussehen. Mastbaum an Mastbaum stieg wie ein entblätterter Wald aus den ungeheuern Schiffen empor. Fahnen und Wimpel von allen erdenklichen Farben flatterten in der Luft, und zwischen den hohen schwarzen Rümpfen der Seeschiffe wimmelte eine Menge kleiner Kähne und Boote. Dazu schrieen und lärmten die Matrosen, die Packknechte, Sackträger, und was sonst sich aus Neugier gesammelt hatte, daß man kaum zu bleiben wußte vor dem Geräusche und Gewirre. Schnell hatten wir auf einem

Boote das Schiff erreicht, das uns in die weite See tragen sollte, und auf einer zierlichen Treppe, die an der Außenwand bis zum Wasser herabhing, stiegen wir auf das Verdeck. Ein kühler Morgenwind hauchte in die Segel. Nach Verlauf einer Stunde war alles zur Abfahrt bereit. Der Kapitän nahm seinen Hut ab und betete; die Matrosen und alle Anwesenden folgten seinem Beispiele. Dann wurde die Treppe an der Seite des Schiffes abgenommen; die Boote wurden aufgewunden und festgemacht. Der Steuermann und der Lotse traten an das Steuerrad. Der Befehl zum Aufwinden des Ankers wurde gegeben. Die Matrosen steckten hölzerne Riegel durch den Werbebaum und gingen singend und im Takte um denselben herum. Der schwere Anker hob sich aus dem Grunde empor, und sofort begann das Schiff, sich langsam und majestätisch fortzubewegen. Zwölf Kanonenschüsse erdröhnten von unserem Verdecke, und aus dem Hafen wurde von den umherliegenden Schiffen ebenfalls salutirt. So nahm das atlantische Weltmeer unsern ohnmächtigen Kahn auf seinen Rücken; denn so klein erscheint selbst das größte Schiff, wenn man die hohe See in so endloser Weite vor sich sieht.



Segelschiff.

Unser Schiff war eine große, schöne Kauffahrtei-Fregatte von 40 Meter Länge und 10 Meter Breite. Sie hatte, wie jedes Seeschiff, drei Masten, von denen der Mittelmast der stärkste ist; der vordere wird Fockmast, der hintere Besanmast genannt. Der mittlere Mast war 25 Meter hoch, und die aufgesetzten Stangen betrugen ungefähr eben so viel, so daß das ganze wohl die Höhe

eines bedeutenden Kirchthurmes erreichte. Auf dem großen Maste wehte ein farbiger Wimpel, und am Hintermaste, am sogenannten Flaggenstocke, die Flagge von Hamburg mit seinen Thürmen. Außer den drei genannten Masten, die in ungleicher Entfernung von einander aufgestellt sind, ragt im Vordertheile des Schiffes in ganz schiefer Lage noch ein anderer langer Mast über das Wasser hinaus. Dieser wird das Bugspriet genannt und ist für das Schiff ungefähr dasselbe, was für den Vogel beim Fliegen der Schnabel ist. Uebrigens trägt auch er seine Segel. Unter dem Bugspriet ist gewöhnlich in schöner vergoldeter Arbeit das Zeichen des Schiffes angebracht. Wir hatten einen Adler, der seine Flügel ausgebreitet hielt, als wollte er eben emporfliegen. Die Masten ruhen auf dem Schiffskiele, d. h. auf dem unteren Grunde des Schiffes, welcher aus den stärksten eichenen Balken zusammengesetzt ist. Sie werden oben noch verlängert durch aufgesetzte Bäume, damit desto mehr Segel angebracht werden können. An den Masten querüber sind starke Baumstangen befestigt, welche man Raaen nennt. An ihnen hangen die Segel. Mehrere hundert dicke Taue (so heißen die Schiffsseile) halten Masten und Segel zusammen, daß sie nicht aus ihrer Stellung weichen können, und kreuzen sich durcheinander, wie die Fäden eines Gewebes. Jedes der Taue ist auf dem Verdecke, meist an der Seite des Schiffes, an einem hölzernen Nagel oder Bolzen befestigt.

Das Verdeck ist gleichsam wie das flache Dach eines Hauses. Rund herum ist es mit einem starken Geländer eingefaßt. Vierzehn Kanonen blickten rings um unser Verdeck zu den Schießscharten hinaus. Beim Vordermaste war die Küche, die wie eine hölzerne Hütte aussah, inwendig aber ganz mit Blech beschlagen war, damit kein Feuer ausbrechen könne. Sie war ganz klein, und doch konnte nöthigenfalls für 150 Menschen das Essen geliefert werden. Weiter nach vorne befindet sich der sogenannte Werbe- oder Tummelbaum, um welchen die Ankerkette geschlungen ist. Der Anker wiegt gewöhnlich 25 bis 30 Centner, und jedes Schiff hat deren mehrere zu seiner Befestigung. Vor und hinter der Ankerwinde führen Oeffnungen zu den Schlafstellen der Matrosen hinab. Die Treppen sind durch ein kleines Treppenhaus gesichert und können verschlossen werden. Zu beiden Seiten des Mittelmastes kommen die Ankerketten herauf, die um eine starke eiserne Sperre laufen. Vor und hinter dem Mittelmaste sind zwei große Oeffnungen, durch welche die Ladung des Schiffes hinabgelassen wird. Sie werden durch schwere hölzerne Deckel so fest verschlossen, daß kein Wasser hindurchdringen kann. Bei dem Besanmaste sind ähnliche Oeffnungen; über diese erheben sich große Rahmen, die auf allen vier Seiten mit Fenstern versehen sind, um die große und kleine Kajüte mit Licht und Luft zu versehen. Die Fenstergläser sind durch messingene Gitter vor dem Zerbrechen geschützt. Außerdem sind zu anderweitiger Bestimmung noch mehrere andere große, dicke, runde Glasscheiben mit messingenem Rande in die Decke des Schiffes eingeschraubt. Hinter dem Besanmaste sind das Steuerrad, durch welches das Steuerruder gelenkt wird, und die Kompasse angebracht, die bei jeder Bewegung des Schiffes immer horizontal schweben, damit die Richtung der Magnetnadel nicht geändert wird.

Vom Verdecke nun führen rechts und links Treppen in das Zwischendeck hinab. Links hinter dem Besanmast kommt man in die große Kajüte. Sie war bei unserem Schiffe ganz mit feinpolirtem Mahagonieholz getäfelt. Außer dem Lichte, das durch den großen Glasrahmen vom Verdecke hereinfiel, hatte sie noch an der Hinterwand des Schiffes vier Fenster, die aber auf dem Meere

meist mit Läden geschlossen bleiben müssen, weil die Wogen sie sonst zerschlagen würden. Gerade unter dem Glasrahmen stand der Tisch. Er war mit einem kostbaren Teppiche belegt und am Fußboden festgemacht, so daß er nicht gerückt werden konnte. Ueber dem Tische hing eine schön vergoldete Lampe. Außerdem waren an passenden Stellen noch Thermometer und Barometer aufgehängt. Rechts und links führten auf jeder Seite drei Thüren zu den Schlafstellen der Passagiere. Die Thüren gehen gewöhnlich nicht in Angeln auf und zu, sondern sie werden seitwärts aus- und eingeschoben und laufen auf Rädchen in metallenen Rinnen. Jede Schlafstelle bekommt durch eine von den Glasscheiben des Verdecks ihr eigenes Licht. Die Betten können in die Wand eingeschlagen werden, so daß hinlänglicher Raum zum Ankleiden gewonnen wird. Jeder Reisende hat seine besondere Schlafstelle, und da stellt er denn unter das Bett seinen Koffer und seine sonstigen kleineren Habseligkeiten. Die zweite Kajüte ist meist eben so eingerichtet, wie die erste, nur nicht so kostbar. In der Mitte stand eine lange Tafel. Etwas vor derselben fiel durch den Glasrahmen das Licht herein. In den Schlafhütten dieser Kajüte wohnen der Kapitän, die Steuermänner und diejenigen Passagiere, welche ein geringeres Fahrgeld bezahlen.

Im Vordertheile ist in der Mitte die Kammer für Segel und Segeltuch, und rechts und links von ihr befinden sich kleine Speisekammern. Durch eine derselben führt eine Treppe hinab in den mittleren Raum, wo ein Theil der Ladung liegt.

Unter den Kajüten und den Kammern bei dem Fockmaste ist der eigentliche Schiffsraum. Durch ihn gehen die drei Masten bis auf den Kiel herab. Vor dem Fockmaste ist der Steinkohlenvorrath für die Küche. Um den Mittelmast liegen die großen Ankertaue, vor und hinter demselben viele große Wasserfässer und ein bedeutender Theil der Ladung. Im hinteren Theile, beim Besanmaste, befinden sich der Weinkeller, die Kammern für Mundvorräthe und in einem verschlossenen Winkel die Pulverkammer.

So weit das Schiff im Wasser geht, ist es außen mit kupfernen Platten beschlagen. Alles Holzwerk und alle Taue sind mit Theer bestrichen, wodurch sie vor Fäulnis gesichert werden.

237. Der Lotse.

(L. Giesebrecht.)

Siehst du die Brigg dort auf den Wellen?
Sie steuert falsch, sie treibt herein
und muß am Vorgebirg zerschellen,
lenkt sie nicht augenblicklich ein.
Ich muß hinaus, daß ich sie leite! —
Gehst du ins offne Wasser vor,
so legt dein Boot sich auf die Seite
und richtet nimmer sich empor. —
Allein ich sinke nicht vergebens,
wenn sie mein letzter Ruf belehrt;
ein ganzes Schiff voll jungen Lebens
ist wohl ein altes Leben werth.
Gib mir das Sprachrohr! Schifflein, eile!
es ist die letzte, höchste Noth. —

Vor fliegendem Sturme, gleich dem Pfeile,
hin durch die Schären eilt das Boot.
Jetzt schießt es aus dem Klippenrande.
Links müßt ihr steuern! hallt ein Schrei;
kieloben treibt das Boot zu Lande,
und sicher fährt die Brigg vorbei.

238. Die Meerestiefe.

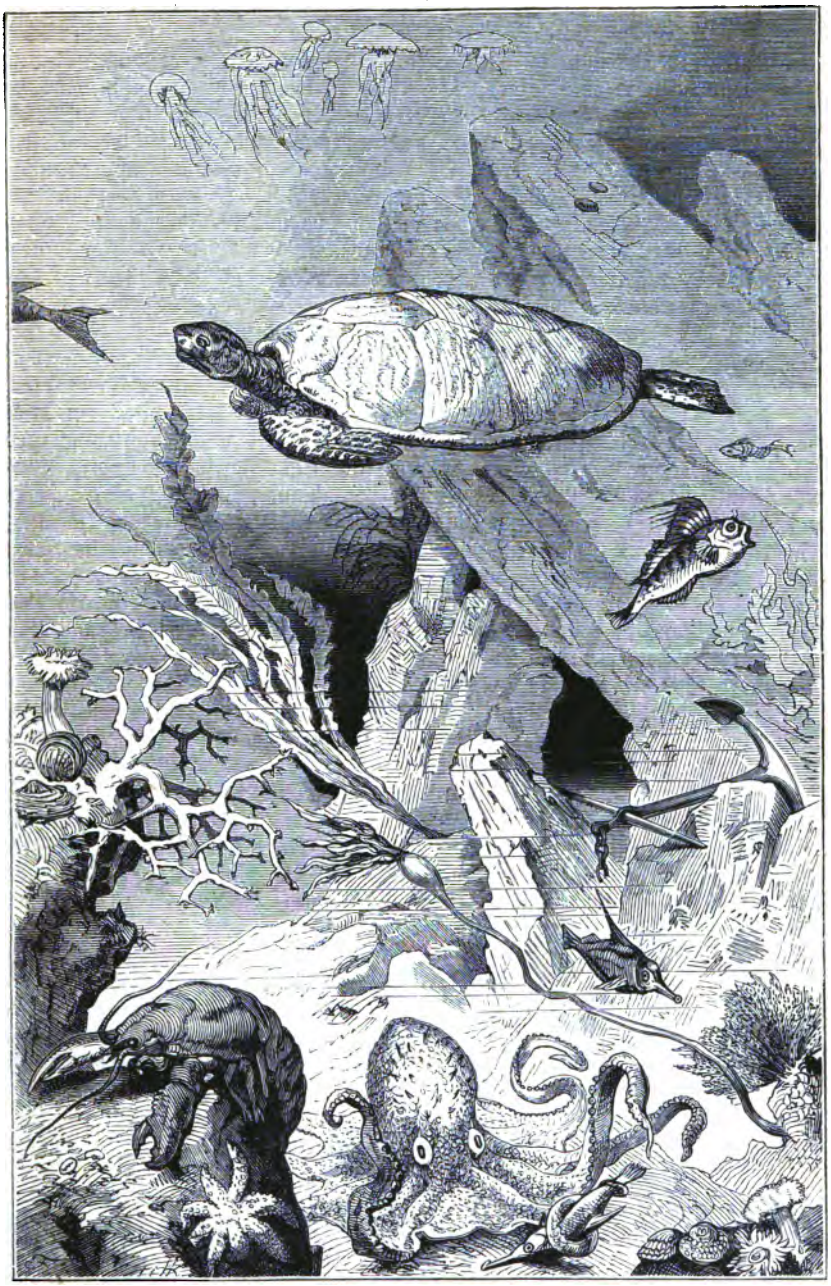
(Nach Fr. Körner.)

Das Meer hat gleich der Erdoberfläche seine Berge und tiefen Thalschluchten, die gefüllt sind mit zusammengeschwemmtem Geröll, mit Schiffstrümmern und Menschenleichen. Da liegt, halb von Kalk und Schlamm überzogen, die grünlich schillernde Kanone und das kostbare Kistchen mit Gold neben den leeren Schalen verwester Muschelthiere; da der kahle Schädel des Seekapitäns neben dem zerbrochenen Panzer der Schildkröte, oder der losgerissene Anker neben dem Walroßzahn. Da hausen in den Ballen indischer Seidenzeuge tausende von Fischfamilien, während darüber hin die stillen Meeresströmungen ziehen und mit ihnen Millionen winziger Schleimthiere, riesige Walfische und gierige Haie, vor denen her in großer Angst dichtgedrängte Scharen von Heringen flüchten. Hier schäumt das Meer an seltsam gestalteten, wild durcheinanderliegenden Felsstücken hin, dort schleift es mürrisch über weite, weißglänzende Sandbänke; und an einem andern Orte schleift es leisen Schrittes über die Spalten meilentiefer Abgründe, oder es kreist um die hohen Berge, welche in die unermeßlichen Wasserfluten hineinragen, wie die riesigen Alpengebirge ihre Häupter in das endlose Luftmeer erheben.

Das Meer ist der Schauplatz endlosen Mordens und wilder Kämpfe, die Heimat der gierigsten Raubthiere. Im Meere ist ein freud- und friedloses Dasein, ein unaufhörliches Jagen und Entfliehen, Fassen und Verschlingen. Unendlicher Haß wohnt in den kalten, gefühllosen Gewässern, denn nur durch nie ruhendes Zerstören erhält sich das unendliche Leben der Meereswelt. Da ziehen die Löwen, Tiger und Wölfe der Tiefe, die Krokodile und Riesenschlangen des Oceans tagtäglich auf Raub aus und morden ganze Geschlechter; da breiten Polypen und Medusen oder Quallen ihre Fangnetze aus nach dem unvorsichtig umhertändelnden Räderthierchen, da verschlingt der Walfisch Millionen von Quallen auf einen Schluck, da haschen flüchtige Adler und Möven nach dem luftathmenden Seehahn mit den bunten, schmetterlingsartigen Flügelflossen. Alles jagt und mordet; aber kein Kampfgebrüll, kein Schmerzensschrei, kein Jubellaut des Siegers wird gehört. Die Schlachten werden in unheimlicher Stille geführt, die nur das Plätschern der gepeitschten Wellen, das zuckende Aufspringen der zum Tode Verwundeten unterbricht.

Und doch ist das Meer auch wiederum das eigentliche Lebenselement zahlloser Thier- und Pflanzenarten. Wo an den Felsenklippen Spitzbergens, an dem Victorialand des Südpols keine Flechte mehr klebt, wohin kein Rennthier sich verirrt, wohin kein Eisbär jagen geht, da gedeihen in den Fluten des Meeres die riesenhaften Seegräser, da wimmelt es von Infusorien in meilenweiter Ausdehnung. Zehn Kilometer breit färben sie das ultramarinblaue grönländische Meer grün, so daß 100,000 Menschen, und wenn sie vom Anfang der Schöpfung gezählt hätten, nicht im stande sein würden, diese Menge kleiner Thierchen zu zählen; denn bis 500 Meter in die Tiefe

Quallen. Schildkröte. Seeschmetterling.



Seeanemone. Edelkoralle. Perlmuschel. Hummer. Seestern.

Verschiedene Seegräser (Tange). Kopffüßler.

Meerestiefe.

Anker. Meerschnepfe. Perlmuschel. Seeanemone.

regt sich Thier neben Thier, während es in andern Buchten desselben Meeres gegen 100 Meilen weit von braunen Medusen wimmelt, von denen 4 Millionen erst einen Kubikmeter füllen.

Soll ich ferner (um die riesenhafte Fülle der Meerthiere augenscheinlich zu machen) noch erwähnen die 25 bis 40 Meter langen Walfischarten, die 500 Kilogramm schweren Schildkröten, die Walrosse, Seekühe und Seehunde, von denen jährlich auf den Inselklippen des südlichen Eismeeres allein über eine Million erlegt werden? Oder soll ich daran erinnern, wie unendlich fein der Gliederbau, die Muskeln und Nerven, die Ernährungsorgane und Blutgefäße jener Thierchen sein müssen, welche nur die Größe eines Stecknadelknopfes oder einer Erbse haben? Wunderbar ist alles, wohin wir blicken; überwältigend der Eindruck der Lebensfülle! Wie groß muß der sein, der dies alles erdachte und erschuf!

Das Meer hat aber nicht nur seine Berge und Thäler, seine Hoch- und Tiefebenen, seine Moorlager und Sandwüsten, seine Quellen und Ströme, sondern auch seine Urwälder mit ihren Schlingpflanzen, ihrer Farbenpracht und Thierwelt, mit Blumengärten und ungeheuren Wiesenflächen, auf denen die Herden der Pflanzenfresser des Meeres weiden, es hat seine Landschaften, welche prachtvoller und wunderbarer sind, als irgend etwas auf Erden. Zwar gedeiht auf dem öden Meeresboden nur die Pflanzenart der Tange (Seegräser); aber diese sind so mannigfach gestaltet, so prachtvoll gefärbt, in so reicher Anzahl und in so ungeheurer Länge vorhanden, daß sie im stande sind, die Tiefen des Meeres zu märchenhaften Zaubergärten umzugestalten.

Zu den wunderbarsten Geschöpfen des Meeres gehören die Polypen. Was kein Baumeister der Welt zu vollbringen im stande ist, das vollführen diese kaum erbsengroßen Thierchen. Sie bauen große, gewaltige Steinburgen, thurmhohe Schlösser in ihren Korallenriffen und Koralleninseln, welche den Menschen eine willkommene Heimat bieten, und auf denen die schlanke Kokospalme ihre grüne Blätterkrone im Meereswinde wiegt. Wie mühsam baut der Mensch seine Uferdämme gegen die andringenden Meersfluten, wie klappern und rasseln dabei seine gewaltigen Dampfmaschinen! Die winzigen Polypen führen dagegen in geräuschloser Beharrlichkeit den ewigen Kampf gegen die anprallenden Sturmwellen, sie bauen Jahrhundert um Jahrhundert an ihren Dämmen, und siehe, so großartig sind die von ihnen gebildeten Fels- und Inselgruppen, daß sie sich meilenweit in den Ocean erstrecken. Das ist die Macht des Kleinen.

Was sind denn aber diese mächtigen Polypen, diese Inselbauer? Sie sind kleine, schleimartige Thierchen von der Größe eines Stecknadelknopfes, die einen Mund, einen Darmkanal und um den Mund herum mehr oder minder viel Fangarme haben, mit denen sie nach Beute haschen. Nach ihrem Tode versteinern diese Thierchen, und dadurch bilden sich nach und nach die erwähnten Korallenriffe und Inseln.

239. Abschied von der Heimat.

(Diffelhoff.)

Nun ade, du mein lieb' Heimatland,
lieb' Heimatland, ade!
Es geht jetzt fort zum fremden Strand,
lieb' Heimatland, ade!

Und so sing ich denn mit frohem Mut,
wie man singet, wenn man wandern thut,
lieb' Heimatland, ade!

Wie du lachst mit deines Himmels Blau,
lieb' Heimatland, ade!
Wie du grüßest mich mit Feld und Au,
lieb' Heimatland, ade!
Gott weiß, zu dir steht stets mein Sinn,
doch jetzt zur Ferne zieht's mich hin,
lieb' Heimatland, ade!

Begleitest mich, du lieber Fluß,
lieb' Heimatland, ade!
Bist traurig, daß ich wandern muß,
lieb' Heimatland, ade!
Vom moos'gen Stein am wald'gen Thal,
da grüß' ich dich zum letztenmal!
Mein Heimatland, ade!

240. Die Auswanderer.

(Freiligrath.)

Ich kann den Blick nicht von euch wenden,
ich muß euch anschau'n immerdar;
wie reicht ihr mit geschäft'gen Händen
dem Schiffer eure Habe dar!

Ihr Männer, die ihr von dem Nacken
die Körbe langt, mit Brot beschwert,
das ihr, aus deutschem Korn gebacken,
geröstet habt auf deutschem Herd.

Und ihr, im Schmuck der langen Zöpfe,
ihr Schwarzwaldmädchen, braun und schlank,
wie sorgsam stellt ihr Krüg' und Töpfe
auf der Schaluppe grüne Bank!

Das sind dieselben Töpf' und Krüge,
oft an der Heimat Born gefüllt;
wenn am Missouri alles schwiege,
sie malten euch der Heimat Bild:

Des Dorfes steingefaßte Quelle,
zu der ihr schöpfend euch gebückt;
des Herdes traute Feuerstelle,
das Wandgesims, das sie geschmückt.

Bald zieren sie im fernen Westen
des leichten Bretterhauses Wand;
bald reicht sie müden braunen Gästen,
voll frischen Trunkes, eure Hand.

Es trinkt daraus der Tscherokese,
ermattet, von der Jagd bestaubt;
nicht mehr von deutscher Rebenlese
tragt ihr sie heim, mit Grün belaubt.

O sprecht! warum zogt ihr von dannen?
Das Neckarthal hat Wein und Korn;
der Schwarzwald steht voll finstrer Tannen,
im Spessart klingt des Aelplers Horn.

Wie wird es in den fremden Wäldern
euch nach der Heimatberge Grün,
nach Deutschlands gelben Weizenfeldern,
nach seinen Rebenhügeln ziehn!

Wie wird das Bild der alten Tage
durch eure Träume glänzend wehn!
Gleich einer stillen frommen Sage
wird es euch vor der Seele stehn.

Der Bootsmann winkt! — Zieht hin in Frieden!
Gott schütz' euch, Mann und Weib und Greis!
Sei Freude eurer Brust beschieden,
und euren Feldern Reis und Mais!

241. Ein Gesang über den Wassern.

(Schöler in der Hunsrücker Chronik.)

Nach Amerika geht die Straße weit, und wer dahin will, muß mehr als einen Sonntag unterwegs bleiben. Dorthin zogen im vorigen Sommer vom Rhein her zwei Bauersleute, denen es in der Heimat nicht mehr wohlgefiel. Und sie waren schon wochenlang mitten auf dem Weltmeer, wo man keinen grünen Wald sieht und keinen Kornacker, und des Morgens kräht kein Hahn, und des Mittags bläst kein Hirte; und wenn manchmal ein Vogel sich zeigt, so ist's keine Schwalbe, die den lieben Sommer verkündigt, auch

keine Lerche, die einem auf dem Felde singen hilft im goldenen Sonnenschein, sondern ein Sturmvogel, der ein bös und brausend Wetter ansagt. Auch hat man da keinen festen Boden unter den Füßen, wie hinter dem Pfluge, sondern das wankt und schwankt in einem fort, und es wird einem an Leib und Seel' sterbensweh dabei. So geht's alle Tage, und droben sieht man nur den unendlichen Himmel und drunten das weite, weite Gewässer, und die Sonne hat kein trocken Plätzchen, wo sie abends sich hinlegen kann, sondern geht ins Meer zu Bett und steht aus dem Meer wieder auf.

Nun gefielen zwar anfänglich unsern zwei Landsleuten die Meereswunder nicht wenig; denn alles Neue lockt und reizt des Menschen Herz. Aber wie es alle Tage dasselbe gab und kein Ende nehmen wollte, ward ihr Mut gar geringe. Und sie saßen oft bei einander oben auf dem Schiffsboden und sahen mit trübseligen Blicken hinunter in die See und hinaus, wo sie hergekommen waren.

Also saßen sie einstmals auch wieder beisammen droben auf dem Verdeck an einem Sonntagmorgen. Da sagte der eine: „Jetzt ist's daheim im Dorfe auch Sonntag; die Glocke ist neun, und es läutet zur Kirche, und alle Menschen gehen hinein; unser Herr Pfarrer hat den Chorrock an, und der Schulmeister sitzt an der Orgel." Da sagte der andere: „Ich hätt's mein Lebtag nicht geglaubt, daß einem der Sonntag so weh thut und die Seel' drückt, wenn man ihn nicht hat." Und nun schwiegen beide und dachten an ihre Heimat; und es stand ihnen ihr Dorf vor der Seele mit den blauen Bergen weit hinaus und die grünen Wälder und Felder, und hier und dort wird geläutet, und über die Wiesen und durch die Gebüsche gehen die Kirchleute; und nachher wird alles still draußen, nur die Hirten und die Herden und die Vögel sind noch da, und die Sonne scheint friedlich.

Dies ging eins nach dem anderen den beiden durch die Gedanken. Aber unter ihnen rauschten und plätscherten die Wellen an den Seiten des Schiffes. Und wie sie so daran in ihrem Herzen gedachten, ward's ihnen inwendig heiß zum Weinen. Da stand der eine auf, ging an seine Kiste, schloß sie auf und nahm eine Bibel und ein Gesangbuch heraus und kam wieder zu seinem Kameraden. Und er las die Epistel und das Evangelium desselbigen Sonntags vor, und darauf betete der andere den Glauben. Und danach schlugen sie das Gesangbuch auf und huben an mit lauter Stimme zu singen: „Wer nur den lieben Gott läßt walten und hoffet auf ihn allezeit." — Es waren aber noch andere Auswanderer aus Deutschland mit auf dem Schiffe. Wie die das deutsche Kirchenlied hören mitten auf dem Meer, geht ihnen das Herz auf, und sie kommen herzu und stellen sich im Kreise um unsere beiden Bauersleute, entblößen ihr Haupt und singen mit:

„Wer nur den lieben Gott läßt walten
und hoffet auf ihn allezeit,
den wird er wunderlich erhalten
in aller Noth und Traurigkeit."

Und der Gesang kam immer kräftiger aus Herzensgrund und schallte weithin in die See hinaus, und das Meer rauschte darein wie eine Orgel. Da schwebte der Geist Gottes auf den Wassern.

Die beiden Bauersleute aber und alle die anderen, die dabei waren, hatten sich das Trauern aus der Seele herausgesungen, und es war ihnen selig zumute, als wären sie daheim im theuren Vaterlande. — Darum

merke: Wenn du wandern gehst, so nimm deinen heiligen Glauben mit und deine Bibel und dein Gesangbuch. Denn in diesen dreien liegen die echten Herrlichkeiten des deutschen Vaterlandes. Wer aber ohne die auszieht, der kann wandern bis ans Ende der Welt und findet nimmer eine Heimat.

242. Der deutsche Auswanderer im fernen Westen.

(Nach Gerstäcker.)

Unser Landsmann hat mit seiner Familie den Boden der „Vereinigten Staaten von Nordamerika" betreten und ist, ohne längeren Aufenthalt in den größeren Städten, seiner neuen Heimat zugewandert. Eisenbahnen und Dampfschiffe bringen ihn derselben näher, bis er sich endlich anschickt, den letzten und schwierigsten Theil seiner Reise mit einem einfachen, von ein bis zwei Pferden gezogenen Karren zurückzulegen. Gasthäuser gibt es in den neueren, im Westen gelegenen Staaten noch sehr wenige. Unsere Reisenden kehren meist bei einem Farmer ein und bezahlen hier für Nachtlager und Kost gewöhnlich $^1/_2$ Dollar, für die Fütterung des Pferdes nach dem Preise des Mais. Die Straßen sind nur höchst einfach, die hindernden Bäume werden niedergehauen, die sumpfigsten Stellen und tiefsten Löcher ausgefüllt. — Endlich ist eine passende Stelle zur Niederlassung aufgefunden und das Land zur Urbarmachung von der Regierung für niedrigen Preis gekauft. Doch ziehen es auch manche Auswanderer vor, die erste Kultur dem Amerikaner zu überlassen und diesem die Farm abzukaufen, da der Yankee oder eingeborne Amerikaner europäischer Abkunft sich zur ersten Kultur des Bodens am vorzüglichsten eignet.

Wir beobachten unseren deutschen Landsmann bei der Gründung seiner Niederlassung. Sein erstes Geschäft ist die Errichtung eines Blockhauses, wobei ihm seine nächsten Nachbarn bereitwillig beizustehen pflegen. Schwache Bäume von festem Holze werden gefällt und in gleich lange Stücke gehauen. Vier starke Stämme mit über einander stehenden Enden werden im Viereck auf einander gelegt und dadurch zusammengefügt, daß in die oberen eine Kerbe, in die unteren ein sogenannter Sattel gehauen wird, so daß beide in einander greifen. Dies ist die erste Grundlage des Hauses, auf welcher sich nun in gleicher Weise eine Lage nach der andern erhebt. Doch das dadurch hergestellte Viereck ist unzugänglich, darum muß erst mit der Axt eine Oeffnung für die Thüre und eine zweite für das Kamin gehauen werden, das aus Lehm erbaut wird. Fenster fehlen in diesem ersten Blockhause ganz, und das Dach besteht aus roh gespaltenen Brettern, welche nach Schweizer Art mit Steinen oder Stangen beschwert werden, damit der Wind sie nicht wegführt. Weiterhin wird das Haus, wie später auch die Felder, eingefanzt d. h. eingezäunt. Man fällt hiezu das beste Nutzholz, zerschneidet es in drei Meter lange Klötze und spaltet diese wieder in zehn Centimeter starke Stangen. Diese werden im Zickzack um den einzufanzenden Ort so hoch über einander gelegt, daß weder Kühe noch Pferde sie überspringen können. Mit allen diesen Geschäften begann bereits die Urbarmachung des Waldes; denn alles erforderliche Holz ward diesem entnommen. Diese Urbarmachung ist höchst beschwerlich, schreitet nur langsam vorwärts und wird Jahre lang, meist im Herbst, fortgesetzt. Die jungen Bäume werden etwa einen Fuß hoch über der Erde abgehauen, die stärkeren aber dadurch getödtet, daß man mit einer Axt einen Ring durch die Rinde des Baumes schlägt, wodurch dieser in kurzer Zeit abstirbt. Nun werden mit einer schweren Hacke die Wurzeln der Büsche und Stauden ausgerodet und diese,

sowie alles andere nicht weiter nutzbare Holz auf Haufen gebracht und verbrannt. Das sodann eingefanzte Land wird mit dem Pflugschar bearbeitet; wegen der unzähligen Wurzeln und vielen Baumstümpfe ist dies ein höchst beschwerliches Geschäft, denn letztere verfaulen erst nach sechs bis zehn Jahren, während die Frühlings- und Herbststürme die durch Umringung abgestorbenen Bäume umstürzen und dadurch den Ackerboden vorbereiten. Der Pflug des Amerikaners ist ohne Räder, damit man ihn desto leichter über die Baumstämme und Wurzeln heben könne.

Gehöft eines deutschen Auswanderers in Nordamerika.

Doch wir treten in das Blockhaus. Hier findet sich nur der nothdürftigste Hausrat, nämlich ein paar Bettstellen, eine Bank und ein Tisch, einige rohe Fässer zur Aufbewahrung von Mehl, Salz und dergleichen, sowie die nöthigsten Teller, etwas Wäsche, Büchse und Pulverhorn, am Herde einiges Kochgeschirr und im Rauchfang etliche Hirschschinken. Dies sind die ganzen Habseligkeiten einer Familie und zwar erst dann, wenn sie sich schon eingerichtet hat. Noch andere Gebäude werden errichtet, um die Mais- und Weizenernte aufzunehmen, ja später wird sogar ein zweites noch wohnlicheres Blockhaus neben dem ersten erbaut. Ist keine Mühle in der Nähe, so richtet man auch eine Roßmühle oder wenigstens eine Stahlmühle ein, welche letztere mit der Hand in Bewegung gesetzt wird. Das Dreschen geschieht meist dadurch, daß man mit Pferden die auf einer harten Tenne ausgebreiteten Garben so lange überreitet, bis die Körner ausgefallen sind. Ebenso einfach ist auch die Reinigung des Weizens. Derselbe wird von einer Person langsam durch ein hoch gehaltenes Sieb geschüttet. Gleichzeitig machen zwei andere mit einer wollenen Decke so viel Wind, daß Spreu und Staub davon fliegen, während die Körner gerade herunter-

fallen. Ueberhaupt ist der Hinterwäldler, wie man den Ansiedler der westlichen Wälder zu nennen pflegt, fast in allem auf sich selbst verwiesen; er ist Gerber, Schuhmacher, Schneider, Tischler, Zimmermann, Fleischer u. s. w. Hat er auf der Jagd Wild erlegt, so gerbt er die Felle auf indianische Weise, indem er sie in Wasser einweicht und in einer durch zerkochtes Hirschhirn zubereiteten Brühe so lange knetet, bis sie von dieser Masse ganz durchdrungen sind. Darauf reibt und zieht man sie auf einem scharfen Brette, bis sie trocken, schneeweiß und sammetweich werden. Um sie in dieser Weichheit und Geschmeidigkeit zu erhalten, räuchert man sie über einem schwachen Feuer, von dem ein dicker Qualm aufsteigt. Dadurch bekommen die Felle eine braungelbe Farbe und einen eigenthümlichen Geruch, und weder Wasser noch Sonne können ihnen ferner etwas anhaben. Aus diesem Leder verfertigt sich jeder seine Schuhe und Strümpfe, sowie sein Jagdwams. Außerordentlich ist es, wie vielfachen Gebrauch sie von der Axt zu machen wissen, und mit welcher Geschicklichkeit sie dieselbe führen.

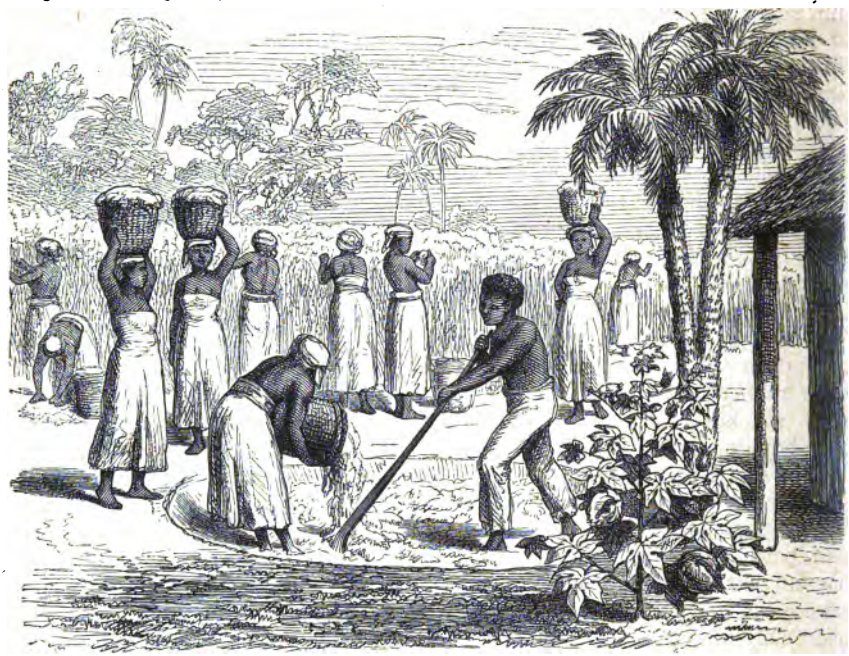
Die Schulen in den Ansiedelungen sind den unsrigen auch noch ziemlich unähnlich. Das Schulhaus ist, wie alle Blockhäuser, meist ohne Fenster und ohne Bretterboden. Nur an einer Stelle ist die Oeffnung zwischen den Stämmen nicht mit Moos verstopft, und hier ist ein langes Brett befestigt, welches der Schuljugend als Schreibtisch dient. Sonst fällt das Licht nur durch die Thüre ein, die stets geöffnet bleibt. Wenn im Winter die Kinder der Frost schüttelt, so treten sie auf eine Weile um das wärmende Kamin. Buchstabiren, Lesen, Schreiben und Rechnen sind meist die einzigen Unterrichtsgegenstände, und darin besteht auch häufig die ganze Weisheit der Lehrer. Die Schüler, die sich mit diesen Anfangsgründen des Wissens beschäftigen, sind oft schon erwachsene junge Leute, selbst von 18 bis 20 Jahren. Manche haben drei oder vier Meilen zur Schule und kommen zu Pferde, und die Thiere grasen draußen, während ihre Reiter drinnen buchstabiren. Zwischen dem Unterricht ist eine Erholungsstunde, in der sie ihr mitgebrachtes Mittagbrot verzehren und dann sich mit dem Lehrer durch Ballfangen oder ein anderes Spiel vergnügen.

243. Die Baumwolle.

(Buch der Erfindungen.)

Die Baumwollenpflanze gehört zu den Malvengewächsen. Sie findet sich bald als Kraut, bald als Strauch, in Arabien und Aegypten sogar als drei bis fünf Meter hoher Baum. Sie hat drei- bis fünflappige Blätter, ziemlich große, gewöhnlich gelbe, fünfblättrige Blumen, welche einzeln in den Blattwinkeln stehen. Die Frucht ist drei- bis fünffächerig, einem großen Mohnkopfe ähnlich, springt bei der Reife in mehreren Klappen auf und enthält mehrere Samenkörner, die in eine lange, dichte, weiße, nach dem Aufplatzen hervorquellende Wolle gehüllt sind. Die Baumwolle wird in der Türkei, in Griechenland, in Süditalien, Spanien, Aegypten, Indien und China, ganz besonders aber im unteren Missisippithale gewonnen. Hier ist der rechte Boden für die Pflanze, die ein lockeres, leichtes, mit Sand gemischtes, schon angebautes Land verlangt; hier ist auch das passende Klima, welches nicht zu trocken sein darf, weil bei Mangel an Regen die Wolle kurz bleibt. Die Kapseln müssen jeden Morgen, sobald sie aufspringen wollen, abgepflückt werden, und die aus den Kapseln gewonnene Wolle wird entweder durch die Hand oder gewöhnlich durch eine Maschine von den Samen und Hülsen gereinigt und hierauf in

große Säcke verpackt, welche in einer Presse zu gewaltigen, viereckigen Ballen zusammengedrückt und versandt werden. Die Einfuhr der Baumwolle nach England beträgt jährlich 30 Millionen Kilogramm.



Baumwollenernte.

Wir sind in Manchester. Ein gewaltiger Schlot und ein riesiger Würfel von Bauwerk, über 800 Fenster auf jeder Seite, ragen über alle Gebäude empor. Wir suchen ihn auf und treten in diese Riesenfabrik ein. Unter Krahnen, schwebenden Balken, auf donnerndem Boden, zwischen zischenden Dampfkesseln, durch einen Wirrwarr von Wegen und Gängen kommen wir endlich in das Arbeitszimmer des Fabrikherrn, in welchem uns ein Führer beigegeben wird. Wir stehen zuerst vor zwei Ungeheuern, in deren Innern es rast und tobt wie ein gefesselter Sturm, der alle Wände seines Gefängnisses zugleich vor Wut zerplatzen möchte. Das sind die Bläser. „Was thun sie?“ fragen wir den Jungen vor der einen Maschine. „Das!“ sagt er, indem er eine tüchtige Hand voll Rohbaumwolle aus dem Ballen reißt und sie, nachdem er uns den Schmutz, die Holzstückchen und Knoten darin gezeigt, seiner Maschine gleichsam zu fressen gibt. Sie zupft daran wie eine Kuh, der man eine Hand voll Heu vorhält. Es ist verschwunden. Der Junge holt einen ganzen Arm voll baumwollenen Schnee unter der Maschine hervor und behauptet, daß dies die eben verzehrte Hand voll sei. Wir zweifeln, und er zeigt uns, wie es zugeht. Im Innern wird die Baumwolle mit rasender Kraft und Geschwindigkeit zerzaust und hin- und hergeworfen, so daß alle fremdartigen Bestandtheile zu Boden fallen

Nun ist sie rein und reif zum Spinnen, denken wir. Das ist ein starker Irrthum. Es war die erste von mehr als zwölf ähnlichen Reinigungen. Die

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF

nächsten sehen wir unter den beiden Rohbläsern, einer ganzen Reihe dampfender, zischender und pfauchender Höhlen, in welche der baumwollene Schnee wie ein milchiger Regen herabströmt. Wir sehen in das Innere hinein und finden, daß die Baumwolle gleich am Eingange von einer furchtbaren Windkraft in den dünnsten Nebel zerblasen wird. Stählerne Flügel bewegen sich in diesem Raume so rasch, daß sie bis zu einem kaum sichtbaren Nebelflecke verschwinden. Hier werden die Samenkörner und kleinen, fremdartigen Bestandtheile vollends abgesondert und durch Ritzen zu Boden geschleudert, während die leichten Baumwollenfasern von Wurfschaufeln im Fluge erhalten werden, bis sie am entgegengesetzten Ende wie ein immerwährender Schneesturm herausfliegen, so daß wir im Umsehen wie lebendige Schneemänner neben einander stehen. Gegenüber wird der Baumwollenschnee von Käfigen verschlungen, die ihn in wattenartige Bogen gepreßt auf der anderen Seite abliefern. Ein Blick in einen solchen Käfig zeigt uns einen Wirrwarr von Freß- und Verdauungswerkzeugen; so schlingt und krümmt und windet es sich darinnen.

So geht die Baumwolle durch zwölf Reinigungs-, Wurf-, Hechel-, Dresch- und Sieb-Werkzeuge, bis sie zuletzt blendend weiß, wunderschön als ein sich senkender Schnee hinsäuselt, aber ohne sichtbare Zwischenräume, nicht als Flocken. Nachdem die gleichsam flüssige Baumwolle zu großen Rollen geformt ist, wandert sie zu den Krempel- und Kämm-Maschinen, von wo sie den Ziehmaschinen überliefert wird, die in wunderbar künstlicher Weise den luftigen Stoff zu Fäden verarbeiten. Wenn nun aber einmal unter den tausenden ein Faden reißt, was dann? So wie das geschieht, fällt eine Platte an der Stelle hörbar nieder, ein Zeichen für den Maschinisten, das ihn mahnt, die bestimmte Stelle sofort in Ruhe zu versetzen. Dies geschieht, und eins der beaufsichtigenden Mädchen holt das davon gelaufene Stück Faden zurück, legt es an das Ende des zurückgebliebenen, und der Schade ist schneller geheilt, ehe wir nur bemerken, daß die Maschine still stand. Dieses Ankleben, scheinbar eine gedankenlose Verrichtung, ist eine Kunst, die große Uebung verlangt.

Wir steigen ein Stockwerk höher, noch eins und noch eine Treppe; überall Maschinen, die schnaubend und keuchend spinnen und weben. Zwischen ihnen stehen nur einzelne verstreute Menschen, alle gespannt aufpassend und zugreifend, wenn es die Maschine verlangt. Kaum ist hie und da einer zu entdecken, und doch sind es 1800 Menschen, deren Leben und Gesundheit hier mit versponnen wird, indem sie Maschinen beaufsichtigen, welche über 120000 spinnende Hände nicht blos ersetzen, sondern an Feinheit und Meisterschaft der Arbeit unendlich übertreffen.

244. London.

(Nach Daniel und Grube.)

London bedeckt einen Raum, der von Osten nach Westen 25, von Norden nach Süden über 12 Kilometer mißt. Auf diesem Raum hätte Paris dreimal, Berlin fünfmal, Hamburg dreißigmal Platz. Es ist die größte Stadt der Welt und hat weit über drei Millionen Einwohner, so daß es allein manchen Staat, wie z. B. das Königreich Sachsen, an Volkszahl übertrifft. Die ungeheure Stadt liegt zu beiden Seiten der Themse, zum größeren Theile auf dem linken, nördlichen Ufer. Die Themse ist Londons Größe und Londons Schmuck, sie ist die belebende Pulsader des gewaltigen Ganzen. Fast 20 Brücken, und darunter sehr prachtvolle, führen über den Strom, der 360 bis 380 Meter breit ist.

Die Bauart der Häuser ist nach den verschiedenen Stadttheilen sehr verschieden, aber

im ganzen nicht schön. In den vornehmen Vierteln fehlt es nicht an Prachtbauten. Aber in dem größten Theile der Stadt sind die Häuser meist schmal, nur drei oder höchstens vier Fenster breit, auch nicht sonderlich hoch. Das kommt daher, weil jeder Engländer, wenn er es irgend kann, gern mit seiner Familie ein Haus für sich bewohnt. Fast alle Häuser sind ohne Kalkabputz und vom Steinkohlendampfe geschwärzt. Doch sind die großen Fensterscheiben und die messingenen Klopfer an den Thüren immer blank. Vielfach sind die Häuser durch einen zwei Meter breiten ausgemauerten Graben von der Straße getrennt, über den ein Brückchen zur Hausthür führt, und in den die Fenster des Kellerstockwerks gehen. Früher traten die Häuser fast überall bis an den Fluß; jetzt aber hat man angefangen, schöne Kais von Granit an der Themse entlang zu erbauen, und diese bieten im Verein mit den zahlreichen Dampfschiffen, die den Fluß nach allen Richtungen durchkreuzen, einen prächtigen Anblick.

Von einzelnen Bauwerken sind die wichtigsten das großartige Parlamentsgebäude; die Westminsterabtei, eine schöne gothische Kirche, wo die Könige gekrönt und die Bildsäulen von allen berühmten Männern Englands aufgestellt werden; die Paulskirche, die größte evangelische Kirche der Welt und der Peterskirche in Rom zu vergleichen; der Tower (sprich: Tauer), eine alte Burg, in der die Reichskleinodien aufbewahrt werden, und anderes mehr.

Gleich unter dem Tower beginnt die Reihe der Docks. Das sind ausgegrabene große Wasserbecken, in welche die Schiffe durch Kanäle und Schleusen einlaufen, um daselbst ein- und auszuladen, oder auch um ausgebessert zu werden. Solche Docks sind für den unermeßlichen Handel und die Schiffahrt der Stadt durchaus nothwendig. Denn die Themse gestattet wohl wegen ihrer Tiefe selbst großen Seeschiffen, bis an die Stadt heranzukommen. Aber da an einem Tage oft 300 bis 400 Schiffe einlaufen, so ist der Strom bei weitem nicht breit genug, daß sie alle anlegen und aus- oder einladen können. Deshalb müssen mit großen Kosten die Docks ausgegraben werden. Es sind ihrer mehr als zwanzig und darunter einzelne bis zu 100,000 und 200,000 Quadratmeter groß. Die meisten sind von ungeheuern Waarenhäusern und Speichern umgeben, die oft bis zu sieben Stockwerken hoch und mit den Erzeugnissen aller Welttheile angefüllt sind. Da sind Häuser, in denen große Vorräthe von Elefantenzähnen und Schildkrötenschalen aufgehäuft sind; ein anderes Gebäude, schon von außen über und über blau gefärbt, faßt weiter nichts als Indigo. Ganze Reihen von Waarenhäusern enthalten Thee oder Tabak; von letzterem lagern zu Zeiten mehr als 600,000 Centner in den Speichern. Die Weinvorräthe liegen unterirdisch in Kellern, die mehr als drei Hektare groß, von Oellampen erleuchtet und mit Schienengeleisen durchzogen sind, auf denen man die Fässer hin und wieder schafft. Für die Schiffe, die aus Westindien, und wiederum für die, die aus Ostindien kommen, sind je besondere große Docks vorhanden. Die Eisenbahnen sind mit allen Docks unmittelbar verbunden, damit die aus allen Erdtheilen ankommenden Waaren so leicht als möglich können weiter geschafft werden. Schiffe von allen Ländern der Erde, von allen Bauarten und Größen liegen in buntem Gemisch bei einander, Seeleute von allen Völkern laufen und schreien durcheinander, und die Sprachen von aller Welt Enden werden wohl an keinem Orte der Erde so mannigfaltig gehört, als in dem Hafen von London.

Unweit der Docks ist auch der berühmte Tunnel. Man bedurfte in der Nähe des Hafens, wie der untere Theil der Themse genannt wird, einer Verbindung zwischen beiden Ufern; und doch mochte man keine Brücke bauen, weil diese die Schiffahrt hindert. Da baute ein kühner Mann, namens Brunel, während zwanzig Jahren und unter unsäglichen Schwierigkeiten zwei steinerne gewölbte Bogengänge unter der Themse hinweg. Große Wendeltreppen führen zu beiden Seiten hinab, und so geht man unter dem Flusse und seinen Schiffen hinweg nach dem andern Ufer hinüber.

Der älteste, mittelste und wichtigste Theil von London ist die City. Hier ist der Sitz des Handels und der Geschäfte; hier sind die engsten und winkligsten Straßen und Gäßchen mit den großen Handels- und Wechselhäusern. Hier ist der Grund und Boden so theuer, daß man ein Stück davon fast über und über mit den Silberstücken bedecken könnte, die dafür müssen gezahlt werden. Deshalb ist es auch zu theuer, in der City zu wohnen. Nur Läden, Comptoire und Geschäftsräume sind daselbst, die nachts von erprobten Dienern bewacht werden. Die Besitzer kommen nur morgens in die Geschäfte und eilen nachmittags wieder zu ihren Wohnungen in den luftigeren und bequemeren Stadttheilen oder auf dem Lande. Ungeheure Reichthümer sind hier aufgehäuft, ungeheure Geldmengen werden hier täglich umgesetzt. In den weitläufigen Kellern der Bank von England lagern Mengen von Gold und Silber in Münzen und Barren, wie an keinem andern Orte der Erde.

Mächtig und unbeschreiblich ist denn auch das Gewühl der Menschen auf den Straßen. In den Hauptstraßen der City und an den Brücken ist es zu jeder Zeit so lebhaft, wie auf einer Messe oder einem Jahrmarkt. Nicht selten sind Fremde, die zum erstenmale ausgehen wollten, in der Thür stehen geblieben; sie glaubten, es müsse etwas besonderes vorgefallen sein, und wollten warten, bis sich das Getümmel verliefe; aber es war vergeblich. Der Lärm und das Getöse von London ist betäubend, und das Gedränge der Menschen, der Wagen und Pferde wird von Jahr zu Jahr stärker und gefährlicher. Darum hat man bedacht sein müssen, den Verkehr durch andere Mittel zu bewirken und so die überfüllten Straßen freier zu halten. Hoch über den Straßen hinweg führt man Eisenbahnen mitten durch die Stadt, die in der Höhe der Schornsteine an den Häusern entlang gehen. Auf hohen Pfeilern ruhen die Eisenstraßen, und Lokomotiven mit Personen- und Wagenzügen sausen über den Köpfen der Menschen neben den Dächern dahin. Eine andere Eisenbahn geht unterirdisch vier Kilometer weit und hat sechs bis sieben Stationen, zu denen man auf Treppen hinuntersteigt. Wo man die Häuser billig kaufen konnte, da liegt sie in offenen Einschnitten. Wo aber die Grundstücke zu theuer waren, da geht sie unterirdisch in Tunnels von neun Meter Breite und fünf Meter Höhe tief unter den Straßen und unter den Kellern der Häuser entlang. Selbst die Post kann ihre Briefe, deren sie Tag für Tag über eine halbe Million empfängt, nicht alle mit Wagen und Pferden durch die Straßen fahren. Darum hat sie weite eiserne Röhren unter den Straßen entlang legen lassen, in denen kleine Wagen mit Briefen und Packeten durch Luftdruck hin und her getrieben werden. Und nicht genug, daß Gasröhren und Wasserröhren überall den Boden durchziehen, so führen noch hohe und weite Kanäle unter der Erde alles schmutzige Wasser aus der Stadt und lassen es weit unterhalb derselben erst in den Strom fließen; sie sind zusammen über 75 Kilometer lang.

Aber auch der sittliche Schmutz, allerlei Elend, Jammer und Noth sind ungeheuer in der ungeheuern Weltstadt, in der nicht selten mitten unter so vielen Menschen einzelne Hungers sterben. Wohlthätige Stiftungen besitzt London viele und sehr großartige, aber ihre Wirksamkeit müßte noch weit ausgedehnter sein, wenn sie allem Elend Abhilfe schaffen sollten. Auch die evangelische Mission hat in London einen Hauptsitz, von wo aus auch andere Missionsgesellschaften, namentlich die deutschen, thätig gefördert werden. Und die „britische und ausländische Bibelgesellschaft" in London übertrifft alle anderen ihrer Art bei weitem. Sie läßt die Bibel in nicht weniger als 140 verschiedenen Sprachen drucken und wendet dafür alljährlich sehr bedeutende Summen auf.

245. Brief eines preußischen Soldaten an seinen Vater.

(Auerbach.)

Mainz, den 15. Juli 1844.

Es ist wahr und gewiß, lieber Vater! das Soldatenleben striegelt und putzt den Mann, und wer kein Soldat gewesen ist, der ist kein rechter Mann.

Weil warum? fragt unser Nachbar Martin; das will ich sagen. Wir haben einen grundgescheiden Kameraden in der Kompagnie, einen Gefreiten, der ist ganz mit mir einverstanden, und der sagt auch: Jeder großjährige Mann im Staat ist Bürger, das ist ein schönes Wort, das ist der schönste Titel, den man haben kann. Ein Bürger steht mit allem, was er hat, mit seinem ganzen Leben dafür ein und ist Bürge, daß Ordnung und Recht im Staat ist, und daß niemand, heiß' er Franzos oder Russ', dem Staat was anhaben kann. Jeder Bürger soll mithelfen, die Gesetze machen, die über ihn regieren sollen. Jeder Bürger gibt seine Stimme dazu, wie man die Steuern umlegen soll, daß keinem Unrecht geschieht, und daß eine ordentliche Haushaltung geführt wird. Ich weiß wohl, es kann nicht jeder dabei sein, darum wählt man die Abgeordneten, die auf dem Landtag für die anderen sprechen und stimmen, aber in Gedanken ist jeder dabei. Mitrathen kann nicht jeder für sich selber, da reicht es schon hin, wenn er einen Mann für sich eingestellt hat, der seine Gedanken ausspricht; aber mithalten muß jeder, wenn's drauf und dran kommt. Er muß helfen den Staat erhalten durch Steuern und Soldatsein, dann erst ist er ein rechter Bürger. Vor Zeiten hat man Soldaten gehabt, die den Staat gar nichts angegangen sind; sie haben gerade dem gedient, der sie am besten bezahlt hat. Jetzt sind lauter Bürger Soldaten. Sie vertheidigen und schützen ihre eigene Sache, und darum muß auch jeder Soldat Bürger und wieder jeder Bürger Soldat sein. Ich kann es keinem andern übertragen, daß er meinen Vater und meine Mutter lieben, daß er ihnen beistehen und sie beschützen soll; wenn ich ihm auch noch so viel Geld gäbe, er kann's doch nicht recht von innen heraus, es ist eben seine Sache nicht. — Vor Zeiten haben die Soldaten gar nicht heiraten dürfen. Freilich, sie waren ja Knechte, die jede Minute sich haben todt schlagen lassen müssen, für was der Herr eben gewollt hat. Jetzt ist das anders. Jetzt ist ein Krieg jedem Bürger seine eigene Sache. Wenn meine kurze Dienstzeit um ist, werde ich Landwehrmann bis in mein sechzigstes Jahr, und wenn ich, will's Gott, Frau und Kinder habe, und der Staat braucht mich, bin ich gerade ein besserer Soldat, weil ich mein eigen Haus und Hof vertheidige.

Zweitens sagen wir auch noch, nämlich mein Kamerad und ich: Als Soldaten tragen alle Bürgersöhne gleiche Röcke und gleiche Kappen. Das ist gut, da lernen sie alle miteinander, hoch und nieder, einsehen, daß sie im Staat gleich sind und gleich sein sollen. Darum lob' ich mir in dieser Hinsicht mein Preußen, da muß doch wenigstens ein jeder Soldat sein; heiß' du, wie du willst, und sei du, wer du bist, bemberembembem! hinterdrein mußt du. Dadurch ist alsdann kein Unterschied zwischen einem Bürger (oder wie man's in der Garnison heißt, einem Civilisten) und einem Soldaten; sie sollen und müssen gut Freund sein, denn jeder ist Bürger und Soldat in einer Person. — Jeder Bürger kann und muß ein Jahr lang exerziren lernen, das schadet keinem gesunden Menschen was, hab' er ein Geschäft, welches er wolle. Ich weiß wohl, das gefällt vielen Leuten auf dem Lande und in der Stadt nicht, sie dünken sich was besseres. Aber ehrlich bedacht, ist und bleibt es eine weise Anordnung. Oder sind die armen Burschen dazu da, daß sie sich für die Reichen todt schießen lassen? Der Staat darf das nicht zugeben. Ich ließe, wenn ich zu befehlen hätte, keinen gesunden Menschen heiraten, der nicht Soldat gewesen ist und noch bei der Landwehr steht. Der schönste Schmuck

eines Mannes ist, daß er mit den Waffen umzugehen weiß, und daß er im Nothfall sein Land zu vertheidigen versteht.

Es ist mir lieb, lieber Vater! daß ich Euch alles so schreiben darf, und daß ich's auch kann. Meine Kameraden auf der Stube haben sich einen Briefsteller gekauft, und daraus schreiben sie die Briefe ab. Ist das nicht eine Schande? Für was hat einem Gott seine eigenen fünf Finger und Augen und Hirn gegeben? Ich müßte mich schämen, aus einem fremden Buche abzuschreiben. Wie kann ein anderer wissen, was ich zu schreiben habe? Habe ich Recht oder nicht, lieber Vater? Da fällt mir ein: Sagen könnte ich doch nicht „lieber Vater", ich weiß nicht, warum; aber schreiben kann ich's. Wenn man so weit getrennt ist, geht einem das Herz auf, und man schämt sich nicht. Wenn ich die Schur habe, lese ich auch oft Bücher, schöne Räubergeschichten, und die Geschichte vom Kaiser Napoleon habe ich auch vom Feldwebel gelesen. Es war doch ein ganzer Mann, der Napoleon, aber recht ist ihm auch geschehen, ich meine, er hat's zu weit getrieben. Ich wollte, ich hätt' ihn auch einmal gesehen. Nicht wahr, Ihr habt ihn oft gesehen? Wir haben von dem Kaiser Napoleon doch etwas Gutes übrig behalten, und das ist unsre Landwehr. Mein Feldwebel sieht dem Napoleon ganz ähnlich, ich glaube, wenn's Krieg gäbe, der würde ein großer Mann, er könnte ein Marschall Soult werden.

Im Soldatenleben lernt sich der Mensch allein helfen. Ich koche und flicke und nähe und putze die Stube auf wie ein Frauenzimmer. Es kommt mir oft ganz absonderlich vor, so ein großes Haus voll lauter Männer! Es ist gut, daß es nicht zehn Jahre währt.

Am letzten Dienstag war ich auf Wache, draußen auf dem Hardenberg. Ich bin gerade von 12 bis 2 Uhr auf den Posten gekommen. Es war mir ganz eigen zumut, als ich so allein hoch oben auf dem Berge da stand. Es war eine stockdunkle Nacht, kein Stern am Himmel, und die ganze Welt war wie todt; nur dort neben zog sich der Rhein wie ein blasser Streif hin, und man hörte sein Rauschen, von dem man bei Tag gar keinen Laut vernimmt. Mir ist es vorgekommen, als ob die ganze Welt ausgestorben und ich allein da oben übrig geblieben wäre — man kommt doch oft auf sonderbare Gedanken, aber man kann nichts dafür — da höre ich jetzt das Feldgeschrei, wodurch die Posten einander wach erhalten. Ich habe doch den Zuruf schon oft und oft gehört, aber diesmal hat er mich ganz besonders ergriffen. Zuerst habe ich ihn aus weiter Ferne vernommen, als ob er aus einer tiefen Grube käme, aus der Auferstehung, dann immer näher und näher und heller und heller: „Kamerad, bist du noch da?" bis es zuletzt an mich gekommen ist, und ich habe den Ruf weiter geschickt: „Bruder, bist du noch da?" Keiner sieht den andern, keiner verläßt seinen Posten, aber man ruft einander den hellen ermunternden Gruß zu. Das ist schön. Eine Kette von freundlichen Worten, Glied an Glied, schließt die deutschen Brüder an einander, die weit aus einander stehen. Alle sind wach und stehen da für das Vaterland. Und ich habe mir da ganz Deutschland gedacht, und von einer Grenze bis zur andern stehen sie da und rufen einander zu: „Bruder, bist du noch da?" Vater! lieber Vater! da ist mir's warm ums Herz geworden, ich kann's nicht sagen, wie. Und ich habe mein Gewehr mit beiden Händen hoch hinauf gehoben und habe Gott gebeten, er soll mir's einmal für eine rechtschaffene heilige Sache wieder in die Hand geben.

Die zwei Stunden sind mir herumgegangen wie ein Augenblick, und so

oft der Ruf an mich gekommen ist, habe ich ihn immer freudiger hinausgerufen. Dazwischen habe ich das Lied in mich hineingesungen:

Steh' ich in finstrer Mitternacht
so einsam auf der fernen Wacht.

Es ist mir keines von den gelernten Liedern eingefallen. Wenn man so ein Lied auch nur leise vor sich hinsingt, ist es doch gerade, als ob man mit einem guten Geist spräche.

Grüßet mir alle guten Freunde und Bekannte von Eurem

getreuen Lorenz.

246. Um Schleswig-Holstein 1864.

(Nach Bender.)

Die Elbherzogthümer Schleswig und Holstein hatten von lange her den König von Dänemark zu ihrem Herzog, aber das Volk ist zu vier Fünftheilen deutsch, und nur ein Fünftheil redet dänisch. Darum gehörte auch Holstein zum deutschen Bunde, und insbesondere war durch alte und neue Verträge bestimmt, daß die beiden Herzogthümer unter sich auf ewig ungetheilt („up ewig ungedeelt") und von dem dänischen Staate gesondert bleiben sollten. Die Dänen aber hatten schon öfter versucht, wenigstens Schleswig ganz zu ihrem Reiche zu bringen, und darum trachteten sie, die deutsche Sprache auszurotten und das Land dänisch zu machen, recht zum Hohn des deutschen Volkes.

Nun starb im November 1863 der König von Dänemark, und das dänische Volk zwang seinen Nachfolger, König Christian IX., Schleswig in Dänemark einzuverleiben. Da ließ der deutsche Bund zunächst Holstein durch sächsische und hannöversche Truppen besetzen, und die Dänen gingen nach Schleswig zurück. Die beiden deutschen Großmächte aber, Oesterreich und Preußen, beschlossen, weiter zu gehen und den Dänenkönig zu zwingen, daß er die Einverleibung wieder aufhob. Preußen unter dem Prinzen Friedrich Karl und Oesterreicher unter Feldmarschall von Gablenz, beide zusammen unter dem preußischen Generalfeldmarschall Freiherrn von Wrangel, überschritten am 1. Februar 1864 die Eider.

Weit ausgedehnte und starke Bollwerke, woran die Dänen seit Jahrhunderten gearbeitet und verbessert hatten, lagen den Verbündeten im Wege, nämlich das berühmte Danewerk. Hier stand die dänische Hauptmacht unter dem General de Meza. Mit großer Tapferkeit stürmten die Oesterreicher auf den Mittelpunkt, und die Preußen beschossen Missunde, um die Dänen in ihren Verschanzungen festzuhalten. Inzwischen setzte Prinz Friedrich Karl seitwärts bei Arnis über die Schlei, um den Dänen in den Rücken zu fallen und so dem Kriege ein schnelles Ende zu machen. Die Dänen aber hatten davon bei Zeiten Kunde erhalten; deshalb überließen sie ihr furchtbares Festungswerk mit allen Kanonen den Feinden und eilten in wilder Flucht ihrem zweiten gewaltigen Bollwerk, den Düppeler Schanzen, zu. Bald war ganz Schleswig bis an die Königsau von den Verbündeten besetzt, ausgenommen die Halbinsel Sundewitt, wo die Düppeler Schanzen lagen, und die schleswigschen Inseln.

Die Oesterreicher mit einer Abtheilung preußischer Garde rückten nun in Jütland ein, die Hauptmacht der Preußen aber drang im Sundewitt vor und begann am 29. März die Belagerung der Düppeler Schanzen. Diese Schanzen, zehn an der Zahl, lagen auf einer schroffen Hügelreihe; sie waren durch Gräben,

Palliſaden, Wolfsgruben und Drahtzäune geſchützt und mit einer Menge der ſchwerſten Geſchütze beſetzt; hinter ihnen lagen noch zwei Brückenköpfe, die den Uebergang nach der Inſel Alſen ſicherten, und überdies wurden ſie noch von der See her durch Kanonenboote unterſtützt. Sie mußten ganz wie eine Feſtung regelrecht belagert werden. Drei Wochen hindurch arbeiteten die Preußen bei regneriſcher Witterung mit unſäglicher Anſtrengung an den Laufgräben, und ihre Artillerie beſchoß die Schanzen mit ausgezeichnetem Erfolg. Endlich waren dieſe von den Kanonen ſo zugerichtet, daß ſie erſtürmt werden konnten. Alle Soldaten mit ihren Führern genoſſen das heilige Abendmahl. Am 18. April morgens wurden die Schanzen noch einmal heftig beſchoſſen. Punkt 10 Uhr ſchwieg das Geſchütz, und unter Muſik und Trommelſchlag brachen die Sturmkolonnen aus den Laufgräben hervor. Nachmittags 2 Uhr wehten auf allen Schanzen die preußiſchen Fahnen. Hätten die Dänen nicht die Brücken zerſtört, ſo wäre ſicher auch Alſen an dieſem Tage ſchon in der Preußen Hände gefallen. König Wilhelm eilte ſelbſt nach Düppel, um ſeine Tapfern zu beloben und zu belohnen.

Jetzt folgten Verhandlungen über einen Frieden, die in London geführt wurden. Auch wurde inzwiſchen Prinz Friedrich Karl zum Oberbefehlshaber über die verbündeten Truppen ernannt. Aber die Dänen wollten nicht nachgeben, und der Krieg mußte daher noch einmal begonnen werden. Prinz Friedrich Karl hatte unbemerkt vom Feinde 160 Boote zuſammenbringen laſſen, und in der Morgendämmerung des 29. Juni ging General Herwarth von Bittenfeld über den 1000 Schritte breiten Meeresarm nach der Inſel Alſen hinüber. Weder die däniſchen Kanonen auf der Inſel, noch das däniſche Panzerſchiff Rolf Krake konnten ihn hindern. In den nächſten Wochen wurden auch die andern ſchleswigſchen Inſeln beſetzt. Da ſahen die Dänen, daß ſie ſelbſt auf ihren Inſeln nicht ſicher waren. Oeſterreicher und Preußen ſetzten ſogar über den Lymfjord und pflanzten die ſchwarzweiße und die ſchwarzgelbe Fahne auf die nördlichſte Spitze von Jütland, auf Skagens Horn.

Da endlich war die däniſche Hartnäckigkeit gebrochen, und Dänemark bat um Frieden. Am 30. Oktober 1864 wurde derſelbe in Wien von den drei Mächten unterzeichnet. Dänemark trat an Preußen und Oeſterreich die beiden Herzogthümer Schleswig und Holſtein und das kleine Herzogthum Lauenburg ab. Beide Großmächte ſollten nach Belieben über dieſe Länder verfügen können.

So war durch einen Winterfeldzug ein deutſches Land einem übermütigen Feinde entriſſen und die Ehre und das Anſehen des deutſchen Namens wieder einmal vor aller Welt bewährt, die ihn lange genug gering geachtet hatte. Niemand ahnte damals, daß dieſer Kampf nur das Vorſpiel von viel größeren Kriegen, und das eben die beiden Elbherzogthümer der Anlaß zu einem Kriege zwiſchen den beiden Großmächten werden ſollten, welche dieſelben für Deutſchland zurückerobert hatten.

247. Die Schlacht von Königgrätz am 3. Juli 1866.

(Bender.

Am 30. Juni reiſte König Wilhelm von Berlin ab auf den Kriegsſchauplatz, um das Oberkommando über ſeine vereinigten Heere zu übernehmen, mit ihm Graf Moltke, der geiſtvolle Urheber des ganzen Kriegsplans, auch der Miniſterpräſident Graf Bismarck als Landwehrmajor und der Kriegsminiſter von Roon. Er nahm am 2. Juli ſein Hauptquartier zu Gitſchin.

Die Truppen waren von mühseligen Märschen, sowie von einer Reihe blutiger Gefechte ermattet und sollten deshalb vom 1. bis 3. Juli Rasttage haben. Da lief am Abend des 2. Juli von allen Seiten die Nachricht ein, Benedek stehe mit seiner ganzen Macht kampfbereit zwischen der Bistritz und der Elbe. Er hatte nach den vielen Niederlagen der einzelnen Corps seinen Kaiser gebeten, Frieden zu schließen; dieser aber hatte ihn aufgefordert, um jeden Preis eine Schlacht zu wagen. Die Stellung, in welcher er sich nun befand, schien vortrefflich gewählt. Auf den schroffen Anhöhen hatte er vor sich die Bistritz mit ihren sumpfigen Ufern, die durch den fortwährenden Regen angeschwollen war. Rechts war seine Aufstellung durch die Festung Josephstadt, links durch die Festung Königgrätz gedeckt. Die zahlreichen Dörfer und Weiler an den Abhängen und am Fuße waren durch Verhaue zu kleinen Festen gemacht und hunderte von Geschützen terrassenförmig hinter Erdaufwürfen aufgestellt, auch die Zielpunkte auf den gegenüber liegenden Höhen genau bezeichnet. Fast fünf Armeecorps, über 200,000 Mann, mit 672 Geschützen standen ihm zu Gebote. Beinahe drei Stunden weit dehnte sich die furchtbare Festung aus, von Problus, wo die Sachsen standen, links bis Benatek und Horenowes rechts. Auf dem höchsten Punkte, bei Chlum und Lipa, hatte der Feldherr sein Hauptquartier, zu seinen Füßen über der Bistritz lag Sadowa, der Schlüssel zu seiner Stellung. Hier erwartete er die Preußen.

Bismarck.

Die I. Armee derselben hatte Befehl, den Feind in der Front zu fassen, die Elbarmee, seinen linken Flügel (die Sachsen) anzugreifen; um Mittag sollte die II. Armee ihm in die rechte Flanke fallen.

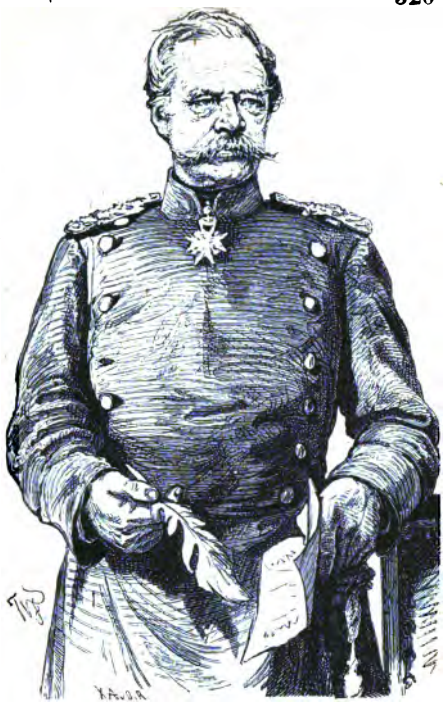
Noch war die Sonne des 3. Juli nicht aufgegangen, so war schon das ganze Preußenheer auf dem Marsche. Die Wege waren durch den anhaltenden Regen bodenlos; dennoch war um die festgesetzte Stunde alles zur Stelle. Um 7 Uhr erschien General von Horn vor Sadowa, empfangen von den ersten Kanonenschüssen; um 8 Uhr überschritt Prinz Friedrich Karl mit seiner Hauptmacht die Bistritz; um 9 Uhr war Herwarth bei Nechanitz mit den Sachsen im Kampf. Um 8 Uhr bestieg König Wilhelm bei Dub, $^1/_2$ Stunde von Sadowa, sein Streitroß; er hatte die 6 Meilen von Gitschin in $2^1/_2$ Stunden zurückgelegt. Alsbald begrüßten ihn die Oesterreicher mit Granaten.

Auf der ganzen Linie von Nechanitz bis Benatek tobte der Kampf. General von Fransecky warf sich um neun Uhr mit seiner (7.) Division in den Wald von Maslowed vor Benatek und behauptete sich dort gegen die dreifache Uebermacht fast 6 Stunden lang; dadurch wurde der rechte Flügel des Feindes namhaft geschwächt.

Um 12 Uhr stand die Schlacht; vorwärts konnten die Preußen nicht, zurück wollten sie nicht. Aller Augen richteten sich nach der Seite, von wo der Kronprinz erscheinen sollte. Schon hatten sich die Oesterreicher zu einem gewaltigen Stoß auf die ermatteten Preußen gerüstet. Da sah man links hinter den Hügeln wiederholt Rauchwolken aufsteigen, ein Zeichen, daß der Kronprinz nahe sei, und zugleich bemerkte man, wie die Oesterreicher sich in der Richtung von Horenowes bewegten und nach dieser Seite ihr Feuer richteten. Die II. Armee war auf grundlosen, engen, steilen Wegen herbeigeeilt, hatte seit 8 Uhr den Kanonendonner vernommen, war schon seit 11 Uhr im Kampf und stürmte geradeswegs auf Horenowes los, das schon um 1 Uhr in preußischem Besitz war.

Moltke.

Nun befahl König Wilhelm Vorgehen der ganzen Linie. Um $2^3/_4$ Uhr hatte General Hiller von Gärtringen mit der Garde Chlum genommen und bald darauf den Heldentod gefunden. Um 3 Uhr war der österreichische rechte Flügel geschlagen; die 1. Gardedivision hatte 55 Kanonen erobert und stand im Rücken der feindlichen Hauptstellung. Da ließ Benedek seine 50,000 Reserven los, frische Truppen. Von Höhe zu Höhe, von Schlucht zu Schlucht tobte der Kampf; 350,000 Männer mit mehr als 1000 Geschützen rangen hier um den Sieg, dort um einen rettenden Rückzug, beide mit der ruhmvollsten Tapferkeit. Um 3 Uhr mußten die Sachsen Problus räumen; die feindliche linke Flanke war bedroht. Um $^1/_2 4$ Uhr befahl der König seiner Reiterei, die Verfolgung zu beginnen. Während Prinz Friedrich Karl an der Spitze einer Kavalleriebrigade über die Brücke von Sadowa sprengt, stellt sich der König an die Spitze einer andern Brigade, überall von dem Jubel



Roon.

seiner Krieger umbraust. Der Kronprinz und Prinz Friedrich Karl trafen sich um 6 Uhr bei Chlum. Bald darauf kreuzten sich die Elbarmee und die II. Armee vor der Front der I. Armee. Die um Mittag $3^1/_2$ Meilen lange Gefechtslinie hatte sich auf $^1/_2$ Meile verengt.

Um 7 Uhr endigte die Schlacht. Die Preußen, welche meist schon 19 Stunden in Bewegung, deren viele schon 10 Stunden im heißen Gefecht waren, ohne irgend Nahrung zu sich genommen zu haben, stellten die Verfolgung ein. Die Oesterreicher in wilder Flucht fanden Schutz hinter der Elbe unter den Kanonen von Königgrätz. Als es schon dunkelte, trafen sich der König und der Kronprinz auf einer Wiese bei Problus. Der Heldenvater und der Heldensohn sanken einander in die Arme. Der König schmückte den Kronprinzen mit dem Orden pour le mérite.

König Wilhelm und sein Sohn am Abend nach der Schlacht bei Königgrätz.

Den Preußen kostete die Schlacht bei Königgrätz an Todten 99 Offiziere und 1830 Mann, an Verwundeten 260 Offiziere und 6688 Mann, an Vermißten 270 Mann; den Oesterreichern und Sachsen an Todten 4861, an Verwundeten 13,920, an Vermißten 25,419, von welchen 19,800 unverwundet in preußische Gefangenschaft fielen, 161 Geschütze, 5 Fahnen, hunderte von Munitions-, Bagage-, Proviantwagen, viele tausend Gewehre u. s. w.

248. Berlin.

(Nach Daniel.)

Berlin war früher mit einer 15 Kilometer langen Mauer umgeben, die jetzt, nachdem die Stadt sich über dieselbe hinaus erweitert hat, stückweise niedergerissen worden ist. Der damalige Durchmesser der Stadt betrug 4 bis 6 Kilometer. Stellen wir uns auf die Lange Brücke oder Kurfürstenbrücke, so stehen wir zwischen dem alten Berlin und dem alten Köln, welches auf einer Insel in der Spree liegt, zwischen der alten nördlichen Stadt des bürgerlichen, gewerblichen Verkehrs und der südlichen Stadt, die neuer und prächtiger gebaut ist; neben uns sehen wir das Reiterstandbild des großen Kurfürsten. Gehen wir zuerst abwärts von der Insel in das eigentliche alte Berlin, so gelangen wir in die alte Königsstraße, die dasselbe wie eine Pulsader durchschneidet und die lebhafteste Straße der Stadt ist. Ununterbrochen bedeckt ein doppelter Wagenzug den Damm der Straße; rastlos wogt ein Menschenstrom an beiden Seiten auf den schmalen Bürgersteigen. In dieser Straße ist die große Post gelegen, und daher steigt die Lebendigkeit zu gewissen Tagesstunden ins ungemessene.

Gehen wir aber nach der Langen Brücke zurück, so betreten wir von da aus die Spreeinsel, das alte Köln. Ein Gang von da aus quer durch die Stadt nach dem Brandenburger Thor zeigt uns die Hauptstadt in der Großartigkeit ihrer Prachtbauten und Denkmäler, und man muß zugestehen, daß Berlin eine der schönsten Städte Europas ist.

Das königliche Schloß liegt auf der entgegengesetzten Seite der Insel und ist in seinem ältesten, der Spree zugekehrten Theile von Joachim II. 1540 aufgeführt, aber unter König Friedrich I. großartig erweitert; es ist ein längliches Viereck mit fünf Portalen, 160 Meter lang, 90 M. breit, 32 M. hoch. An Macht der Wirkung ist ihm kein anderes Fürstenschloß zu vergleichen. Der weiße Saal, 33 M. lang, 16 M. breit und 13 M. hoch, ist unter seinen vielen Sälen der größte. In ihm werden die hohen Feste im königlichen Hause gehalten, die Reichs- und Landtage eröffnet und geschlossen. — Das Schloß stößt mit seiner südwestlichen Langseite an den Schloßplatz, der als Weihnachtsmarkt dient, mit der nordöstlichen an den Lustgarten. An der Nordseite des Lustgartens liegen drei gewaltige und prächtige Gebäude, die drei großen Museen, die von drei preußischen Königen erbaut sind. Sie enthalten Gemälde, Bildsäulen, kostbare Geräthe und Kunstsachen aus allen Zeiten und Ländern. Da ist zuerst das sogenannte alte Museum König Friedrich Wilhelms III., das einem griechischen Tempel gleicht. Durch einen Säulengang ist mit dem alten Museum das dahinterliegende neue Museum verbunden, das Friedrich Wilhelm IV. erbaut hat. Und endlich ist unter König Wilhelm die National-Galerie hinzugekommen. Vor der Treppe des alten Museums im Lustgarten steht die 1500 Centner schwere Granitschale aus einem großen erratischen Felsblock gearbeitet.

Gehen wir weiter dem Brandenburger Thore zu, so verlassen wir nahe am Schlosse die Spreeinsel und schreiten über die Schloßbrücke. Wir haben dann zur Rechten das gewaltige Zeughaus, ein Quadrat von 90 M. Seitenlänge. Es folgen dann links und rechts Königswache, Kommandantur, Palais des Kronprinzen, Platz am Zeughaus, Platz am Opernhaus, das Universitätsgebäude, das Opernhaus, das Bibliothekgebäude. Alles erinnert hier daran, daß Preußen ein Militärstaat ist, der dem Schwerte Ruhm und Glanz verdankt.

Neben der Königswache stehen die Standbilder von Scharnhorst und Bülow, ihnen gegenüber neben dem Palais Friedrich Wilhelms III. das Erzbild Blüchers, ihm zur Linken Gneisenau, zur Rechten York. Alle diese Helden erinnern an die Freiheitskriege; an die schlesischen Kriege das Reiterstandbild Friedrichs des Großen am Eingange der Linden, eines der größten Denkmäler der Welt, das bis zu einer Höhe von 14 M. aufgebaut ist. Weit ragt das Bild des Königs, mit dem Pferde 6 M. hoch, hinaus über eine Fülle von Bildsäulen seiner Feldherren und anderen Zeitgenossen.

Von hier aus bis zum Pariser Platze am Brandenburger Thor zieht sich die Prachtstraße Berlins „Unter den Linden" hin, 700 M. lang, 45 M. breit, zu Anfang rechts das Gebäude der Akademie mit der Normaluhr, links gegenüber das Palais, das der regierende König bewohnt. Die Straße unter den Linden besteht eigentlich aus fünf Straßen nebeneinander. In der Mitte ist eine breite Allee nur für die Spaziergänger. Neben dieser läuft zu beiden Seiten ein Weg für Reiter, den abermals Baumreihen einfassen, alsdann folgt auf jeder Seite die Fahrstraße und dann erst die breiten Steinplatten für die Fußgänger. Die Berliner Linden werden nur von drei Straßen gekreuzt, welche allerdings zu den Hauptstraßen der Stadt gehören: die Charlottenstraße, die fast 3 Kilom. lange Friedrichsstraße und die Wilhelmsstraße, die auf eine weite Strecke hin fast nur mit Palästen besetzt ist. Die Linden endigen in dem schönen Pariser Platze, der durch das Brandenburger Thor geschlossen wird.

Das Brandenburger Thor ist ein prächtiger Sandsteinbau, an den beiden Hauptseiten mit mächtigen Säulen geziert, mit fünf Durchgängen. Oben steht ein von 4 M. hohen Rossen gezogener Triumphwagen, darauf, das Antlitz zur Stadt gewendet, Victoria, die Siegesgöttin mit dem preußischen Adler und dem eisernen Kreuz. Napoleon hatte 1806 die Victoria nach Paris bringen lassen; sie ist mit anderen Trophäen 1814 zurückgekehrt. Nicht weit von ihr steht noch höher und glänzender eine andere Victoria, die sechzig Jahre später errichtet ist. Sie prangt auf der 50 M. hohen gewaltigen Siegessäule, die König Wilhelm zum Andenken an seine drei großen Kriege erbaut hat.

Unmittelbar vor dem Thore beginnt der Thiergarten, ein über 200 Hektare großer Lustwald, in dem schöne Anlagen und Wasserpartieen, Lusthäuser und Gastwirthschaften zerstreut sind, und auf den der Berliner stolz ist. Im 16. Jahrhundert wurden hier Hirsche und anderes Wild gehegt. Jetzt finden sich allerdings kaum noch Hasen und Rehe. Aber ein anderer Thiergarten, der sogenannte Zoologische Garten, ist in der Nähe entstanden. Hier findet man in einem weiten schönen Lustgarten Löwen und Tiger, Walrosse und Eisbären, Kameele und Elefanten, die verschiedensten Arten von Affen, Adler und Papageien, Schildkröten und Krokodile, kurz allerlei Thiere der fernsten Erdtheile in stattlichen Häusern und Gehegen beisammen.

Das wäre eine Wanderung quer durch Berlin. Daß es nun in Berlin außer dem bereits Erwähnten noch viele nennenswerthe Straßen, Plätze, Gebäude, Denkmäler, Vorstädte, Fabrikanlagen u. s. w. gibt, versteht sich von selbst. Und ebenso versteht es sich, daß nicht alle Theile der ungeheuren Stadt so prächtig sind. Weite und große Stadtviertel sind insbesondere von vielen tausenden von Arbeitern bewohnt, und in manchem Dachstübchen oder Kellerraum hanst, friert und hungert die bitterste Armut.

Etwas, was dem Kleinstädter und Landmann in Berlin ganz besonders auffällt, ist der gewaltige Wagenverkehr. Außer 5000 Droschken fahren einige hundert Omnibusse von den äußersten Enden nach der Mitte der Stadt oder an das entgegengesetzte Ende. An den Kreuzungspunkten zumal sieht man leicht mit einem Blicke ein halbes Dutzend der gelben, schwerfälligen Wagen durch die Straße schwanken. Dazu kommen die Wagen der Pferdebahn, die auf eisernen Schienen, aber von Pferden gezogen, durch die Straßen, um die Stadt und nach den nächsten Orten rollen. Die prachtvollen Wagen der vornehmen

Leute suchen sich die bequeme Ausfahrt durch das Brandenburger Thor, von wo sie in langem Zuge durch den Thiergarten sich bewegen, während im Mittelpunkte der Geschäfte die Last- und Rollwagen nebst Droschken zum Schrecken der Fußgänger daherrasseln. Sendet nun gar das Haupt-Postamt mit dem Schlage der Glocke nach funfzig und mehr Stadt-Postämtern auf einmal die Wagen aus, und kömmt vollends die Feuerwehr, durch ihre schrille Glocke angezeigt, mit ihrer Wagenreihe im Galopp daher, so mag der Fußgänger sich vorsehen. Niemand fällt es in den belebteren Straßen ein, längs dem Straßenpflaster gehen zu wollen; man kann in dem unausgesetzten Getöse der Wagen keinen einzelnen derselben durch das Ohr unterscheiden und sich also nur durch die Augen vor dem Ueberfahrenwerden hüten. Auf den breiten Steinplatten an den Häusern entlang ist der Fußgänger allerdings sicher, auf dem Fahrdamm aber kehrt sich kein Fuhrmann an die Fußgänger; was nicht ausweicht, wird niedergefahren. Um eine der belebtesten Straßen zu überschreiten, muß man oft längere Zeit stehen bleiben, bis der Wagenzug eine kleine Lücke läßt; dann traben die unterdessen angesammelten Fußgänger in größter Eile über die Straße. An den Kreuzwegen ist es keine Kleinigkeit, sich vor den von vier Seiten hereilenden Wagen zu hüten, und die zwei Augen, mit denen man sich sonst überall durchschlägt, sind für Berlin eigentlich nicht ausreichend. Das beständige Wagengetöse ist in den belebteren Straßen bei Tage so völlig ununterbrochen, nur zu Zeiten unmerklich anschwellend und ein wenig nachlassend, daß die Anwohner fast gar nichts mehr davon gewahr werden; nur wer in später Stunde um 1—2 Uhr nachts noch wacht, wird dessen inne, weil dann Pausen eintreten, und von da an bis etwa 5 Uhr kann man durchs Ohr die einzelnen Wagen unterscheiden, und die inzwischen eintretende Ruhe und Stille ist das Auffallende, das Getöse dagegen das Gewohnte.

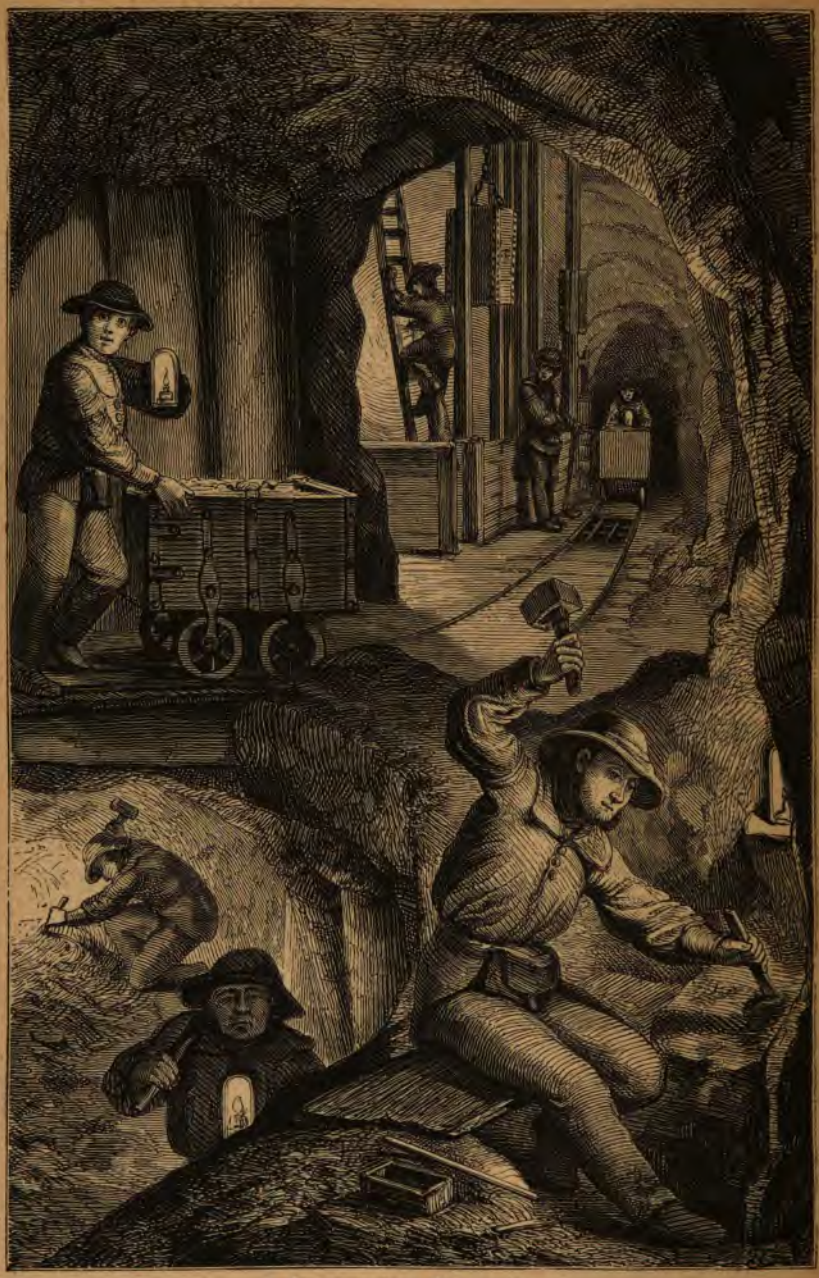
249. Eine Grubenfahrt in Clausthal am Harz.

(Grube nach Düval.)

Zellerfeld und Clausthal bilden die beiden Hauptstädte des Oberharzes und im Grunde nur eine Stadt, da sie nur durch einen Bach geschieden sind. Die Wanderung durch diese Städte macht einen eigenthümlichen Eindruck. Die Häuser sind meist aus Holz gebaut, nur einzelne aus jenen schwarzglänzenden Backsteinen, die aus den Schlacken des geschmolzenen Erzes geformt sind. Die Stadt, welche sich fast eine Stunde lang erst an einem Berge hinab und dann sogleich an einem andern wieder hinauf zieht, scheint wie ausgestorben, und man ahnt keineswegs, daß dieser Ort noch mehr Einwohner zählt, als Göttingen, denn die männliche Bevölkerung arbeitet unter der Erde.

Noch schwebte am Morgen die Dämmerung über der Stadt, als wir schon wieder über ihre stillen Straßen schritten, die ein scharfer Morgenwind durchzog. Unser Führer trieb zur Eile, und so setzten wir unsern Weg rasch fort, kamen an vielen Schachten mit ihren Göpeln (Winden) vorbei und hörten durch die Morgenstille das taktförmige, geheimnisvolle Läuten der Wasserkünste. Von allen Seiten strömten die Bergleute nach ihren Gruben; wir gingen an der Grube Carolina vorüber und wandten uns zur Grube Dorothea, die eine sehr bequeme Einfahrt hat und von Reisenden am liebsten besucht wird.

Im Zechenhause waren die Bergleute bereits versammelt, und der Obersteiger sprach bei den flimmernden Grubenlichtern das Frühgebet. Während desselben herrschte tiefe Stille, und zum Schluß stimmten alle dem Einzigen, der sie auf dem gefahrvollen Tagewerke beschützen könnte, einen Lobgesang an; dann knieeten sie nieder und sprachen leise und andächtig das Vaterunser. Man kann sich kaum einer inneren Angst erwehren, wenn man die dunkelgekleideten, ernsten Männergestalten betrachtet, wenn sie hinabfahren in den finstern Schlund der Erde, wie sie bei dem schwachen Schein ihres Lämpchens auf gebrechlicher, halbverfaulter Leiter in die dunkle Tiefe hinabklimmen.



Inneres eines Bergwerks.

Wir schritten auf den Fahrschacht zu, aus welchem die erste Fahrt (Leiter) hervorsah, betraten die zerbrechlichen Sprossen und schritten, uns fest anklammernd, behutsam an der steilen Wand hinunter. „Achtung!“ rief von Zeit zu Zeit der Führer, wenn eine besonders gefährliche Stelle zu passiren war, und noch behutsamer als vorher kletterten wir in die immer wachsende Finsternis hinab. Namentlich mußten wir unsere Hände vor dem Gestänge des Pumpwerks wahren, das in gleichförmiger Bewegung immer dicht neben uns auf- und niederstieg. Endlich verließ der Fuß die letzte Sprosse, und wir fühlten wieder festen Boden unter uns und streckten mit Wohlgefallen die erlahmten Kniee. Aber auf der kalten, nassen Erde der Schachtsohle war an kein Ausruhen zu denken; der Führer trieb zum Weitergehen, und so durchschritten wir die langen Strecken, bald eng, bald weit, bald hoch, bald niedrig, nur erleuchtet durch eine Menge Grubenlichter und nur erfüllt mit traurigem, eintönigem Geräusch. Das Rasseln der Ketten, das Stöhnen der Pumpen, das Knarren der Kunstgestänge, das Halloh der Bergleute, das Krachen des Gesteins, das Rauschen des Wassers und das unaufhörliche Klopfen und Klingen der Schlägel und Bohreisen bilden eine schaurige Musik, welche durch das Rollen des Donners, wenn die Felsen mit Pulver gesprengt werden, von Zeit zu Zeit unterbrochen und übertäubt wird. Bergleute mit ihren erzbeladenen Karren eilten an uns vorüber, dort arbeiteten andere mit Fimmel und Fäustel, hier „vor Ort“ zusammengekauert oder knieend begannen andere an dem harten Gestein ihre saure Arbeit und bohrten im Schweiße ihres Angesichts ein Loch in den Felsen. — „Es wird angesteckt!“ tönte uns aus einer Halle entgegen, in die wir eben eintreten wollten. Der Führer hatte kaum Zeit, uns hinter eine Felsenwand zu schieben, als ein Blitz die dunkle Nacht zerriß; ein dröhnender Schlag erfolgte, als sei die Erde geborsten; der Boden unter unsern Füßen zitterte; weißer Dampf quoll uns entgegen und beengte die klopfende Brust. Lange rollte der Donner in den weiten Höhlungen und Gängen, dann wurde es stiller, der Dampf verzog sich, wir athmeten freier und betrachteten die blinkenden Trümmer, welche, durch die Gewalt des Pulvers abgesprengt, den Boden bedeckten.

Indem wir dem erzählenden und erklärenden Führer überall nachfolgten, gelangten wir an einen der inneren Eingänge des tiefen **Georgstollens**, durch welchen die Reisenden gewöhnlich wieder an das Tageslicht gebracht werden.

Dieser Stollen ist eins der großartigsten, kühnsten und vortheilhaftesten Werke, die jemals im Innern der Erde unternommen worden sind. Viele Gruben waren nämlich so tief, daß es in einigen nicht mehr möglich war, ihr Grundwasser heraufzuschaffen, während in andern die Hebung des Wassers durch Künste immer beschwerlicher wurde. Mit Schrecken blickten die Bergleute in die Zukunft und glaubten schon, der Bergbau müsse über kurz oder lang ganz erliegen. Da kam der damalige Berghauptmann von Reden auf eine kühne Idee. Er beschloß, von einem tiefen Thale aus einen Stollen in das Gebirge zu treiben, der drei Stunden (12000 Meter) weit langsam hinaufstiege und zwischen den vielen Schächten und Gruben hinginge. Auf diesem Stollen sollten dann die Grundwasser nach jenem Thale von selbst abfließen. Allein die Behörden zweifelten an dem glücklichen Erfolge und scheuten die hohen Kosten, die sich auch wirklich später gegen 1,250,000 Mark stellten. Jahre vergingen, und immer gefährlicher, immer drohender zeigten sich die Gewässer im Innern der Erde. Reden aber sparte keine Mühe und setzte es endlich beim Könige von Hannover durch, der auch den größten Theil der Kosten auf sich nahm. Im Jahre 1777 schlug Reden unter Musik, Kanonendonner und Freudengeschrei des Volkes bei dem Städtchen Grund in den Felsen ein, von wo der Stollen durch das Gebirge hinausgeführt werden sollte. Auch von der entgegengesetzten Seite, von den Gruben her, ließ man entgegenarbeiten und Luftlöcher ansetzen, durch welche das losgearbeitete Gestein zu Tage gefördert werden konnte. Trotz des größten Fleißes und der angestrengtesten Arbeit gingen 22 lange Jahre dahin, ehe das Werk fertig war, und erst 1799 wurde

der Stollen durchschlägig, d. h. man durchbrach das letzte Gestein, welches die sich entgegenarbeitenden Bergleute noch von einander trennte. „Glück auf!“ riefen die Bergleute mit freudig glänzenden Augen, „Glück auf!“ rief der Oberbergmeister, und alle umarmten sich, während der Donner der Kanonen durch die Berge schallte und die Bergmusikanten den Choral: Nun danket alle Gott! spielten. Groß war die Mühe, groß der Aufwand gewesen, welchen der Bau gekostet; aber die Vortheile, die er gewährt, sind doch noch größer. Eine große Menge von Wasserkünsten und Kunstschachten haben seitdem eingestellt, viele eingegangene Zechen wieder aufgenommen und mehrere Gruben von neuem verfolgt werden können, da die Grundwasser aus den tiefen Gesenken nun sämmtlich durch diesen tiefen Stollen abgeleitet werden. Die Fortdauer des Bergbaues, der Wohlstand und Unterhalt der Harzer ist gerettet, und so lange man Bergbau auf dem Harze treibt, wird man sich gewiß auch dankbar der Urheber dieses trefflichen Baues erinnern.

Während uns der Alte dies alles ausführlich erzählte, waren wir unter Clausthal und der Marktkirche der Stadt immer weiter fort einige Stunden lang auf dem feuchten Boden hingewandert; in dessen Mitte das Wasser hinabrieselte. Da strömte uns plötzlich frische Luft und das helle Licht des Tages entgegen. Immer heller wurde es um uns her, und bald erreichten wir das stattliche Portal des Stollens und grüßten von Herzen das sonnige Licht. Mit größter Verwunderung aber erblickten wir dicht vor uns die Häuser des Bergstädtchens Grund, welches wenigstens zwei Stunden von Clausthal entfernt ist und zwischen hohen Bergkuppen eingezwängt liegt.

250. Räthsel.

(Schiller.)

Ich wohne in einem steinernen Haus,
da lieg' ich verborgen und schlafe;
doch ich trete hervor, ich eile heraus,
gefordert mit eiserner Waffe.
Erst bin ich unscheinbar und schwach und klein,
mich kann dein Athem bezwingen,
ein Regentropfen schon saugt mich ein;
doch mir wachsen im Siege die Schwingen.
Wenn die mächtige Schwester sich zu mir gesellt,
erwachs' ich zum furchtbar'n Gebieter der Welt.

251. Das Eisen, seine Gewinnung und Verarbeitung.

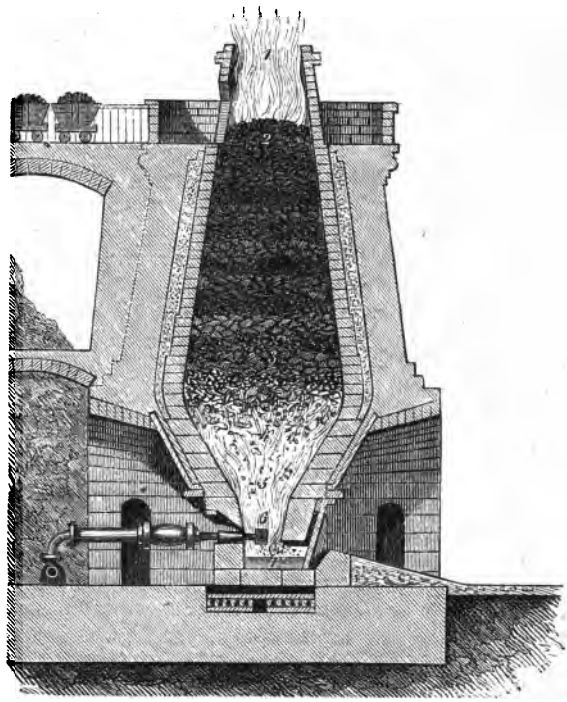
(Nach Bücker.)

1. Gewinnung des Roheisens auf dem Hochofen.

Da ragt ein Hüttenwerk hervor mit seinen vielen, rohen, geschwärzten Gebäuden. Aus den zahlreichen Schloten wirbeln schwarze Rauchwolken, und zuweilen züngelt und leckt die Flamme daraus empor. Eisenerze und Kohlen, auch Kalksteine, die zum Zuschlag beim Schmelzen dienen, werden auf Schienensträngen herangefahren. Die Erze sollen geschmolzen und von ihren erdigen Beimengungen befreit werden. Auf den Gruben drüben hat man sie schon zerkleinert und geröstet, d. h. in flachen Haufen an der Luft liegend geglüht, damit sie gewisse fremde Bestandtheile, namentlich den Schwefel, abgeben sollten.

Hier nun stehen die Hochöfen; das sind große runde Steinbauten, innen hohl wie ein Brunnen oder Schacht, in der Mitte erweitert und oben und unten enger. Sie sind 15 bis 20 Meter hoch, so daß sie über die Dächer der Häuser herausragen. Jeder hat neben sich ein Gerüst oder Hebewerk, auf dem die Erze und Kohlen nach oben gezogen werden. Dort schüttet man sie in den Schlund des Ofens in bestimmten Zwischenräumen, und zwar wechselt man regelmäßig mit einer Schicht Kohlen, einer Schicht Erze und einer Schicht Kalkstein. Die Kohlen geben das Feuer, um die Erze zu schmelzen, und entzünden sich rasch in der gewaltigen Glut. Mächtige Gebläse, von Wasserrädern

oder Dampfmaschinen getrieben, blasen beständig heiße Luft in den unteren Theil des Ofens, um die Glut zu unterhalten. Die Kalksteine sollen besonders das Schmelzen der erdigen Beimengungen befördern. Dichter Qualm entweicht aus der oberen Oeffnung des Hochofens, die man die Gicht nennt; und hoch schlägt, wenn sich die Gase entzünden, die Flamme heraus, namentlich bei Nacht gar schauerlich anzusehen. Indessen deckt man jetzt meist die Gichtöffnung mit einem eisernen Deckel zu, fängt die Gase mittelst Röhren ab und verbrennt sie, so daß sie den Dampfkessel heizen oder die Gebläseluft erhitzen müssen. Die eingeschütteten Massen werden nach und nach heiß, und indem die unteren Schichten wegschmelzen, sinken sie tiefer und tiefer in den Hochofen hinab. Die Kalksteine werden zuerst flüssig und verbinden sich mit den erdigen Bestandtheilen der Erze zu der zähen rothglühenden Schlacke. Vor dem Gebläse, wo es am heißesten ist, schmilzt auch das Eisen und träufelt hernieder. Beides fließt in den tiefsten und engsten Theil des Ofens. Die leichtere Schlacke schwimmt obenauf und wird mit langen eisernen Krücken abgezogen, oder sie fließt von selbst ab. Aus ihr formt man an manchen Orten große Backsteine, aus denen man wohl auch Mauern bauen kann. Das Eisen aber sammelt sich auf dem Grunde des Ofens. Dort wird es nach je 6 oder 8 Stunden „abgestochen". Mit langer Eisenstange öffnet ein kräftiger Schmelzer eine Oeffnung, die mit Lehm verklebt war, und dünnflüssig und weißglühend strömt das geschmolzene Eisen heraus, das weithin alles erleuchtet. In Rinnen leitet man es über den Boden des Gießhauses. Hier sind im Sande flache Formen bereitet, in die es fließt und langsam erkaltet. In flachen, langen, schmalen Stücken, die wie Bretter gestaltet sind, oder in kurzen, starken Stäben wird so das Eisen gewonnen. Es ist das rohe Gußeisen oder Roheisen.



Durchschnitt eines Hochofens.

(1. Gichtflamme. 2, 3. wechselnde Schichten von Kohle, Kalkstein und Eisenerz. 4, 5. Raum, wo das Schmelzen beginnt. 6. Gebläse. 7. geschmolzenes Eisen und Schlacke.)

2. Verwendung des Gußeisens.

Auch dieses rohe Gußeisen ist schon verwendbar; es werden grobe Gußwaaren, Maschinentheile und dergl. sogleich vor dem Hochofen in Formen gegossen. Zu feineren Gußwaaren wird es meist im sogenannten Kupolofen nochmals geschmolzen. Von den Gegenständen, die gegossen werden sollen, macht der Tischler zuerst ein hölzernes Modell, d. h. er bildet den Gegenstand, wie er werden soll, in Holz. Diese Modelle werden dann im

Gießhause in Sand abgedrückt, der besonders zubereitet ist, und der fest zusammenhaftet, wenn man ihn stampft oder preßt. Nimmt man nun das Modell wieder aus dem Sande heraus, so entsteht eine hohle Form, und in diese gießt man das flüssige Eisen und läßt es erkalten. Ist z. B. ein Ofenrost zu gießen, so drückt man einfach den hölzernen Rost in den Sand, der den Boden des Gießhauses bedeckt, und schlägt den Sand rings herum fest. Darauf darf man nur den hölzernen Rost herausheben und die im Sande entstandenen Vertiefungen mit flüssigem Eisen füllen, so ist nach wenigen Minuten ein eiserner Ofenrost, wenn auch noch glühend, doch so gut wie fertig. — Schwieriger schon ist es bei hohlen Gegenständen, wie z. B. wenn eiserne Töpfe sollen gegossen werden. Auch hier bedarf der Former eines Modells, das übrigens auch selbst von Eisen sein kann. Er füllt den Modelltopf innen mit Formsand und stampft diesen fest. Hat der Topf keinen Bauch, so darf er ihn nur umstürzen, und er hat einen festen Kern von zusammengebackenem Sande, der die innere Höhlung des Topfes bilden soll. Alsdann setzt er den Topf in einen Kasten, der ebenfalls mit Formsand gefüllt ist, und drückt die Außenseite ebenso sorgfältig ab, wie vorher die Innenseite. Ist der Topf bauchig, so bedarf er dazu sogar zweier Kästen, in deren jedem er die Hälfte der Außenseite abdrückt. Nun entfernt er den Modelltopf, stellt in die Mitte den Sandkern und über ihn und um ihn herum die Hohlform; zwischen beiden bleibt ein enger Zwischenraum, so stark wie das Eisen des Topfes werden soll. Jetzt bringt der Gießer flüssiges Eisen in einer Kelle und gießt es durch eine feine Oeffnung in die Form. Sobald dasselbe erhärtet ist, ist der Topf fertig, und man sieht an ihm meist auch noch die Stellen, wo die Form zusammengesetzt war, die sogenannten Nähte. In ähnlicher Weise werden eiserne Oefen, Maschinenräder und zahlreiche andere Gegenstände gegossen.

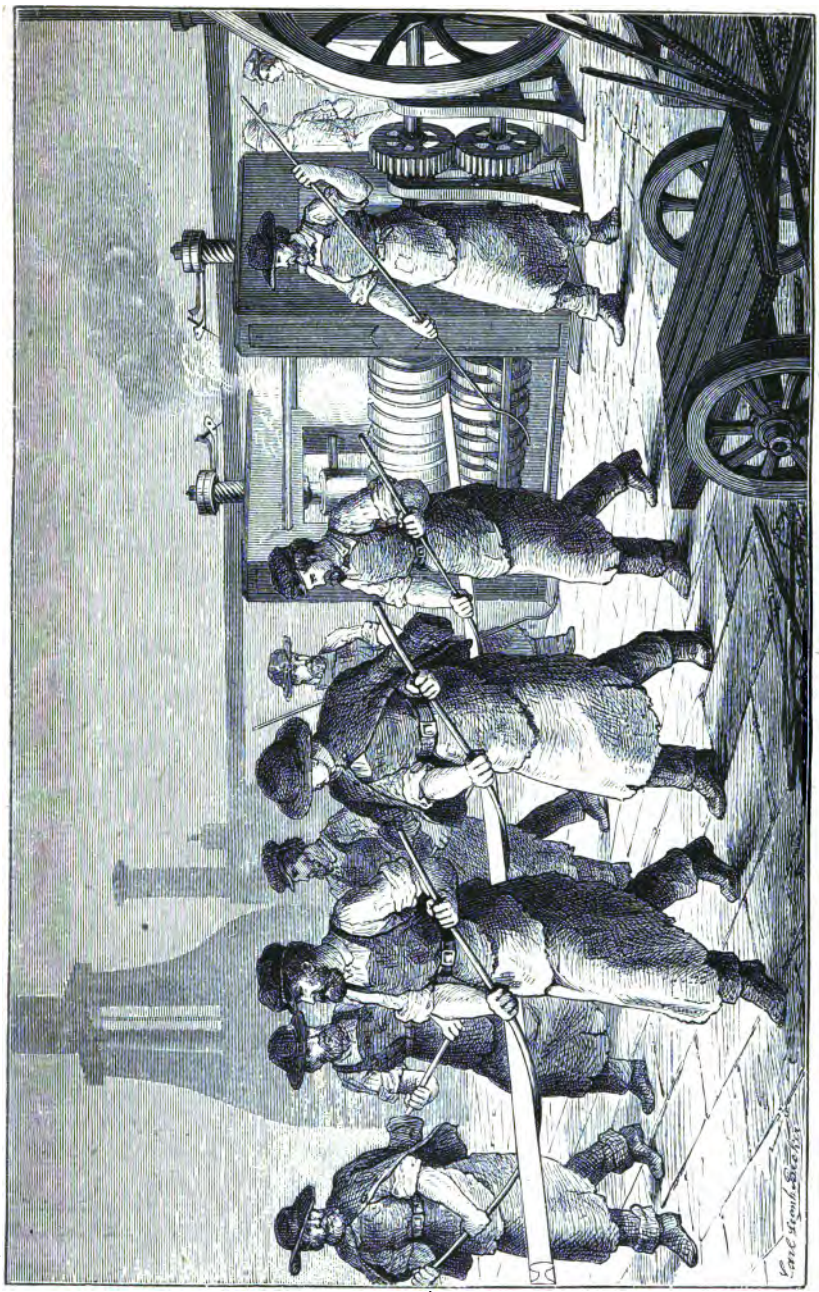
3. Gewinnung des Schmiedeeisens.

Das Roheisen, wie es von dem Hochofen kommt, ist zu vielen Eisenwaaren nicht brauchbar, und vor allem kann es nicht geschmiedet werden. Es enthält noch zu viel Kohle, und diese muß entfernt werden, um Schmiedeeisen oder Stahl daraus zu bereiten.

Um Schmiedeeisen zu gewinnen, wird das Roheisen in Stücke zerschlagen, vorgewärmt und im Puddelofen langsam zum Schmelzen gebracht. Da steht der Arbeiter mit einer Eisenstange; durch ein Loch in der Thür schiebt er die Stange in den Ofen und dreht und wendet stundenlang die Eisenmasse, die nach und nach weich wird wie Teig, und knetet sie durch. Soll das Eisen körnig werden, so gibt er Sand als Zusatz; soll es sehnig werden, so setzt er etwas Kalkstein zu. Dabei scheiden sich wieder Schlacken ab, ein Theil der Kohle verbrennt, und die Eisentheile vereinigen sich. Es ballen sich Luppen, die der Arbeiter in größere oder kleinere Stücke zertheilt. Ist ein solches Stück gar, worauf er genau achten muß, so nimmt er es aus dem Ofen und bringt es unter den Dampfhammer oder unter die Walzen. Der Dampf hebt den viele Centner schweren Hammer; man hat solche Hämmer bis zu 50000 Kilogramm Gewicht. Dröhnend stürzt der Hammerblock hernieder und quetscht die glühende Luppe wie einen Schneeball zusammen, daß die zähe Schlacke herausquillt und die Funken durch das ganze weite Gebäude fliegen. So entsteht ein fester Eisenblock, der neu geglüht und dann zwischen die mächtigen Walzen gebracht wird, die ihn schnell zu langem Stabeisen ausrecken. Solches Stabeisen verarbeiten der Schmied und der Schlosser. Aus ihm baut man auch jetzt die großen, langen und doch so leichten Eisenbrücken.

4. Bereitung des Gußstahls.

Mit jenem Hoch- oder Flammofen steht auch eine Bessemer-Stahlhütte in Verbindung. In einem weiten Hause sind eiserne Retorten aufgestellt; es sind große Gefäße, aus starkem Kesselblech genietet; sie haben die Gestalt von Birnen, aber eine jede ist 3 bis 5 Meter hoch und kann um eine Axe gedreht werden, so daß man den Stiel der Birne, der offen



Das Walzen der Eisenbahnschienen.

ist, bald nach oben und bald nach unten richten kann. Innen sind die Eisenwände mit feuerfestem Thone ausgefüttert, und im Boden befinden sich mehrere Löcher. Nun füllt man flüssiges Roheisen in die hohle Eisenbirne und öffnet den Zugang zu einem starken Gebläse, das gepreßte Luft durch die genannten Löcher bläst. Sodann richtet man die Birne auf, so daß sie sich mit ihrem Stiele gegen den Rauchfang richtet. Die gepreßte Luft muß nun mit Gewalt und lautem Getöse durch das flüssige Eisen hindurchfahren, und eine mächtige Lohe schlägt zu der Oeffnung der Birne heraus in den Schornstein. Eine Viertelstunde, höchstens eine halbe Stunde dauert es, so ist das flüssige Roheisen in Stahl verwandelt, der auch flüssig ist. Aber der Hüttenmeister muß die herausfahrende Lohe genau beobachten und seine Zeit scharf wahrnehmen, sonst ist alle Mühe und das Eisen mit verloren. Erst färben sich die Flammen braungelb, und es bildet sich Schlacke in der Retorte. Bald darauf wird die Flamme blendend hell, und es verbrennt die Kohle, die in dem Roheisen ist. Dann folgt Geprassel, und wie ein kleiner Vulkan wirft die Birne ihre Schlacken aus. Endlich werden die Flammen blasser und sinken zurück. Jetzt ist es Zeit. Man setzt noch ein wenig flüssiges Eisen zu und kann alsdann den flüssigen Stahl in Formen gießen. Es ist der Gußstahl, der nachher noch geschmiedet werden kann oder muß. Der Engländer Bessemer hat im Jahre 1855 diese Art der Stahlbereitung erfunden. Doch hat jetzt wohl ein Deutscher, der berühmte Krupp in Essen in den preußischen Rheinlanden, das größte Stahlwerk. Er hat sehr klein angefangen, aber er hat jetzt in seinen Werken viele tausend Arbeiter und liefert die Gußstahlkanonen für das ganze deutsche Heer, ja für die meisten Heere der Erde.

5. Walzen der Eisenbahnschienen.

Zahllos ist die Menge der Dinge, die aus Eisen und Stahl verfertigt werden. Kein Haus, keine Wirthschaft, kein Handwerk kann ihrer entbehren. Ganze große Bauten werden nur aus Eisen aufgeführt. Hören wir nur noch, wie man die Eisenbahnschienen herstellt, die wie ein Netz ungezählte Meilen lang nun bald die ganze Erde umstricken.

In manchen Walzwerken schweißt man mehrere verschiedene Sorten von Eisen zusammen; sie sollen mit ihren verschiedenen Eigenschaften dazu herhalten, gute Schienen zu bilden. Sehniges Stabeisen wird zum Fuß der Schiene genommen. Für den Kopf der Schiene, der den schwersten Druck der Lokomotiven und die Reibung der eisernen Räder aushalten muß, dient der härteste Bessemer-Stahl. Und zum Mittelstück zwischen Kopf und Fuß ist gewöhnliches Puddeleisen gut genug. Niemand sieht es der fertigen Schiene an, wie sie zusammengesetzt ist. Andere Werke verwenden nur sehniges Schmiedeeisen zu ihren Schienen. Neuerdings walzt man auch solche ganz aus Stahl. Aber wie viel Nachdenken und Arbeit, wie viel Schweißfeuer, Dampfhämmer und Walzenstraßen sind nöthig, um sie herzustellen. In den verschiedensten Theilen des weiten Hüttenwerkes bereiten hunderte von Arbeitern eine jede dieser Eisensorten so vor, wie sie es bedarf. Andere vereinigen dieselben, wie sie lagern sollen, zu starken kurzen Packeten, die dann im Schweißofen von neuem erhitzt werden. Glühend kommt das mächtige Packet heraus und wird auf einem kleinen eisernen Rollwagen zu den starken Walzen gefahren. Eine mächtige Dampfmaschine geht an und dreht die Walzen, auf denen die Form der Schiene eingeschnitten ist. Mit ungeheurem Drucke drängen die Walzen das glühende Packet drei, vier, fünfmal und öfter hindurch. Kräftige, an die Glut gewöhnte Männer fangen es auf mit Zangen und starken Eisenstäben und geben es wieder zurück, damit es von neuem durch die Walzen gehe. Dabei werden die Walzen durch starke Schrauben immer näher an einander gestellt; und außerdem ist auf ihnen die Form der Schiene nicht einmal sondern mehreremale neben einander eingeschnitten und zwar so, daß die Zwischenräume immer enger werden. Bei jedem Durchgehen steckt man nun die Schiene in eine noch engere Oeffnung; sie wird dabei immer länger und von dem starken Drucke immer glühender. Endlich ist sie fertig;

wie aus einem Gusse liegt sie vollendet da. Der Wagen führt sie nun zu der Säge, damit sie auf die richtige Länge abgeschnitten werde. In einer Grube in der Erde zwischen starken Eisenplatten liegt eine sich drehende Kreissäge. Die Schiene kömmt. Da erhebt sich die Säge aus ihrer Grube, mit scharfen Zähnen fasst sie das Eisen an und zerschneidet es schneller als weiches Holz. Ein Funkenregen, schöner als ein Feuerwerk, sprüht bis an die hohe Decke. Dann wird die Schiene, die noch immer glüht, gerichtet, d. h. genau gerade gemacht. Eine starke Loch- und Bohrmaschine macht an den Enden die Löcher, worein die Bolzen und Schrauben kommen sollen. Und zuletzt wird ihre Festigkeit erprobt. Mit beiden Enden legt man sie auf Amboße, und dröhnend fällt ein gewaltiger Hammer auf ihre Mitte nieder, ob sie biegen oder brechen will. Sie darf nicht nachgeben, wenn sie als tauglich soll eingeschrieben werden. Ist sie aber tauglich, so darf man sie dreist dem endlosen Eisenwege einfügen, auf dem täglich tausende von Centnern an kostbaren Gütern über sie hinrollen und tausende von Menschenleben, die noch kostbarer sind.

252. Die Eisenbahn.

(Nach Thomas.)

Wie erstaunt würden unsere Vorfahren sein, wenn sie die Veränderungen sehen könnten, welche die letzten fünfzig Jahre in unserem Reiseweßen bewirkt haben, oder wenn sie die Reisen der Kaufherren im Mittelalter, die sich zur Leipziger oder Frankfurter Meße begaben, mit einem heutigen Meßzuge vergleichen könnten, der mit keuchender Eile den Käufer aus dem fernen Morgenlande zu dem Verkäufer aus dem Abendlande führt! Das Märchen der Siebenmeilenstiefeln ist fast zur Wahrheit geworden. Wie würden sich die Reisenden des Mittelalters wundern, wenn sie jetzt einen langen Eisenbahnzug sähen, wie er in vollem Laufe, zischend und brüllend wie die fabelhafte Seeschlange, sich durch die Ebene und zwischen Berg und Thal dahinwindet, kühn über die breitesten Ströme geht und sich durch die größten und festesten Berge hindurchbohrt. Wie würden sie staunen, wenn man ihnen sagte, daß dieses Unthier mit seinem glühenden Rachen, durch Feuer genährt und mit Eisen beschuht, in wenigen Minuten Meilen zurücklege und nichts genieße als Waßer, das es tonnenweise verschluckt und in Dampfgestalt wieder von sich gibt. Und noch größer würde die Verwunderung sein, wenn man ihnen sagte, daß sie auf den Fittigen dieses Ungeheuers Reisen, welche zu ihrer Zeit Wochen in Anspruch nahmen, jetzt in Stunden zurücklegen könnten! Alle früheren Verbeßerungen des Fuhrweßens und der Reisemittel sinken in ein Nichts zurück, wenn wir betrachten, was durch die Erfindung der Eisenbahnen und durch die Anwendung der Dampfmaschine auf denselben erreicht worden ist. Im Fluge können wir von einem Ende Deutschlands zum andern gelangen, und eine Reise von hier nach London, welche sonst ein Ereignis im Leben eines Mannes bildete, und vor der man auf Leben und Tod Abschied nahm, ist jetzt nur eine Spazierfahrt geworden, die man in ein paar Tagen vollendet.

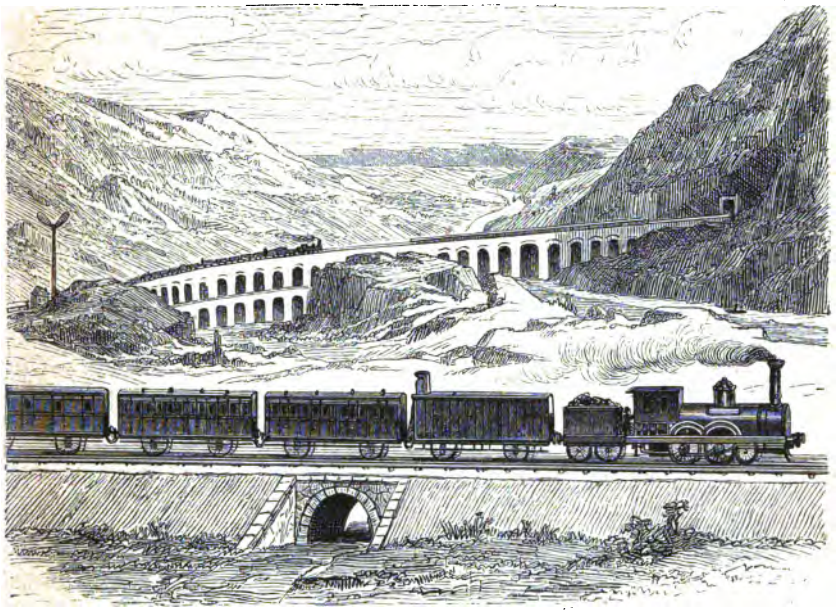
Fahrgeleise herzustellen, welche völlig eben sind und den Rädern keine Hindernisse entgegenstellen, ist eine uralte Erfindung. Schon den Völkern des grauen Alterthums, den Aegyptern, Indern und Persern, waren solche Geleise längst bekannt. Die Inder und Aegypter legten, um die ungeheuren Steinmassen zu ihren riesenhaften Bauten aus den Steinbrüchen nach der Baustelle zu bringen, große behauene Quadersteine dicht an einander. So bildeten sie eine Steinbahn, in welche die Räder der Lastwagen nach und nach die Geleise selbst einschnitten. Auch die Römer hatten ähnliche Steinbahnen, welche sie zu ihren Hauptstraßen anwendeten. Dem deutschen Bergbau war es vorbehalten, eine neue Art des Straßenbaues zu begründen. In den Bergwerken des Harzes wurden nämlich die Erze und Steine auf Holzbahnen befördert; diese bestanden aus zwei Balkenreihen, die genau mit einander gleichliefen und möglichst wagrecht auf Querbalken (Schwellen) gelegt waren. Sie gaben den Wagen eine sehr ebene Bahn und gestatteten, daß ein Pferd

eine viermal so große Last bewältigen konnte als auf den gewöhnlichen Wegen. Die Königin Elisabet, welche vor 300 Jahren über England regierte, ließ deutsche Bergleute aus dem Harze nach England kommen, um dort in den Stein- und Eisengruben, namentlich aber in den Steinkohlenwerken zu arbeiten. Mit diesen Bergleuten kamen auch die Holzbahnen nach England. Aber der große Bedarf an Holz für diese Bahnen und deren kurze Dauer ließ ihre Verbesserung wünschenswerth erscheinen. An ihre Stelle traten mehrfach Steinbahnen. Doch diese waren den Rädern sehr nachtheilig und nutzten sich fast ebenso schnell ab, als die Holzbahnen.

Der größte Fortschritt in der Anlage solcher Bahnen fand im Jahre 1767 statt. Um diese Zeit stand das Eisen in einem so niedrigen Preise, daß es nicht die Fabrikationskosten trug. Man wollte daher die Hochöfen, in welchen dasselbe bereitet wurde, eingehen lassen. Dadurch wäre eine große Menge Menschen um ihren Lebensunterhalt gekommen. Auch hätte es, wenn später bessere Zeiten für den Verkauf des Eisens kamen, große Kosten verursacht, ein eingegangenes Eisenwerk wieder in Gang zu bringen. Deshalb faßte Reynolds, einer der Theilnehmer an den größten Eisenwerken Englands, den Entschluß, jene Werke selbst mit Opfern aufrecht zu erhalten. Er sann auf andere Verwendung des Roh- und Gußeisens. Zunächst verwandte man dasselbe zum Brückenbau. Die erste Brücke dieser Art wurde 1779 vollendet. Sie besteht ganz aus Eisen. Selbst zur Brückendeckung nahm man acht Centimeter starke Eisenplatten. Jetzt findet man fast in allen Ländern sehr viele Brücken von Guß- und Schmiedeeisen. Eine andere Anwendung des Gußeisens machte Reynolds, indem er die Eisenbarren etwas länger als gewöhnlich gießen und dieselben dann auf die Langschwellen der Holzbahnen legen ließ, so daß sie das Geleise bildeten. Er meinte, wenn die Eisenpreise sich später heben würden, so könne man die Geleise wieder aufnehmen und anderweitig verwenden. Diese neuen Schienenwege wurden in England vielfach in Anwendung gebracht und zeigten sich höchst vortheilhaft. Bald verbesserte man sie dadurch, daß man die Geleise in denselben vertiefte. Diese Einrichtung wurde nach einigen Jahren durch die sogenannten Randschienen verdrängt. Dieselben waren ziemlich dünn und flach; an der äußern Seite hatten sie einen aufrecht stehenden Rand, um das Ausweichen der Räder vom Geleise zu verhindern. Bald aber fand man es für besser, die Schienen ganz eben zu machen und den innern Kanten der Radreife eine Erhöhung zu geben, mit der sie sich gegen die Schienen legen konnten, um stets das Geleise zu halten. Aus den Flachschienen wurden nach und nach die Hochschienen, wie wir sie jetzt auf allen unsern Eisenbahnen sehen. Auf diesen könnte ein Pferd bequem die Last ziehen, zu deren Fortschaffung man auf gewöhnlichen Wegen wohl zehn Pferde gebrauchte, und die Bewegung selbst ging dennoch schneller von statten. Endlich verließ man das Gußeisen, weil die Schienen oft sprangen und schnell abgenutzt wurden, und wendete nur Schmiedeeisen an. So weit waren die Eisenbahnen gediehen, aber sie waren noch immer Eigenthum der Bergwerke und allenfalls der Fabriken. Es wurde durch dieselben zwar an Zugkraft viel erspart, aber an Schnelligkeit nur wenig gewonnen.

Eine allgemeine Verbreitung fanden sie erst, seitdem man die Dampfkraft bei ihnen in Anwendung brachte. Es bedurfte aber vieler Versuche, bis eine allen Anforderungen entsprechende Dampfmaschine (Lokomotive) hergestellt wurde. Den ersten zweckmäßigen Dampfwagen, mit welchem auch Personen befördert werden konnten, baute der Engländer Stephenson im Jahre 1814. Dennoch schwankte man noch lange hin und her, ob man nicht statt der beweglichen Dampfmaschinen lieber feststehende anwenden solle, welche die Güter- und Personenzüge von Station zu Station an Seilen fortziehen sollten, die über Leitrollen gelegt waren. Als aber im Jahre 1829 eine von Stephenson gebaute Lokomotive in allen Wettfahrten siegte, war das Schicksal der Lokomotiven und mit ihnen der Eisenbahnen entschieden. In Deutschland schnaubte die Lokomotive zuerst auf der kleinen Strecke zwischen Nürnberg

und Fürth, bis ihr mit dem Eisenwege Leipzig-Dresden eine längere Siegeslaufbahn eröffnet ward.

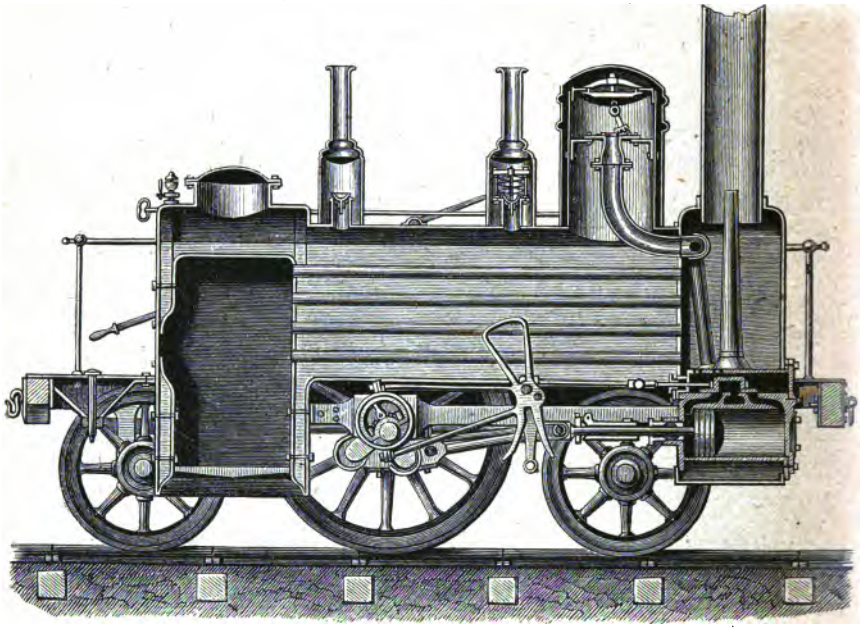


Eisenbahn.
(Mit Damm, Viadukt, Brücke und Tunnel.)

Wird die Eisenbahnlinie durch Hügel oder Berge unterbrochen, welche nicht allzu hoch sind, so durchschneidet man dieselben mit der Bahn. Solche Einschnitte sind oft sehr tief und erfordern viele Arbeit. Die Arbeit wird dann um so schwieriger und kostspieliger, wenn kein Felsgrund vorhanden ist, weil man dem Einschnitte nach beiden Seiten hin eine bedeutende Abdachung geben, also viel mehr Erde abgraben und wegschaffen muß, als eigentlich die Bahn erfordert. Wird jedoch die Bahnlinie durch hohe Felsen oder Berge unterbrochen, bei denen ein Einschnitt nicht ausführbar ist, so muß man (wie rechts oben auf dem Bilde zu sehen ist) den Felsen oder Berg durchbohren, indem man einen Tunnel, d. h. einen unterirdischen Weg anlegt. Man treibt zu diesem Zwecke einen Stollen durch den Berg, welcher so hoch und breit ist, daß zwei Eisenbahnzüge bequem neben einander vorbei fahren können. Wo das natürliche Gestein des Berges haltbar ist, bleibt es als Umfassungsmauer stehen. An den Stellen, wo es keine genügende Sicherheit gewährt, wird eine an beiden Seiten senkrechte und oben gewölbte feste Mauer aufgeführt. In diesem Tunnel wird dann die Eisenbahn weitergeführt. Wenn derselbe sehr lang ist, so muß man ihm durch senkrechte Schächte von oben her Luft zuführen. Der bedeutendste bis jetzt vollendete Tunnel ist der, welcher durch den Mont Cenis hindurch geht. Er hat eine Länge von 12,200 Meter und liegt mehr als 1000 Meter unter dem Gipfel des Berges. Großartig wird auch der Tunnel sein, welcher durch den Sanct Gotthard hindurch führen und Deutschland mit Italien verbinden soll.

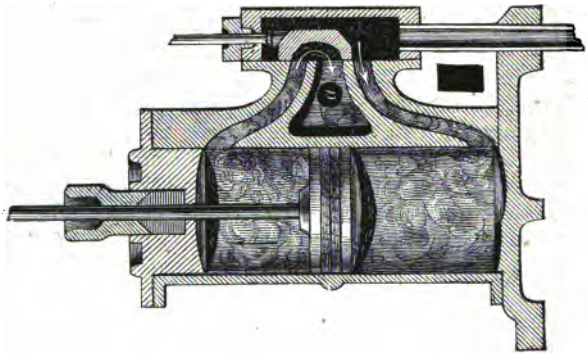
Endlich müssen wir noch die Eisenbahndämme und Viadukte erwähnen, welche man

aufführt, um breite Flußthäler zu durchschneiden oder Unregelmäßigkeiten der Steigung auszugleichen. Die Eisenbahndämme sind, wie der untere Theil des Bildes zeigt, Erdaufschüttungen, welche durch kleinere Brücken zum Wasserdurchlaß oder zur Durchführung



Lokomotive.

von Straßen unterbrochen werden. Dergleichen Eisenbahndämme finden sich fast überall; in Gebirgsgegenden erreichen sie oft eine bedeutende Höhe. Die Viadukte, von denen uns die Mitte des Bildes eine Ansicht gibt, sind den Brückenbauten sehr ähnlich und enthalten oft mehrere Bogenreihen übereinander.



Durchschnitt des Dampfcylinders mit der Schiebervorrichtung.

Die Lokomotive besteht zunächst aus dem Wagen, auf und an welchem sich alle Maschinentheile befinden. Dieser Wagen hat vier oder sechs Räder, von denen die zwei größeren die eigentlichen Treibräder sind. Die andern kleinern sind nur Laufräder, welche zur Unterstützung der Last dienen. Auf diesem Wagen hängt in Federn der eigentliche Körper der Maschine. Derselbe besteht aus drei Theilen, dem Feuerraum (links), dem Kessel (mitten) und dem Rauchkasten mit dem Schornsteine (ganz rechts auf dem Bilde). Das Feuer befindet sich also bei der Lokomotive nicht unter dem Kessel, sondern hin-

ter demselben und wird durch 60 bis 120 kupferne Röhren mitten durch den Kessel und das darin befindliche Wasser geleitet. Durch diese Einrichtung erhält die Heizfläche des Kessels eine bedeutend größere Ausdehnung, und die Dampferzeugung muß um so viel rascher von statten gehen. Hat das Feuer und der Rauch den Weg durch den Kessel gemacht, so gelangen dieselben in den Rauchkasten, von wo aus der Rauch durch den Schornstein von Eisenblech ins Freie geleitet wird. Die aus dem siedenden Wasser sich bildenden Dämpfe sammeln sich über dem Dampfkessel und gehen von dort in die Dampfhaube neben dem Schornstein. Von hier gelangt der Dampf in den unter dem Schornsteine befindlichen Cylinder und zwar abwechselnd vor und hinter den Kolben, welcher sich luftdicht an die innern Wände des Cylinders anschließt. Nach unserm Bilde tritt der Dampf zunächst auf der rechten Seite in den Cylinder und treibt den Kolben vermöge seiner Spannkraft mit Gewalt nach links. Ist der Kolben fast an das linke Ende des Cylinders gekommen, so wird dem Dampf durch eine sehr sinnreiche Schiebervorrichtung der Weg nach rechts verschlossen. Gleichzeitig wird eine links vom Kolben befindliche Röhre, welche bisher verschlossen war, geöffnet. Nun treibt der hier einströmende Dampf den Kolben nach rechts, und der dort befindliche Dampf wird genöthigt, durch den Schornstein zu entweichen. Gleichzeitig mit dem Kolben bewegt sich auch eine wagerecht liegende starke Eisenstange hin und her, und diese dreht das mittlere große Rad der Lokomotive in ähnlicher Weise herum, wie der auf- und abwärts gehende Knecht des Spinnrades dieses in kreisende Bewegung versetzt. Ganz dieselbe Vorrichtung, welche das Bild auf der einen Seite der Lokomotive zeigt, findet sich auch auf der andern Seite derselben. Durch die beiden großen Mittelräder wird zunächst die Lokomotive selbst mit den vier andern Rädern und durch sie jeder folgende Wagen in Bewegung gesetzt. Mit jedem Hin- und Hergehen des Kolbens werden die Räder einmal umgedreht und 4 bis 5 Meter vorwärts bewegt (soviel ungefähr beträgt ihr Umfang). Da nun die Schnelligkeit des Kolbens durch stärkeres Heizen und vermehrte Dampfbildung außerordentlich gesteigert werden kann, so legen Eilzüge auf ebenen Bahnen in einer Stunde 50 bis 70 Kilometer zurück.

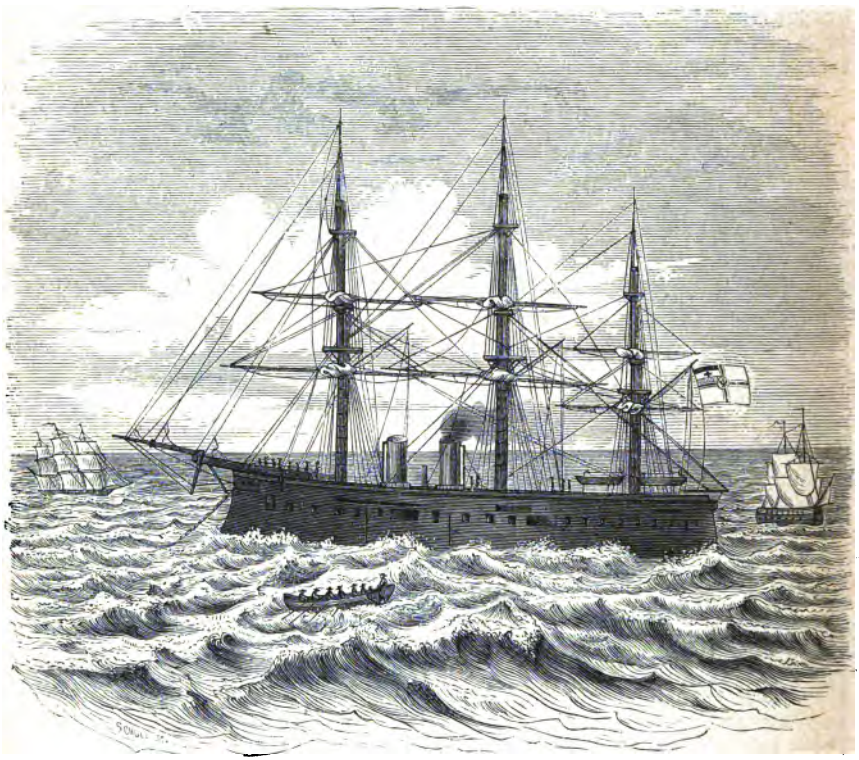
Das Wasser zur Speisung des Dampfkessels und das Brennmaterial zur Heizung desselben wird auf einem besonderen, mit der Lokomotive verbundenen Wagen, dem Tender, mitgeführt. Unmittelbar hinter dem Tender folgen nun, wenn ein Dampfzug abgehen soll, ein oder mehrere Güterwagen, dann die Personenwagen und endlich wieder Güterwagen. Alle einzelnen Wagen sind durch Ketten fest, aber mit geringem Spielraume, mit einander verbunden. Damit beim Anhalten, wenn die Wagen an einander stoßen, diese Stöße nicht so heftig werden, befinden sich an den Enden der Wagen Polster (Puffer), welche auf starke Federn oder auf eingeschlossene Luft wirken und so den Stoß auffangen und mildern. — Starke Krümmungen der Bahn sind ebenso wie starke Steigungen unerwünscht, da die Gefahr, herausgeschleudert zu werden, um so größer wird, je kleiner der Halbmesser der Krümmung ist. Doch hat man in neuester Zeit auch eine starke Krümmung der Bahnlinien möglich gemacht, indem man den äußeren Schienenstrang höher legt als den innern. In der ersten Zeit des Eisenbahnbaues fand man Steigungen von mehr als 1 Meter auf 200 nicht zulässig, und nur allmählich entschloß man sich zu dem Verhältnis von 1 auf 100. Jetzt aber besitzen wir Strecken, auf denen eine Steigung von 1 auf 40, ja sogar von 1 auf 30 überwunden wird.

253. Das Dampfschiff.

(Nach Thomas.)

Schon gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts hatte der Professor Papin in Marburg (Provinz Hessen-Nassau) Maschinen erfunden, welche durch Dampf in Bewegung gesetzt wurden. Im Jahre 1707 vollendete er sogar ein kleines Dampfboot und fuhr mit

demſelben die Fulda hinab. Aber erſt ums Jahr 1763 gab der Engländer Watt der Dampfmaſchine die Einrichtung, welche eine allgemeine Anwendung möglich machte, und gerade hundert Jahre ſpäter als Papin erbaute der Amerikaner Fulton das erſte größere Dampfſchiff, mit dem eine weitere Reiſe unternommen werden konnte. „Fultons Thorheit" hatten die ungläubigen Zeitgenoſſen ſpottend ſein Schiff genannt, und Napoleon I. hatte ihn trocken abgewieſen, als er ſich erbot, eine Dampfflotte und damit eine Brücke von Frankreich nach England zu bauen. Um ſo größer war der Triumph des Erfinders und das Erſtaunen der Menge, als die erſte Fahrt des Dampfers von Newyork nach Albany ſo wohl gelang. Wie von innerm Inſtinkt getrieben, bewegte ſich das Dampfſchiff ganz nach dem Willen des Steuermannes den Strom hinauf. Die Neuheit des Anblicks hatte etwas



Schreckenerregendes. Die erſten Dampfboote, wie auch noch ein großer Theil der jetzt in Amerika fahrenden Dampfſchiffe, verwendeten trocknes Kiefernholz als Brennmaterial. In Folge deſſen zeigte ſich eine mehrere Meter hohe Feuerſäule über dem Schornſtein, und beim Schüren des Feuers ſprühte ſtets ein Funkenmeer hervor. Die nebenliegenden Schiffe legten zur Seite, und die Mannſchaft flehte zu Gott, ſie vor dem Ungeheuer zu behüten, welches gegen den Strom ſchwamm und ſeinen Pfad mit dem Feuer beleuchtete, das es ausſpie. Dies erſte Dampfſchiff hatte nur eine Maſchine von 20 Pferdekraft und trug nicht mehr als 150 Tonnen Belaſtung. Wenn es auch nicht eine ſo große Schnelligkeit entwickelte, als Fulton erwartet hatte, ſo war doch der Verſuch vollſtändig gelungen. Wenige Wochen ſpäter lief das erſte Schiff vom Stapel, welches von den Wellen des offenen Meeres beſpült

wurde, und von da ab mehrte sich die Zahl der Dampfschiffe so ungeheuer, daß jetzt jeder bedeutende Fluß der civilisirten Welt seine Dampfboote hat, und daß alle Meere in allen Richtungen von Dampfschiffen durchschnitten werden. Anfänglich glaubte man nicht, daß es möglich sein werde, den Weg über den Ocean von England nach Amerika mit Dampfschiffen zurückzulegen, und ein berühmter Gelehrter bewies in einem eignen Werke die Unmöglichkeit einer solchen Fahrt. Auch nach Amerika kam dieses Werk, und zwar wurde das erste Exemplar desselben — im April 1838 — durch ein Dampfschiff von England nach Amerika gebracht.

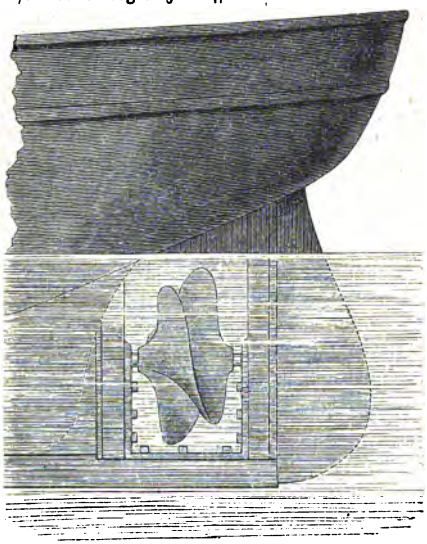
Die Flußdampfschiffahrt hat sich nirgends in so großartiger Weise entwickelt als in Nordamerika, besonders auf dem Riesenstrome Mississippi und seinen Nebenflüssen. Die dortigen Fahrzeuge, hauptsächlich die zum Personentransport eingerichteten, haben aber mit den bei uns gebräuchlichen fast gar keine Aehnlichkeit und eine bei uns unerhörte Größe. Sie gleichen schwimmenden Palästen, ja sogar Schauspielhäuser hat man auf Dampfbooten erbaut und spielt für die an dem Flusse liegenden Städte auf dem Schiffe.

Als die ersten Dampffahrzeuge sich in ihr nasses Element wagten, war, wie schon bemerkt, wenig Aussicht vorhanden, dieses neue Verkehrsmittel jemals anders als auf Flüssen, kleinen Seen und zur Küstenfahrt benutzen zu können. Wie sollte man große Meere zu durchschneiden hoffen, da die hierzu nöthigen Kohlen anscheinend allen Raum im Schiffe in Anspruch nehmen mußten, wenn er anders zugereicht hätte? Dieses Bedenken hatte seinen guten Grund, so lange man kleine Schiffe im Auge hatte; man versuchte es aber allmählich mit größern, und es ging immer besser, je größere Schiffe man baute. Die Dampfkraft nämlich, welche ein Schiff von 1000 Tonnen Gehalt zu seiner Fortbewegung bedarf, beträgt durchaus nicht das Fünffache von der, welche ein Schiff von 200 Tonnen erfordert, sondern wesentlich weniger. Je größer also ein Schiff ist, desto weiter kann es fahren, ohne Kohlen einzunehmen, und desto billiger wird die Fracht. Infolge dessen haben sich die Dampfschiffe fort und fort vergrößert.

Auf dem Schiffsbauplatz einer Themseinsel in London erhob sich in den Jahren 1855—57 eine schwarze Wand, welche alle Gebäude überragte und sich straßenlang hinzog, wie eine riesige Zwingburg. Es war das im Werden begriffene eiserne Schiff Leviathan oder Great Eastern, der große Ostfahrer, bestimmt eine fliegende Brücke nach Ostindien und Australien zu bilden. Dieses Schiff ist 215 Meter lang und 26 Meter breit und übertrifft das größte englische Kriegsschiff, den Wellington, an Größe mehr als dreimal. Die Einrichtungen des Baues setzen jeden Beschauer in Staunen durch ihre Schönheit und Zweckmäßigkeit. Der Schiffsraum ist durch Zwischenwände in 24 ganz getrennte Abtheilungen geschieden, so daß jede Beschädigung nur einen kleinen Theil treffen kann. Die ungeheuren Eisenwandungen, gleichsam die Eisenhäute dieses Meerungeheuers, sind doppelt vorhanden und durch Zwischenräume von 90 Centimeter Durchmesser von einander getrennt. An Passagieren kann das Schiff ohne die Bemannung 12,000 beherbergen. Ein Regiment Soldaten kann auf dem Verdeck bequem seine Uebungen vornehmen. Es wird gleichzeitig durch Räder und durch eine Schraube getrieben. Erstere haben einen Durchmesser von 33 Meter, so daß in jedem eine Kunstreitergesellschaft bequem ihren Circus aufschlagen könnte. Fünf Maschinen von 11,500 Pferdekraft setzen die Räder und die Schraube in Bewegung, welche 60,000 Kilogramm wiegt. Allein das Vomstapellassen dieses Riesenschiffes hat über zwei Millionen Mark gekostet, die Erbauung des Schiffes aber bereits über 24 Millionen Mark, ehe es noch ausgebaut und eingerichtet war.

Der Mechanismus der Dampfmaschine auf Schiffen ist ganz einfach, da es sich in allen Fällen nur darum handelt, eine Welle umzudrehen. Die erste, noch jetzt viel gebrauchte Form der Dampfschiffe war die der Räderschiffe; man legte die Welle quer durchs Schiff und versah ihre beiden Enden mit Schaufelrädern. Nachdem diese Form zu einiger Ausbildung

gediehen war, fanden sich doch an ihr verschiedene Unzuträglichkeiten, die nicht zu beseitigen waren und den Wunsch nach anderen Einrichtungen rege machten. Die an den Seiten hängenden Räder geben dem Schiff offenbar etwas Plumpes, nehmen viel Raum weg und sind die empfindlichsten Theile, die bei jeder Fährlichkeit des Schiffes zunächst leiden. Ein Kriegsdampfer durfte daher zuweilen nur ein paar wirksame Kugeln auf seinen Räderkasten erhalten, so mußte er sich flügellahm zurückziehen. Die bittersten Beschwerden kamen aber von den Verwaltungen der englischen Kanäle, da die Dampfschiffe durch den starken Wellenschlag, den ihre Räder verursachen, die Kanalufer nicht wenig gefährdeten. Infolge dessen versuchte man etwas anderes, nämlich die altbekannte archimedische Schraube oder Wasserschnecke. Im Jahre 1825 ging das erste kleine Schraubenboot auf der Themse, und zwar schneller als selbst größere Dampfboote; aber erst 1836 kam es zum Bau eines größeren Schiffes von 80 Pferdekraft mit einer Schraube. Nunmehr ging es rasch vorwärts; gar bald wagte man es, ein Dampfschiff mit 1200 Pferdekraft von der Schraube bewegen zu lassen.



Die Schiffsschraube.

Nachdem die Schraube sich einmal als ein gutes Treibmittel für Schiffe bewährt hatte, konnte es nicht fehlen, daß sie auch bei den Kriegsschiffen rasch in Annahme kam. Die letzteren sind dadurch, daß ihr Bewegungswerkzeug tief unter Wasser gelegt ist, viel weniger verwundbar geworden. Ueberdies haben sie noch den Vortheil, daß an den besten Plätzen, welche sonst die Räderkasten wegnahmen, Kanonen stehen können. Deshalb besteht schon jetzt ein ansehnlicher Theil der europäischen Kriegsflotten aus Schraubenfregatten und selbst Schraubenlinienschiffen. Einem Schraubenschiff sieht man es nur am Schornstein an, daß es durch Dampf getrieben wird; das Treibwerk befindet sich unter dem Hintertheil des Schiffes im Wasser. Die Maschinenwelle liegt hier nicht quer, sondern längs im Untertheil des Schiffes und geht wasserdicht durch die Hinterwand. An dem herausragenden Stück hat die Welle diejenigen Theile, welche während des raschen Umdrehens mit schiefen Flächen auf das umgebende Wasser drücken und so die Fortbewegung des Schiffes bewirken. Dreht man eine Schraube in einer hölzernen oder eisernen Schraubenmutter, so rückt sie fort; eben so wird sie im Wasser fortrücken, welches mit der Schraubenmutter verglichen werden kann. Nur wird die Fortbewegung im Wasser nicht bei jeder Umdrehung so viel austragen als die sogenannte Höhe der Schraube, d. h. die Entfernung eines Gewindes vom andern. Das Wasser ist nämlich nachgiebig und weicht dem Drucke der Schraubenflächen sowohl nach hinten als nach den Seiten aus. Etwas Fortbewegung wird indes immer erreicht, und wenn man die Welle recht rasch gehen läßt, so summirt sich doch aus vielen kleinen Wirkungen eine ansehnliche Gesammtwirkung. Die Schiffsschrauben machen daher 100, 150 und selbst noch mehr Umgänge in der Minute.

So führt uns denn die Dampfkraft durch die ungeheure Wasserwüste der Weltmeere, durch Stürme und widrige Winde, sowie durch nicht weniger gefährliche Windstillen rasch

und mit kräftigem Arme hindurch, und immer leichter werden die Verbindungen der verschiedensten Völker der Erde untereinander. Die trennenden Meere erschienen den Menschen in der Kindheit der Schiffahrt mit Recht als schauerliche Wüsten, später nur noch als gefährlich zu befahrende Straßen. Aber die Fährlichkeit hat immer mehr abgenommen; nicht daß man die Straßen bessern könnte, aber man lernte bessere Fahrzeuge für sie bauen, ihre Schwierigkeiten wirksamer überwinden. Die Wogen des Meeres haben nur ein gewisses Kraftmaß. Während sie den Kahn des Fischers wie der Wind ein dürres Blatt hin und her schleudern, brechen sie sich ohnmächtig an einem schwimmenden Berge von Eisen, den man ihnen zu tragen gibt.

254. Sonntagsfrühe.

(Nach Hebel.)

Der Samstag hub zum Sonntag an:
»Jetzt ruhn mir alle, Nachbarsmann!
Sie sind vom Schaffen her und hin
gar weidlich müd' an Leib und Sinn;
mir selbst will's bald nicht besser gehn,
kann kaum mehr auf den Beinen stehn.«

Er spricht's, und von der Mitternacht
wird er nun auch ins Bett gebracht.
Der Sonntag spricht: »Jetzt ist's an mir!«
Gar heimlich schließt er seine Thür.
Schlaftrunken und mit Ungemach
schwankt er den Sternlein hintennach.

Doch jetzt reibt er die Augen aus
und kommt der Sonn' an Thür und Haus;
sie schläft im stillen Kämmerlein.
Er klopft und pocht am Fensterlein
und ruft ihr zu: »Es ist nun Zeit!«
Die Sonne sagt: »Bin auch nicht weit.«

Und leise auf den Zehen geht
und freundlich auf den Bergen steht
der Sonntag. Und das Thal entlang
schläft alles noch; mit stillem Gang
tritt er ins Dorf hinein und spricht
zum Hahne: »Du, verrath mich nicht!«

Wenn alles endlich ist erwacht,
geschlafen hat die ganze Nacht,
so steht er da im Sonnenschein,
guckt zu den Fenstern uns herein
mit seinen Augen mild und gut
und mit dem Sträußchen auf dem Hut.

Drum meint er's treu, und was ich sag',
es freut ihn, wenn man schlafen mag
und meint, es sei noch dunkle Nacht,
wenn längst die Sonn' am Himmel lacht.
Drum kam er auch so leis heran
und sieht so lieblich jetzt uns an.

Wie glitzert rings auf Gras und Laub
vom Morgenthau der Silberstaub!
Wie weht so frische Maienluft,
voll Kirschenblüt' und Schlehenduft!
Und's Bienlein sammelt ohne Frist,
es weiß nicht, daß es Sonntag ist.

Wie prangt nicht in dem Gartenland
der Kirschenbaum im Maigewand,
und blaue Veilchen, Tulipan
und Sternenblümchen nebendran
und Hyazinthen, daß man traun
meint in das Paradies zu schaun!

Und's ist so still und heimt uns so,
man ist so ruhig und so froh!
Man hört im Dorf kein Hüst und Hott,
nur Guten Tag! und Dank euch Gott!
und Gott sei Lob! ein schöner Tag!
ist alles, was man hören mag.

Und's Vöglein sagt: »Ei freilich ja
Potz tausend, ja, schon ist er da!
Er dringt mit seinem Himmelsstrahl
durch Blüt' und Laub in Berg und Thal!«
Und's Distelfinklein vorne an
hat's Sonntagsröcklein angethan.

Wie? Läuten sie nicht da schon ein?
Der Pfarrer muß heut eilig sein.
Geh, brich ein paar Aurikeln ab,
doch wisch mir ja den Staub nicht ab;
und prangst du, Gundel! in dem Staat,
halt' ich ein Sträußchen dir parat.

255. Sonntagsfeier.

(Aus der Zeitschrift: Die Grenzboten.)

Um eine würdige Sonntagsfeier ist es etwas Großes! Wer in Stadt und Dorf das geschäftige Leben der Handwerksstuben und Bauernhöfe betrachtet hat, weiß, was der Sonntag bedeutet. Wenn die sechs Arbeitstage vorhanden sind, dem kleinen Mann sein Brot zu verschaffen, so ist der Sonntag eingesetzt, seiner Seele Nahrung zu geben, ihn zu erinnern, daß sein Herrgott lebt, daß die Natur schön ist, daß es Menschen gibt, die er liebt, und die ihn lieben; daß es gute Bücher gibt, fröhliche Geselligkeit, Freude, Lachen und Genuß. Jedem thätigen Landwirth ist der feierliche Tag mit seinem Glockengeläut, mit der Ruhe in Hof und Acker so viel werth, als die sechs Arbeitstage vorher; denn er weiht ihm die ganze nächste Woche. Seine Gespanne ruhen aus. Behaglich stampfen die Pferde im Stalle und knuspern am Heu vornehm und wählerisch, und das müde Fleisch quillt wieder kräftig auf unter dem glänzenden Haar. Auch der Zugochs liegt wiederkäuend wie ein vornehmer Herr auf seinem Stroh und brüllt den eintretenden Wirth wohlwollend an. — Und das Hofgesinde! Sechs Tage sind sie ernst an einander vorbeigegangen, kurze Worte, ein trockener Scherz war ihre Rede; heut am Sonntage sind sie nicht dieselbigen Menschen. Zuerst der reine Hemdsärmel! Wie viel Selbstgefühl liegt in der weißen, dicken, aufgeblähten Leinwand, welche den kräftigen Arm des Großknechts umschließt. Mit großem Behagen sieht er auf die reinliche Farbe, während er pfeift, die blaue Tuchjacke säubert und den Kupferbeschlag seines Pfeifenkopfs von Maserholz polirt. Durch die ganze Woche hat die Magd sich auf die Stunde gefreut, wo sie sich hübsch machen und das neue Mieder anlegen kann; heute steht sie glücklich vor der Thür des Gesindehauses und legt die Hände übereinander. Alle fühlen sich sauber, sie fühlen sich hübsch; heut gefallen sie und finden selbst Gefallen am Leben. — Tretet in die Tagelöhnerhütte nebenan. Die Frau hatte in der Woche wenig Zeit für ihre Wirthschaft, denn sie und ihr Mann haben ihre Arme auf sechs Tage dem Gutsherrn vermiethet; das einfache Essen mußte in einer Stunde mit müden Händen bereitet und schnell verzehrt werden, und den Kindern fehlte durch den ganzen Tag die Aufsicht der Mutter. Heut hat die Frau am frühen Morgen Stube und Geschirr gescheuert; jetzt durchflicht sie die Zöpfe des kleinen Mädchens mit schmalem rothem Bande und sieht dabei, wie hübsch die Augen und rosigen Bäckchen der Kleinen sind. Nach der Kirche wird sie fettdurchwachsenes Schweinefleisch kochen und ihre besten Klöße dazu machen, damit ihr Mann sie lobe. Nachmittags führt sie die Kinder vor den Augen des ganzen Dorfes vorüber zur Großmutter; abends gibt's Eierkuchen. Ihr Mann ist kein Säufer; sie wird im Freien mit den Nachbarinnen plaudern und ihn erwarten; er wird bei guter Zeit zu ihr zurückkehren und freundlich gegen sie sein. Unterdes steht ihr Hausherr bereits im Sonntagsstaat mit geschwärzten Stiefeln in bedächtigem Gespräch mit einem vorübergehenden Bekannten; er klopft dabei seinen Jungen auf den blonden Kopf und fühlt sich als ein ganzer Kerl. Holder Tag, wo der Arme Selbstgefühl gewinnt, wo der Besitz eines zweiten Hemdes, eines besseren Kleides und das Gefühl der Freiheit von den Mühen des Lebens zuversichtlich, heiter, lebenslustig macht! Wer dies dem Arbeiter verkümmert durch den Zwang übermäßiger Arbeit, ist grausam und begeht ein schweres Unrecht an seinem Nebenmenschen.

Es ist darum ein schlechter Brauch, der in den Städten eingerissen ist, den Vormittag des Sonntags zu den Arbeitstagen zu schlagen, nicht sowohl, weil dem

Arbeiter dadurch einige Stunden der Ruhe genommen werden, sondern deshalb, weil gerade diese Stunden eine eigenthümliche Bedeutung haben. Am Sonntagvormittag ist der Mensch in Deutschland still, friedlich, in sich gekehrt; er überdenkt sein Leben, seine Liebe, seinen Gott; er liest, er schreibt an seine Familie; er sammelt sich und bereitet sich vor für die Freuden und Zerstreuungen der nächsten Woche. Der Sonntagnachmittag ist in Deutschland ein lustiger Geselle, ein Lebemann; da sucht einer den andern, und in Gesellschaft sucht man das Vergnügen. Es ist unrecht, wenn der Meister seinen Gesellen nur die Zeit des Vergnügens freiläßt, die Zeit des Ernstes aber wegnimmt. Dann fehlt dem Sonntag die Weihe und dem Menschen die Kraft, das Vergnügen würdig zu ertragen; man verliert sich leicht in den Genüssen, weil man sich vorher nicht darauf vorbereitet hat. Immer wird einem der Arbeiter leid thun, der geradeweg vom Arbeitstisch zu seinem Kasten stürzt, den Sonntagsrock packt und zu seinen Kameraden ins Wirthshaus rennt. Er hat mit sich selber noch gar nicht gelebt; das ruhige und ernste Behagen an sich und am Festtage fehlt ganz; er genießt seine Freiheit unmäßig, wie ein entlaufener Sklave, und findet am nächsten Morgen die Reue, nicht die frohe Erinnerung. Ihn hat der Sonntag nicht gekräftigt, sondern schwächer gemacht.

Den Sonntag, den ganzen Sonntag soll der Arbeiter feiern. Er soll ihn feiern auf gute deutsche Weise, in der rechten Mischung von stillem Ernste und fröhlichem Treiben, so will es unsere Natur und Sitte.

256. Schäfers Sonntagslied.

(Uhland.)

Das ist der Tag des Herrn,
ich bin allein auf weiter Flur,
noch eine Morgenglocke nur;
nun Stille nah und fern.

Anbetend knie ich hier.
O süßes Graun! geheimes Wehn!
als knieten viele ungesehn
und beteten mit mir.

Der Himmel, nah und fern,
er ist so klar und feierlich,
so ganz, als wollt' er öffnen sich.
Das ist der Tag des Herrn.

257. Du sollst den Feiertag heiligen.

(Fliegende Blätter aus dem Rauhen Hause.)

Ein ehrlicher Grobschmiedgesell kam auf seiner Wanderschaft in eine Werkstatt, wo es recht tapfer herging mit Hämmern und Feilen bis zum Abend; und es war ihm eben recht, denn er arbeitete gern. Als aber der Sonntag kam und das Hämmern nicht aufhörte und keine andere Orgel zu hören war als der Blasebalg, war es ihm nicht ganz recht; denn er wäre gern in die Kirche gegangen, ein geistliches Lied mitzusingen. Aber der Meister wollte aus seinem Eisen alle Taschen voll Gold schmieden und dachte: Warum soll mein Handwerk bloß am Sonntag keinen goldenen Boden haben?

Eine Weile hat sich's der Gesell eben gefallen lassen, weil er dem Meister nicht wollte zuwider sein. Allein ohne den Sonntag schmeckte ihm das Leben wie eine Wassersuppe, in der kein Salz ist. Also faßt er sich ein Herz, geht zum Meister ins Haus und sagt: »Meister, ich kann ohne Gottes Wort nicht länger bestehen, und wenn ich mich den Sonntag in der Werkstatt abarbeite, bin ich die Woche nur ein halber Mensch; darum seid so gut und gebt mir den

Sonntag meine Freiheit.« Der Meister sagt: »Nein, das geht nicht an; denn du hast die Aufsicht in der Werkstatt, und außerdem, wenn einer fortginge, könnten sie alle fortgehen, und dann stände das Geschäft still.« — »Aber ohne Gottes Wort verkomm' ich,« sagt der Gesell, »und es geht einmal nicht mehr. Ihr wißt, faul bin ich nicht, und Euren Schaden will ich auch nicht. Und wofür bin ich ein Christ, wenn ich keinen Sonntag habe?«

Dem Meister kam das wunderlich vor, und er hatte schon ein Wort von Narrenpossen und dergleichen auf der Zunge. Wie er aber dem ehrlichen Gesellen ins Gesicht sah, besann er sich und sagte: »Nun meinethalben geh in die Kirche, so viel du willst. Aber eins beding ich mir aus: Wenn viel zu thun ist, mußt du auch am Sonntag auf dem Platze sein.« — Wer war froher als unser Gesell! Am nächsten Sonntag zieht er seinen blauen Rock an, nimmt das Gesangbuch unter den Arm und geht in die Kirche. Solch einen schönen Tag hat er lange nicht gehabt; ihn hat die Predigt und der Gesang ganz aufgeweckt, und unser Grobschmied war so munter wie ein Vogel. Nun vergeht die Woche; und wie der Sonntag kommt, sagt der Meister: »Gesell, es ist viel zu thun; heute mußt du in der Werkstatt sein.« — »Gut,« sagt der Gesell, »wenn's nicht anders sein kann.« — Den nächsten Sonntag sagt der Meister wiederum: »Es ist viel zu thun,« und so auch den dritten.

Als aber nach dem dritten Sonntage der Gesell den Wochenlohn bekam, fünf Thaler und fünfundzwanzig Silbergroschen, wie es ihm zukam, da spricht er: »Das ist zu viel!« und schiebt die fünfundzwanzig Silbergroschen zurück. »Warum?« sagt der Meister, »es ist für die sieben Tage.« — Aber der Gesell spricht: »Nein, ich hab's mir bedacht, und für den Sonntag nehme ich kein Geld mehr; denn der Sonntag ist nicht zum Geldverdienen, und wenn ich am Sonntage arbeite, so geschieht's Euch zur Liebe, und Geld will ich nicht.« Da sah der Meister den Gesellen groß an; und seit dem Tage war die Schmiede jeden Sonntag verschlossen und kein Hammer noch Blasebalg mehr zu hören.

Merke: Man soll unserm Herrgott nicht sein drittes Gebot stehlen, und wer in die Kirche will, der findet den Weg schon.

258. Der neunzehnte Juli 1870.

(Hesekiel.)

Zu Charlottenburg im Garten
in den düstern Fichtenhain
tritt, gesenkt das Haupt, das greise,
unser theurer König ein.

Und er steht in der Kapelle,
seine Seele ist voll Schmerz;
drin zu seiner Eltern Füßen
liegt des frommen Bruders Herz.

An des Vaters Sarkophage
lehnet König Wilhelm mild,
und sein feuchtes Auge ruhet
auf der Mutter Marmorbild.

„Heute war's vor sechzig Jahren,"
leise seine Lippe spricht,
„als ich sah zum letztenmale
meiner Mutter Angesicht!

„Heute war's vor sechzig Jahren,
als ihr deutsches Herze brach
um den Hohn des bösen Feindes,
um des Vaterlandes Schmach!

„Jene Schmach hast du gerochen
längst, mein tapfrer Vater, du;
aber Frankreich wirft aufs neue
heute uns den Handschuh zu!

„Wieder sitzt ein Bonaparte
ränkevoll auf Frankreichs Thron,
und zum Kampfe zwingt uns heute
wieder ein Napoleon!

„Tret' ich denn zum neuen Kampfe
wider alte Feinde ein,
dann soll's mit dem alten Zeichen,
mit dem Kreuz von Eisen sein!

„Der Erlösung heilig Zeichen
leuchte vor im heil'gen Krieg,
und der alte Gott im Himmel
schenkt dem alten König Sieg!

„Blicke segnend, Mutterauge!
Vater, sieh! dein Sohn ist hier!
und auch du, verklärter Bruder,
heute ist dein Herz bei mir!"

Grabdenkmal der Königin Luise.

Leise weht es durch die Halle —
König Wilhelm hebt die Hand,
all die goldnen Sprüche funkeln
siegverheißend von der Wand.

Zu Charlottenburg im Garten
aus dem düstern Fichtenhain
tritt der König hoch und mächtig,
um sein Antlitz Sonnenschein.

259. Die Wacht am Rhein.

(Schneckenburger.)

Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
wie Schwertgeklirr und Wogenprall:
„Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!
Wer will des Stromes Hüter sein?" —
Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
fest steht und treu die Wacht am Rhein!

Durch Hunderttausend zuckt es schnell,
und aller Augen blitzen hell.
Der deutsche Jüngling, fromm und stark,
beschirmt die heil'ge Landesmark.
Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
fest steht und treu die Wacht am Rhein!

Auf blickt er in des Himmels Blau'n,
wo todte Helden niederschau'n,
und schwört mit stolzer Kampfesluft:
„Du, Rhein, bleibst deutsch, wie meine Brust."
Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
fest steht und treu die Wacht am Rhein.

„Und ob mein Herz im Tode bricht,
wirst du doch drum ein Welscher nicht.
Reich, wie an Wasser deine Flut,
ist Deutschland ja an Heldenblut."
Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
fest steht und treu die Wacht am Rhein!

So lang ein Tröpfchen Blut noch glüht,
'noch eine Faust den Degen zieht,
und noch ein Arm die Büchse spannt,
betritt kein Welscher deinen Strand."—
Lieb Vaterland magst ruhig sein,
fest steht und treu die Wacht am Rhein!

Der Schwur erschallt, die Woge rinnt,
die Fahnen flattern in dem Wind.
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!
Wir alle wollen Hüter sein!
Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
fest steht und treu die Wacht am Rhein!

260. Die Schlacht von Gravelotte am 18. August 1870.

(Stacke.)

Durch die Schlachten vom 14. und 16. war den Franzosen der Rückzug auf der Straße nach Verdun[1]) abgeschnitten; jetzt sollte ihnen auch der Abzug in nördlicher Richtung durch die Ardennen unmöglich gemacht werden. Am 17. wurden die Truppen, die an den letzten Gefechten nicht betheiligt waren, herangezogen. Am folgenden Tage übernahm König Wilhelm die persönliche Leitung der bevorstehenden Schlacht und überschaute mit dem General v. Moltke und dem Prinzen Friedrich Karl von den Höhen die Stellung des Feindes, deren Mittelpunkt das Dorf St. Privat[2]) war, während die französische Nachhut bei Gravelotte[3]) stand.

Die deutschen Truppen hatten am Morgen des 18. August folgende Aufstellung: Drei Corps, das Gardecorps, das IX. und das XII. Corps bildeten die erste Linie. Sächsische und preußische Kavallerie gingen zur Aufklärung den Kolonnen voraus. In zweiter Linie folgten das III. und das X. Corps; als letzte Reserve verblieb das II. Armeecorps, die Pommern, die aber erst von Pont à Mousson[4]) im Anmarsch waren.

Das IX. Corps stieß zunächst auf vorgeschobene Abtheilungen des Feindes und eröffnete um 12 Uhr durch Geschützfeuer die Schlacht; die erste Armee erhielt Befehl, auf dem rechten Flügel die auf den Höhen von Gravelotte und Rezonville[5]) stehenden Feinde durch Artilleriefeuer zu beschäftigen, und eröffnete um $^3/_4$1 Uhr eine langsame und wohlgezielte Kanonade, welche der Feind aus zahlreichen Batterieen erwiderte. Der Donner der Geschütze wurde übertönt durch das seltsame Geräusch der Mitrailleusen[6]). Zwischen 2 und 3 Uhr begann der Infanteriekampf. Die Stellung des Feindes dehnte sich über den ganzen Höhenzug von St. Marie aux Chênes[7]) bis zu der von Metz nach Verdun führenden Landstraße aus und war eine außerordentlich starke. Diese Höhen waren ohnehin sehr schwer einzunehmen, aber die Franzosen hatten noch besondere Befestigungswerke angelegt und Schützengräben in mehreren Stockwerken hinter und über einander aufgeworfen, so daß der Höhenzug an einzelnen Stellen ganz einer Festung glich.

Lange und schwer wogte der Kampf an den verschiedenen Punkten. Auf dem linken Flügel kämpften die Sachsen und das Gardecorps um St. Marie aux Chênes und die dahinter sich erhebende Anhöhe von St. Privat und das gleichnamige Dorf; es war der Schlüssel der feindlichen Stellung und wurde endlich unter großem Blutvergießen erobert. Während aber der Sieg auf diesem Flügel errungen war, stand es auf dem rechten, bei Gravelotte, noch bedenklich. Nur wenn das zweite Corps noch rechtzeitig zum Eingreifen

Sprich: 1) Werdöng. 2) säng Priwah. 3) Graw'lott'. 4) Pong ta Mußong. 5) Reßongwihl. 6) Mitrajösen. 7) säng Mari oh Schähn.

erschien, konnte eine günstige Entscheidung noch herbeigeführt werden. Und die braven Pommern, die seit 2 Uhr früh im Marsch begriffen waren, kommen zu rechter Stunde und stürmen, von dem General v. Moltke selbst in Schlachtreihe geführt, unter ihrem heldenmütigen Führer Franseckỳ[1]) sofort auf die verschanzten Höhen von Gravelotte los, und dieser Sturm entschied den Kampf.

Der König, welcher die Schlacht zuletzt von der Höhe von Gravelotte geleitet hatte, war mit seinem Gefolge in ein heftiges Granatfeuer gerathen, aus dem er sich auf dringendes Bitten des an seiner Seite befindlichen Kriegsministers v. Roon entfernte. An einer Gartenmauer von Rezonville hatte man einen Sitz für ihn hergerichtet, indem man eine Leiter von einem Bauernwagen mit dem einen Ende auf eine Dezimalwage, mit dem andern auf einen verendeten französischen Grauschimmel gelegt hatte. Ganz in der Nähe warf eine in Flammen stehende Wollspinnerei ihr unheimliches Licht auf seine nächste Umgebung, in der sich Prinz Karl, der Großherzog von Weimar, der Erbgroßherzog von Mecklenburg, Graf Bismarck, v. Roon und Graf Dönhoff befanden. Tiefes Schweigen herrschte, während jeder mit dem König fühlte, daß das auf dem Höhepunkte tobende Schlachtgetümmel die Entscheidung bringen mußte. Da sprengt Moltke im gestreckten Laufe seines Pferdes heran mit den Worten: „Majestät, wir haben gesiegt, der Feind ist aus allen Stellungen geworfen!" Ein kräftiges Hurrah der Umstehenden war die Antwort. Jetzt gedachte man auch der Erquickung. Ein Marketender, der mit seinem Wagen in der Nähe hielt, mußte das Nöthigste liefern. Der König trank aus einem abgebrochenen Tulpenglase, Bismarck kaute vergnügt an einem großen Stück Kommisbrot. Mit Mühe wurden für den König einige Stücke Fleisch und später ein Nachtlager beschafft. Bismarck zerschlug einige Eier am Degenknopf und machte sich dann auf, ein Unterkommen für die Nacht zu suchen.

So war es denn der unübertrefflichen Tapferkeit der deutschen Truppen gelungen, den Feind aus allen seinen Linien zu werfen. Abends gegen $^1/_2$9 Uhr bei völliger Dunkelheit endete die Schlacht. Im Laufe der Nacht zogen sich die geworfenen feindlichen Truppen in das verschanzte Lager von Metz zurück. Die gesammte französische Hauptarmee war in der Schlacht betheiligt gewesen. Es war ein Riesenkampf; 270,000 Deutsche hatten gegen 220,000 Franzosen gefochten, deren Macht durch ihre Stellungen mehr als verdoppelt war. Preußen, Sachsen und Hessen hatten in treuer Waffenbrüderschaft zusammen gefochten und einen blutigen, in der Kriegsgeschichte einzig dastehenden Sieg errungen. Einstimmig ist das Urtheil, daß sich sämmtliche Befehlshaber durch musterhafte Führung und alle Truppen durch außerordentliche Tapferkeit und Ausdauer ausgezeichnet haben. Das große Ziel des Kampfes, den Feind in die Mauern von Metz zu bannen, war erreicht, aber über alle Maßen schwer waren auch die Verluste auf deutscher Seite: 14,000 lagen todt und verwundet auf der Wahlstatt, und in tausenden von Familien knüpfen sich an die Schlacht von Gravelotte die schmerzlichsten Erinnerungen.

In langen fast unübersehbaren Reihen wurden die Todten bestattet, zunächst die Offiziere. Eine Leichenfeier ward gehalten. Die Soldaten, den

1) Franseckỳ (Franzki).

Roon. König Wilhelm. Prinz Karl. Bismarck.

Am Abend der Schlacht von Gravelotte.

König Wilhelm und Moltke nach der Schlacht bei Sedan.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Helm auf dem Haupte, traten an. Die ergreifende Predigt der Geistlichen, die Trauermusik und der Anblick der Todten machte einen so erschütternden Eindruck auf die Umstehenden, deren Gemüt ohnehin schon durch die Ereignisse des vorigen Tages angegriffen war, daß die Thränen strommeis flossen und nur allgemeines Schluchzen gehört ward. Zuletzt warf jeder eine Hand voll Erde in die Gruft, und in weniger als einer halben Stunde wölbten sich die Hügel über den Gefallenen, deren Ruhestätte durch einfache Kreuze aus Brettern bezeichnet wurde.

261. Die Schlacht bei Sedan am 1. September 1870.

(Brief König Wilhelms an die Königin Augusta.)
(Gekürzt.)

Vendresse[1]) (südlich Sedan)[2]), 3. September 1870.

Du kennst nun durch meine drei Telegramme den ganzen Umfang des großen geschichtlichen Ereignisses, das sich zugetragen hat. Es ist wie ein Traum, selbst wenn man es Stunde für Stunde hat abrollen sehen!

Wenn ich mir denke, daß nach einem großen, glücklichen Kriege ich während meiner Regierung nichts Ruhmreicheres mehr erwarten konnte, und wenn ich nun diesen weltgeschichtlichen Akt erfolgt sehe, so beuge ich mich vor Gott, der allein mich, mein Heer und meine Mitverbündeten ausersehen hat, das Geschehene zu vollbringen, und uns zu Werkzeugen seines Willens bestellt hat. Nur in diesem Sinne vermag ich das Werk aufzufassen, um in Demut Gottes Führung und seine Gnade zu preisen.

Nun folge ein Bild der Schlacht und deren Folgen in gedrängter Kürze.

Die Armee war am Abend des 31. und am 1. früh in den vorgeschriebenen Stellungen angelangt, rund um Sedan. Der Kampf begann trotz dichten Nebels schon früh am Morgen, und es entspann sich nach und nach ein sehr hitziges Gefecht, wobei in den Dörfern Haus für Haus genommen werden mußte, was fast den ganzen Tag dauerte. Als ich um 8 Uhr auf der Front vor Sedan eintraf, begann die große Batterie gerade ihr Feuer gegen die Festungswerke. Auf allen Punkten entspann sich nun ein gewaltiger Geschützkampf, der stundenlang dauerte, und während dessen von unserer Seite nach und nach Terrain gewonnen wurde.

Sehr tief eingeschnittene Schluchten mit Wäldern erschwerten das Vordringen der Infanterie und begünstigten die Vertheidigung. Die Dörfer wurden genommen, und allmählich zog sich der Feuerkreis immer enger um Sedan zusammen. Es war ein großartiger Anblick von unserer Stellung auf einer Höhe hinter jener genannten Batterie. Der heftige Widerstand des Feindes fing allmählich an nachzulassen, was wir an den aufgelösten Bataillonen erkennen konnten, die eiligst aus den Wäldern und Dörfern zurückliefen. Die Kavallerie suchte einige Bataillone unseres fünften Corps anzugreifen, die eine vortreffliche Haltung bewahrten; die Kavallerie jagte durch die Zwischenräume zwischen den Bataillonen durch, kehrte dann um und auf demselben Wege zurück, was sich dreimal von verschiedenen Regimentern wiederholte, so daß das Feld mit Leichen und Pferden besäet war, was wir alles von unserm Standpunkte genau mit ansehen konnten.

Da sich der Rückzug des Feindes auf vielen Stellen in Flucht auflöste,

Sprich: 1) Wangdrähß. 2) Sedang.

und alles, Infanterie, Kavallerie und Artillerie, in die Stadt und die nächsten Umgebungen sich zusammendrängte, aber noch immer keine Andeutung sich zeigte, daß der Feind sich durch Kapitulation aus dieser verzweifelten Lage zu ziehen beabsichtige, so blieb nichts übrig, als durch die genannte Batterie die Stadt bombardiren zu lassen. Da es nach ungefähr 20 Minuten bereits an mehreren Stellen brannte, was mit den vielen brennenden Dörfern in dem ganzen Schlachtkreise einen erschütternden Eindruck machte, so ließ ich das Feuer schweigen und sendete den Oberstleutenant von Bronsart vom Generalstabe als Parlamentär mit weißer Fahne ab, der Armee und Festung die Kapitulation antragend. Ihm begegnete bereits ein bayrischer Offizier, der mir meldete, daß ein französischer Parlamentär mit weißer Fahne am Thore sich gemeldet habe. Der Oberstleutenant von Bronsart wurde eingelassen, und auf seine Frage nach dem Oberbefehlshaber ward er unerwartet vor den Kaiser geführt, der ihm sofort einen Brief an mich übergeben wollte. Als der Kaiser fragte, was für Aufträge er habe, und zur Antwort erhielt: „Armee und Festung zur Uebergabe aufzufordern," erwiderte er, daß er sich dieserhalb an den General von Wimpffen zu wenden habe, der für den blessirten Mac-Mahon so eben das Kommando übernommen habe, und daß er nunmehr seinen Generaladjutanten Reille[1]) mit dem Briefe an mich absenden werde. Es war 7 Uhr, als Reille und Bronsart zu mir kamen; letzterer kam etwas voraus, und durch ihn erfuhren wir erst mit Bestimmtheit, daß der Kaiser anwesend sei. Du kannst Dir den Eindruck denken, den es auf mich vor allem und auf alle machte! Reille sprang vom Pferde und übergab mir den Brief seines Kaisers, hinzufügend, daß er sonst keine Aufträge habe. Noch ehe ich den Brief öffnete, sagte ich ihm: „Aber ich verlange als erste Bedingung, daß die Armee die Waffen niederlege." Der Brief fängt an: „Da ich nicht an der Spitze meiner Truppen habe sterben können, übergebe ich Eurer Majestät meinen Degen," alles weitere mir anheimstellend.

Meine Antwort war, daß ich die Art unserer Begegnung beklage und um Sendung eines Bevollmächtigten ersuche, mit dem die Kapitulation abzuschließen sei. Nachdem ich dem General Reille den Brief übergeben hatte, sprach ich einige Worte mit ihm als altem Bekannten, und so endigte dieser Akt. — Ich bevollmächtigte Moltke zum Unterhändler und gab Bismarck auf, zurück zu bleiben, falls politische Fragen zur Sprache kämen, ritt dann zu meinem Wagen und fuhr hierher, auf der Straße überall von stürmischen Hurrahs der voranziehenden Trains begrüßt, die überall die Volkshymne anstimmten. Es war ergreifend! Alles hatte Lichter angezündet, so daß man zeitweise in einer unvorbereiteten Illumination fuhr. Um 11 Uhr war ich hier und trank mit meiner Umgebung auf das Wohl der Armee, die solches Ereignis erkämpfte.

Als ich am Morgen des 2. noch keine Meldung von Moltke über die Kapitulationsverhandlungen erhalten hatte, die in Donchery[2]) stattfinden sollten, so fuhr ich verabredetermaßen nach dem Schlachtfelde um 8 Uhr früh und begegnete Moltke, der mir entgegen kam, um meine Einwilligung zur vorgeschlagenen Kapitulation zu erhalten, und mir zugleich anzeigte, daß der Kaiser früh 5 Uhr Sedan verlassen habe und auch nach Donchery gekommen sei. Da derselbe mich zu sprechen wünschte und sich in der Nähe ein Schlößchen mit

Sprich: 1) Rej. 2) Dongscherie.

Park befand, so wählte ich dies zur Begegnung. Um 10 Uhr kam ich auf der Höhe vor Sedan an; um 12 Uhr erschienen Moltke und Bismarck mit der vollzogenen Kapitulationsurkunde; um ein Uhr setzte ich mich mit Fritz in Bewegung, von der Kavallerie-Stabswache begleitet. Ich stieg vor dem Schlößchen ab, wo der Kaiser mir entgegen kam. Der Besuch währte eine Viertelstunde; wir waren beide sehr bewegt über dieses Wiedersehen. — Was ich alles empfand, nachdem ich noch vor drei Jahren Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht gesehen hatte, kann ich nicht beschreiben.

Nach dieser Begegnung beritt ich von $2^1/_2$ bis $7^1/_2$ Uhr die ganze Armee vor Sedan. Den Empfang der Truppen, das Wiedersehen des so stark gelichteten Gardecorps, das alles kann ich Dir heute nicht beschreiben; ich war tief ergriffen von so vielen Beweisen der Liebe und Hingebung.

Nun Lebewohl mit bewegtem Herzen am Schlusse eines solchen Briefes!

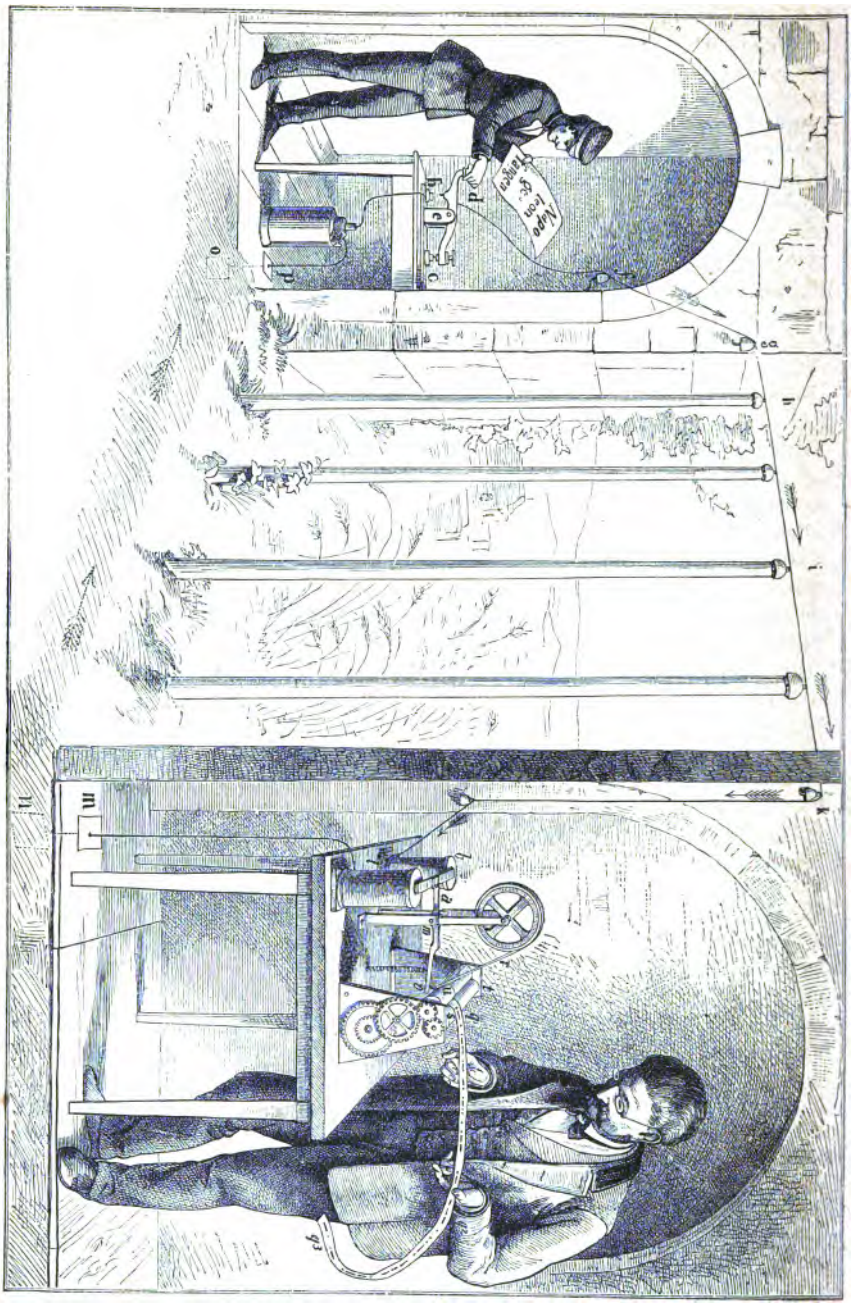
Wilhelm.

262. Der Telegraph.

(Nach Crüger und andern.)

Schon in grauer Vorzeit empfanden die Menschen das Bedürfnis, wichtige Nachrichten schneller in die Ferne gelangen zu lassen, als es durch die ausdauerndsten Läufer und durch die kühnsten Reiter möglich war. Dies Bedürfnis führte im Laufe der Jahrhunderte zu der Kunst des Telegraphirens, d. h. des Schreibens in die Ferne.

Im Alterthume pflegte man auf den Gipfeln der Berge Signalfeuer anzuzünden, wenn es galt, die umliegenden Ortschaften unter die Waffen zu rufen oder ihnen das Eintreffen eines bereits erwarteten Ereignisses eiligst mitzutheilen. Aus dieser einfachen Weise der Mittheilung durch sichtbare Signale entwickelte sich bei den alten Griechen das Telegraphiren durch Fackeln. Auf jeder Station hatte man eine Anzahl brennender Fackeln in Bereitschaft, welche bis zum Beginnen des Telegraphirens durch eine zwei Meter hohe Wand dem Auge des Beobachters entzogen waren. Man telegraphirte nach einander die einzelnen Buchstaben, aus denen das gemeinte Wort zusammenzusetzen war. Zu diesem Behuf hatte man das Alphabet in drei Gruppen getheilt, von denen die erste die acht ersten, die zweite die folgenden acht und die letzte die acht letzten Buchstaben der Reihe nach umfaßte. War nun ein Buchstabe aus der zweiten Gruppe gemeint, so hob man zuerst zwei brennende Fackeln über die Wand empor, und war der fünfte Buchstabe dieser Gruppe zu telegraphiren, so hielt man zum zweiten fünf Fackeln hoch. Die erste Anzahl der Fackeln zeigte die Buchstabengruppe an und die zweite, der wievielte Buchstabe in dieser Gruppe zu nehmen sei. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts erfand ein Franzose eine sinnreiche Einrichtung, um mit seinen zwei Brüdern zu verkehren, die sich in einer eine halbe Stunde entfernten Erziehungsanstalt aufhielten. An den Enden eines drehbaren Lineals befestigte er zwei kleinere Lineale, die sich willkürlich bewegen ließen. Aus den Stellungen der drei Lineale, die wagerecht, senkrecht, nach rechts oder links schräg auf- oder absteigend gewählt werden konnten, bildete er 196 Signale, die sich durch ein Fernrohr leicht erkennen ließen, und über deren Bedeutung er sich mit seinen Brüdern verabredete. Die Erfindung wurde von der französischen Regierung gebilligt und alsbald die erste größere Telegraphenlinie von Paris bis zur Nordgrenze Frankreichs hergestellt. Auf hohen Thürmen und Bergen wurden in entsprechenden Zwischenräumen die nöthigen Vorrichtungen angebracht. Schon in einer Stunde vermochte ein solcher Telegraph eine Nachricht dreißig Meilen weit zu bringen. Nach dem Muster des französischen wurden die optischen Telegraphen anderer Länder eingerichtet Doch zur Zeit eines Nebels, Regens, Schneefalls oder bei eintretender Dunkelheit waren sie außer Stande zu arbeiten. Sie sind überall durch die elektromagnetischen Telegraphen verdrängt worden.



Morse's Drucktelegraph.

Man hat verschiedene Arten von elektromagnetischen Telegraphen. Am meisten im Gebrauch ist der von dem Amerikaner Morse erfundene Drucktelegraph, von welchem unser Buch eine Abbildung gibt. Die beiden Stationen, die auf dem Bilde sehr nahe zu liegen scheinen, sind in Wirklichkeit meilenweit von einander entfernt, so daß wir uns zu den vier Telegraphenstangen noch eine große Menge anderer hinzudenken müssen. An diesen Stangen ist zur Fortleitung des elektrischen Stroms ein Kupferdraht befestigt. Derselbe geht von der elektrischen Batterie unter dem Tische der linken Station bis zu dem Elektromagneten auf dem Tische der andern Station. Nachdem der Kupferdraht die beiden Eisenstäbe des Elektromagneten in sehr vielen Windungen umkreist hat, ist er durch den Fußboden in das feuchte Erdreich geleitet und dort mit der Kupferplatte n verbunden. Eigentlich müßte ein zweiter Kupferdraht nach der Batterie zurückgehn. Die Stelle desselben vertritt aber das feuchte Erdreich. Von diesem wird der Strom bis zur Kupferplatte o und von da durch den Draht p nach der Batterie geführt. Auf diese Weise ist ein vollständiger Kreislauf (b, d, f, g, h, i, k, l, m, n, o, p) entstanden, welcher nur zwischen b und d noch eine kleine Unterbrechung erleidet. Sobald dieselbe beseitigt ist, sagt man: Der Strom ist hergestellt, im andern Falle: Er ist unterbrochen. Wird der Strom hergestellt, so macht er die beiden Eisenstäbe auf der anderen Station magnetisch, d. h. er ertheilt ihnen die Kraft, den über ihnen befindlichen Eisenstab anzuziehen. Sobald der Strom zwischen b und d unterbrochen wird, verlieren jene Eisensäulen die ihnen mitgetheilte Kraft sogleich wieder. Diese doppelte Wirkung erfolgt in demselben Augenblicke, in welchem die Herstellung und Unterbrechung des Stromes stattfindet, mag die andere Station auch noch so viele Meilen von der ersteren entfernt sein; denn der elektrische Strom ist im Stande, in einer Sekunde 20- bis 60,000 Meilen zurückzulegen — eine Schnelligkeit, von der wir uns keine Vorstellung zu machen vermögen. Der auf dem Elektromagneten liegende Eisenstab ist mit dem Hebel a, w, v verbunden. Ist der elektrische Strom unterbrochen und daher der Elektromagnet unmagnetisch, so läßt er den Eisenstab los, und der rechte Arm des Hebels wird von der an demselben befestigten Spiralfeder nach unten gezogen. Ist dagegen der Strom hergestellt und infolge dessen der Elektromagnet magnetisch, so zieht er den Eisenstab sammt dem linken Arm des Hebels nach unten. Dadurch wird der rechte Arm nach oben bewegt, und der kleine Stahlstift drückt gegen den Papierstreifen, welcher sich von dem oben befindlichen Rade abwickelt und zwischen den Walzen u und s in gleichmäßiger Schnelligkeit hindurchgeht. Die Fortbewegung des Papierstreifens wird dadurch bewirkt, daß die beiden Walzen mittelst eines Uhrwerks in entgegengesetzter Richtung umgedreht werden. Rings um die Mitte der Walze u zieht sich eine kleine Vertiefung, so daß der Stift einen deutlich sichtbaren Eindruck in dem Papier bewirken kann. Nähert sich der Stahlstift v dem Papier nur auf einen Augenblick, so entsteht ein Punkt, verweilt er einige Zeit auf dem Papierstreifen, so wird derselbe unter ihm hinweggezogen, und es entsteht ein Strich. Punkte oder Striche entstehen also, so oft der elektrische Strom hergestellt wird. Die Herstellung des Stromes erfolgt dadurch, daß der linksstehende Telegraphenbeamte den Zeichengeber d, c (welcher mit einer Thürklinke verglichen werden kann) niederdrückt. Die Unterbrechung des Stromes wird durch eine unter dem Drücker angebrachte Feder bewirkt, welche denselben nach oben schiebt, sobald der Beamte aufhört zu drücken. Drückt der Beamte den Zeichengeber nur auf einen Augenblick nieder, so entsteht an der andern Station ein Punkt; hält er ihn einige Zeit nieder, so entsteht ein Strich. Aus diesen beiden Zeichen, Punkt und Strich, ist nun das ganze sogenannte Morse-Alphabet zusammengesetzt, so daß man alle Wörter mittelst dieser Zeichen bilden kann. Das Ende eines Buchstabens wird durch eine kleine, das Ende eines Wortes durch eine größere Lücke auf dem Papierstreifen angedeutet. Dieselbe entsteht durch eine kurze oder längere Unterbrechung des Stromes. Die Bedeutung der Zeichen ist folgende:

I. Buchstaben: ·— —··· —·—· ———— —·· · ··—· ——·
a b c ch d e f g
···· ·· ·——— —·— ·—·· —— —· ——— ·—·· ——·—
h i j k l m n o p q
·—· ··· — ··— ···— ·—— —·—· —·—— ——·· ·—·—
r s t u v w x y z ä
———· ·——
ö ü

II. Ziffern: ·———— ··——— ···—— ····— ····· —····
1 2 3 4 5 6
——··· ———·· ————· —————
7 8 9 10

In dem Morse-Alphabet sind diejenigen Buchstaben, welche am häufigsten vorkommen, mit den einfachsten Zeichen bezeichnet, z. B.: · = e, — = t, —· = n, ·— = a.

Ein geübter Telegraphenbeamter kann in einer Minute 80 bis 100 Buchstaben telegraphiren. Was der Beamte links auf dem Papier stehen hat (Napoleon gefangen), wird durch das kürzere oder längere Niederdrücken des Zeichengebers in demselben Augenblicke mit Punkten und Strichen auf den Papierstreifen der andern Station geschrieben, so daß es jedermann lesen kann, wenn er rechts (bei q 3) anfängt und das obige Alphabet zu Hilfe nimmt. Den Nutzen des elektrischen Telegraphen haben wir so recht augenscheinlich zur Zeit des französischen Krieges wahrgenommen. Zu Anfang unseres Jahrhunderts dauerte es vom 31. März bis zum 12. April, ehe die Kunde von dem siegreichen Einzuge der verbündeten Monarchen in Paris nach Berlin gelangte. Auch bei der größten Beschleunigung gebrauchte ein Eilbote zu einer Reise von Paris nach Berlin 12, nach Wien 14, nach Königsberg 18 volle Tage. Es verging also so ziemlich der ganze April, ehe die so gewaltigen Ereignisse von allen Zeitungen Deutschlands mitgetheilt und in jeder Hütte bekannt waren. So lange mußten unsre Vorfahren in banger Erwartung schweben, während wir die Nachricht von den großen Siegen des letzten französischen Krieges unmittelbar, nachdem sie erfochten waren, in ganz Deutschland hören und lesen konnten. Und welche Dienste hat der Feldtelegraph geleistet, um die Truppen rasch an den Ort zusammenzurufen, wo die Gefahr am größten war! —

Das Telegraphennetz verbreitet sich bereits über die ganze Erde, ja selbst in die Meerestiefe hat man Telegraphendrähte (Kabel genannt) gelegt, welche durch mehrfache Hüllen von Guttapercha und anderen Stoffen gegen jede Beschädigung geschützt sind. In Amerika kann man in den Zeitungen noch an demselben Tage lesen, was in Deutschland Wichtiges vorgekommen ist.

263. Napoleon und Bismarck nach der Schlacht von Sedan.

(Brief Bismarcks an seine Gemahlin.)

Vendresse[1]), 3. September.

Mein liebes Herz!

Vorgestern vor Tagesgrauen verließ ich mein hiesiges Quartier, kehre heute zurück und habe in der Zwischenzeit die große Schlacht von Sedan am 1. erlebt, in der wir gegen 30,000 Gefangene machten und den Rest der französischen Armee, der wir seit Bar le Duc[2]) nachjagten, in die Festung warfen, wo sie sich mit dem Kaiser kriegsgefangen ergeben mußten. Gestern früh 5 Uhr, nachdem ich bis 1 Uhr früh mit Moltke und den französischen

Sprich: 1) Wangdrähß. 2) Bar le Dük.

Generälen über die abzuschließende Kapitulation verhandelt hatte, weckte mich der General Reille[1]), den ich kenne, um mir zu sagen, daß Napoleon mich zu sprechen wünschte. Ich ritt ungewaschen und ungefrühstückt gegen Sedan, fand den Kaiser im offenen Wagen mit drei Adjutanten und drei zu Pferde daneben auf der Landstraße vor Sedan haltend. Ich saß ab, grüßte ihn ebenso

Napoleon und Bismarck in Donchery.

höflich wie in den Tuilerien[2]) und fragte nach seinen Befehlen. Er wünschte den König zu sehen; ich sagte ihm der Wahrheit gemäß, daß Se. Majestät drei Meilen davon, an dem Orte, wo ich jetzt schreibe, sein Quartier habe. Auf Napoleons Frage, wohin er sich begeben solle, bot ich ihm, da ich der Gegend

Sprich: 1) Rej. 2) Tüllerien (Napoleons Palast in Paris).

unkundig, mein Quartier in Donchery[1]) an, einem kleinen Orte in der Nähe dicht bei Sedan; er nahm es an und fuhr, von seinen sechs Franzosen, von mir und von Karl, der mir inzwischen nachgeritten war, geleitet, durch den einsamen Morgen nach unserer Seite zu. Vor dem Ort wurde es ihm leid, wegen der möglichen Menschenmenge, und er fragte mich, ob er in einem einsamen Arbeiterhause am Wege absteigen könne; ich ließ es besehen durch Karl; der meldete, es sei ärmlich und unrein. „Das macht nichts aus," meinte Napoleon, und ich stieg mit ihm eine gebrechliche enge Stiege hinauf. In einer Kammer von zehn Fuß Gevierte, mit einem fichtenen Tische und zwei Binsenstühlen, saßen wir eine Stunde, die andern waren unten. Ein gewaltiger Kontrast mit unserm letzten Beisammensein 1867 in den Tuilerien. Unsere Unterhaltung war schwierig, wenn ich nicht Dinge berühren wollte, die den von Gottes gewaltiger Hand Niedergeworfenen schmerzlich berühren mußten. Ich hatte durch Karl Offiziere aus der Stadt holen und Moltke bitten lassen zu kommen. Wir schickten dann einen der ersteren auf Recognoscirung und entdeckten eine halbe Meile davon in Fresnois[2]) ein kleines Schloß mit Park. Dorthin geleitete ich ihn mit einer inzwischen herangeholten Escorte vom Leib-Kürassierregimente, und dort schlossen wir mit dem französischen Obergeneral Wimpffen die Kapitulation, vermöge deren 40- bis 60,000 Franzosen (genauer weiß ich es noch nicht) mit allem, was sie haben, unsere Gefangenen wurden. Der vor- und gestrige Tag kosten Frankreich 100,000 Mann und einen Kaiser. Heut früh ging letzterer mit allen seinen Hofleuten, Pferden und Wagen nach Wilhelmshöhe bei Kassel ab.

Es ist ein weltgeschichtliches Ereignis, ein Sieg, für den wir Gott dem Herrn in Demut danken wollen, und der den Krieg entscheidet, wenn wir auch letzteren gegen das kaiserlose Frankreich noch fortführen müssen.

Ich muß schließen. Mit herzlicher Freude ersah ich heut aus Deinen und Marias Briefen Herberts Eintreffen bei Euch. Bill sprach ich gestern, wie schon telegraphirt, und umarmte ihn angesichts Sr. Majestät vom Pferde herunter, während er stramm im Gliede stand. Er ist sehr gesund und vergnügt. Leb wohl, mein Herz. Grüße die Kinder.

Dein v. B.

(Maria, Herbert und Bill d. i. Wilhelm sind Bismarcks Kinder. Karl ist sein Reitknecht.)

264. O Straßburg.

(Volkslied.)

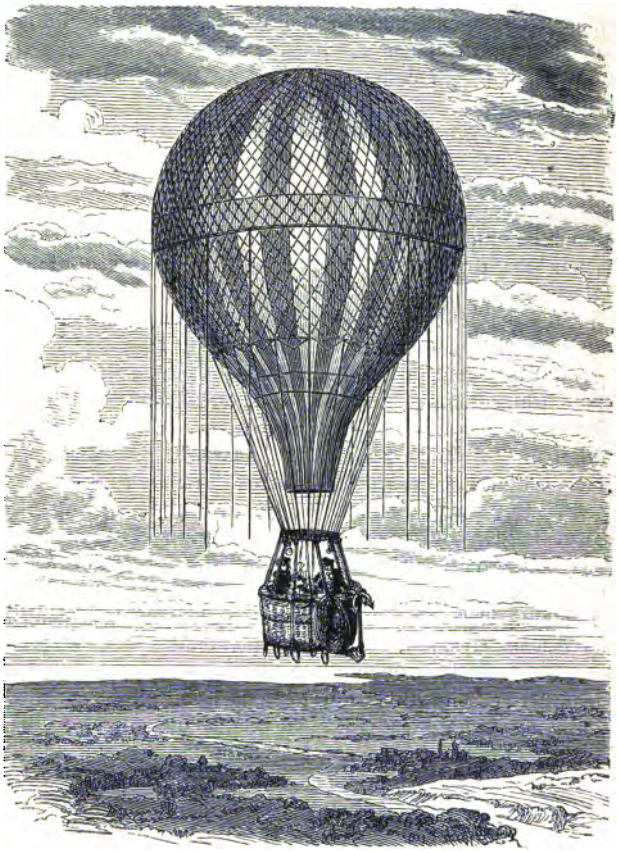
O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt!
Darinnen liegt begraben so mannicher Soldat.
So mancher, so schöner, auch tapferer Soldat,
der Vater und lieb Mutter böslich verlassen hat.
Verlassen, verlassen, es kann nicht anders sein!
Zu Straßburg, ja zu Straßburg Soldaten müssen sein.
Der Vater, die Mutter, sie gingn vors Hauptmanns Haus:
„Ach Hauptmann, lieber Herr Hauptmann, gebt uns den Sohn heraus."
Euren Sohn kann ich nicht geben für so und so viel Geld;
euer Sohn, der muß hier sterben im weit und breiten Feld.
Was lauft ihr, was rennt ihr nach fremdem Dienst und Land?
Es hat's euch niemand geheißen, dient ihr dem Vaterland!

1) Sprich: Dongscherie. 2) Frenoa.

265. Der Luftballon.

(Nach Thomas.)

Auf hölzernen und eisernen Schiffen durchfurcht der Mensch das weite Meer, mit den Flügeln des Dampfes rollt er auf Eisenbahnen windschnell dahin, und selbst hoch über die Erde in die blauen Lüfte erhebt er sich, getragen von einer gasgefüllten Kugel aus dünner Seide. Das letztere ist viel, aber auch wenig, je nachdem man's betrachtet. Wer sich auf ein Schiff oder einen Dampfwagen setzt, weiß, wohin er will, und erreicht auch in den meisten Fällen sein Ziel. Nicht so der Luftschiffer. Er steigt auf, das Gas hebt, die Windströmungen führen ihn, und er ist zufrieden, wenn er wohlbehalten den festen Erdboden wieder betreten kann. Sein Unternehmen war im eigentlichen Sinne des Worts ein Ausflug, der Zweck desselben — wissenschaftliche und militärische Zwecke abgerechnet — war Belustigung, Schauspiel. Und so ist es, nachdem die Erfindung nahe vor ihrem hundertsten Geburtstage steht, auch heute noch. Die Luft ist frei, die Luft, sich nach Belieben darin fortzubewegen, ist groß, aber es fehlt uns das lenkbare Fahrzeug, welches der Ballon niemals werden kann.



Das Fliegen hat dem Menschen von jeher im Sinne gelegen; glauben wir doch im Traume wirklich zu fliegen, und sehen wir ja täglich Vögel und anderes Gethier die Lüfte durchschneiden. Bevor man darauf kam, der leichten Luft etwas noch Leichteres entgegen zu setzen, um in die Höhe zu kommen, war der nächstliegende Gedanke immer der, sich ein paar tüchtige Flügel anzuschnallen und sich mit eigener Kraft in die Lüfte zu erheben. Schon die altgriechische Fabellehre erzählt von Dädalos nebst seinem Sohn Ikaros, die sich aus der Gefangenschaft zu Kreta durch künstliche Flügel befreiten, welche sie mit Wachs zusammengeklebt hatten. Ikaros flog so nahe an die Sonne, daß das Wachs schmolz und er hinabstürzend im Meere ertrank. Diese Geschichte hätte Münchhausen auch erfinden können. Heute wissen wenigstens alle besser unterrichteten Leute, daß der Mensch mit seiner eigenen

Kraft nicht von der Erde abkommen kann, möge er sich Maschinen ersinnen, wie er immer wolle. Was fliegen soll, hat Gott der Herr dem ganzen Körperbau nach darauf eingerichtet, und alle fliegenden Geschöpfe haben im Verhältnis einen viel leichteren Körper und eine weit größere Muskelkraft als der Mensch. Hätte dieser von Natur Flügel, so müßten die Muskeln derselben vielleicht funfzigmal so stark sein als seine jetzigen Arme. Die Arme und geschickten Hände fehlten ihm dann gänzlich; er müßte froh sein, wenn er zu den Flügeln auch einen Schnabel hätte.

Daß man in neuester Zeit auch die Dampfkraft in Betracht ziehen würde an Stelle der schwachen menschlichen Muskeln, konnte nicht ausbleiben. Namentlich von England und Amerika kamen eine Zeit lang immerfort Nachrichten von bald fertigen Dampfluftschiffen, bald mit cigarrenförmigen Ballons, bald bloß mit Luftschrauben, Flügeln u. dgl. ausgestattet. Es ist aus allem nichts geworden. Die Dampfmaschine mit ihrem Brennstoff und dem Fahrzeug hat allemal ein größeres Eigengewicht, als sie mit ihrer Kraft bewältigen kann.

Um nun auf die Ballons zu kommen, so gibt es deren zweierlei, solche, die mit erwärmter und dadurch erleichterter Luft, und solche, die mit einer noch leichtern Gasart gefüllt werden. Die ersteren sind die älteren. Daß die erwärmte Luft in die Höhe steigt, also leichter geworden ist, als die gewöhnliche Luft, zeigt jedes Feuer, welches Rauch aufsteigen läßt, sowie auch jede Seifenblase, welche mit der im menschlichen Körper erwärmten Luft gefüllt wird.

Von dünnem Seidenpapier kann man sich leicht selbst einen Luftballon anfertigen. Man klebt mehrere Bogen zu langen Streifen an einander. In der Mitte behalten die Streifen ihre volle Breite. Nach beiden Enden aber werden sie (wie das Bild zeigt) in gebogenen Linien zugespitzt. Diese Streifen klebt man an den Kanten mit Stärkekleister zusammen. Unten läßt man eine ziemlich große Oeffnung, um die durch eine Spiritusflamme oder ein Kohlenfeuer erhitzte Luft einzulassen. Bei größeren Ballons, namentlich bei denen, welche mit Gas gefüllt werden, wird Seidenzeug verwendet, das man durch einen Gummi-Ueberzug luftdicht macht. Das Ganze wird der größeren Haltbarkeit wegen mit einem Netz von Stricken überzogen. Unter dem Ballon hängt ein Kasten von Rohr- oder Weidengeflecht, in welchem die mitfahrenden Personen Platz nehmen. Auch hat man einen kleinen Kahn an dieser Stelle angebracht, um das Leben des Luftschiffers zu retten, wenn der Ballon auf dem Meere niederkommen sollte. Die ringsum herabhängenden Stricke dienen zur Befestigung des Ballons, während er mit warmer Luft gefüllt wird. Soll die Fahrt beginnen, so werden dieselben rasch durchschnitten. — Das Höhersteigen des Ballons wird durch Herauswerfen von Ballast (kleinen Sandsäcken u. s. w.) bewirkt. Soll der Ballon sinken, so läßt man durch Klappen einen Theil der erwärmten Luft oder der leichteren Gase heraus. Eine Lenkung des Luftballons durch Maschinen hat sich trotz allem menschlichen Scharfsinn noch nicht ermöglichen lassen. Das Luftschiff bleibt ein Spielball der Winde. Nur dadurch läßt sich unter günstigen Umständen einigermaßen die Richtung des Ballons bestimmen, daß man durch Senken oder Steigenlassen desselben die verschiedenen Luftströmungen in den übereinander liegenden Luftschichten benutzt. — Immerhin bleibt die Luftschiffahrt ein sehr unsicheres, gefährliches Gewerbe. Wohl sind manchem kühnen Manne sehr hochsteigende und sehr weitgehende Fahrten in sehr kurzer Zeit gelungen, aber gar viele Luftschiffer haben auch ihren Tod gefunden. Von Nutzen ist die Luftschiffahrt nur für die wissenschaftliche Erforschung der höher gelegenen Luftschichten, für die Beobachtung feindlicher Heereskräfte und für die Vermittelung des Verkehrs zwischen getrennten Heerestheilen. Zur Zeit der Belagerung von Paris haben die Franzosen fortwährend Luftballons steigen lassen — theils um die belagernden Truppen mit Fernröhren zu beobachten, theils um Briefe und auch Personen aus der Hauptstadt nach den Provinzen und von diesen nach der Hauptstadt zu bringen.

266. Der Kaisertag in Versailles. 18. Januar 1871.

(R. König.

Albert,
König von Sachsen, als Kronprinz Kommandeur des XII. Armeecorps, später der IV. oder der Maas-Armee.

Friedrich Franz II.,
Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, Kommandeur des XIII. Armeecorps.

Während in raschem Fortschritte ganz Frankreich von den deutschen Heeren überwältigt und niedergeworfen wurde, brach in Versailles, dicht vor den Thoren des belagerten Paris, ein Tag heran, der Frieden und die höchste Freude für ganz Deutschland, ja für die Welt bedeutete. Dem Werke, das die vereinte Kraft Deutschlands geleistet, sollte nun das Siegel aufgedrückt werden durch die friedliche und feierliche Erneuerung des deutschen Kaiserthums. Schon im Dezember 1870 hatten die deutschen Fürsten und Völker, allen voran der hochherzige jugendliche Bayernkönig Ludwig, dem greisen Könige Wilhelm die deutsche Kaiserkrone angeboten.

In dem Schlosse jenes gottlosen Fürsten, Ludwigs XIV., dessen ganzes Sinnen und Trachten auf Deutschlands Zersplitterung und Erniedrigung gegangen war, wurde am 18. Januar 1871 König Wilhelm von Preußen zum deutschen Kaiser ausgerufen. Es war derselbe Tag, an dem 170 Jahre früher sein Ahnherr, Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg sich zum Könige von Preußen

Ludwig II.,
König von Bayern.

gekrönt hatte. Der große Festsaal des Schlosses zu Versailles, der überaus prächtige Spiegelsaal, war zur Feier ausersehen. Mitten unter all der prahlerischen Eitelkeit der französischen Könige war ein bescheidener Altar errichtet, mit rothem Sammet bedeckt und mit zwei brennenden goldenen

Wilhelm,
Deutscher Kaiser, König von Preußen.

Armleuchtern geschmückt. Davor stand ein preußischer Geistlicher in seinem schmucklosen schwarzen Ornat. Zu beiden Seiten des Altars standen Soldaten, je einige Mann von allen deutschen Regimentern, die um Paris lagerten. Auch die Fahnen von allen diesen Regimentern waren, jede von einem Unter-

2. Rechnung, Quittung, Schuldschein.

Heinrichshorst, den 31. Dezember 1875.

Rechnung

für den Wirthschaftsinspektor Herrn **Adler**
von **F. Klink**, Schuhmachermeister.

1874.		ℳ	₰
5. Oktober	ein paar Herrenstiefel	21	00
15. "	" " Frauenschuhe	5	00
1. November	" " Stiefel besohlt und besteckt	4	75
2. "	zwei " Kinderschuhe 4,50 ℳ und 3 ℳ	7	50
28. "	ein " Zeugstiefel	7	00
12. Dezember	" " Kinderschuhe besteckt	0	75
21. "	" " desgl. besohlt und besteckt	2	00
28. "	Ausbesserung an einem Stiefel	0	25
	Summa	48	25

(Hierunter nach geschehener Zahlung:) Betrag dankend erhalten

Heinrichshorst, den 3. Januar 1876. Klink, Schuhmacher.

= 36 ℳ =

in Worten: Sechsunddreißig Mark für sechs Fuhren zu je 6 Mark hat mir Herr Feldmesser Mehring heute gezahlt, worüber ich hiermit quittiere.

Passendorf, den 12. August 1875. **Brümmer**, Ackerwirth.

= 37,50 ℳ =

in Buchstaben: Siebenunddreißig Mark fünfzig Pfennige an Lohn sind mir für den Nachtwächterdienst während des Monats August aus der hiesigen Stadthauptkasse heute gezahlt worden, worüber ich diese Quittung ausstelle.

Bärwalde, den 30. August 1875. **Wehrmann**, Nachtwächter.

Schuldschein über 250 Mark.

Zweihundertfünfzig Mark hat mir der Bauerhofsbesitzer Herr Puls hierselbst heute geliehen. Indem ich über den Empfang dieser Summe hiermit quittiere, verpflichte ich mich, das Kapital spätestens nach Ablauf von 2 (zwei) Jahren zurückzuzahlen und dasselbe bis dahin jährlich mit 5 (fünf) vom Hundert zu verzinsen, auch diese Zinsen von 6 zu 6 Monaten pünktlich zu zahlen.

Windsberg, den 1. Juli 1870. **Frittner**, Häusler.

(6,25 ℳ — sechs Mark fünfundzwanzig Pfennige Zinsen hat der Häusler Frittner heute richtig bezahlt.

Windsberg, den 2. Januar 1871. **Puls**, Bauer.)

Obige Zweihundertfünfzig Mark hat mir der Häusler Frittner heute baar und richtig zurückgezahlt, worüber ich hiermit quittiere.

Windsberg, den 1. Juli 1872. **Puls**, Bauer.

nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung."

Gegeben Hauptquartier Versailles, den 18. Januar 1871. Wilhelm.

Friedrich Wilhelm,
Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen.

Nachdem der Bundeskanzler die Bekanntmachung verlesen hatte, trat der Großherzog von Baden vor und rief mit lauter Stimme: „Es lebe hoch König Wilhelm, der deutsche Kaiser!"

Unter dem langen Jubelrufe der großen Versammlung ward manches Auge naß, und dem greisen Könige und Kaiser stürzten die hellen Thränen aus den Augen. Man sah, wie die stattliche Gestalt erschüttert war vor Rührung. Der Kronprinz von Preußen huldigte dem Kaiser durch Handkuß — aber der Vater schloß ihn in die Arme und küßte ihn wieder und immer wieder unter glücklichen Thränen. Auch seinen Bruder Karl und seinen Vetter, Admiral Adalbert, seinen Schwager, den Großherzog von Weimar, und seinen Schwiegersohn, den Großherzog von Baden, schloß der König in die Arme; die älteren Fürsten brachten ihren huldigenden Glückwunsch durch Handschütteln, die jungen Prinzen durch Handkuß dar. Die ganze übrige Versammlung huldigte dem Kaiser durch Vortreten und tiefe Verbeugung, die der Kaiser durch freundliches Kopfneigen erwiderte.

Als der Kaiser das Königsschloß der Ludwige verließ, sank die Hohenzollernfahne nieder, und die neue deutsche Kaiserfahne rauschte in die Höhe. Während der ganzen seltenen deutschen Kaiserfeier donnerten die deutschen Kanonen gegen Frankreichs Hauptstadt.

267. Barbarossa.

(Quandt.)

Es ist in deinen Liedern,
mein Volk, dir prophezeit
des alten Barbarossa
erneute Herrlichkeit.

Daß einst die alten Raben
verschwinden sammt der Nacht,
und daß aus tiefen Träumen
das deutsche Reich erwacht;

und daß, die längst erglommen,
die deutsche Herrlichkeit
noch einmal wiederkommen
wird in erlauchter Zeit.

Und was die alten Lieder
so wundervoll gesagt,
das gibt dir Gott nun wieder,
mein Volk, der Morgen tagt!

Der alte Barbarossa
ist da im weißen Bart,
doch hat er auch im Silber
die alte goldne Art.

Umjauchzt von allen Stämmen
auf Deutschlands weiten Gau'n,
mit seinem Siegerschwerte
ist er so groß zu schaun.

Gott mit dir, Barbarossa
im weißgewordnen Haar,
du machst die alten Lieder
der deutschen Sehnsucht wahr!

Gott mit dir, Barbarossa,
du bringst zu dieser Zeit
dem deutschen Volke wieder
die deutsche Herrlichkeit.

268. Unter dem rothen Kreuz.

(Nach R. König.)

Der 24. Juni 1859 war ein blutiger Tag. Bei Solferino in Oberitalien lieferte das sardinische Heer des Königs Victor Emanuel, mit den Franzosen verbündet und unter Napoleons III. Führung, den Oesterreichern eine große Schlacht und schlug sie gänzlich. Die Nacht brach herein. Tausende und abertausende von Todten bedeckten das weite Schlachtfeld. Zehntausend und mehr Verwundete erfüllten mit ihrem Schmerzensgeschrei die Luft. Aber auch die Ueberlebenden und Unverwundeten waren in einer entsetzlichen Lage; ganze Bataillone waren ohne Lebensmittel, an Wasser fehlte es überall.

Und grausiger noch ist der neue Tag mit seinem Sonnenbrande. Welche Qualen stehen die Verwundeten aus in dieser Hitze! Kein Wasser ist da, sie zu laben. Dazu der Modergeruch der Todten, die rasch verwesen; drei Tage und drei Nächte braucht man, um sie alle zu begraben. Die Krankenwagen kommen nur langsam herbei, um die Verwundeten nach den nächsten Dörfern oder Städten abzuholen, wo sie verpflegt und geheilt, wo vielen von ihnen erst noch die zerschmetterten Arme und Beine abgenommen werden sollen. Ach! wie lange dauert es, bis sie alle an die Reihe kommen, wie lang und schmerzvoll ist die Fahrt auf dem Wagen für die Unglücklichen. Denn bei der Menge der Verwundeten fehlt es an Wagen wie an Krankenwärtern. Und wenn dann auch die Unglücklichen im Lazaret anlangen, wo Lebensmittel, Wasser und Verbandzeug reichlich vorhanden sind, so müssen sie doch noch zum großen Theil verhungern, verdursten und verkommen, denn es sind nicht Hände genug da, sie zu speisen, zu tränken und zu verbinden.

Gräßlich waren diese drei Tage, die auf die Schlacht folgten. Hunderte von Menschen starben dahin unter schrecklichen Schmerzen, nur weil ihre Wunden durch Mangel an Pflege verschlimmert, durch Hitze und Staub vergiftet wurden. Viele, in denen noch ein Fünklein des Lebens war, wurden in der Hast sogar mit den Todten verscharrt, sie wurden lebendig begraben.

Inmitten aller dieser Schrecken sah man einen jungen Mann, der umherging und die Dienste des barmherzigen Samariters übte. Es war ein Schweizer aus der Stadt Genf, und sein Name Henri Dunant ist jetzt überall bekannt. Die Soldaten nannten ihn den weißen Herrn, weil er wegen der Sonnenhitze ganz weiße Kleider trug. Er war auf einer Reise durch den Krieg aufgehalten und hatte so der Schlacht beigewohnt. Da er dieses Elend sah, ließ ihm sein Herz nicht zu, daß er weiter reiste. So ging er über das Schlachtfeld von einem Verwundeten zum andern mit einem Eimer Wasser und etwas Charpie (ausgezupfte Fäden von alter Leinwand). Er tränkte die Dürstenden und kühlte und wusch ihre Wunden. Bald fand er einige andere Reisende und nöthigte sie fast, ihm zu helfen. Dann warb er Gehilfen und Wärterinnen und errichtete in einer Kirche ein Hospital für 500 Mann, deren Wunden wenigstens gewaschen, die in Decken gehüllt und mit Suppe gelabt wurden. Die Frauen und Jungfrauen des Orts fügten sich seinen Anordnungen, gingen ihm wacker zur Hand und scheuten weder Beschwerden, noch Ekel, noch Opfer.

Mehrere Wochen blieb Dunant bei dieser segensreichen Arbeit, dann kehrte er nach Genf zurück. Bescheiden und still wartete er mehrere Jahre. Dann erst schrieb er ein Büchlein, das er „Ein Andenken an Solferino" nannte. Darin erzählte er, was er bei Solferino erlebt und gethan; hauptsächlich aber wollte er dadurch andere anregen, dasselbe zu thun. „Wäre es nicht möglich, so fragte er, *schon in Friedenszeiten freiwillige Hilfsvereine* zu gründen? Diese müßten die Verwundeten im Kriege pflegen oder pflegen lassen; sie müßten zunächst die Militärärzte auf dem Schlachtfelde unterstützen und dann die Verwundeten in den Hospitälern pflegen, bis sie genesen."

Dieser Aufruf hatte großen Erfolg. Schon 1863 kamen in Genf Abgesandte aller großen Staaten von Europa zusammen und beschlossen, in jedem Staate solche Hilfsvereine zu errichten. Im deutsch-dänischen Kriege haben dieselben zuerst gewirkt, und über 150 freiwillige Krankenpfleger haben dort auf den Schlachtfeldern und in den Lazareten gearbeitet. Noch im Jahre 1864 lud die schweizerische Regierung abermals die Bevollmächtigten der anderen Staaten nach Genf ein. Zwölf Staaten schlossen dort zuerst die sogenannte *Genfer Convention* (Vertrag), die nachmals von fast allen Staaten angenommen worden ist.

Diese Genfer Convention bestimmt folgendes: Alle Feldlazarete und Militär-Hospitäler, die Kranke und Verwundete enthalten, sind *neutral*, d. h. es darf von beiden kriegführenden Völkern auf sie nicht geschossen werden. Ebenso sind alle Aerzte und Wärter, die zu ihnen gehören, alle, die Verwundete transportiren, und alle Feldgeistlichen unantastbar und dürfen nicht gefangen genommen werden. Vorräthe, Lebensmittel und Heilmittel, die für die Lazarete herbeigeführt werden, darf der Feind nicht wegnehmen, wie es sonst im Kriege geschieht. Auch alle Landesbewohner, die den Verwundeten zu Hilfe eilen, sollen geschont werden und frei bleiben. Jeder Verwundete, der in einem Hause aufgenommen und verpflegt wird, dient diesem Hause als Schutz, so daß dasselbe von Einquartierung und von einem Theile der Kriegssteuern frei bleibt. Verwundete oder kranke Krieger sollen aufgenommen und gepflegt werden ohne Unterschied, zu welchem Volke sie auch gehören mögen. Sind sie hergestellt, so werden sie in ihre Heimat entlassen, wenn sie nicht mehr zum Dienste tauglich sind. Wenn sie aber noch diensttauglich sind, so müssen sie bei der Entlassung versprechen, während dieses Krieges nicht mehr die Waffen zu führen. Alle Hospitäler und Lazarete sollen eine deutliche, erkennbare und gleichförmige Fahne haben, die ein *rothes Kreuz im weißen Felde* zeigt. Auch alle Aerzte, Feldgeistlichen, Wärter und Krankenträger tragen am linken Arm eine weiße Binde mit dem rothen Kreuz.

Nach diesen Bestimmungen richten sich jetzt alle Völker von Europa in ihren Kriegen. Sie haben auch im französischen Kriege von 1870 und 1871 viel Segen gestiftet und viel Elend gemildert.

Allen voran rüstete sich der *Johanniterorden*; das ist eine Verbindung vornehmer Männer von Adel, die Hospitäler einrichten und unterhalten. Mehr als 500 solcher Herren zogen freiwillig zur Pflege der Verwundeten selbst mit aus, und 1100 Betten stellten sie in ihren Krankenhäusern für Verwundete bereit. Andere Vereine und Anstalten sandten hunderte von *Felddiakonen* aus. Das sind theils ausgebildete Krankenpfleger, theils Studenten, junge Kaufleute, Lehrer, Handwerker u. s. w., die in Krankenhäusern rasch die Pflege von Kranken und das Verbinden erlernen. Durch Pflege des Leibes wie durch Trost der Seele erweisen sie dann den verwundeten und kranken Soldaten ohne jeden Lohn barmherzige Samariterliebe. Dazu kamen noch viele hunderte von evangelischen *Diakonissen* und katholischen *barmherzigen Schwestern*, die vorzüglich in den Lazareten die Schwerverwundeten pflegen und bedienen sollten.

Und hinter diesen Abgesandten allen arbeitete und sorgte für das Heer der Männer in Feindesland daheim die Schar der Frauen in tausenden von Vereinen. Jede kleine Stadt hatte ihren *Frauenverein*, ja manches Dorf, und die großen Städte hatten

ihrer gar viele. Da sitzen um den Tisch des Hauses neben der Mutter die Töchter vom kleinen Mädchen bis zur Jungfrau und zupfen alte Leinwand zu Charpie, die man auf die Wunden legt. Die Frauen schneiden Verbandtücher und Binden zurecht, oder sie stricken und nähen für die Soldaten. Große Vorrathshäuser sind kaum im Stande, die eingehenden Liebesgaben zu bergen. Vom Morgen bis zum Abend sind hier treue Frauenhände thätig, die geschenkten Wäschstücke zu zählen und zu ordnen. Andere arbeiten an Nähmaschinen, um Armbinden mit dem rothen Kreuz, Hemden u. s. w. zu nähen. Noch andere nehmen die Postpackete an, die von auswärts eingehen, sortiren, ordnen, packen und liefern sie aus. Aber nicht allein Leinenzeug und Wollensachen *auf* den Leib, sondern auch was *in* den Leib gehört, Eßwaaren aller Art und Erfrischungen, Getränke, Tabak und Cigarren, Kaffee und Wein werden geschenkt, gekauft und zusammengebracht. In zahllosen Wagenladungen führen sie die Eisenbahnen als Liebesgaben neben der ordentlichen Verpflegung dem Heere nach. Und während die Reichen ihre Börsen öffnen und die Müßigen ihre Zeit und ihr Vergnügen opfern, fehlt es auch nicht an Armen und Aermsten, die oft in rührender Weise etwas beisteuern wollen. Ihre Namen nennt kein Verzeichnis der Wohlthäter in der Zeitung; aber vor dem Auge, das in das Verborgene siehet, werden alle diese Gaben offenbar, und vor ihm ist der Pfennig des Armen so viel werth, wie die Goldstücke der Reichen. So ruft der schreckliche, blutige, mörderische Krieg, der so viel Unheil und Thränen ins Land bringt, doch daneben auch viel Liebe und Opfermut in den Menschenherzen wach. Und hinter dem bewaffneten Heere der Männer zieht, wirkt und schafft das stille verborgene Heer in der Heimat, um die Wunden zu heilen, die jenes schlagen muß.

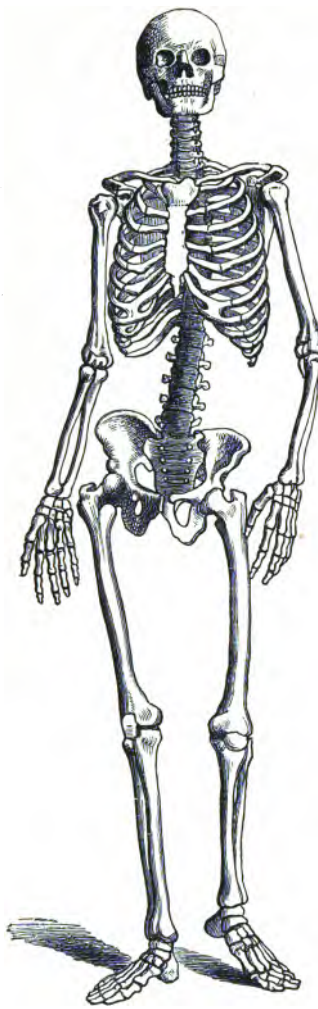
269. Einiges vom Bau des menschlichen Körpers und von der Pflege desselben.

(Nach Prof. Bock und anderen.)

1. Das Knochengerüst. Das feste Gerüst, welches unserm Körper Halt und Stütze, den edlen Theilen auch einen schützenden Aufenthalt in Höhlen gibt, und an welches sich die weichen Theile (ganz besonders die Muskeln oder das Fleisch) anheften, wird von 213 einzelnen Knochen aufgebaut. Diese stehen sämmtlich mit einander entweder in sehr fester oder in lockerer Verbindung und stellen so das sogenannte Gerippe oder Skelet dar. — Vorzugsweise sind es die Knochen des Rumpfes und Kopfes, welche die Wände von Höhlen bilden, in denen die zum Leben unentbehrlichen Werkzeuge geschützt liegen. — An sehr vielen Stellen sind zwei oder mehrere Knochen durch feste aber biegsame Stränge, welche *Knochenbänder* heißen, so mit einander verbunden, daß sie sich in verschiedener Weise mehr oder weniger frei hin und her bewegen können oder, wie man dann sagt, ein *Gelenk* bilden. — Durch diese Gelenkeinrichtung wird das Knochengerüst unseres Körpers in allen seinen Theilen so beweglich, daß wir mit Hilfe der an den Knochen befestigten Muskeln die verschiedenartigsten Stellungen und Bewegungen ausführen können. Das in den hohlen Räumen der Knochen liegende *Knochenmark* gewährt den Blutgefäßen, welche die Knochen ernähren, und den Nerven ein weiches und schützendes Lager. — Die äußere Oberfläche eines jeden Knochens ist mit einer sehr festen, sehnigen Haut, mit der *Knochenhaut* überkleidet. Sie ist die Ernährerin des Knochens und führt zu diesem Zwecke viele Blutgefäße in das Knochengewebe hinein. Bei Verletzungen oder Verlust der Knochenhaut kann deshalb der darunter liegende Knochen nicht nur leidend werden, sondern auch ganz absterben. Von der Knochenhaut aus kann aber auch ein verlorengegangenes Stück Knochen wieder ersetzt werden.

2. Die Muskeln. Die weiche, rothe, aus Fasern bestehende Masse, welche ziemlich dicht unter der äußern Haut liegt und zum größten Theil an dem knöcheren Gerüste unseres

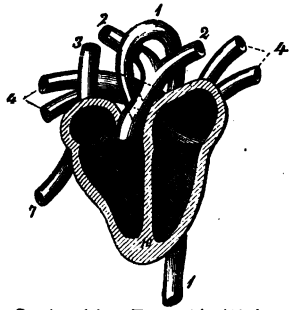
Körpers befestigt ist, nennt man Fleisch oder Muskeln. Die Muskeln geben sammt den Knochen unserm Körper seine Form und Rundung, auch helfen sie die Wände der größeren Höhlen bilden, in welchen sich lebenswichtige Werkzeuge befinden. Ihr Hauptzweck ist, alle Bewegungen zu vermitteln, die mit unserm Körper vor sich gehen. — Viele dieser Bewegungen können wir ganz nach unserm Willen ausführen, deshalb nennt man auch die dazu nöthigen Muskeln, deren es über fünfhundert gibt, willkürliche. Auf manche andere Bewegungen, besonders an den Eingeweiden und Röhren, hat unser Wille gar keinen Einfluß; darum heißen auch die Muskeln, welche diese Bewegungen ausführen, unwillkürliche. Die Bewegung erfolgt hauptsächlich durch Zusammenziehung der Muskeln, zu welchen der Wille vom Gehirn aus die Befehle ertheilt. Von dort aus gehen unzählige Nervenfäden nach allen Theilen des Körpers. Die einen überbringen gleich einem Netz von Telegraphendrähten die Befehle des Geistes mit Blitzesschnelle nach allen Gliedern, die andern melden ebenso schnell, was in den Gliedern vor sich geht, z. B. jede Schmerzempfindung. — Je öfter ein Muskel richtig gebraucht wird und dann nach dem Gebrauche die erforderliche Ruhe hat, desto fleischiger, fester und stärker wird derselbe, und desto schnellere und geschicktere Bewegungen lernt er ausführen. Uebung macht den Meister.



Das Knochengerüst des Menschen.

3. Die Blutgefäße. Unser Körper ist von einer Unmasse dickerer und dünnerer Röhren durchzogen, welche während des Lebens stets mit einer rothen Flüssigkeit angefüllt sind. Die Flüssigkeit ist das Blut, und die Röhren heißen deshalb Blutgefäße. Diese Gefäße verbreiten sich entweder baumförmig oder netzartig in und zwischen den einzelnen Gebilden des Körpers und sind vermöge ihrer weichen, elastischen Wände im stande, sich zu erweitern und zu verengern. Alle Blutgefäße des ganzen Körpers stehen in ununterbrochenem Zusammenhange mit einander. Innerhalb der Blutgefäße strömt das Blut während des Lebens in einem ununterbrochenen Kreislaufe. Vom Herzen aus fließt es zu allen Theilen unseres Körpers hin, und zwar gleichzeitig ebenso nach oben zum Kopfe wie nach unten zu den Beinen. Sodann strömt es durch alle unsere Körpertheile hindurch und schließlich von hier wieder zum Herzen zurück, von wo dann der Kreislauf von neuem beginnt. Während dieses Laufes erleidet das Blut dadurch mannigfache Veränderungen, daß es an verschiedenen Stellen des Körpers gute und schlechte Stoffe aufnimmt und absetzt. Auf dieser Absetzung und Aufnahme guter und schlechter Bestandtheile beruht die Erhaltung des Lebens, denn nur dadurch kann die Ernährung des Blutes selbst und aller unserer Körpertheile zu stande kommen. Deshalb wird auch das Blut als die Quelle

des Lebens bezeichnet. Ohne die richtige Menge und Beschaffenheit des Blutes, sowie ohne dessen regelrechtes Fließen versiegt diese Quelle und mit ihr das Leben; der Mensch wird krank und stirbt. — Diejenigen Blutgefäße, welche das Blut vom Herzen aus nach allen Theilen des Körpers hinschaffen, sind die Pulsadern oder Schlagadern. Sie verzweigen sich baumartig und gehen allmählich in die feinen Haargefäßchen über. Diese sind es, welche alle Theile unseres Körpers in netzartiger Ausbreitung durchziehen, um Stoffe aufzunehmen und abzugeben. Aus den Haargefäßen entwickeln sich allmählich wieder weitere Blutgefäße, an denen man aber keinen Puls mehr fühlt. Diese heißen Blutadern; in ihnen läuft das Blut dem Herzen zu. Der Blutkreislauf kommt dadurch zu stande, daß das Herz, ein fleischiger Sack, der in der Brusthöhle liegt, wie eine Druckpumpe das Blut fortwährend vorwärts drückt. Durch eine senkrechte Scheidewand ist das Herz in eine rechte und eine linke Hälfte geschieden; in jeder Hälfte befinden sich zwei durch eine wagerechte Scheidewand getrennte Herzhöhlen. Aus der linken Herzkammer gelangt das Blut durch die große Körperpulsader in alle Theile des Körpers, von da durch die Körperblutadern in die rechte Vorkammer und aus dieser in die rechte Herzkammer. Von dort wird das im Körper unbrauchbar gewordene Blut durch die Lungenschlagadern in die Lungen und aus diesen durch die Lungenblutadern in die linke Vorkammer und dann in die linke Herzkammer geführt. Von da beginnt der Kreislauf aufs neue. Das aus den Herzkammern in die Pulsadern gedrückte Blut muß sich hier, da diese Adern schon mit Blut gefüllt sind, mit Gewalt Platz verschaffen. Es dehnt deshalb nicht bloß die beiden großen Pulsaderstämme, sondern auch die Zweige derselben, also alle Pulsadern im ganzen Körper aus. Diese Ausdehnung läßt sich als Pulsschlag fühlen. Bei Erwachsenen schlägt das Herz sowie auch der Puls 60- bis 80 mal, bei Kindern 90- bis 120 mal.



Senkrechter Durchschnitt des Herzens.
1—1. Große Körperschlagader. 2—2. Lungenschlagadern. 3 und 7. Körperblutadern. 4—4. Lungenblutadern. 5. Rechte Vorkammer. 6. Linke Vorkammer. 8. Rechte Herzkammer. 9. Linke Herzkammer.

4. Die Lungen, welche mit einem großen Schwamme verglichen werden können, bestehen aus ungefähr 1800 Millionen kleiner Zellen. Diese nehmen die eingeathmete Luft, in welcher sich Lebensluft (Sauerstoff) befindet, auf. Während nun das Blut die feinen Haargefäßchen durchströmt, von denen die Lungenbläschen umgeben sind, bringt aus der eingeathmeten Luft Sauerstoff in das Blut ein. Dafür entfernt sich aber eine schädliche Luft, die Kohlensäure, aus dem Blute. Sie bringt in die Luft der Lungenbläschen ein und wird mit dieser ausgeathmet. Durch diesen Eintausch von Sauerstoff gegen Kohlensäure wird das dunklere und schlechtere Blut, welches der Lunge zugeführt wurde, verbessert; es wird röther und nahrhafter. Die ausgeathmete Luft ist weit reicher an Kohlensäure und viel ärmer an Sauerstoff als die eingeathmete Luft. Wenn viele Menschen in einem geschlossenen Raume beisammen sind, so kann die Luft nach und nach so reich an Kohlensäure werden, daß sie zum Athmen untauglich wird.

Wenn wir einen Menschen in einen Kasten einsperren, wo keine frische Luft ihn erreichen kann, so muß er dieselbe Luft immer und immer wieder einathmen. Nach und nach werden alle guten Bestandtheile der Luft verbraucht, und es bleiben nur die schlechten zurück; der Mensch muß sterben. Wo nun verschiedene Menschen schlafen, reicht die Luft für die Dauer der Nacht auch nicht aus; sie sind also genöthigt, dieselbe Luft immer und immer wieder einzuathmen, so daß diese bis zum Morgen ganz untauglich für die Lungen ist. Die Erwachenden erheben sich dann müde und angegriffen, anstatt erfrischt und

Kraft nicht von der Erde abkommen kann, möge er sich Maschinen ersinnen, wie er immer wolle. Was fliegen soll, hat Gott der Herr dem ganzen Körperbau nach darauf eingerichtet, und alle fliegenden Geschöpfe haben im Verhältnis einen viel leichteren Körper und eine weit größere Muskelkraft als der Mensch. Hätte dieser von Natur Flügel, so müßten die Muskeln derselben vielleicht funfzigmal so stark sein als seine jetzigen Arme. Die Arme und geschickten Hände fehlten ihm dann gänzlich; er müßte froh sein, wenn er zu den Flügeln auch einen Schnabel hätte.

Daß man in neuester Zeit auch die Dampfkraft in Betracht ziehen würde an Stelle der schwachen menschlichen Muskeln, konnte nicht ausbleiben. Namentlich von England und Amerika kamen eine Zeit lang immerfort Nachrichten von bald fertigen Dampfluftschiffen, bald mit cigarrenförmigen Ballons, bald bloß mit Luftschrauben, Flügeln u. dgl. ausgestattet. Es ist aus allem nichts geworden. Die Dampfmaschine mit ihrem Brennstoff und dem Fahrzeug hat allemal ein größeres Eigengewicht, als sie mit ihrer Kraft bewältigen kann.

Um nun auf die Ballons zu kommen, so gibt es deren zweierlei, solche, die mit erwärmter und dadurch erleichterter Luft, und solche, die mit einer noch leichtern Gasart gefüllt werden. Die ersteren sind die älteren. Daß die erwärmte Luft in die Höhe steigt, also leichter geworden ist, als die gewöhnliche Luft, zeigt jedes Feuer, welches Rauch aufsteigen läßt, sowie auch jede Seifenblase, welche mit der im menschlichen Körper erwärmten Luft gefüllt wird.

Von dünnem Seidenpapier kann man sich leicht selbst einen Luftballon anfertigen. Man klebt mehrere Bogen zu langen Streifen an einander. In der Mitte behalten die Streifen ihre volle Breite. Nach beiden Enden aber werden sie (wie das Bild zeigt) in gebogenen Linien zugespitzt. Diese Streifen klebt man an den Kanten mit Stärkekleister zusammen. Unten läßt man eine ziemlich große Oeffnung, um die durch eine Spiritusflamme oder ein Kohlenfeuer erhitzte Luft einzulassen. Bei größeren Ballons, namentlich bei denen, welche mit Gas gefüllt werden, wird Seidenzeug verwendet, das man durch einen Gummi-Ueberzug luftdicht macht. Das Ganze wird der größeren Haltbarkeit wegen mit einem Netz von Stricken überzogen. Unter dem Ballon hängt ein Kasten von Rohr- oder Weidengeflecht, in welchem die mitfahrenden Personen Platz nehmen. Auch hat man einen kleinen Kahn an dieser Stelle angebracht, um das Leben des Luftschiffers zu retten, wenn der Ballon auf dem Meere niederkommen sollte. Die ringsum herabhängenden Stricke dienen zur Befestigung des Ballons, während er mit warmer Luft gefüllt wird. Soll die Fahrt beginnen, so werden dieselben rasch durchschnitten. — Das Höhersteigen des Ballons wird durch Herauswerfen von Ballast (kleinen Sandsäcken u. s. w.) bewirkt. Soll der Ballon sinken, so läßt man durch Klappen einen Theil der erwärmten Luft oder der leichteren Gase heraus. Eine Lenkung des Luftballons durch Maschinen hat sich trotz allem menschlichen Scharfsinn noch nicht ermöglichen lassen. Das Luftschiff bleibt ein Spielball der Winde. Nur dadurch läßt sich unter günstigen Umständen einigermaßen die Richtung des Ballons bestimmen, daß man durch Senken oder Steigenlassen desselben die *verschiedenen* Luftströmungen in den übereinander liegenden Luftschichten benutzt. — Immerhin bleibt die Luftschiffahrt ein sehr unsicheres, gefährliches Gewerbe. Wohl sind manchem kühnen Manne sehr hochsteigende und sehr weitgehende Fahrten in sehr kurzer Zeit gelungen, aber gar viele Luftschiffer haben auch ihren Tod gefunden. Von Nutzen ist die Luftschiffahrt nur für die wissenschaftliche Erforschung der höher gelegenen Luftschichten, für die Beobachtung feindlicher Heereskräfte und für die Vermittelung des Verkehrs zwischen getrennten Heerestheilen. Zur Zeit der Belagerung von Paris haben die Franzosen fortwährend Luftballons steigen lassen — theils um die belagernden Truppen mit Fernröhren zu beobachten, theils um Briefe und auch Personen aus der Hauptstadt nach den Provinzen und von diesen nach der Hauptstadt zu bringen.

266. Der Kaisertag in Versailles. 18. Januar 1871.

(R. König.

Albert,
König von Sachsen, als Kronprinz Kommandeur des XII. Armeecorps, später der IV. oder der Maas-Armee.

Friedrich Franz II.,
Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, Kommandeur des XIII. Armeecorps.

Während in raschem Fortschritte ganz Frankreich von den deutschen Heeren überwältigt und niedergeworfen wurde, brach in Versailles, dicht vor den Thoren des belagerten Paris, ein Tag heran, der Frieden und die höchste Freude für ganz Deutschland, ja für die Welt bedeutete. Dem Werke, das die vereinte Kraft Deutschlands geleistet, sollte nun das Siegel aufgedrückt werden durch die friedliche und feierliche Erneuerung des deutschen Kaiserthums. Schon im Dezember 1870 hatten die deutschen Fürsten und Völker, allen voran der hochherzige jugendliche Bayernkönig Ludwig, dem greisen Könige Wilhelm die deutsche Kaiserkrone angeboten.

In dem Schlosse jenes gottlosen Fürsten, Ludwigs XIV., dessen ganzes Sinnen und Trachten auf Deutschlands Zersplitterung und Erniedrigung gegangen war, wurde am 18. Januar 1871 König Wilhelm von Preußen zum deutschen Kaiser ausgerufen. Es war derselbe Tag, an dem 170 Jahre früher sein Ahnherr, Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg sich zum Könige von Preußen

Ludwig II.,
König von Bayern.

gekrönt hatte. Der große Festsaal des Schlosses zu Versailles, der überaus prächtige Spiegelsaal, war zur Feier ausersehen. Mitten unter all der prahlerischen Eitelkeit der französischen Könige war ein bescheidener Altar errichtet, mit rothem Sammet bedeckt und mit zwei brennenden goldenen

Wilhelm,
Deutscher Kaiser, König von Preußen.

Armleuchtern geschmückt. Davor stand ein preußischer Geistlicher in seinem schmucklosen schwarzen Ornat. Zu beiden Seiten des Altars standen Soldaten, je einige Mann von allen deutschen Regimentern, die um Paris lagerten. Auch die Fahnen von allen diesen Regimentern waren, jede von einem Unter-

offizier gehalten, am Ende des Saales auf einer Erhöhung aufgestellt. Und endlich hatten sich gegen 600 Offiziere von allen Waffengattungen, im bunten Schmucke ihrer prächtigen mannigfaltigen Uniformen, in dem Saale versammelt.

Um zwölf Uhr erschienen der König, der Kronprinz und viele fürstliche Gäste und nahmen dem Altare gegenüber Platz. Bismarck und Moltke standen in der Nähe des Königs. Ein Sängerchor, der aus Soldaten bestand, leitete den Gottesdienst ein; er sang: „Jauchzet dem Herrn alle Welt" mit Posaunenbegleitung und die Liturgie. Dann folgte ein kriegerisches: „Helme ab zum Gebet" und die Predigt des Hofpredigers Rogge aus Potsdam über den 21. Psalm, der gerade für diese Feier so passend war: „Herr, der König freuet sich in deiner Kraft, und wie sehr fröhlich ist er über deiner Hilfe. Du gibst ihm seines Herzens Wunsch und weigerst nicht, was sein Mund bittet. Sela. Denn du überschüttest ihn mit gutem Segen, du setzest eine goldene Krone auf sein Haupt .... du setzest ihn zum Segen ewiglich .... denn der König hofft auf den Herrn und wird durch die Güte des Höchsten fest bleiben. .... Sie gedachten dir Uebles zu thun und machten Anschläge, die sie nicht konnten ausführen ...." Mit einem brausenden „Nun danket alle Gott!" schloß die kirchliche Feier.

Der König erhob sich und schritt, gefolgt von allen Prinzen und Fürsten und dem Grafen Bismarck, gerade auf die Erhöhung zu, wo alle die Fahnenträger standen. Am Rande der Erhöhung stand der greise, fast 74jährige König, zu seiner Rechten der Kronprinz, links der Bundeskanzler; die Fürsten traten hinter den König. Mit bewegter Stimme sagte der König, wie ihm die Kaiserkrone von allen deutschen Fürsten und freien Reichsstädten und den Vertretern des norddeutschen Bundes angetragen worden sei; er nehme sie an und habe in diesem Sinne heute eine Bekanntmachung an das ganze deutsche Volk erlassen, die der Bundeskanzler jetzt verlesen werde. — Dieselbe lautet:

„An das deutsche Volk!"

„Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen, nachdem die deutschen Fürsten und freien Städte den einmütigen Ruf an Uns gerichtet haben, mit Herstellung des Deutschen Reiches die seit mehr denn 60 Jahren ruhende deutsche Kaiserwürde zu erneuern und zu übernehmen, und nachdem in der Verfassung des Deutschen Bundes die entsprechenden Bestimmungen vorgesehen sind, bekunden hiermit, daß Wir es als eine Pflicht gegen das gemeinsame Vaterland betrachtet haben, diesem Rufe der verbündeten deutschen Fürsten und Städte Folge zu leisten und die deutsche Kaiserwürde anzunehmen. Demgemäß werden Wir und Unsere Nachfolger an der Krone Preußen fortan den Kaiserlichen Titel in Unseren Beziehungen und Angelegenheiten des Deutschen Reiches führen und hoffen zu Gott, daß es der deutschen Nation gegeben sein werde, unter dem Wahrzeichen ihrer alten Herrlichkeit das Vaterland einer segensreichen Zukunft entgegenzuführen. Wir übernehmen die Kaiserliche Würde in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reichs und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands, gestützt auf die geeinte Kraft seines Volkes, zu vertheidigen. Wir nehmen sie an in der Hoffnung, daß es dem deutschen Volke vergönnt sein wird, den Lohn seiner heißen und opfermütigen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherung gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren. Uns aber und Unseren Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allzeit Mehrer des Deutschen Reiches zu sein,

nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung."

Gegeben Hauptquartier Versailles, den 18. Januar 1871. Wilhelm.

Friedrich Wilhelm,
Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen.

Nachdem der Bundeskanzler die Bekanntmachung verlesen hatte, trat der Großherzog von Baden vor und rief mit lauter Stimme: „Es lebe hoch König Wilhelm, der deutsche Kaiser!"

Unter dem langen Jubelrufe der großen Versammlung ward manches Auge naß, und dem greisen Könige und Kaiser stürzten die hellen Thränen aus den Augen. Man sah, wie die stattliche Gestalt erschüttert war vor Rührung. Der Kronprinz von Preußen huldigte dem Kaiser durch Handkuß — aber der Vater schloß ihn in die Arme und küßte ihn wieder und immer wieder unter glücklichen Thränen. Auch seinen Bruder Karl und seinen Vetter, Admiral Adalbert, seinen Schwager, den Großherzog von Weimar, und seinen Schwiegersohn, den Großherzog von Baden, schloß der König in die Arme; die älteren Fürsten brachten ihren huldigenden Glückwunsch durch Handschütteln, die jungen Prinzen durch Handkuß dar. Die ganze übrige Versammlung huldigte dem Kaiser durch Vortreten und tiefe Verbeugung, die der Kaiser durch freundliches Kopfneigen erwiderte.

Als der Kaiser das Königsschloß der Ludwige verließ, sank die Hohenzollernfahne nieder, und die neue deutsche Kaiserfahne rauschte in die Höhe. Während der ganzen seltenen deutschen Kaiserfeier donnerten die deutschen Kanonen gegen Frankreichs Hauptstadt.

267. Barbarossa.

(Quandt.)

Es ist in deinen Liedern,
mein Volk, dir prophezeit
des alten Barbarossa
erneute Herrlichkeit.

Daß einst die alten Raben
verschwinden sammt der Nacht,
und daß aus tiefen Träumen
das deutsche Reich erwacht;

und daß, die längst erglommen,
die deutsche Herrlichkeit
noch einmal wiederkommen
wird in erlauchter Zeit.

Und was die alten Lieder
so wundervoll gesagt,
das gibt dir Gott nun wieder,
mein Volk, der Morgen tagt!

Der alte Barbarossa
ist da im weißen Bart,
doch hat er auch im Silber
die alte goldne Art.

Umjauchzt von allen Stämmen
auf Deutschlands weiten Gau'n,
mit seinem Siegerschwerte
ist er so groß zu schaun.

Gott mit dir, Barbarossa
im weißgewordnen Haar,
du machst die alten Lieder
der deutschen Sehnsucht wahr!

Gott mit dir, Barbarossa,
du bringst zu dieser Zeit
dem deutschen Volke wieder
die deutsche Herrlichkeit.

268. Unter dem rothen Kreuz.

(Nach R. König.)

Der 24. Juni 1859 war ein blutiger Tag. Bei Solferino in Oberitalien lieferte das sardinische Heer des Königs Victor Emanuel, mit den Franzosen verbündet und unter Napoleons III. Führung, den Oesterreichern eine große Schlacht und schlug sie gänzlich. Die Nacht brach herein. Tausende und abertausende von Todten bedeckten das weite Schlachtfeld. Zehntausend und mehr Verwundete erfüllten mit ihrem Schmerzensgeschrei die Luft. Aber auch die Ueberlebenden und Unverwundeten waren in einer entsetzlichen Lage; ganze Bataillone waren ohne Lebensmittel, an Wasser fehlte es überall.

Und grausiger noch ist der neue Tag mit seinem Sonnenbrande. Welche Qualen stehen die Verwundeten aus in dieser Hitze! Kein Wasser ist da, sie zu laben. Dazu der Modergeruch der Todten, die rasch verwesen; drei Tage und drei Nächte braucht man, um sie alle zu begraben. Die Krankenwagen kommen nur langsam herbei, um die Verwundeten nach den nächsten Dörfern oder Städten abzuholen, wo sie verpflegt und geheilt, wo vielen von ihnen erst noch die zerschmetterten Arme und Beine abgenommen werden sollen. Ach! wie lange dauert es, bis sie alle an die Reihe kommen, wie lang und schmerzvoll ist die Fahrt auf dem Wagen für die Unglücklichen. Denn bei der Menge der Verwundeten fehlt es an Wagen wie an Krankenwärtern. Und wenn dann auch die Unglücklichen im Lazaret anlangen, wo Lebensmittel, Wasser und Verbandzeug reichlich vorhanden sind, so müssen sie doch noch zum großen Theil verhungern, verdursten und verkommen, denn es sind nicht Hände genug da, sie zu speisen, zu tränken und zu verbinden.

Gräßlich waren diese drei Tage, die auf die Schlacht folgten. Hunderte von Menschen starben dahin unter schrecklichen Schmerzen, nur weil ihre Wunden durch Mangel an Pflege verschlimmert, durch Hitze und Staub vergiftet wurden. Viele, in denen noch ein Fünklein des Lebens war, wurden in der Hast sogar mit den Todten verscharrt, sie wurden lebendig begraben.

Inmitten aller dieser Schrecken sah man einen jungen Mann, der umherging und die Dienste des barmherzigen Samariters übte. Es war ein Schweizer aus der Stadt Genf, und sein Name Henri Dunant ist jetzt überall bekannt. Die Soldaten nannten ihn den weißen Herrn, weil er wegen der Sonnenhitze ganz weiße Kleider trug. Er war auf einer Reise durch den Krieg aufgehalten und hatte so der Schlacht beigewohnt. Da er dieses Elend sah, ließ ihm sein Herz nicht zu, daß er weiter reiste. So ging er über das Schlachtfeld von einem Verwundeten zum andern mit einem Eimer Wasser und etwas Charpie (ausgezupfte Fäden von alter Leinwand). Er tränkte die Dürstenden und kühlte und wusch ihre Wunden. Bald fand er einige andere Reisende und nöthigte sie fast, ihm zu helfen. Dann warb er Gehilfen und Wärterinnen und errichtete in einer Kirche ein Hospital für 500 Mann, deren Wunden wenigstens gewaschen, die in Decken gehüllt und mit Suppe gelabt wurden. Die Frauen und Jungfrauen des Orts fügten sich seinen Anordnungen, gingen ihm wacker zur Hand und scheuten weder Beschwerden, noch Ekel, noch Opfer.

Mehrere Wochen blieb Dunant bei dieser segensreichen Arbeit, dann kehrte er nach Genf zurück. Bescheiden und still wartete er mehrere Jahre. Dann erst schrieb er ein Büchlein, das er „Ein Andenken an Solferino" nannte. Darin erzählte er, was er bei Solferino erlebt und gethan; hauptsächlich aber wollte er dadurch andere anregen, dasselbe zu thun. „Wäre es nicht möglich, so fragte er, schon in Friedenszeiten freiwillige Hilfsvereine zu gründen? Diese müßten die Verwundeten im Kriege pflegen oder pflegen lassen; sie müßten zunächst die Militärärzte auf dem Schlachtfelde unterstützen und dann die Verwundeten in den Hospitälern pflegen, bis sie genesen."

Dieser Aufruf hatte großen Erfolg. Schon 1863 kamen in Genf Abgesandte aller großen Staaten von Europa zusammen und beschlossen, in jedem Staate solche Hilfsvereine zu errichten. Im deutsch-dänischen Kriege haben dieselben zuerst gewirkt, und über 150 freiwillige Krankenpfleger haben dort auf den Schlachtfeldern und in den Lazareten gearbeitet. Noch im Jahre 1864 lud die schweizerische Regierung abermals die Bevollmächtigten der anderen Staaten nach Genf ein. Zwölf Staaten schlossen dort zuerst die sogenannte Genfer Convention (Vertrag), die nachmals von fast allen Staaten angenommen worden ist.

Diese Genfer Convention bestimmt folgendes: Alle Feldlazarete und Militär-Hospitäler, die Kranke und Verwundete enthalten, sind neutral, d. h. es darf von beiden kriegführenden Völkern auf sie nicht geschossen werden. Ebenso sind alle Aerzte und Wärter, die zu ihnen gehören, alle, die Verwundete transportiren, und alle Feldgeistlichen unantastbar und dürfen nicht gefangen genommen werden. Vorräthe, Lebensmittel und Heilmittel, die für die Lazarete herbeigeführt werden, darf der Feind nicht wegnehmen, wie es sonst im Kriege geschieht. Auch alle Landesbewohner, die den Verwundeten zu Hilfe eilen, sollen geschont werden und frei bleiben. Jeder Verwundete, der in einem Hause aufgenommen und verpflegt wird, dient diesem Hause als Schutz, so daß dasselbe von Einquartierung und von einem Theile der Kriegssteuern frei bleibt. Verwundete oder kranke Krieger sollen aufgenommen und gepflegt werden ohne Unterschied, zu welchem Volke sie auch gehören mögen. Sind sie hergestellt, so werden sie in ihre Heimat entlassen, wenn sie nicht mehr zum Dienste tauglich sind. Wenn sie aber noch diensttauglich sind, so müssen sie bei der Entlassung versprechen, während dieses Krieges nicht mehr die Waffen zu führen. Alle Hospitäler und Lazarete sollen eine deutliche, erkennbare und gleichförmige Fahne haben, die ein rothes Kreuz im weißen Felde zeigt. Auch alle Aerzte, Feldgeistlichen, Wärter und Krankenträger tragen am linken Arm eine weiße Binde mit dem rothen Kreuz.

Nach diesen Bestimmungen richten sich jetzt alle Völker von Europa in ihren Kriegen. Sie haben auch im französischen Kriege von 1870 und 1871 viel Segen gestiftet und viel Elend gemildert.

Allen voran rüstete sich der Johanniterorden; das ist eine Verbindung vornehmer Männer von Adel, die Hospitäler einrichten und unterhalten. Mehr als 500 solcher Herren zogen freiwillig zur Pflege der Verwundeten selbst mit aus, und 1100 Betten stellten sie in ihren Krankenhäusern für Verwundete bereit. Andere Vereine und Anstalten sandten hunderte von Feldbiakonen aus. Das sind theils ausgebildete Krankenpfleger, theils Studenten, junge Kaufleute, Lehrer, Handwerker u. s. w., die in Krankenhäusern rasch die Pflege von Kranken und das Verbinden erlernen. Durch Pflege des Leibes wie durch Trost der Seele erweisen sie dann den verwundeten und kranken Soldaten ohne jeden Lohn barmherzige Samariterliebe. Dazu kamen noch viele hunderte von evangelischen Diakonissen und katholischen barmherzigen Schwestern, die vorzüglich in den Lazareten die Schwerverwundeten pflegen und bedienen sollten.

Und hinter diesen Abgesandten allen arbeitete und sorgte für das Heer der Männer in Feindesland daheim die Schar der Frauen in tausenden von Vereinen. Jede kleine Stadt hatte ihren Frauenverein, ja manches Dorf, und die großen Städte hatten

ihrer gar viele. Da sitzen um den Tisch des Hauses neben der Mutter die Töchter vom kleinen Mädchen bis zur Jungfrau und zupfen alte Leinwand zu Charpie, die man auf die Wunden legt. Die Frauen schneiden Verbandtücher und Binden zurecht, oder sie stricken und nähen für die Soldaten. Große Vorrathshäuser sind kaum im Stande, die eingehenden Liebesgaben zu bergen. Vom Morgen bis zum Abend sind hier treue Frauenhände thätig, die geschenkten Wäschstücke zu zählen und zu ordnen. Andere arbeiten an Nähmaschinen, um Armbinden mit dem rothen Kreuz, Hemden u. s. w. zu nähen. Noch andere nehmen die Postpackete an, die von auswärts eingehen, sortiren, ordnen, packen und liefern sie aus. Aber nicht allein Leinenzeug und Wollensachen *auf* den Leib, sondern auch was *in* den Leib gehört, Eßwaaren aller Art und Erfrischungen, Getränke, Tabak und Cigarren, Kaffee und Wein werden geschenkt, gekauft und zusammengebracht. In zahllosen Wagenladungen führen sie die Eisenbahnen als Liebesgaben neben der ordentlichen Verpflegung dem Heere nach. Und während die Reichen ihre Börsen öffnen und die Müßigen ihre Zeit und ihr Vergnügen opfern, fehlt es auch nicht an Armen und Aermsten, die oft in rührender Weise etwas beisteuern wollen. Ihre Namen nennt kein Verzeichnis der Wohlthäter in der Zeitung; aber vor dem Auge, das in das Verborgene siehet, werden alle diese Gaben offenbar, und vor ihm ist der Pfennig des Armen so viel werth, wie die Goldstücke der Reichen. So ruft der schreckliche, blutige, mörderische Krieg, der so viel Unheil und Thränen ins Land bringt, doch daneben auch viel Liebe und Opfermut in den Menschenherzen wach. Und hinter dem bewaffneten Heere der Männer zieht, wirkt und schafft das stille verborgene Heer in der Heimat, um die Wunden zu heilen, die jenes schlagen muß.

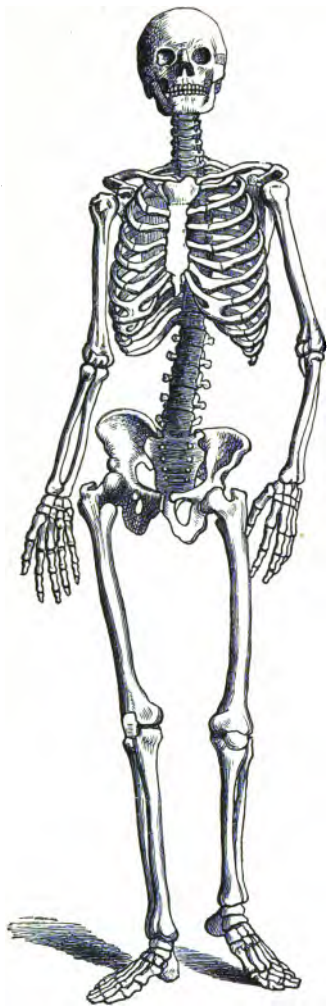
269. Einiges vom Bau des menschlichen Körpers und von der Pflege desselben.

(Nach Prof. Bock und anderen.)

1. Das Knochengerüst. Das feste Gerüst, welches unserm Körper Halt und Stütze, den edlen Theilen auch einen schützenden Aufenthalt in Höhlen gibt, und an welches sich die weichen Theile (ganz besonders die Muskeln oder das Fleisch) anheften, wird von 213 einzelnen Knochen aufgebaut. Diese stehen sämmtlich mit einander entweder in sehr fester oder in lockerer Verbindung und stellen so das sogenannte Gerippe oder Skelet dar. — Vorzugsweise sind es die Knochen des Rumpfes und Kopfes, welche die Wände von Höhlen bilden, in denen die zum Leben unentbehrlichen Werkzeuge geschützt liegen. — An sehr vielen Stellen sind zwei oder mehrere Knochen durch feste aber biegsame Stränge, welche *Knochenbänder* heißen, so mit einander verbunden, daß sie sich in verschiedener Weise mehr oder weniger frei hin und her bewegen können oder, wie man dann sagt, ein *Gelenk* bilden. — Durch diese Gelenkeinrichtung wird das Knochengerüst unseres Körpers in allen seinen Theilen so beweglich, daß wir mit Hilfe der an den Knochen befestigten Muskeln die verschiedenartigsten Stellungen und Bewegungen ausführen können. Das in den hohlen Räumen der Knochen liegende *Knochenmark* gewährt den Blutgefäßen, welche die Knochen ernähren, und den Nerven ein weiches und schützendes Lager. — Die äußere Oberfläche eines jeden Knochens ist mit einer sehr festen, sehnigen Haut, mit der *Knochenhaut* überkleidet. Sie ist die Ernährerin des Knochens und führt zu diesem Zwecke viele Blutgefäße in das Knochengewebe hinein. Bei Verletzungen oder Verlust der Knochenhaut kann deshalb der darunter liegende Knochen nicht nur leidend werden, sondern auch ganz absterben. Von der Knochenhaut aus kann aber auch ein verlorengegangenes Stück Knochen wieder ersetzt werden.

2. Die Muskeln. Die weiche, rothe, aus Fasern bestehende Masse, welche ziemlich dicht unter der äußern Haut liegt und zum größten Theil an dem knöcheren Gerüste unseres

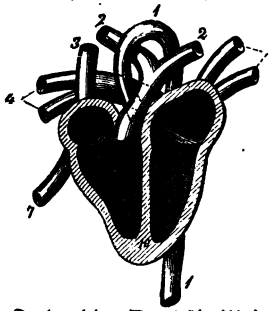
Körpers befestigt ist, nennt man Fleisch oder Muskeln. Die Muskeln geben sammt den Knochen unserm Körper seine Form und Rundung, auch helfen sie die Wände der größeren Höhlen bilden, in welchen sich lebenswichtige Werkzeuge befinden. Ihr Hauptzweck ist, alle Bewegungen zu vermitteln, die mit unserm Körper vor sich gehen. — Viele dieser Bewegungen können wir ganz nach unserm Willen ausführen, deshalb nennt man auch die dazu nöthigen Muskeln, deren es über fünfhundert gibt, willkürliche. Auf manche andere Bewegungen, besonders an den Eingeweiden und Röhren, hat unser Wille gar keinen Einfluß; darum heißen auch die Muskeln, welche diese Bewegungen ausführen, unwillkürliche. Die Bewegung erfolgt hauptsächlich durch Zusammenziehung der Muskeln, zu welchen der Wille vom Gehirn aus die Befehle ertheilt. Von dort aus gehen unzählige Nervenfäden nach allen Theilen des Körpers. Die einen überbringen gleich einem Netz von Telegraphendrähten die Befehle des Geistes mit Blitzesschnelle nach allen Gliedern, die andern melden ebenso schnell, was in den Gliedern vor sich geht, z. B. jede Schmerzempfindung. — Je öfter ein Muskel richtig gebraucht wird und dann nach dem Gebrauche die erforderliche Ruhe hat, desto fleischiger, fester und stärker wird derselbe, und desto schnellere und geschicktere Bewegungen lernt er ausführen. Uebung macht den Meister.



Das Knochengerüst des Menschen.

3. Die Blutgefäße. Unser Körper ist von einer Unmasse dickerer und dünnerer Röhren durchzogen, welche während des Lebens stets mit einer rothen Flüssigkeit angefüllt sind. Die Flüssigkeit ist das Blut, und die Röhren heißen deshalb Blutgefäße. Diese Gefäße verbreiten sich entweder baumförmig oder netzartig in und zwischen den einzelnen Gebilden des Körpers und sind vermöge ihrer weichen, elastischen Wände im stande, sich zu erweitern und zu verengern. Alle Blutgefäße des ganzen Körpers stehen in ununterbrochenem Zusammenhange mit einander. Innerhalb der Blutgefäße strömt das Blut während des Lebens in einem ununterbrochenen Kreislaufe. Vom Herzen aus fließt es zu allen Theilen unseres Körpers hin, und zwar gleichzeitig ebenso nach oben zum Kopfe wie nach unten zu den Beinen. Sodann strömt es durch alle unsere Körpertheile hindurch und schließlich von hier wieder zum Herzen zurück, von wo dann der Kreislauf von neuem beginnt. Während dieses Laufes erleidet das Blut dadurch mannigfache Veränderungen, daß es an verschiedenen Stellen des Körpers gute und schlechte Stoffe aufnimmt und absetzt. Auf dieser Absetzung und Aufnahme guter und schlechter Bestandtheile beruht die Erhaltung des Lebens, denn nur dadurch kann die Ernährung des Blutes selbst und aller unserer Körpertheile zu stande kommen. Deshalb wird auch das Blut als die Quelle

des Lebens bezeichnet. Ohne die richtige Menge und Beschaffenheit des Blutes, sowie ohne dessen regelrechtes Fließen versiegt diese Quelle und mit ihr das Leben; der Mensch wird krank und stirbt. — Diejenigen Blutgefäße, welche das Blut vom Herzen aus nach allen Theilen des Körpers hinschaffen, sind die Pulsadern oder Schlagadern. Sie verzweigen sich baumartig und gehen allmählich in die feinen Haargefäßchen über. Diese sind es, welche alle Theile unseres Körpers in netzartiger Ausbreitung durchziehen, um Stoffe aufzunehmen und abzugeben. Aus den Haargefäßen entwickeln sich allmählich wieder weitere Blutgefäße, an denen man aber keinen Puls mehr fühlt. Diese heißen Blutadern; in ihnen läuft das Blut dem Herzen zu. Der Blutkreislauf kommt dadurch zu stande, daß das Herz, ein fleischiger Sack, der in der Brusthöhle liegt, wie eine Druckpumpe das Blut fortwährend vorwärts drückt. Durch eine senkrechte Scheidewand ist das Herz in eine rechte und eine linke Hälfte geschieden; in jeder Hälfte befinden sich zwei durch eine wagerechte Scheidewand getrennte Herzhöhlen. Aus der linken Herzkammer gelangt das Blut durch die große Körperpulsader in alle Theile des Körpers, von da durch die Körperblutadern in die rechte Vorkammer und aus dieser in die rechte Herzkammer. Von dort wird das im Körper unbrauchbar gewordene Blut durch die Lungenschlagadern in die Lungen und aus diesen durch die Lungenblutadern in die linke Vorkammer und dann in die linke Herzkammer geführt. Von da beginnt der Kreislauf aufs neue. Das aus den Herzkammern in die Pulsadern gedrückte Blut muß sich hier, da diese Adern schon mit Blut gefüllt sind, mit Gewalt Platz verschaffen. Es dehnt deshalb nicht bloß die beiden großen Pulsaderstämme, sondern auch die Zweige derselben, also alle Pulsadern im ganzen Körper aus. Diese Ausdehnung läßt sich als Pulsschlag fühlen. Bei Erwachsenen schlägt das Herz sowie auch der Puls 60- bis 80 mal, bei Kindern 90- bis 120 mal.



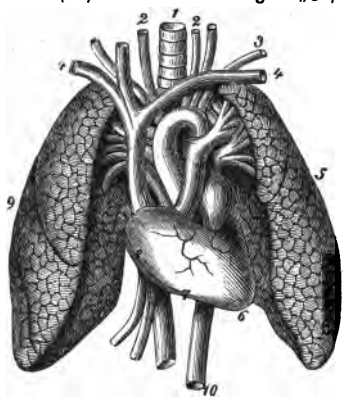
Senkrechter Durchschnitt des Herzens.

1—1. Große Körperschlagader. 2—2. Lungenschlagadern. 3 und 7. Körperblutadern. 4—4. Lungenblutadern. 5. Rechte Vorkammer. 6. Linke Vorkammer. 8. Rechte Herzkammer. 9. Linke Herzkammer.

4. Die Lungen, welche mit einem großen Schwamme verglichen werden können, bestehen aus ungefähr 1800 Millionen kleiner Zellen. Diese nehmen die eingeathmete Luft, in welcher sich Lebensluft (Sauerstoff) befindet, auf. Während nun das Blut die feinen Haargefäßchen durchströmt, von denen die Lungenbläschen umgeben sind, bringt aus der eingeathmeten Luft Sauerstoff in das Blut ein. Dafür entfernt sich aber eine schädliche Luft, die Kohlensäure, aus dem Blute. Sie bringt in die Luft der Lungenbläschen ein und wird mit dieser ausgeathmet. Durch diesen Eintausch von Sauerstoff gegen Kohlensäure wird das dunklere und schlechtere Blut, welches der Lunge zugeführt wurde, verbessert; es wird röther und nahrhafter. Die ausgeathmete Luft ist weit reicher an Kohlensäure und viel ärmer an Sauerstoff als die eingeathmete Luft. Wenn viele Menschen in einem geschlossenen Raume beisammen sind, so kann die Luft nach und nach so reich an Kohlensäure werden, daß sie zum Athmen untauglich wird.

Wenn wir einen Menschen in einen Kasten einsperren, wo keine frische Luft ihn erreichen kann, so muß er dieselbe Luft immer und immer wieder einathmen. Nach und nach werden alle guten Bestandtheile der Luft verbraucht, und es bleiben nur die schlechten zurück; der Mensch muß sterben. Wo nun verschiedene Menschen schlafen, reicht die Luft für die Dauer der Nacht auch nicht aus; sie sind also genöthigt, dieselbe Luft immer und immer wieder einzuathmen, so daß diese bis zum Morgen ganz untauglich für die Lungen ist. Die Erwachenden erheben sich dann müde und angegriffen, anstatt erfrischt und

gestärkt, wie das sein sollte. Ein kräftiger Mann merkt das wohl nicht, doch schwächliche Frauen und namentlich Kinder leiden darunter, ohne sich davon Rechenschaft zu geben. Wie oft hört man die Klage: „Ich stehe ebenso müde auf, wie ich mich hinlegte!“ — Oft mag der Grund dafür der sein, daß die Lungen eine ungenießbare Luft eingeathmet haben. Und wenn nicht, Gottlob, Thüren und Fenster meist so schlecht schlössen, so stünde es hiermit schlimmer. Freilich gewöhnt man sich an die schlechte Luft und bemerkt sie kaum, so lange man selbst darin steckt, doch vermindert das ihre Schädlichkeit nicht. Wenn man aus einem ungelüfteten Schlafzimmer ins Freie tritt und dann wieder zu demselben zurückkehrt, da merkt man erst, wie schlecht die Atmosphäre ist. Reines Wasser, reine Luft, reine Haut, das sind die Hauptbedingungen einer guten Gesundheit.



Die Lungen und das Herz mit den Hauptadern.

1. Luftröhre (ihre Verzweigungen sind von den Adern verdeckt). 2—4. Adern (siehe das vorhergehende Bild). 5. Die beiden linken Lungenlappen. 6—8. Herz. 9. Die drei rechten Lungenlappen.

Da wir die schlechte Luft nicht sehen können, so ist es schwer, uns klar zu machen, wie verderblich sie ist; allein jene „unsichtbare Luft“ kann einem Menschen ebenso sicher den Todesstoß geben, als versetzte man ihm einen Schlag auf den Kopf oder einen Messerstich ins Herz. Die entsetzlichen Unglücksfälle sind uns allen bekannt, welche wiederholt vorkommen, weil man leider noch so häufig die Unvorsichtigkeit begeht, das Ofenrohr zu einer Zeit zu schließen, wo die Glut im Ofen noch nicht gehörig ausgebrannt ist. Es entwickelt sich das sehr schädliche Kohlengas, dessen Gegenwart sich für den Augenblick nur wenig bemerklich macht. Schlafen Menschen in einem solchen Zimmer, so findet man sie erstickt in ihren Betten. Viele Menschen haben schon beim Graben oder Reinigen von Brunnen ihr Leben verloren, indem sie eine mit einer großen Menge Kohlensäure vermischte Luft einathmeten, wie solche bisweilen dem Innern der Erde entströmt. Dieselbe Kohlensäure kommt auch in Kellern und Brauereien vor, wo Flüssigkeiten in Gährung begriffen sind, und die Luft kann an solchen Orten so giftig werden, daß Menschen, welche hineinkommen, auf der Stelle todt niederstürzen. Aus solchen Beispielen erkennt man, daß böse Luft kein bloßes Spiel der Phantasie ist.

Es ist ferner erwiesen, daß Cholera, Scharlach, Typhus und die Blattern hauptsächlich aus Mangel an frischer Luft und aus den Ausdünstungen schlechter Senken, Kloaken und sonstigen Unraths herrühren. Gott hat die frische, reine Luft, ohne welche wir nicht athmen können, zur „Alltagsluft“ gemacht, zu dem allergewöhnlichsten und erreichbarsten Element, zu welchem Reiche und Arme Zugang haben, wenn sie es nur wollen. Es erfordert nur ein wenig Nachdenkens, um jeden Raum, den wir bewohnen, der Luft zugänglich zu machen. Wie es uns als ein schreiendes Unrecht erscheint, unsere Kinder verhungern zu lassen, so sollte es uns erst recht zur heiligen Pflicht werden, ihnen sowie allen Hausbewohnern das allernöthigste Lebensbedürfnis, frische Luft, nicht vorzuenthalten. Um die Luft in einem Zimmer rein und gesund zu erhalten, ist es durchaus nöthig, dasselbe fleißig zu lüften. Durch Räucherungen läßt sich die Erneuerung der Luft niemals ersetzen; wohl aber ist das Aufstellen von Blattpflanzen für das Athmen von Vortheil. Am besten wirkt die Herstellung von Luftzug. In der Nacht, bei Ruhe im Schlafe, nimmt das Blut mehr Sauerstoff auf, als am Tage bei Bewegung und Thätigkeit. Es ist also ganz besonders in den Schlafzimmern auf gute reine Luft zu halten. Deshalb sollte des Morgens beim

Aufstehen das erste sein, die Fenster des Schlafraumes weit zu öffnen. Auch sollte man die Decken und Bettücher gründlich von der Luft durchziehen lassen, ehe man das Bett macht. Solche kleine Gesundheitsregeln dienen mehr zur Erhaltung des Wohlbefindens und des Lebens als weitgepriesene Mittel. Mit Herzbewegung und Entsetzen lesen wir von den Tausenden, welche der Krieg dahinmäht; allein unbeachtet fallen uns zur Rechten und zur Linken die Opfer der vielen unerklärlichen Krankheiten, deren Ursprung man in zahllosen Fällen auf die mangelhafte Speisung der Lungen zurückführen kann, auf die schlechte Einrichtung unserer Schlafzimmer.

5. Die Verdauung. „Warum", „was" und „wie" müssen wir essen und trinken? „Essen und Trinken erhält den Leib," ist eine alte und sehr wahre Redensart. Mit dem Baue unseres Körpers verhält es sich auf ziemlich ähnliche Weise wie mit dem Baue eines Hauses. Man braucht, wie bekannt, zu einem Hausbaue sehr verschiedenes Baumaterial; man braucht da Holz, Steine, Eisen, Glas, Lehm u. dgl. m. Alle diese Stoffe müssen aber in bestimmter Weise verarbeitet werden, so das Holz zu Brettern und Balken, das Eisen zu Platten und Nägeln. Erst dann sind sie zur Herstellung von Wänden und Räumen mit Thüren, Fenstern, Oefen, Schlössern u. s. w. zu verwenden. Ganz dasselbe ist der Fall mit dem Bau des menschlichen Körpers. Es sind dazu ebenfalls eine Anzahl ganz verschiedener Stoffe nöthig, wie Wasser, Eiweißstoffe, Fette, Salze, Kalke, Eisen u. s. w. Diese Stoffe müssen nun aber erst innerhalb unseres Körpers für den Aufbau vorbereitet und zu den kleinsten Körpertheilchen, wie zu Bläschen (Zellen), Fäserchen, Röhrchen, Plättchen und Häutchen verarbeitet werden. Erst dann können sie zur Zusammensetzung größerer Körpertheile, wie der Knochen, Knorpel, Muskeln (des Fleisches), Nerven u. s. w. dienen.

Wie bekannt, gibt es an jedem Gebäude fortwährend auszubessern, da dasselbe ja durch die Zeit und den Gebrauch außen und innen Schaden leidet. Natürlich sind dann die Schäden an den ruinirten Theilen nur mit demjenigen Material auszubessern, aus welchem sie gearbeitet waren. Die Fenster müssen durch Glas, die Mauern durch Steine, die Schlösser durch Eisen u. s. s. reparirt werden. — Ebenso verhält es sich mit unserem Körper. So lange wir leben, nutzt sich derselbe fortwährend in allen seinen Theilen ab, und er kann nur dann ordentlich ausgebessert und gesund erhalten werden, wenn das Abgenutzte immerfort wieder aufgebaut wird, nämlich das Fleisch durch Fleischstoffe, die Knochen durch Leim und Kalk, die Nerven durch Eiweiß und Fett. Das fortwährende Abnutzen (Absterben) unserer Körpertheile und das immerwährende Wiederersetzen (Erneuern) derselben nennt man den Stoffwechsel. So lange dieser vor sich geht, leben wir, hört er auf, dann sterben wir; hat er aufgehört, so sind wir todt; geht er schlecht und falsch von statten, dann sind wir krank.

Der Stoffwechsel wird mit Hilfe des Blutes im Gange erhalten. Die Stoffe, aus denen sich das Blut bildet, werden demselben durch die Nahrung mit Hilfe der Verdauung übergeben; aus dem Blut aber bauen sich alle Theile unseres Körpers auf. Deshalb eben wird das Blut als die Quelle des Lebens bezeichnet.

In einem Gebäude werden wir uns aber nur dann wohl befinden können, wenn in dessen Räumen eine angenehme Temperatur herrscht. Wir heizen deshalb bei kaltem Wetter ein. — Auch innerhalb unsers Körpers ist stets ein gewisser Grad von Wärme (30 Grad) nöthig, wenn der Stoffwechsel ordentlich vor sich gehen soll. Um diese Wärme zu erzeugen, heizen wir in unserm Körper auch ein, und zwar mit Stoffen, die dem Verbrennungsmaterial unserer Oefen (Holz, Torf, Stein- und Braunkohle) in ihren Bestandtheilen ähnlich sind. Zu ihnen gehören Fette, Stärkemehl, Zucker und spirituöse Stoffe. Wir genießen dieselben mit unsern Nahrungsmitteln und zum Theil gleichzeitig auch als ernährende Stoffe. Einige dieser Stoffe, wie das Stärkemehl und der Zucker, verwandeln sich in unserm Körper

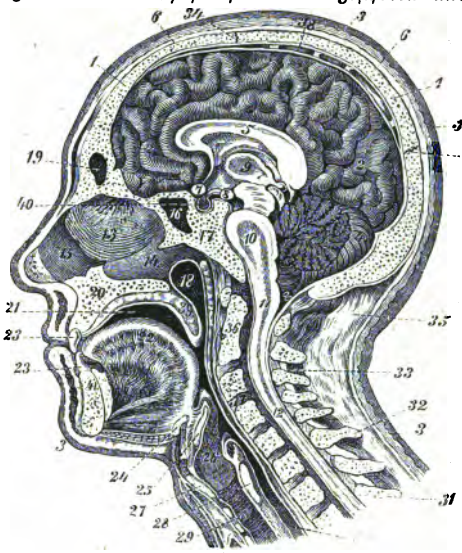
allmählich in Fett; man nennt diese Stoffe deshalb auch Fettbildner. — Nur die Milch und die Eier enthalten alle jene Stoffe, die unseren Körper aufbauen, in der richtigen Menge, und deshalb könnte der Mensch auch von Milch oder Eiern allein leben. Alle übrigen Nahrungsmittel dagegen enthalten entweder nicht sämmtliche nöthigen Stoffe, oder sie enthalten dieselben nicht in der gehörigen Menge. Deshalb ist es am zweckmäßigsten, wenn unsere Nahrung eine gemischte, nämlich aus thierischen und pflanzlichen Nahrungsmitteln zusammengesetzt ist. Zu einem gesunden kräftigen Leben bedürfen wir der Abwechselung in den Speisen. Würden wir z. B. bloß von magerem Fleische, von Käse oder vom Weißen der Eier leben wollen, so müßten wir ebenso verhungern, als wenn unsere Nahrung bloß in Fett, Butter oder Eidotter bestünde. Ebenso können aber auch alle Mehlsachen, besonders das Brot, nur dann als nahrhaft gelten, wenn in ihnen außer dem Mehl auch noch Kleber vorhanden ist (d. i. der mit dem Weißen im Ei zu vergleichende Eiweißstoff, der dicht unter der Schale der Getreidesamen lagert). Da sich nun in der Kleie noch viel Kleber befindet, so muß Kleienbrot auch viel nahrhafter sein, als das gewöhnliche Brot ohne Kleie. Freilich wird aber durch die Kleie das Brot schwerer verdaulich, und würde darum Kleienbrot einem schwachen Magen nicht anzurathen sein.

Die Getränke sollen die wässerigen Bestandtheile unseres Blutes und Körpers ersetzen, die derselbe fortwährend durch Lungen, Haut und Nieren verliert. Außerdem enthalten aber auch noch alle Getränke, selbst das Trinkwasser, solche Nahrungsstoffe in sich, die zum Ersatze der festen Körperbestandtheile dienen können. Unter allen Getränken können nur zwei für den Menschen als wirkliches Bedürfnis gelten, das Wasser und im Kindesalter die Milch. Letztere kann für den Erwachsenen gleichzeitig als Getränk und Speise dienen.

Wenn wir nun auch wissen, was wir essen sollen, so ist es ferner noch von großer Bedeutung zu wissen, wie wir die Speisen genießen müssen. Viele Menschen essen so, daß ihnen das Genossene den Nutzen nicht bringt, den es bringen könnte. Alles Feste, was wir genießen, ganz besonders das Fleisch, muß so zubereitet und im Munde mit den Zähnen so lange verarbeitet (gekaut) werden, daß es im Magen und Darmkanale von den Verdauungssäften, vorzugsweise vom sauren Magensafte, leicht durchdrungen und aufgelöst werden kann. Je flüssiger und breiiger ein Nahrungsmittel ist, oder je schneller es im Magen in eine solche Form verwandelt werden kann, desto verdaulicher ist es, und desto besser können seine Nahrungsstoffe ausgezogen und in das Blut geschafft werden. Deshalb kommt auf die Zubereitung und das Kauen der Speisen sehr viel an. Ein gut gekochtes oder gebratenes, weiches Stück Fleisch muß, wie ein tüchtig zu Brei zerkautes Stück, weit verdaulicher sein, als hartes, wenig zerkautes Fleisch. — Hartes Ei ist sehr unverdaulich, weiches dagegen sehr leicht verdaulich. — Feste, unlösliche (also unverdauliche) Stoffe in unseren Speisen, wie Hülsen, Schalen, Körnchen, Blätter u. dgl., erschweren, indem sie im Magen die löslichen, verdaulichen Nahrungsstoffe einhüllen, das Eindringen des Magensaftes in dieselben und hindern dadurch die Lösung dieser löslichen Stoffe. So gehen nicht durchgeschlagene Hülsenfrüchte (auch Reis) fast ganz unverdaut im Stuhlgange wieder mit fort. Sehr fette Speisen werden ebenfalls unverdaulicher, sobald das flüssige Fett, welches vom wässerigen Magensafte nicht durchdrungen werden kann, eine Art Hülle rings um die löslichen Nahrungsstoffe bildet. — Trinkt man Milch langsam in kleinen Schlucken und ißt dazwischen Brot, so gerinnt dieselbe im Magen nur in ganz kleinen Portionen und wird dann für den Magensaft leichter durchdringlich und löslich. Dagegen bildet sich beim schnellen Trinken größerer Massen Milch im Magen ein großer Klumpen Quark, und dieser ist für den Magensaft schwer zu lösen. Aus diesen wenigen Beispielen wird man schon erkennen, daß auf das Wie beim Essen und Trinken viel ankommt.

Die Verdauung beginnt mit der Aufnahme der Speisen und Getränke in die

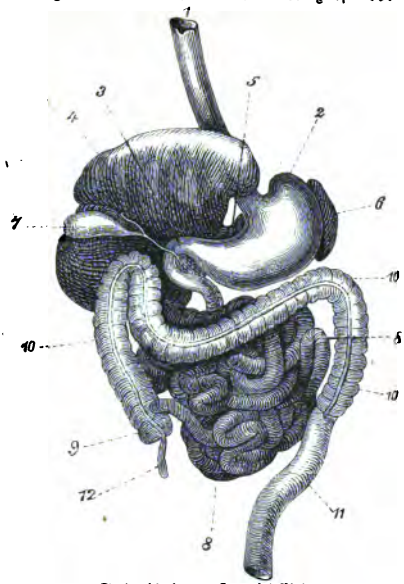
Mundhöhle. Hier werden die festen Nahrungsmittel zwischen den Zähnen zerkleinert (zerkaut) und gleichzeitig mit Speichel vermischt. Die zerkaute und eingespeichelte Speiseportion wird dann mit Hilfe der Zunge in der Mundhöhle hinterwärts geschoben und so aus der Mundhöhle in die Höhle eines fleischigen Sackes, des Schlundkopfes, gebracht. Die Zusammenziehung des Schlundkopfes bewirkt, daß der Bissen abwärts in die Speiseröhre gedrückt wird. Diese fleischige und stets geschlossene Röhre zieht sich nun stückweise hinter dem Bissen zusammen und schiebt diesen so ganz allmählich hinunter in einen länglichen Sack, in den Magen, der oben in der Bauchhöhle seine Lage hat. Nachdem die Speisen und Getränke im Magen angekommen sind und sich hier längere oder kürzere Zeit aufgehalten haben, wird ein Theil der von Haus aus flüssigen oder der im Magen erst zerweichten und flüssig gemachten Nahrung von den Gefäßchen der Magenwand sehr bald eingezogen und in den Blutstrom geschafft. Die festeren Stoffe dagegen werden vom sauren Magensafte und von dem verschluckten Mundspeichel durchzogen und in einen dicklichen grauen Brei, den Speisebrei zerweicht. Diesen Brei schiebt nun der Magen, indem sich seine fleischige und mit Schleim überzogene Wand von links nach rechts stellenweise zusammenzieht, hinaus in den Darmkanal. Wie lange sich Speisen im Magen aufhalten, hängt von der Beschaffenheit, besonders von der Löslichkeit und Menge derselben ab; sie bleiben darin $^1/_2$ bis 4, ja sogar bis 6 Stunden.



Senkrechter Durchschnitt des Kopfes.
1. Schädelknochen. 2. Großes Gehirn. 4. Kleines Gehirn mit dem Lebensbaum. 5. Der Gehirnbalken. 10. Verlängertes Rückenmark. 12. Rückenmark. 13. Knöcherne und 15. knorpliche Nasenscheidewand. 21. Mundhöhle. 22. Zunge. 23. Zähne. 25. Stimmritze. 26. Kehlkopf. 35. Nacken-Muskel. 39. Weicher Gaumen (Zäpfchen).

Der in den Darmkanal, und zwar zunächst in den Dünndarm, eingetretene Speisebrei wird jetzt im Zwölffingerdarm mit Galle und Bauchspeichel gemischt. Infolge der Durchtränkung des Speisebreies mit diesen beiden Flüssigkeiten, sowie mit dem von der Darmwand gelieferten Darmsafte und Schleime, löst sich dieser Brei immer mehr auf, und so können seine guten, flüssig gewordenen Bestandtheile von den Lymph- und Blutgefäßchen der Darmwand leicht aufgesogen und in den Blutstrom befördert werden. Die hier im Dünndarme von den Lymphgefäßen aus dem Speisebrei herausgesogene milchähnliche Flüssigkeit wird „Speisesaft“ genannt. Der Speisesaft muß stets mehrere Lymphdrüsen durchströmen, ehe er in den Milchbrustgang und durch diesen in den Blutstrom gelangt. — Je weiter und weiter der Speisesaft im Dünndarme hinuntergeschoben und dabei seiner guten flüssigen Bestandtheile entledigt wird, desto trockner und ärmer an guten Nahrungsstoffen muß natürlich dieser Brei werden. Und so gelangt als Rest des Speisebreies eine dickliche, mit Galle und Schleim gemischte Masse, die nur noch sehr wenig gute nahrhafte Stoffe enthält, aus dem Dünndarme in den Dickdarm. In diesen beiden Därmen wird übrigens, gerade wie im Magen, der Darminhalt durch die wurmförmigen Zusammenziehungen der fleischigen Darmwand allmählich abwärts geschoben.

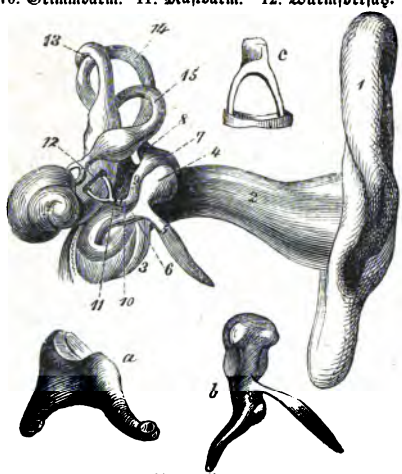
Im Dickdarme wird mit Hilfe des Darmsaftes das, was etwa von guten löslichen Stoffen noch vorhanden ist, gelöst und aufgesogen. Auf diese Weise bleiben von den genossenen, festen Nahrungsmitteln nur die unlöslichen (unverdaulichen) und unbrauchbaren Stoffe zurück, und diese nehmen im Dickdarme die Beschaffenheit des Kothes an. Dieser wird infolge der Zusammenziehung der Bauch- und Darmwand durch den Mastdarm aus dem Körper entfernt. Je mehr also unsere Nahrung unverdauliche Stoffe enthält, und je weniger von den Nahrungsmitteln verdaut wurde, desto reichlicher ist der Stuhlgang und umgekehrt. Die Zeit des Durchgangs der Speisen durch den Verdauungsapparat ist nach der Beschaffenheit und Menge des Genossenen verschieden; im allgemeinen beträgt sie gegen 12 bis 18 Stunden.



Inhalt der Bauchhöhle.

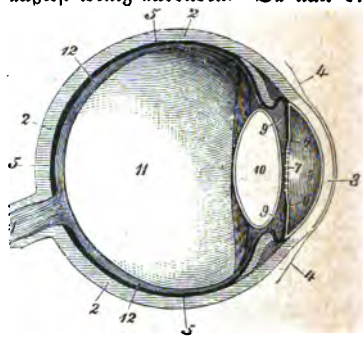
1. Speiseröhre. 2. Magen. 3. Zwölffingerdarm. 4. Leber (zurückgeklappt, so daß man ihre untere Fläche sieht). 5. Bauchspeicheldrüse. 6. Milz. 7. Gallenblase mit dem in den Zwölffingerdarm mündenden Gallengang. 8. Dünndarm. 9. Blinddarm. 10. Grimmdarm. 11. Mastdarm. 12. Wurmfortsatz.

6. Die Sinneswerkzeuge. Durch die Sinne, von denen der Gesichts- und Gehörsinn die wichtigsten sind, werden unserm Gehirne solche Empfindungen zugeleitet, die uns von dem, was außer uns in der Natur vorgeht, in Kenntnis setzen. Diese Sinneseindrücke, welche vom ersten Augenblicke unseres Lebens an auf unser Gehirn einwirken, regen dieses zur geistigen Thätigkeit an. Die Sinneseindrücke sind also gewissermaßen die geistigen Nahrungsmittel, welche von den Sinnen mit den Sinnesnerven verschluckt und im Gehirne verdaut werden. Ein Mensch, der von Geburt an blind und taub ist, kann seinen Verstand nur äußerst wenig ausbilden. Da nun die



Das Ohr.

1. Aeußeres Ohr. 2. Aeußerer Gehörgang. 3. Trommelfell. 4. Köpfchen. 5. langer Fortsatz und 6. Handgriff des Hammers. 7. Amboß. 8. Kurzer u. 9. langer Fortsatz des Amboßes. 10. Linsenknöchelchen. 11. Steigbügel. 12. Fußtritt des Steigbügels. 13. Oberer, 14. innerer und 15. äußerer Bogengang (Labyrinth). 16. (links vom Trommelfell:) Schnecke.
a. Amboß (mit dem Linsenknöchelchen), b. Hammer, c. Steigbügel.



Durchschnitt des Auges.

1. Sehnerv. 2. Weiße Augenhaut. 3. Hornhaut. 4. Bindehaut. 5. Aderhaut. 6. Regenbogenhaut. 7. Pupille (Sehloch). 8. Vordere und 9. hintere Augenkammer (mit Augenwasser). 10. Linse. 11. Glaskörper. 12. Netz oder Nervenhaut.

Sinne zur Entwickelung des menschlichen Geistes ganz unentbehrlich sind, so muß man dieselben stets mit der größten Schonung behandeln. Auch sind sie gehörig zu üben, um ein gutes Wahrnehmungs- und Beurtheilungsvermögen zu gewinnen, mit dem man das, was um uns herum vorgeht, richtig beurtheilen lernt.

270. Lebensregel.

(Luther.)

Es sei mit dem Mittagsmahl, wie es wolle, so ist es für Leib und Seele gut, daß das Abendessen sparsam und kurz sei. Daher im Sprichwort sehr wohl gesagt ist: Lustige Abendgesellschaften machen traurige Morgen. Kurz: Lang Geschwätz und Trinken in die Nacht machen eine schwere Brust und verwirrten Kopf, daß des Morgens alles voll Schwindel ist. Darum, daß du wider dies Hauptübel wach seist, so bedenke bei Zeiten, daß du den Abend nicht verderbest, damit nicht auch der Morgen und der ganze folgende Tag drauf gehe.

Des Abends nimm allezeit etwas aus der heiligen Schrift mit zu Bett, daß du sanft einschlafest. Nicht aber viel, sondern ein weniges, das wohl überlegt und verstanden sei, das du frühe beim Erwachen als ein heilig Ueberbleibsel von gestern her findest.

271. Sprüche.

(Goethe.)

Mit einem Herren steht es gut,
der, was er befohlen, selber thut.

Thu nur das Rechte in deinen Sachen!
Das andre wird sich von selber machen.

Glaube nur, du hast viel gethan,
wenn dir Geduld gewöhnest an.

Wer sich nicht nach der Decke streckt,
dem bleiben die Füße unbedeckt.

Es ließe sich alles trefflich schlichten,
könnte man die Sachen zweimal verrichten.

Tausend Fliegen hatt' ich am Abend erschlagen;
doch weckte mich eine beim früheſten Tagen.

Alles in der Welt läßt sich ertragen,
nur nicht eine Reihe von schönen Tagen.

Du bist sehr eilig, meiner Treu!
Du suchst die Thür und läufst vorbei.

Willst du nichts Unnützes kaufen,
mußt du nicht auf den Jahrmarkt laufen.

Ueber ein Ding wird viel geplaudert,
viel berathen und lange gezaudert,
und endlich gibt ein böses Muß
der Sache widrig den Beschluß.

Daß Glück ihm günstig sei, was hilft's dem Stöffel?
Denn regnet's Brei, fehlt ihm der Löffel.

Die Welt ist nicht aus Brei und Mus geschaffen;
deswegen haltet euch nicht wie Schlaraffen!
Harte Bissen gibt es zu kauen;
wir müssen erwürgen oder sie verdauen.

272. Hoffnung.

(Schiller.)

Es reden und träumen die Menschen viel
von bessern künftigen Tagen;
nach einem glücklichen, goldenen Ziel
sieht man sie rennen und jagen.
Die Welt wird alt und wird wieder jung,
doch der Mensch hofft immer Verbesserung.

Die Hoffnung führt ihn ins Leben ein,
sie umflattert den fröhlichen Knaben,
den Jüngling locket ihr Zauberschein,
sie wird mit dem Greis nicht begraben;
denn beschließt er im Grabe den müden Lauf,
noch am Grabe pflanzt er — die Hoffnung auf.

Es ist kein leerer schmeichelnder Wahn,
erzeugt im Gehirne des Thoren.
Im Herzen kündet es laut sich an:
Zu was besserm sind wir geboren.
Und was die innere Stimme spricht,
das täuscht die hoffende Seele nicht.

273. Wanderung ins Leben.

(W. O. von Horn.)

Wenn du aus dem Vaterhause oder aus dem Hause deines Lehrmeisters die erste Wanderung in die Welt antrittst, so machst du's wie der Vogel, der aus dem Käfig entwischt ist. Er schüttelt sich und rüttelt sich, als wolle er den Staub von den Federn wegwischen. Dann stimmt er sein Liedlein an, und nun geht's fort ins Freie. Auf seinem luftigen Fluge kann er eben so leicht in die Klauen eines Habichts gerathen, als zu seinesgleichen, die ihn zum Wasserquell und zur Futterstätte führen. — So kann dir's in der Fremde auch gehen. Der Habichte gibt es viele, die wie Tauben aussehen. Darum beherzige, wenn du wandern gehen willst, den Spruch:

Geh ohne Stab nicht durch den Schnee
und ohne Steuer nicht zur See;
geh ohn' Gebet und Gottes Wort
niemals aus deinem Hause fort!

Wer ohne Stab auf unbekanntem Wege durch den Schnee geht, der kann leicht ausgleiten und fallen. Wer ohne Steuer in die See fährt, der wird mit seinem Schiffe von Wind und Wellen umhergetrieben, verfehlt sein Ziel und verunglückt wohl gar in der Tiefe. Das Sprichwort meint aber nicht den eigentlichen Schnee und das eigentliche Meer, sondern das Leben in der Welt. Da geräth auch mancher auf Wege, an denen das Verderben lauert; er fällt von einer Sünde in die andere und wird elend an Leib und Seele wie der

verlorne Sohn. Er vergißt sein Vaterhaus und das Ziel seiner himmlischen Berufung. Darum mahnt das Sprüchlein an einen kräftigen Stab und an ein sicheres Steuerruder; es sagt: Geh ohn' Gebet und Gottes Wort niemals aus deinem Hause fort! Das Gebet und Gottes Wort sind für jeden in der Fremde ein Stab und ein Steuerruder. Das Gebet ist für ihn ein Stab. Wenn er Noth leidet, wenn er sich einsam und verlassen fühlt, wenn sein Mut und seine Kraft ihn verläßt; dann hilft ein Gebet zu Gott, der unser Helfer und Begleiter ist. Das gibt Hoffnung, die nicht zu Schanden werden läßt. Das Wort Gottes ist ein Steuerruder, das dem Leben Richtung gibt. Wenn die Versuchung dich auf Abwege führen will, dann ruft es dir zu: „Wandle vor mir und sei fromm!" Wenn dein Herz sich der Lust dieser Welt zuwendet, dann mahnet es: „Habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist!" — Gehst du mit dem Gebet und mit Gottes Wort aus deinem Hause, so geht mit dir, wie mit dem jungen Tobias, ein leitender Engel Gottes. Gehst du mit dem Gebet und mit Gottes Wort aus deinem Vaterhause, so ist es dir, als ginge das Vaterhaus überall mit dir; kein Heimweh kommt in deine Seele und kein Verzagen, kein Wanken und Schwanken in dem, was Gottes Wille ist. Die Verführung bekommt dich nicht in ihre Gewalt; Ehre und Gewissen bleiben unbefleckt.

274. Des Vaters Vermächtnis.

(Claudius.)

An meinen Sohn Johannes. 1799.

Gold und Silber hab ich nicht; was ich aber habe, gebe ich Dir.

Lieber Johannes!

Die Zeit kommt allgemach heran, daß ich den Weg gehen muß, den man nicht wieder kommt. Ich kann Dich nicht mitnehmen und lasse Dich in einer Welt zurück, wo guter Rath nicht überflüssig ist. Niemand ist weise von Mutterleibe an. Zeit und Erfahrung lehren hier und fegen die Tenne. Ich habe die Welt länger gesehen, als Du. Es ist nicht alles Gold, lieber Sohn, was glänzet, und ich habe manchen Stern vom Himmel fallen und manchen Stab, auf den man sich verließ, brechen sehen. Darum will ich Dir einigen Rath geben und Dir sagen, was ich funden habe, und was die Zeit mich gelehret hat.

Es ist nichts groß, was nicht gut ist; und ist nichts wahr, was nicht bestehet. Der Mensch ist hier nicht zu Hause, und er geht hier nicht von ungefähr in dem schlechten Rock umher. Und es ist nicht für ihn gleichgiltig, ob er rechts oder links gehe. Laß Dir nicht weis machen, daß er sich rathen könne und selbst seinen Weg wisse. Diese Welt ist für ihn zu wenig, und die unsichtbare siehet er nicht und kennet sie nicht. Spare Dir denn die vergebliche Mühe und thue Dir kein Leid und besinne Dich Dein.

Halte Dich zu gut, Böses zu thun. Hänge Dein Herz an kein vergänglich Ding.

Die Wahrheit richtet sich nicht nach uns, lieber Sohn, sondern wir müssen uns nach ihr richten. Was Du sehen kannst, das sieh, und brauche Deine Augen, und über das Unsichtbare und Ewige halte Dich an Gottes Wort. Bleib der Religion Deiner Väter getreu. Scheue niemand so viel, als Dich selbst. Inwendig in uns wohnet der Richter, der nicht trügt, und an dessen Stimme uns mehr gelegen ist, als an dem Beifall der ganzen Welt. Nimm es Dir vor, Sohn, nicht wider seine Stimme zu thun; und was Du sinnest

und vorhast, schlage zuvor an Deine Stirne und frage ihn um Rath. Er spricht anfangs nur leise und stammelt wie ein unschuldiges Kind; doch wenn Du seine Unschuld ehrst, löset er gemach seine Zunge und wird Dir vernehmlicher sprechen. Denke oft an heilige Dinge und sei gewiß, daß es nicht ohne Vortheil für Dich abgehe und der Sauerteig den ganzen Teig durchsäuere.

Verachte keine Religion, denn sie ist dem Geist gemeint, und Du weißt nicht, was unter unansehnlichen Bildern verborgen sein könne. Es ist leicht zu verachten, Sohn; und verstehen ist viel besser.

Thue das Gute vor Dich hin und bekümmere Dich nicht, was daraus werden wird. Wolle nur einerlei, und das wolle von Herzen.

Sorge für Deinen Leib, doch nicht so, als wenn er Deine Seele wäre. Gehorche der Obrigkeit, und laß die andern über sie streiten.

Sei rechtschaffen gegen jedermann, doch vertraue Dich schwerlich. Mische Dich nicht in fremde Dinge, aber die Deinigen thue mit Fleiß. Schmeichle niemand und laß Dir nicht schmeicheln. Ehre einen jeden nach seinem Stande und laß ihn sich schämen, wenn er's nicht verdient.

Werde niemand nichts schuldig; doch sei zuvorkommend, als ob sie alle Deine Gläubiger wären. Wolle nicht immer großmütig sein, aber gerecht sei immer. Mache niemand graue Haare; doch wenn Du recht thust, hast Du um die Haare nicht zu sorgen. Mißtraue den gleisnerischen Geberden und geberde Dich schlecht und recht.

Hilf und gib gerne, wenn Du hast, und dünke Dich darum nicht mehr; und wenn Du nicht hast, so habe den Trunk kalten Wassers zur Hand und dünke Dich darum nicht weniger.

Thue keinem Mädchen Leides und denke, daß Deine Mutter auch ein Mädchen gewesen ist.

Sage nicht alles, was Du weißt, aber wisse immer, was Du sagest. Hänge Dich an keinen Großen. Sitze nicht, wo die Spötter sitzen, denn sie sind die elendesten unter allen Kreaturen. Nicht die frömmelnden, aber die frommen Menschen achte und geh ihnen nach. Ein Mensch, der wahre Gottesfurcht im Herzen hat, ist wie die Sonne, die da scheint und wärmt, wenn sie auch nicht redet. Thue, was des Lohnes werth ist, und begehre keinen. Habe immer etwas Gutes im Sinn.

Wenn ich gestorben bin, so drücke mir die Augen zu und beweine mich nicht. Stehe Deiner Mutter bei und ehre sie, so lange sie lebt, und begrabe sie neben mir. Und sinne täglich nach über Tod und Leben, ob Du es finden möchtest, und habe einen freudigen Mut; und geh nicht aus der Welt, ohne Deine Liebe und Ehrfurcht für den Stifter des Christenthums durch irgend etwas öffentlich bezeuget zu haben.

Dein treuer Vater.

275. Abschiedsworte eines Vaters an seinen Sohn.

(Sturm.)

Du wanderst in die Welt hinaus
auf dir noch fremden Wegen,
doch folgt dir aus dem stillen Haus
der treu'sten Liebe Segen.

Ein Ende nahm das leichte Spiel,
es naht der Ernst des Lebens;
behalt im Auge fest dein Ziel,
geh keinen Schritt vergebens.

Gerader Weg, gerades Wort,
so will's dem Mann gebühren,
wer Ehre sich erwählt zum Hort,
den kann kein Schalk verführen.

Nimm auf die Schultern Last und Müh
mit frohem Gottvertrauen!
und lerne, wirkend spät und früh,
den eignen Herd dir bauen.

Halt hoch das Haupt, was dir auch droht,
und werde nie zum Knechte;
brich mit dem Armen gern dein Brot
und wahre seine Rechte.

Treib nicht mit heil'gen Dingen Spott
und ehre fremden Glauben
und laß dir deinen Herrn und Gott
von keinem Zweifler rauben!

Und nun, ein letzter Druck der Hand
und eine letzte Bitte:
Halt dich getreu im fremden Land
zu deines Volkes Sitte.

Anhang I.

Sprichwörter.

(Nach der Sammlung von Simrock.)

Wer A sagt muß auch B sagen.

Wer den Acker pflegt, den pflegt der Acker.

Adams Kinder sind Adam gleich.

Adel sitzt im Gemüte, nicht im Geblüte.

Besser allein, als in böser Gemein.

Wer es allen recht machen will, soll noch geboren werden.

Allzuscharf macht schartig.

Almosengeben armet nicht,
Kirchengehen säumet nicht,
Wagenschmieren hindert nicht,
unrecht Gut wuchert nicht,
Gottes Wort trüget nicht.

Alte soll man ehren,
Junge soll man lehren,
Weise soll man fragen,
Narren vertragen.

Wie die Alten sungen,
so zwitschern die Jungen.

Die Alten zum Rath,
die Jungen zur That.

Was deines Amtes nicht ist,
da laß deinen Fürwitz.

Frage nicht was andre machen,
acht auf deine eignen Sachen.

Wer sich auf andre verläßt, der ist verlassen.

Aller Anfang ist schwer.

Wer viel anfängt, endet wenig.

Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.

Der Apfel sieht roth, doch sitzt ein Wurm darin.

Wo Arbeit das Haus bewacht, kann Armut nicht hinein.

Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen.

Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.

Jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth.

Wer Arges thut, der scheut das Licht.

Besser arm in Ehren als reich mit Schanden.

Arm ist nicht, wer wenig hat, sondern wer viel bedarf.

Wer den Armen gibt, wird nimmer arm.

Dem Armen hilf, den Bettler verjag.

Aufgeschoben ist nicht aufgehoben.

Wer die Augen nicht aufthut, muß den Beutel aufthun.

Wer einkauft, hat hundert Augen nöthig, wer verkauft, nur eins.

Wer mit fremden Augen sieht, sieht je länger je weniger.

Die Augen glauben sich selbst, die Ohren andern Leuten.

Ein Augenzeuge gilt mehr denn zehn Ohrenzeugen.

Viel Bächlein machen auch einen Strom.

Backen und Brauen geräth nicht allzeit wohl.

Man soll das Kind nicht mit dem Bade verschütten.

Bald geben ist doppelt geben.

Man soll nicht um des Kaisers Bart streiten.

Voller Bauch studiert nicht gern.

Wer bauen will, muß zwei Pfennige für einen rechnen.

Willst du um den Bau nicht weinen,
baue nur mit eignen Steinen.

Selbst gesponnen, selbst gemacht,
rein dabei, ist Bauerntracht.

Den Baum an der Frucht,
den Buben an der Zucht,
den Thoren an den Worten
kennt man aller Orten.

Wer den Baum gepflanzt hat, genießt selten seine Frucht.

Im kleinsten Raum pflanz einen Baum
und pflege sein, er trägt dir's ein.

Den Baum muß man biegen, weil er jung ist.

Je höher der Baum, je schwerer sein Fall.

Es fällt kein Baum auf einen Hieb.

Wem viel befohlen ist, von dem wird viel gefordert.

Bergab leite mich, bergauf schone mich, in der Ebene brauche mich, sagt das Pferd.

Bescheidenheit das schönste Kleid.

Neue Besen kehren gut.

Das Beste kauft man am wohlfeilsten.

Der Mann ist weis' und wohlgelehrt,
der alle Ding zum Besten kehrt.

Bet und arbeit, so hilft Gott alle Zeit.

Bete, als hülfe kein Arbeiten; arbeite, als hülfe kein Beten.

Wie einer sein Bett macht, so mag er drauf liegen.

Früh zu Bett, früh wieder auf,
macht gesund und reich in Kauf.

Bettelsack ist bodenlos.

Geht es an die Steuer zum gemeinen Nutzen, so sucht jedermann den Bettelmantel hervor.

Aus andrer Leute Beutel ist gut zehren.

Wer zuviel beweist, beweist nichts.

Wie einer liest die Bibel,
so steht seines Hauses Giebel.

Biedermanns Erbe liegt in allen Landen.

Es muß biegen oder brechen!

Lieber biegen als brechen.

Bitter im Mund, dem Herzen gesund.

Es schlägt nicht immer ein, wenn es blitzt.

Man muß den Bock nicht zum Gärtner setzen.

Wenn der Boden zu fett ist, so erstickt die Frucht.

Borgen macht Sorgen.

Lang geborgt ist nicht geschenkt.

Mancher verbösert und glaubt, er verbessert.

Böses bleibt nicht ungestraft.

Wer des Bösen schont, schadet den Frommen.

Der Brei wird nicht so heiß gegessen, als er aufgetragen wird.

Was mich nicht brennt, blase ich nicht.

Gebrannte Kinder scheuen das Feuer.

Bricht ein Ring, so bricht die ganze Kette.

Was du einbrockst, mußt du ausessen.

Eigen Brot nährt am besten.

Vorgegessen Brot bringt Noth.

Bruderzorn, Höllenzorn.

Aus kleinen Brunnen trinkt man sich eben so satt als aus großen.

Wenn das Kind ertrunken ist, deckt man den Brunnen zu.

Wenn dich die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht.

Des Christen Herz auf Rosen geht, wenn's mitten unterm Kreuze steht.

Christus läßt wohl sinken, aber nicht ertrinken.

Grüner Christtag, weiße Ostern.

Ost und West, Daheim das Best.

Daheim gilt unser Pfennig einen Groschen.

Danken kostet nichts und gefällt Gott und Menschen wohl.

Es gehen viel Wege nach Darbstett und Mangelburg.

Denk nicht daran, so thut's nicht weh.

Was ich denk und thu, trau ich andern zu.

Das beste Deutsch ist, das von Herzen geht.

Blick erst auf dich, dann richte mich.

Wer einmal stiehlt, heißt allzeit Dieb.

Wenn der Diener reich wird und der Herr arm, so taugen beide nichts.

Wer vernünftig gebieten kann, dem ist gut dienen.

Dienstjahre sind keine Herrenjahre.

Jedes Ding hat zwei Seiten.

Doppelt genäht hält besser.

Dorn und Disteln stechen sehr, falsche Zungen noch viel mehr.

Von Dornen kann man keine Trauben lesen.

Aller guten Dinge sind drei.

Dulden, Schweigen, Lachen
hilft viel bösen Sachen.

Ehestand, Wehestand.

Ehre, dem Ehre gebührt.

Je mehr Ehr, je mehr Beschwer.

Geld verloren, nichts verloren,
Mut verloren, viel verloren,
Ehre verloren, alles verloren.

Ehrlich währt am längsten.

Eifersucht ist eine Leidenschaft,
die mit Eifer sucht, was Leiden schafft.

Eigener Herd ist Goldes werth;
ist er gleich arm, hält er doch warm.

Eile bringt Weile.

Nichts übereile, gut Ding will Weile.

Eines Mannes Rede ist keine Rede,
man soll sie billig hören beede.

Vereint sind auch die Schwachen mächtig.

Einigkeit ein festes Band,
hält zusammen Leut und Land.

Eintracht bringt Macht.

Ende gut, alles gut.

Was du thust, bedenk das Ende.

Ein Esel schimpft den andern Sackträger (Langohr).

Wenn dem Esel zu wohl ist, so geht er aufs Eis und bricht ein Bein.

Wie einer ißt, so arbeitet er auch.

Je voller das Faß, je gelinder der Klang.

Faulheit lohnt mit Armut.

Viel Federn machen ein Bett.

Viel Feiertage machen schlechte Werkeltage.

Dem fliehenden Feinde baue goldne Brücken.

Manchen hält man für fett, und er ist nur geschwollen.

Feuer im Herzen gibt Rauch in den Kopf.

Frische Fische, gute Fische.

Fischefangen, Vogelstellen
verdarb schon manchen Junggesellen.

Hans ohne Fleiß wird nimmer weis.

Fleiß bringt Brot, Faulheit Noth.

Der Fleißige thut sich nimmer genug.

Besser ein Flick als ein Loch.

Besser zweimal fragen als einmal irre gehn.

Wer viel fragt, der wird viel gewiesen.

Ein Narr kann mehr fragen, als zehn Gescheide beantworten.

Wer lange fragt, gibt nicht gern.

Mancher fragt, wie es mir geh;
ging es mir wohl, es thät ihm weh.

Die Frau muß selber sein die Magd,
soll's gehen, wie es ihr behagt.

Was die Frau erspart, ist so gut, als was der Mann erwirbt.

Die Frau kann mit der Schürze mehr aus dem Hause tragen, als der Mann mit dem Erntewagen einfährt.

Kein Kleid steht einer Frau besser als Schweigen.

Freund in der Noth, Freund im Tod,
Freund hinterm Rücken
sind drei starke Brücken.

Den Freund zu erkennen, mußt du erst einen Scheffel Salz mit ihm gegessen haben.

Eines Freund, keines Feind.

Freundes Gebrechen soll man kennen und tragen,
nicht aber nennen und nagen.

Friede ernährt, Unfriede verzehrt.

Unbilliger Frieden ist besser als gerechter Krieg.

Wer Frieden haben will, muß zum Kriege rüsten.

Friede macht Reichthum, Reichthum macht Uebermut, Uebermut bringt Krieg, Krieg bringt Armut, Armut macht Demut, Demut macht wieder Frieden.

Frisch gewagt ist halb gewonnen.

Fröhlich in Ehren mag niemand wehren.

Früh auf und spät nieder
bringt verlornes Gut wieder.

Wenn der Fuchs Gänse fangen will, so wedelt er mit dem Schwanze.

Fauler Fuhrmann spannt lieber aus als an.

Wer gut futtert der gut buttert.

Es flog ein Gänslein über Meer,
und kam ein Gickgack wieder her.

Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb.

Geben ist seliger denn nehmen.

Wer gerne gibt, läßt sich nicht lange bitten.

Die besten Gedanken kommen hinten nach.

Die ersten Gedanken sind die besten.

Geduld überwindet alles.

Geduld ist das beste Pflaster für alle Schwären.

Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um.

Wer befehlen will, muß gehorchen lernen.

Der Geiz ist die Wurzel alles Uebels.

Dem Armen geht viel ab, dem Geizigen alles.

Alle Laster nehmen mit der Zeit ab, nur Geiz und Lüge nehmen zu.

Geld regiert die Welt.

Redet Geld, so schweigt die Welt.

Baar Geld kauft wohlfeil.

Man muß dem Gelde gebieten, nicht gehorchen.

Geld macht nicht reich,
es sei denn reich das Herz zugleich.

Geld bringt Gunst, aber nicht Kunst.

Gelegenheit macht Diebe.

Gemach in die Kohlen geblasen,
so fährt dir kein Staub in die Nasen.

Genug haben ist mehr als viel haben.

Mir genügt, wie's Gott fügt.

Geradezu ist der nächste Weg.

Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes.

Besser ein Gericht Kraut mit Liebe als
ein gemästeter Ochs mit Haß.

Wer geringe Dinge wenig acht't,
sich um geringere Mühe macht.

Gescheide Hahnen frißt der Fuchs auch.

Viel Geschrei und wenig Wolle.

Man thut geschwind, was lange reut.

Böse Gesellschaft verderbt gute Sitten.

Wie das Gespinnst, so der Gewinnst.

Gesundheit ist der größte Reichthum.

Gesundheit schätzt man erst, wenn man
krank wird.

Wo Gewalt recht hat, hat das Recht
keine Gewalt.

Ein kleiner Gewinn und oft, ist besser
als ein großer und selten.

Ein gut Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen.

Gut Gewissen und armer Herd
ist Gott und aller Ehren werth.

Man entgeht wohl der Strafe, aber nicht
dem Gewissen.

Bös Gewissen, böser Gast,
weder Ruhe noch Rast.

Jung gewohnt, alt gethan.

Wie gewonnen, so zerronnen.

Hast du den Gipfel des Thurmes er-
langt, so gedenke nicht über die Spitze.

Wer leichtlich glaubt, wird leichtlich be-
trogen.

Gleich und gleich gesellt sich gern, sprach
der Teufel.

Bleib im Gleise, so gehst du nicht irre.

Glück und Glas, wie bald bricht das!

Wers Glück hat, dem fliegen die Tauben
gebraten ins Maul.

Jeder ist seines Glückes Schmied.

Glücklich ist, wer vergißt,
was nicht mehr zu ändern ist.

Es ist nicht alles Gold, was da glänzt.

Gold geht durch alle Thüren, ausge-
nommen durch die Himmelsthüre.

Was Gott thut, ist wohlgethan.

Wer Gott vertraut,
hat nicht auf Sand gebaut.

An Gottes Segen ist alles gelegen.

Wen Gott nicht hält, der fällt.

Gott verläßt die Seinen nicht.

Der alte Gott lebt noch.

Gott grüßt alle Welt, aber wenige dan-
ken ihm.

Fürchte Gott, thue recht, scheue niemand.

Trink und iß, Gottes nicht vergiß.

Bei Gott ist kein Ding unmöglich.

Gott läßt sich seine Uhr von keinem
Menschen stellen.

Gottes Mühle mahlt langsam, aber klein.

Will unser Herrgott einen strafen, so
läßt er ihn zuvor blind werden.

Gott schenkt wohl die Kuh,
aber nicht den Strick dazu.

Thäten wir nur, was wir sollten,
thäte Gott auch, was wir wollten;
weil wir nicht thun, was wir sollen,
thut auch Gott nicht, was wir wollen.

Gottes-Dienst geht vor Herren-Dienst.

Gottesfurcht ist aller Weisheit Anfang.

Wo der liebe Gott eine Kirche baut, da
baut der Teufel eine Kapelle daneben.

Mit Gott fang an, mit Gott hör auf,
das ist der schönste Lebenslauf.

Mit Gott den Anfang,
sonst geht's den Krebsgang.

Grobheit und Stolz
wachsen auf einem Holz.

Groben Leuten und tollen Hunden soll man aus dem Wege gehen.

Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

Wie du grüßest, so dankt man dir.

Großes Gut, große Sorge.

Gut macht Mut,
Mut macht Uebermut,
Uebermut thut selten gut.

Gut ist gut, wenn man gut mit thut.

Hab-ich ist ein besserer Vogel als Hätt-ich.

Je mehr man hat, je mehr man will.

Kleine Häfen laufen bald über.

Lieber Hammer als Amboß.

Was ein Haken werden will, krümmt sich bei Zeiten.

Wenn eine Hand die andre wäscht, werden sie beide rein.

Treue Hand geht durchs ganze Land.

Schwiele an den Händen hat mehr Ehre als ein goldener Ring am Finger.

Aus der Hand in den Mund
gibt schlechte Nahrung kund.

Handwerk hat goldenen Boden.

Seines Handwerks soll sich niemand schämen.

Wer viel Handwerke zugleich lernt, der lernt selten eins wohl.

Was Hänschen nicht lernt, das lernt Hans nimmermehr.

Mit Harren und Hoffen
hat's mancher getroffen.

Wer zwei Hasen zugleich hetzen will, fängt gar keinen.

Wer über sich haut, dem fallen die Späne in die Augen.

Mancher baut ein Haus
und muß zuerst hinaus.

Wer ein Haus kauft, findet's; wer eins baut, bezahlt es.

Es ist kein Häuslein, es hat sein Kreuzlein.

Eine Hausfrau sei keine Ausfrau.

Hausfriede ist Hausfreude.

Mit vielem kommt man aus,
mit wenig hält man haus.

Fleißiger Hausvater macht hurtig Gesinde.

Man muß die Haut nicht eher feil bieten, als bis man den Bären hat.

Was du nicht heben kannst, laß liegen.

Der Hehler ist schlimmer als der Stehler.

Hilf bei Zeit, eh es kommt weit.

Das Hemde ist mir näher als der Rock.

Eine blinde Henne findet auch wohl ein Korn.

Wie der Herr, so der Knecht.

Das Auge des Herrn schafft mehr als seine beiden Hände.

Niemand kann zween Herren dienen.

Gestrenge Herren regieren nicht lange.

Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über.

Was nicht von Herzen kommt, das geht nicht zu Herzen.

Heute mir, morgen dir.

Heute roth, morgen todt.

Hintenaus verderbt das Haus.

Wenn die Hirten sich zanken, hat der Wolf gewonnen Spiel.

Hitzig ist nicht witzig.

Hochmut kommt vor dem Falle.

Hoffart will Zwang leiden.

Hoffart ist leicht zu erlernen, kostet aber viel zu erhalten.

Man muß das Beste hoffen, das Schlimme kommt von selbst.

Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden.

Die Hoffnung ist unser, der Ausgang Gottes.

Wo Holzgehauen wird, da fallen Späne.

Der Horcher an der Wand
hört seine eigne Schand.

Hör und sei nicht taub,
aber langsam glaub.

Höre viel und rede wenig.

Viel Hunde sind des Hasen Tod.

Bellende Hunde beißen nicht.

Damit lockt man keinen Hund vom Ofen.

Komm ich über den Hund, so komm ich auch über den Schwanz.

Hunger ist der beste Koch.

Hut in der Hand hilft durchs ganze Land.

Ein trocknes Jahr gibt zwei nassen zu essen.

Januar warm, daß Gott erbarm!

Erst komm ich und wieder ich und nochmals ich, und dann kommen die andern noch lange nicht.

Was jeder thun soll, thut keiner.

Daß viele irre gehn, macht den Weg nicht richtig.

Man ißt, um zu leben, und lebt nicht, um zu essen.

Iß, was gar ist,
trink, was klar ist,
sprich, was wahr ist.

Was man in der Jugend wünscht, das hat man im Alter.

Die Jugend soll erwerben, was das Alter verzehrt.

Jung gewohnt, alt gethan.

Zu jung ist ein Fehler, der sich täglich bessert.

Gib dem Kaiser, was des Kaisers und Gott, was Gottes ist.

Wer etwas kann, den hält man werth, des Ungeschickten niemand begehrt.

Man kann, was man will.

Wer den Karren in den Dreck geschoben hat, soll ihn auch wieder herausziehen.

Man muß keine Katz' im Sacke kaufen.

Wenn die Katze aus dem Hause ist, springen die Mäuse über Stühl' und Bänke.

Ein jeder kehre vor seiner Thür,
er findet wohl Koth genug dafür.

Wer den Kern essen will, muß erst die Nuß knacken.

Wer seinen Kindern gibt das Brot,
daß er muß selber leiden Noth,
den schlage man mit Keulen todt.

Es ist besser, die Kinder bitten dich, als du sie.

Je lieber Kind, je schärfre Ruthe.

Wie man die Kinder gewöhnt, so hat man sie.

Kleine Kinder kleine Sorgen,
große Kinder große Sorgen.

Kinder und Narren sagen die Wahrheit.

Kluge Kinder leben nicht lange.

Wenn Kinder und Narren zu Markte gehen, lösen die Krämer Geld.

Klagen füllt nicht den Magen.

Wo kein Kläger, da ist auch kein Richter.

Was sich soll klären, das muß erst gähren.

Rein und ganz
gibt dem schlechten Kleide Glanz.

Wer im Kleinen spart, kann im Großen freigebig sein.

Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil.

Der Klügere gibt nach.

Der ist ein kluger Mann,
der sich in Menschen schicken kann.

Treuer Knecht, ein Schatz im Hause.

Viel Köche verderben den Brei.

Wenn ich wollte, was ich sollte,
könnt' ich alles, was ich wollte.

So viel Köpfe so viel Sinne.

Was man nicht im Kopfe hat, muß man in den Beinen haben.

Den Kopf halt kühl, die Füße warm, das macht den besten Doctor arm.

Kopfarbeit ist schwere Arbeit.

Die beste Kost, die nicht viel kost't.

Das Kreuz gefaßt ist halbe Last.

Krieg verzehrt, was Friede beschert.

Besser redlicher Krieg denn elender Friede.

Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht.

Nicht alle Kugeln treffen.

Die Kühe, die am meisten brüllen, geben am wenigsten Milch.

Vier Kühe gut gewartet, sind besser als acht schlecht gewartet.

Kunst bringt Gunst.

Wer die Kunst nicht übt, verliert sie bald.

Der Kunst ist niemand gram, als der sie nicht kann.

Kunst ist im Glück eine Zier, im Unglück eine eiserne Thür.

Der Meister einer Kunst nährt Weib und sieben Kinder; ein Meister aller sieben Künste nährt sich selber nicht.

Kürzen kannst du dein Leben, verlängern kann es Gott allein.

Am vielen Lachen erkennt man den Narren.

Wer zuletzt lacht, lacht am besten.

Ländlich sittlich.

Was lange währt, wird gut.

Wer's lang hat, läßt's lang hangen.

Wer langsam geht, kommt auch zum Ziel.

Er hat läuten gehört, weiß aber nicht, wo die Glocken hangen.

Wer für andre lebt, hat am besten für sich gelebt.

Leb, als wollst du täglich sterben, schaff, als wollst du ewig leben.

Leere Aehren stehen hoch.

Was nicht zu meiden, soll man leiden.

Leid währt nicht immer, Ungeduld macht's schlimmer.

Schuster, bleib bei deinem Leisten.

Wer die Leiter hinauf will, muß mit der untersten Sprosse anfangen.

Man lernt, so lange man lebt.

Lerne was, so kannst du was.

Lesen und nicht verstehen ist halbes Müßiggehen.

Guter Leumund ist ein zweites Erbtheil.

Laß die Leute reden und die Hunde bellen.

Wer das Licht zu knapp schneuzt, der löscht es.

Wers Licht scheut, hat nichts Gutes im Sinn.

Nach Liebe Leid.

Aus Liebe frißt der Wolf das Schaf.

Wo man Liebe säet, da wächst Freud empor.

Liebe kommt der Bitte zuvor.

Ein gut Lied mag man dreimal singen.

Was die Linke thut, laß die Rechte nicht wissen.

Eigenlob stinkt, Freundes Lob hinkt, Feindes Lob klingt.

Das Werk lobt den Meister.

Ich will dir zeigen, wo der Zimmermann ein Loch gelassen hat.

Er hat die Weisheit mit Schaumlöffeln gegessen.

Das Löwenmaul hat ein Hasenherz.

Lügen haben kurze Beine.

Wer lügt, der stiehlt; wer stiehlt, der lügt.

Wer viel schwatzt, lügt viel.

Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht und wenn er auch die Wahrheit spricht.

Lust und Liebe zu einem Ding macht alle Müh' und Arbeit gering.

Wer den Lüsten nicht das Messer an die Kehle setzt, den bringen sie um.

Zuviel Lust bringt Unlust.

Machst du's gut, hast du's gut; machst du's schlecht, geschieht dir recht.

Faule Mädchen, lange Fädchen.

Mai kühl und naß
füllt dem Bauern Scheur und Faß.

Kurze Abendmahlzeit
macht lange Lebenszeit.

Alte Marksteine soll man nicht verrücken.

Die Marterwoch laß still vergehn,
dein Heiland wird schon auferstehn.

Des Teufels Märtyrer leiden viel mehr als Gottes Märtyrer.

Nimmt der März den Pflug beim Sterz,
hält April ihn wieder still.

Märzenstaub bringt Gras und Laub.

Maß ist zu allen Dingen gut.

Mäßigkeit ist die beste Arznei.

Wenn das Maß voll ist, so läuft's über.

Wenn die Maus satt ist, schmeckt das Mehl bitter.

Hat die Maus einmal den Speck gekostet, so kommt sie wieder.

Es fällt kein Meister vom Himmel.

Der Mensch denkt, Gott lenkt.

Ist der Mensch geboren, so fängt er an zu sterben.

Menschengunst ist Erdendunst.

Besser zweimal messen
als einmal vergessen.

Der Strenge hat mich oft gereut, der Milde nie.

Der Milde gibt sich reich, der Geizhals nimmt sich arm.

Wie du mir, so ich dir.

Mißbrauch lehrt den rechten Brauch.

Mitgegangen, mitgefangen,
mitgestohlen, mitgehangen.

Mittelstraß das beste Maß.

Einen Mohren kann man nicht weiß waschen.

Was kümmert's den Mond, wenn ihn die Hunde anbellen?

Spar nicht auf morgen, was du heute thun kannst.

Morgen, morgen, nur nicht heute,
sprechen immer faule Leute.

Morgenstunde hat Gold im Munde.

Die Mücke fliegt so lang ums Licht, bis sie sich versengt.

Man muß nicht nach jeder Mücke schlagen.

Der Mühe gibt Gott Schaf und Kühe.

Wer zuerst in die Mühle kommt, mahlt zuerst.

Mund und Herz sind eine Spanne von einander.

Verschlossner Mund und offene Augen haben noch niemand geschadet.

Muß es sein, so schick dich drein.

Muß ist eine harte Nuß.

Müßiggang ist aller Laster Anfang.

Muttertreu ist täglich neu.

Fleißige Mutter hat faule Töchter.

Liebe deinen Nachbar, reiß aber den Zaun nicht ein.

Es geht dich auch an, wenn des Nachbarn Haus brennt.

Nach der That finden auch Narren Rath.

Das kleinste Ding ist auch zu ehren;
eine Nadel mag einen Schneider ernähren.

Der eine schlägt den Nagel ein,
der andere hängt den Hut daran.

Wer den Nagel am Hufeisen nicht achtet,
der verliert auch das Pferd.

So lang ein Narr schweigt, hält man ihn für klug.

Wenn die Narren kein Brot äßen, wäre das Korn wohlfeil.

Kein Narr war je so dumm, er fand einen, der ihn für klug hielt.

Jedem Narren gefällt seine Kappe.

Narren und Affen alles begaffen.

Narrenhände beschmieren Tisch und Wände.

Naschen macht leere Taschen.

Wer andere necken will, muß selbst Scherz verstehen.

Ein „Nimm hin" ist besser denn zehn „Helfgott".

Der Neid frißt seinen eigenen Herrn.

Laß Neider neiden und Hasser hassen; was Gott mir gönnt, muß man mir lassen.

Immer was neues, aber selten was gutes.

Es geschieht nichts neues unter der Sonne.

Aus nichts wird nichts, von nichts kommt nichts.

Wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren.

Noth lehrt beten.

Je größer Noth, je näher Gott.

Nach Nürnberger Recht behält der die Schläge, der sie hat.

Nicht jeder kann uns nützen, aber jeder kann uns schaden.

Obrigkeit, bedenk dich recht,
Gott ist dein Herr und du sein Knecht.

Wer mit Ochsen fährt, kommt auch zu Markte.

Dem Ochsen, der da drischt, soll man das Maul nicht verbinden.

Auf eine öffentliche Sünde gehört eine öffentliche Buße.

Zu einem Ohr hinein, zum andern wieder heraus.

Ordnung ist das halbe Leben.

Pack schlägt sich, Pack verträgt sich.

Es paßt — wie die Faust aufs Auge.

Wer Pech angreift, besudelt sich.

Wasch mir den Pelz, aber mach mich nicht naß.

Man soll die Perlen nicht vor die Säue werfen.

Pfau schau deine Beine.

Da liegt der Has' im Pfeffer.

Wer den Pfennig nicht ehrt,
ist des Thalers nicht werth.

Mancher sucht einen Pfennig und verbrennt ein Dreierlicht.

Ein guter Hausvater muß drei Pfennige haben: einen Ehrenpfennig, einen Zehrpfennig und einen Nothpfennig.

Wer mehr *hinter* die Pferde legt, als *vor* sie, der füttert nicht lange.

Pferd ohne Zaum, Kind ohne Ruth' thun nimmer gut.

Pflanze, oft versetzt, gedeiht nicht.

Wenn Gott das Gedeihen nicht gibt, so hilft unser Pflanzen und Wässern nicht.

Gebrauchter Pflug blinkt,
stehend Wasser stinkt.

Ein Pfund Federn wiegt so viel als ein Pfund Blei.

Wo der Pfuscher findet Brot,
muß der Künstler leiden Noth.

Pillen muß man verschlucken,
nicht im Mund zerdrucken.

Prahler, schlechte Zahler.

Probieren geht über studieren.

Der Prophet gilt nirgend weniger als in seinem Vaterlande.

Prüfet alles und das Beste behaltet!

Er ist das fünfte Rad am Wagen.

Rast ich, so rost ich, sagt der Schlüssel.

Halte Rath *vor* der That.

Nach dem Rath greif zur That.

Ohne Rath keine That.

Rath nach der That kommt zu spat.

Guter Rath kommt nie zu spat.

Alle wissen guten Rath,
nur nicht, wer ihn nöthig hat.

Wem nicht zu rathen ist, dem ist nicht zu helfen.

Rathen ist leichter denn helfen.

Ein Löffel voll That
ist besser als ein Scheffel voll Rath.

Wer sich selbst nicht weiß zu rathen,
schau, was andre vor ihm thaten.

Wenn die Herren vom Rathhause kommen, sind sie am klügsten.

Ein räudiges Schaf steckt die ganze Herde an.

Man soll die Rechnung nicht ohne den Wirth machen.

Was dem einen recht ist, ist dem andern billig.

Strenges Recht ist oft das größte Unrecht.

Recht muß doch Recht bleiben.

Recht scheidet wohl, aber es freundet nicht.

Wer Recht nicht will leiden, darf über Gewalt nicht klagen.

Reden ist Silber, Schweigen ist Gold.

Rede wenig, rede wahr;
zehre wenig, zahle baar.

Rede, daß ich dich sehe.

Wer redet, was ihn gelüstet,
muß hören, was ihn entrüstet.

Keine Regel ohne Ausnahme.

Nach Regen kommt Sonnenschein.

Aus dem Regen in die Traufe.

Laß regnen, weil es regnen mag,
das Wasser will seinen Lauf,
und wenn es ausgeregnet hat,
so hörts von selber auf.

Wer regieren will, muß hören und nicht hören, sehen und nicht sehen.

Im Regieren ist mehr Last als Lust,
mehr Beschwer denn Ehr.

Wenn wir alle wären reich
und einer wär dem andern gleich,
und wären all zu Tisch gesessen,
wer trüge dann uns auf das Essen?

Leg deinen Reichthum nicht all auf ein Schiff.

Reiche essen, wann sie wollen, — Arme, wann sie was haben.

Die Reichen wissen nicht, wie dem Armen zu Mute ist.

Wenn die Reichen bauen, haben die Armen zu thun.

Reich werden ist keine Kunst, aber fromm bleiben.

Halt dich rein, acht dich klein,
sei gern allein, mit Gott gemein

Dem Reinen ist alles rein.

Reinlichkeit ist halbes Futter.

Reinlichkeit ist keine Hoffart.

Reue ist ein hinkender Bote, sie kommt langsam, aber gewiß.

Richter sollen zwei gleiche Ohren haben.

An kleinen Riemen lernen die Hunde Leder fressen.

Wer im Rohr sitzt, hat gut Pfeifen schneiden.

Rom ward nicht an einem Tag erbaut.

Kein Rose ist ohne Dornen.

Pflück die Rose, wenn sie blüht,
schmiede, wenn das Eisen glüht.

Tapfer Roß achtet nicht der Hunde Bellen.

Wer will haben gute Ruh,
der höre, seh und schweig dazu.

Die Ruthe macht aus bösen Kindern gute.

Er hat sich selber die Ruthe auf den Rücken gebunden.

Gebrauchte Ruth wirft Gott in die Glut.

Drei S gehören Gott dem Herrn zu: Sorgen, Segnen und Seligmachen.

Wie die Saat, so die Ernte.

Wer wird der Vögel willen die Saat unterlassen?

Wer säet, der mähet.

Der eine sät, der andere schneidet, der dritte scheuert ein.

Man schlägt auf den Sack und meint den Esel.

Langsam zum Beutel, hurtig zum Hut, hilft manch' jungem Blut.

Man soll nicht alles sagen, was man denkt, und nicht alles glauben, was man sagt.

Jedermann sagt es, niemand weiß es.

Wenn man die Saite zu hoch spannt, so reißt sie.

Salz und Brot macht Wangen roth.

Sammt und Seide am Leibe löschen das Feuer in der Küche aus.

Wer sich nicht satt essen kann, der kann sich auch nicht satt lecken.

Man muß in alle Sättel gerecht sein.

Das beste am Kalbskopf ist — das Kalb.

Was nicht sauert, süßt auch nicht.

Ein wenig Sauerteig durchsäuert den ganzen Trog.

Durch Schaden wird man klug; — ist aber theures Lehrgeld.

Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen.

Man soll die Schafe scheren, aber nicht rupfen.

Es ist ihm nicht ums Schaf, sondern um die Wolle.

Geduldiger Schafe gehen viel in einen Stall, — ungeduldiger noch mehr.

Wer schafft, hat keine Langeweile.

Jeder trägt seinen Schalk im Busen.

Scham hindert Schande.

Wes du dich schämst vor andern, das thu auch allein nicht.

Es ist bald geendet, was lange schändet.

Wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz.

Scheiden und meiden thut weh.

Der Schein trügt.

Ein Schelm gibt mehr, als er hat.

Aus Scherz kann leicht Ernst werden.

Wenn der Scherz am besten ist, soll man aufhören.

Besser Scheu denn Reu.

Wer nicht beten kann,
werd' ein Schiffmann.

Eine Stunde Schlaf vor Mitternacht ist besser als zwei darnach.

Früh schlafen gehn und früh aufstehen, schließt viel Krankheiten die Thüre zu.

Wer viel schläft, den schläfert viel.

Kein Schlag zu viel, als der daneben fällt.

Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben.

Wer dir von andern schlecht spricht, spricht auch andern schlecht von dir.

Nichts ist so schlimm, es ist zu etwas gut.

Da ist Schmalhans Küchenmeister.

Schmeichler, Heuchler.

Schmeichler sind Katzen,
die vorne lecken und hinten kratzen.

Wenns am besten schmeckt, soll man aufhören.

Geh lieber zum Schmied als zum Schmiedchen.

Wer gut schmeert, der gut fährt.

Alten Schmutz muß man nicht aufrühren.

Er ist noch gelb um den Schnabel.

Der Schnee läßt sich nicht im Ofen trocknen.

Enge Schornsteine ziehen besser als weite.

Schreiben, Rechnen, Singen
soll ein Kind aus der Schule bringen.

Es weiß niemand besser, wo der Schuh drückt, als der ihn trägt.

Die alten Schuhe soll man nicht verwerfen, man habe denn neue.

Lieber dem Schuster als dem Apotheker.

Man soll nicht aus der Schule schwatzen.

Weit davon ist gut vorm Schuß.

Eine Schwalbe macht keinen Sommer.

Schweigen und Denken
mag niemand kränken.

Könnte der Narr schweigen, so wär er weis.

Ein Schwert hält das andere in der Scheide.

Wer nicht schwimmen kann, gehe nicht ins Wasser.

Wer nicht schwitzt, den soll man reiben, wer nicht arbeitet, den soll man treiben.

Man muß nicht mit sechsen fahren, wenn man nur Futter für zweie hat.
Sehen geht über Hören.
Sei, was du scheinen willst.
Jedem das Seine.
Jeder warte des Seinen.
Selbstgethan ist bald gethan.
Selber ist der Mann.
Hilf dir selbst, so hilft dir Gott.
Was ich selber thu, trau ich andern zu.
Wo sieben essen, da ißt auch noch einer.
Wer wohl sitzt, der rücke nicht.
Wer im Sommer nicht arbeitet, muß im Winter Hunger leiden.
Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen.
Die Sonne bringt es an den Tag.
Sonntagsbeschäftigung macht Montagsarbeit.
Wer selbst nicht anspannt, dem kann man nicht vorspannen.
Sparen ist größere Kunst denn erwerben.
Spar in der Zeit, so hast du in der Noth.
Auf den Sparer folgt der Zehrer.
Besser spät als gar nicht.
Mit Speck fängt man Mäuse.
Es spielen sich eher zehn arm als einer reich.
Junger Spieler, alter Bettler.
Sprichwort wahr Wort.
Wer da steht, sehe zu, daß er nicht falle.
Zwei harte Steine mahlen selten kleine.
Der Stolz frühstückt mit dem Ueberflusse, speist zu Mittag mit der Armut und ißt zu Abend mit der Schande.
Selber schuldig ist der That, wer nicht straft die Missethat.
Wer da baut an der Straßen, muß die Leute reden lassen.
Wer auf zwei Stühlen sitzt, fällt oft mitten durch.
Was keine Sünde ist, ist keine Schande.
Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben.
Jeder Tag hat seine Plage.
Wo Tauben sind, da fliegen Tauben zu.
Die gebratnen Tauben fliegen einem nicht ins Maul.
Man soll den Teufel nicht an die Wand malen.
Anderer Thorheit sei deine Weisheit.
Thu das Deine, Gott thut das Seine.
Vorgethan und nachbedacht, hat manchen in groß Leid gebracht.
Was du nicht willst, daß man dir thu, das füg auch keinem andern zu.
Wenn jeder vor seiner Thüre fegt, so wird es überall sauber.
Man sucht keinen hinter der Thür, man habe denn selbst dahinter gesteckt.
Was hilft der Titel ohne Mittel?
Dem Tod ist niemand zu stark.
Für den Tod ist kein Kraut gewachsen.
Trau, schau; wem.
Die Trauben sind sauer, sagte der Fuchs.
Träume sind Schäume.
Wie mans treibt, so gehts.
Treue ist ein seltner Gast, halt ihn fest, wenn du ihn hast.
Trink und iß, Gott nicht vergiß.
Trink und iß, der Armen nicht vergiß.
Es trinken tausend sich den Tod eh einer stirbt von Durstes Noth.
Steter Tropfen höhlt den Stein.
Rein und ganz gibt dem schlechtesten Tuche Glanz.
Tugend ist der beste Schmuck.
Uebermut thut selten gut.
Wer überwinden will, lerne vertragen.
Sage mir, mit wem du umgehst, so sage ich dir, wer du bist.
Umgekehrt wird ein Schuh daraus.
Undank ist der Welt Lohn.
Undank schadet auch den Unschuldigen.
Jedes Dach hat sein Ungemach.
Kein Unglück so groß, es hat ein Glück im Schoß.

Wer Unglück haben soll, stolpert im Grase, fällt auf den Rücken und bricht die Nase.

Unkraut vergeht nicht.

Unrecht Gut gedeiht nicht.

Unrecht Gut kommt nicht auf den dritten Erben.

Wer dich einmal betrügt, thut dir unrecht; wer zweimal, thut dir eben recht.

Untreue schlägt ihren eignen Herrn.

Unverhofft kommt oft.

Ein Vater ernährt eher zehn Kinder als zehn Kinder einen Vater.

Gott, Eltern und Lehrern kann man nie vergelten.

Ein magerer Vergleich ist besser als ein fetter Proceß.

Vergleichen und Vertragen
frommt mehr als Zank und Klagen.

Wer sich auf andere verläßt, der ist verlassen.

Verletzen ist leicht, heilen schwer.

Versprechen und Halten
ziemt wohl Jungen und Alten.

Viel verthun und wenig erwerben
ist der Weg zum Verderben.

Verzeih dir nichts und andern viel.

Ein Vielfraß wird nicht geboren, sondern erzogen.

Die Vögel, die zu früh singen, holt am Abend die Katze.

Jeder Vogel hat sein Nest lieb.

Nach und nach macht der Vogel sein Nest.

Kleine Vöglein, kleine Nestlein.

Vorrede spart Nachrede.

Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert.

Wer nicht vorwärts kommt, der kommt zurück.

Wagen gewinn, wagen verliert.

Erst wäg's, dann wag's.

Wahl macht Qual.

Mit der Wahrheit kommt man am weitesten.

Er sieht den Wald vor Bäumen nicht.

Wie es in den Wald schallt, so schallt es wieder heraus.

Wer warten kann, hat viel gethan.

Der auf halbem Wege umkehrt, irrt nur um die Hälfte.

Wein sagt die Wahrheit.

Süßer Wein gibt scharfen Essig.

In Wein und Bier ertrinken mehr denn in Wasser.

Jedem gefällt seine Weise wohl,
drum ist das Land der Narren voll.

Schick dich in die Welt hinein;
denn dein Kopf ist viel zu klein,
daß die Welt sich schicke drein.

Wetzen hält den Mäher nicht auf.

Wer Wind säet, wird Sturm ernten.

Windmühlen kann man nicht mit Blasbälgen treiben.

Alles wissen macht Kopfweh.

Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß.

Wohlgeschmack bringt Bettelsack.

Wie gewonnen, so zerronnen.

Wohlthun trägt Zinsen.

Wer des Wolfes schont, der gefährdet die Schafe.

Wo der Wolf weidet die Herd,
da sind die Schäflein bald verzehrt.

Nicht alle Wolken regnen.

Wörter sind auch Schwerter.

Gut Wort sind guten Ort.

Ein Mann ein Wort, ein Wort ein Mann.

An dem Wort erkennt man den Thoren,
wie den Esel an den Ohren.

Alte Wunden soll man nicht aufreißen.

Würden, Bürden.

Wenn der Wurf aus der Hand ist, ist er des Teufels.

Kein Wurm so klein, er krümmt sich,
wenn er getreten wird.

Man muß die Wurst nach der Speckseite werfen.

Laß dir kein X für ein U machen.

Zanken zwei, so haben beide Unrecht.

Goldener Zaum macht schlechtes Pferd nicht besser.

Wie einer den Zaun hält, hält er auch das Gut.

Alles hat seine Zeit.

Wer nicht kommt zu rechter Zeit, der muß nehmen was übrig bleibt.

Kommt Zeit, kommt Rath.

Durch zweier Zeugen Mund wird allerwärts die Wahrheit kund.

Wer im Zorn handelt, geht im Sturm unter Segel.

Wer leicht zürnt, sündigt leicht.

Wie die Zucht, so die Frucht.

Züchtig, fromm, bescheiden sein, das steht allen Menschen fein.

Zucker in der Jugend macht faule Zähne im Alter.

Zufriedenheit ist der größte Reichthum.

Zufrieden sein ist große Kunst, zufrieden scheinen bloßer Dunst, zufrieden werden großes Glück, zufrieden bleiben Meisterstück.

Eine Zunge hat kein Bein, schlägt aber manchem den Rücken ein.

Zwang währt nicht lang.

Wo sich zwei zanken, gewinnt der dritte.

Anhang II.

Einige nützliche Vorlagen und Formulare.

1. Vorlagen zu Brief-Adressen.

(Nach Vorschriften des kaiserl. deutschen General-Postamts.)

Freimarke.

Herrn Kupferstecher **Apfel**

Berlin W.
Lützowstraße 80, 1 Treppe.

Freimarke.

Herrn Gutsbesitzer **von Dalldorf**

auf **Friedrichsruh**
bei **Eckernförde.**

Herrn **Karl Tasche,** Unteroffizier
beim Garde-Schützen-Bataillon, 3. Komp.

Soldatenbrief.
Eigene Angelegenheit des Empfängers.

Berlin.

Herrn **Karl Petzel**

Einliegend 10 Mark.

Straßburg i. Elsaß
Münsterplatz 6.

Geldbriefe müssen einen ordentlichen Brief-Umschlag und zwei oder fünf Siegel haben. Man kann auch Geld auf Postanweisung einzahlen, worauf es die Post dem Empfänger auszahlt. Packete müssen eine Begleitadresse (Packetadresse) bei sich haben. Formulare zu Postanweisungen und Packetadressen erhält man von jedem Postboten und bei jeder Postanstalt, ebenso Postkarten.

Briefe gehen für 10 Pfennige, offene Postkarten für 5 Pfennige, Packete bis zu fünf Kilogramm (zehn Pfund) für 50 Pfennige durch das ganze Reich.

2. Rechnung, Quittung, Schuldschein.

Heinrichshorst, den 31. Dezember 1875.

Rechnung

für den Wirthschaftsinspektor Herrn **Adler**
von **F. Klink**, Schuhmachermeister.

1874.		ℳ	₰
5. Oktober	ein paar Herrenstiefel	21	00
15. "	" " Frauenschuhe	5	00
1. November	" " Stiefel besohlt und befleckt	4	75
2. "	zwei " Kinderschuhe 4,50 ℳ und 3 ℳ	7	50
28. "	ein " Zeugstiefel	7	00
12. Dezember	" " Kinderschuhe befleckt	0	75
21. "	" " desgl. besohlt und befleckt	2	00
28. "	Ausbesserung an einem Stiefel	0	25
	Summa	48	25

(Hierunter nach geschehener Zahlung:) Betrag dankend erhalten
Heinrichshorst, den 3. Januar 1876. Klink, Schuhmacher.

= 36 ℳ =

in Worten: Sechsunddreißig Mark für sechs Fuhren zu je 6 Mark hat mir Herr Feldmesser Mehring heute gezahlt, worüber ich hiermit quittiere.
Passendorf, den 12. August 1875. **Brümmer**, Ackerwirth.

= 37,50 ℳ =

in Buchstaben: Siebenunddreißig Mark fünfzig Pfennige an Lohn sind mir für den Nachtwächterdienst während des Monats August aus der hiesigen Stadthauptkasse heute gezahlt worden, worüber ich diese Quittung ausstelle.
Bärwalde, den 30. August 1875. **Wehrmann**, Nachtwächter.

Schuldschein über 250 Mark.

Zweihundertfünfzig Mark hat mir der Bauerhofsbesitzer Herr Puls hierselbst heute geliehen. Indem ich über den Empfang dieser Summe hiermit quittiere, verpflichte ich mich, das Kapital spätestens nach Ablauf von 2 (zwei) Jahren zurückzuzahlen und dasselbe bis dahin jährlich mit 5 (fünf) vom Hundert zu verzinsen, auch diese Zinsen von 6 zu 6 Monaten pünktlich zu zahlen.
Windsberg, den 1. Juli 1870. **Frittner**, Häusler.

(6,25 ℳ — sechs Mark fünfundzwanzig Pfennige Zinsen hat der Häusler Frittner heute richtig bezahlt.
Windsberg, den 2. Januar 1871. **Puls**, Bauer.)

Obige Zweihundertfünfzig Mark hat mir der Häusler Frittner heute baar und richtig zurückgezahlt, worüber ich hiermit quittiere.
Windsberg, den 1. Juli 1872. **Puls**, Bauer.

3. Kontrakt, Zeugnis.

Pacht-Kontrakt.

Zwischen dem Lohgerbermeister Peuker und dem Ackerwirth Zöllner ist heute folgender Pacht-Kontrakt verabredet worden:

Der ꝛc. Peuker verpachtet dem ꝛc. Zöllner seine am Hauswiesenwege unter Nr. 103 der Flurkarte belegene Hausparzelle von 2 Hektar 10 Ar auf zehn aufeinander folgende Jahre vom 1. Oktober 1874 bis dahin 1884 unter folgenden Bedingungen:

1. Pächter verpflichtet sich, den Acker gut zu bewirthschaften, ihn alle drei Jahre hinreichend zu düngen und in jedem Bezug dafür zu sorgen, daß das Grundstück in gutem, tragfähigem Stande bleibt.
2. Pächter zahlt für das erpachtete Grundstück eine jährliche Pacht von 140 (einhundertvierzig) Mark in vierteljährlichen Terminen pränumerando. Er trägt außerdem alle Lasten und Abgaben, die auf dem Grundstücke ruhen oder während der Pachtzeit noch darauf gelegt werden.
3. Zurückgegeben wird der Acker in der Gerstenstoppel.
4. Auf Pachterlaß macht der Pächter auch bei Unglücksfällen keinerlei Anspruch.

Beide Theile sind mit dem Vorstehenden in allen Stücken einverstanden und haben dasselbe in zwei gleichen Abschriften ausgefertigt und eigenhändig unterschrieben.

Perleberg, den 3. Juli 1874.

Peuker.
Zöllner.

Dienstzeugnis.

Anna Regina Witt aus Ziebingen hat in meinem Hause als Viehmagd drei und ein halbes Jahr gedient und sich jederzeit treu, ehrlich und arbeitsam gezeigt. Da sie meinen Dienst verlassen will, um in Zukunft mehr in der Nähe ihrer alten Eltern zu dienen, so bescheinige ich ihr dies der Wahrheit gemäß.

Kunow, den 31. März 1874.

Gerhold, Krüger.

---

4. Ein Blatt aus dem Wirthschaftsbuche einer Arbeiterfamilie.

Monat	Tag		Einnahme ℳ	Einnahme ₰	Ausgabe ℳ	Ausgabe ₰
		Bestand aus dem September . . .	23	30	—	—
Oktober	1.	Miethe für das 3. Vierteljahr	—	—	12	00
"	"	Steuern für den Monat Oktober . . .	—	—	—	50
"	"	Brot	—	—	2	00
"	3.	Weizenmehl	—	—	—	45
"	4.	Wochenlohn des Mannes 6 Tage . . .	8	40	—	—
"	"	" der Frau 4 " . . .	4	00	—	—
"	5.	Fleisch	—	—	—	60
"	7.	Häringe	—	—	—	25
"	8.	Kohlen für den Winter	—	—	19	50
"	"	Brot	—	—	2	00
"	10.	Bier 5 Liter	—	—	—	75
"	11.	Wochenlohn des Mannes 6 Tage . . .	8	40	—	—
"	"	" der Frau 5 " . . .	5	00	—	—
"	12.	Fleisch	—	—	—	60
		Zu übertragen	49	10	38	65

Monat	Tag		Einnahme ℳ	Einnahme ₰	Ausgabe ℳ	Ausgabe ₰
		Uebertrag	49	10	38	65
Oktober	12.	für verkaufte Kartoffeln	15	00	—	—
"	14.	auf dem Jahrmarkt Jacke für den ältesten Jungen . .	—	—	5	25
"	"	" " " wollener Rock für das Mädchen . .	—	—	4	50
"	"	" " " Kleid für den Kleinsten	—	—	2	00
"	"	" " " ein paar Holzpantoffeln	—	—	—	60
"	"	" " " Wolle zu Strümpfen	—	—	4	50
"	"	" " " Leinwand	—	—	7	00
"	"	" " " verzehrt	—	—	—	50
"	15.	Brot	—	—	2	00
"	18.	Wochenlohn des Mannes 5 Tage . . .	7	00	—	—
"	"	" der Frau 4 " . . .	4	00	—	—
"	19.	Kaffee	—	—	—	40
"	"	Fische	—	—	—	30
"	22.	Brot	—	—	2	00
"	23.	Häringe	—	—	—	30
"	24.	dem Schuhmacher für ein paar Mannsstiefel zu besohlen	—	—	3	50
"	25.	Bier	—	—	—	75
"	"	Wochenlohn des Mannes 6 Tage . . .	8	40	—	—
"	"	" der Frau 6 " . . .	6	00	—	—
"	26.	Fleisch	—	—	—	90
"	"	Salz	—	—	—	10
"	"	Cichorie	—	—	—	8
"	"	Petroleum	—	—	—	30
"	"	Reis	—	—	—	20
"	28.	Brot	—	—	2	00
"	30.	Grütze	—	—	—	25
"	31.	Schulgeld für die ältesten Kinder . . .	—	—	—	50
			89	50	76	58
		Ab Ausgabe	76	58		
		Bleibt Bestand	12	92		

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

YC 01199

Gabriel
172687